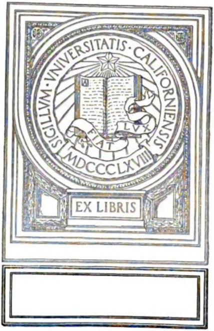
Die Grenzboten

Digitized by Google



itized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

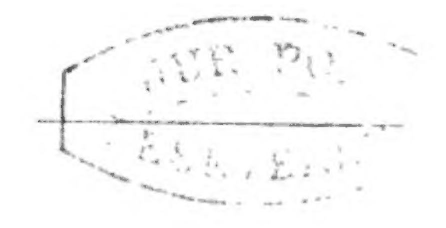
Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



42. Jahrgang.

Viertes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1883.

Digitized by Google

AP30
G7
v.42:4

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1883. Viertes Vierteljahr.

Politik und Volkswirtschaft. Rechtspflege, Heerwesen, Unterrichtswesen.

Glossen eines Deutschen im Auslande. S. 41.
Der Verfassungsbruch der Fortschrittspartei. S. 329.
Unsre Parteien. S. 473.

Die Fürstenversammlungen des September. S. 1.
König Alfons und die Pariser Chauvinisten. S. 57.
Paris und die Franzosen. S. 149.
Das Ministerium Ferry und seine Gegner. S. 312.
Der Sieg Ferrys über die Radikalen. S. 361.
Der Krieg zwischen Frankreich und China. S. 507.
Der Sieg des Mahdi im Sudan. S. 529.
Das französische Gelbbuch über Tonkin. S. 585.

Agraria und kein Ende. S. 99.
Die christlich-soziale Bewegung in England. S. 169.
Ein Reichsmonopol auf Getreideeinfuhr. J. G. Weiß. S. 225.
Die Fabriken und die Großstädte. S. 383.
Fortschritte der sozialpolitischen Debatte. 1. S. 535. — 2. S. 590. 681.
Das Unwesen der Lotterien. S. 566.

Zur Vereinfachung des gegenwärtigen Strafvollzugs. S. 173.
Das neue Aktiengesetz. S. 273. 334.
Staatsanwalt und Fortschritt. S. 641.

Militärische Kritikaster. S. 113.
Aus den Thüringer Manövertagen. S. 217.
Frankreichs Kriegsbereitschaft. S. 377.
Das Volk in Waffen. Hermann Vogt. S. 428.

Desideria der Elementarlehrer. S. 598.

Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. August Niemann. S. 386.
Vom Festefeiern. S. 425.
Gesunder Menschenverstand. S. 502.

Geschichte.

Die historische Kommission in München. S. 478.
Macchiavelli. 1. S. 234. — 2. S. 284.
Die Wahrheit über die Katastrophe von Jena. 1. S. 547. — 2. S. 605.
Politische Wetterfahnen. S. 650.

Literaturwissenschaft.

Gedanken über Goethe. Victor Hehn. 1. Naturformen des Menschenlebens. S. 6. 80. — 2. Stände. S. 243. 292.
Die Entstehung des Faust. Constantin Rößler. S. 436. 487. 659.
Aus den Tagen der Klassiker. 1. Karl von Dalberg. Adolf Stern. S. 62.
Zur Biographie Franz Grillparzers. S. 395.
Levin Schücking. S. 184.
Moriz Carriere und seine Gedichte. S. 353.
Neue Gedichte. S. 674.

Eine Geschichte der amerikanischen Literatur. R. Lutz. S. 556.
Emile Zola. August Niemann. S. 614.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Eine deutsch-nationale Verslehre. S. 126.

Die Publikationen der Berliner Museen. Adolf Rosenberg. S. 196.
Neuere Kunstliteratur. Adolf Rosenberg. S. 446.
Nochmals Rietschels Lutherkopf. F. Schnorr v. Carolsfeld. S. 309.

M284057

Digitized by Google

Die internationale Kunstausstellung in München. Adolf Rosenberg. 3. S. 40.
Das diesjährige Prachtwerk. S. 623.

Botho v. Hülsen und seine Leute. Eugen Sierke. S. 22.
Der Verfall des Theaters. S. 142.

Zu festlichen Gelegenheiten.

Zum achtzigsten Geburtstage Ludwig Richters. Bruno Bucher. S. 36.
Georg Waitz. Zum 9. Oktober 1883. S. 118.
Zum Lutherfeste. Max Allihn. S. 347.

Novellen.

Francesca von Rimini. Adam v. Festenberg. S. 43. 102. 152. 204. 258. 317. 367. 400. 465. 513.
Der neue Merlin. Adolf Stern. S. 569. 630. 686.

Notizen.

Der Kaiser von China. S. 50.
Der deutsche Schulverein in Deutschland. S. 51.
Zur Fremdwörterseuche. S. 51.
Die Giebelfelder des königlichen Schauspielhauses in Berlin. S. 52.
Ein Akt der Rache. S. 54.
Rumänien und die Londoner Konferenz. S. 159.
Die Andauer des Sozialistengesetzes. S. 162.
Wer in Deutschland Bücher kauft. S. 164.
Eine ultramontane Lohntheorie. S. 213.
Lutherliteratur. S. 215.
Französische Kriegführung in Ostasien. S. 265.
Dr. Overziers Wettermysterien. S. 267.
Antiquarische Kataloge. S. 268.
Schülerwerkstätten. S. 326.
Lagerbiereroberungen in Amerika. S. 375.
Goethe und Hummel. S. 413.
Die Welt des Scheins. Paul v. Schönthan. S. 416.
Zur Fremdwörterseuche. Herman Riegel. S. 418.
Die Überproduktion in Lehrbüchern. S. 471.
Kanalbauten oder billigere Eisenbahntarife? S. 580.
Erwiederung. S. 581.
Zwei für Besteuerung geeignete Gegenstände. S. 638.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

*P. Schlenther, Botho von Hülsen und seine Leute. Berlin, Gerstmann, 1883. S. 22.
A. Hamilton, Rheinsberg, Friedrich d. Gr. und Prinz Heinrich von Preußen. 2. Berlin, Decker, 1883. S. 55.
K. Bartsch, Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Freiburg und Tübingen, Mohr, 1883. S. 55.
J. Trojan, Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1883. S. 56.
*G. Ruhland, Agrarpolitische Versuche. Tübingen, Laupp, 1883. S. 99.
E. v. Woedtke, Das Reichsgesetz betr. die Krankenversicherung der Arbeiter. Berlin und Leipzig, Guttentag, 1883. S. 111.
W. Maurenbrecher, Historisches Taschenbuch. VI, 2. Leipzig, Brockhaus, 1883. S. 112.
*C. Beyer, Deutsche Poetik. 1—2. Stuttgart, Göschen, 1882—83. S. 126.
*F. v. Holtzendorff, Rumäniens Uferrechte an der Donau. Leipzig, Duncker & Humblot 1883. S. 159.
Luthers Werke. Herausgegeben von Knaake. 1. Weimar, Böhlau, 1883. S. 164.
L. v. Bar, Staat und katholische Kirche in Preußen. Berlin, Springer, 1883. S. 165.
R. v. Gottschall, Der neue Plutarch. 9. Leipzig, Brockhaus, 1882. S. 167.
J. Thomson, Expedition nach den Seen von Zentralafrika. Jena, Costenoble, 1883. S. 168.
A. Reifferscheid, Briefe von Grimm an Tydeman. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1883. S. 168.
J. Meyer, Königliche Museen zu Berlin. Berlin, Weidmann. S. 198.
Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen. Ebda. S. 201.
Bode, Italiänische Porträtskulpturen des fünfzehnten Jahrhunderts. Ebda. S. 202.
*F. A. M. Weiß, Die Gesetze für Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn. Freiburg, Herder, 1883. S. 213. 541.
Martin Luther als deutscher Klassiker. 3. Homburg, Heyder & Zimmer, 1883. S. 216.
T. Bödiker, Das Gewerberecht des deutschen Reichs. Berlin, Decker, 1883. S. 271.
A. Stein, Georg Friedrich Händel. Katharina von Bora. Königin Luise. Halle, Waisenhaus. S. 272.
*M. Carriere, Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen. Leipzig, Brockhaus, 1883. S. 354.
*Frankreichs Kriegsbereitschaft. Berlin, Wilhelmi, 1883. S. 383.
*M. Nordau, Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. Leipzig, Schlicke, 1884. S. 386.
*L. A. Frankl, Zur Biographie Franz Grillparzers. Wien, Hartleben, 1883. S. 395.
O. Bähr, Urteile des Reichsgerichts. München und Leipzig, Oldenbourg, 1883. S. 420.
J. G. Fischer, Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1883. S. 422.
*v. d. Goltz, Das Volk in Waffen. Berlin, Decker, 1883. S. 428.

Digitized by Google

M. Thausing, Dürer. 1. Leipzig, Seemann, 1883. S. 446.
A. Springer, Raffael und Michel Angelo. Ebda. S. 446.
A. Springer, Die Schule von Athen. Wien, 1883. S. 449.
C. v. Lützow, Die Kunstschätze Italiens. Stuttgart, Engelhorn. S. 452.
O. Mothes, Baukunst des Mittelalters in Italien. Jena, Costenoble. S. 454.
F. Lippmann, Handzeichnungen Dürers. Berlin, Grote. S. 456.
F. Leitschuh, Albrecht Dürers Tagebuch. Leipzig, Brockhaus. S. 457.
W. Bode, Studien zur Geschichte der holländischen Malerei. Braunschweig, Vieweg. S. 459.
Riegel, Peter Cornelius. Berlin, Decker. S. 460.
O. Berggruen, Die Galerie des Grafen von Schack. Wien, Gesellschaft für vervielf. Künste. S. 461.
H. A. Müller, Lexikon der bildenden Künste. Leipzig, Bibliogr. Institut. S. 462.
H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie. Leipzig, T. O. Weigel. S. 462.
G. Perrot und Ch. Chipiez, Geschichte der Kunst im Altertum. Leipzig, Brockhaus. S. 462.
Crowe und Cavalcaselle, Raffael. Leipzig, Hirzel. S. 463.
*Die historische Kommission bei der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften 1858—1883. München, Rieger, 1883. S. 478.
*F. v. Holtzendorff, Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes. München, Ackermann, 1884. S. 502.
K. G. Andresen, Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1883. S. 527.
R. Baumbach, Wanderlieder aus den Alpen. Leipzig, Liebeskind, 1883. S. 528.
*v. d. Goltz, Roßbach und Jena. Berlin, Mittler und Sohn, 1883. S. 547. 605.
*Nichol, American Literature. Edinburgh, 1882. S. 556.
Ch. Th. Schwab, Gustav Schwabs Leben. Freiburg und Tübingen, Mohr, 1883. S. 582.
H. Draheim, Deutsche Reime. Berlin, Weidmann, 1883. S. 583.
A. Gutbier und Lübke, Rafaels Stanzen des Vatikan. Dresden, Gutbier. S. 584.
*H. Heines Buch der Lieder, illustrirt von P. Thumann. Leipzig, A. Titze. S. 623.
G. Hauck, Böcklins Gefilde der Seligen und Goethes Faust. Berlin, Springer, 1884. S. 639.
F. Bley, An's Herz der Heimat! Düsseldorf, Voß & Co. S. 639.
G. Keller, Gesammelte Gedichte. Berlin, W. Hertz, 1883. S. 675.
J. Herzfelder, Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1883. S. 677.
O. Marbach, Licht und Leben. Leipzig, Zechel. S. 678.
M. Brauer, Mein Wanderfrühling. Leipzig, Breitkopf und Härtel. S. 679.
F. v. Hoffs, Gedichte. Essen, Bädeker. S. 679.
A. Kellner, Melechsala. Berlin, Verlagsanstalt, 1883. S. 679.
E. Böcker, Melitta. Frankfurt a. M., K. Jügels Nachfolger. S. 680.
K. Kösting, Der Weg nach Eden. Leipzig, E. Günther. S. 680.
M. Haushofer, Der kleine Staatsbürger. Stuttgart, J. Maier, 1883. S. 695.
Der österreichisch-russische Zukunftskrieg. Hannover, Helwing, 1883. S. 696.
H. Brand, Heinrich von Brabant. Kassel, Wigand, 1883. S. 696.
W. J. v. Wasielewski, Schumaniana. Bonn, Strauß, 1883. S. 697.

Digitized by Google

Die Fürstenversammlungen des September.

Die gegenwärtigen Beziehungen der europäischen Großmächte zu einander sind befriedigend, aber für die Zukunft einiger derselben läßt sich keine Bürgschaft übernehmen, und der Schleier, der diese Zukunft verhüllt, läßt von Zeit zu Zeit Schatten mit mehr oder minder deutlichen Umrissen durchscheinen, die zu denken geben. Die Rache für Sedan schläft und träumt nur, ist also keineswegs schon gestorben und begraben, und das Begehren der Moskowiter nach mehr, als der Berliner Kongreß der Pforte zu nehmen gestattete, zeigt sich auf der Oberfläche der Welt zwar nur in Gestalt von Zeitungsartikeln, arbeitet aber hörbar unterirdisch. Wenn wir neulich irgendwo lasen, die Völker Europas wohnten im Schatten einer umgekehrten und auf die Spitze gestellten Pyramide, die jeden Augenblick nach der oder jener Seite umfallen könnte, so ist das gewiß eine Übertreibung der Unsicherheit der Lage, aber ebenso gewiß ist, daß die Sicherheit derselben zu wünschen übrig läßt. In solcher Ungewißheit aber gedeihen die Hypothesen und Konjekturen der Zeitungspolitiker, die sich scharfblickend zu zeigen und für Sensation zu sorgen haben, aufs beste. Österreich-Ungarn kann keinen freundlichen Blick auf das kleine Königreich Serbien werfen, Rußland im Lande der Bulgaren keinen Finger rühren, ohne daß Auguren dieser Klasse in jeder Hauptstadt Europas sofort geheimnisvoll die Köpfe schütteln und nach einigem Erwägen, je nachdem sie gestimmt sind oder hinter ihnen stehende Politiker soufflieren oder Börsenpatrone des Blattes diktiren, optimistische oder pessimistische Weissagungen in die Druckerei schicken. Monarchen tauschen in einem Badeorte Höflichkeiten aus, ein Minister aus dem Osten besucht einen Kollegen im Westen, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen, und kaum hat der Telegraph das gemeldet, so wird in den Zeitungsbüreaus das „Ereignis" vorgenommen,

abgewogen und gedeutet, und am nächsten Morgen setzt ein tiefsinniger Leitartikel das verehrliche und gläubige Publikum in Kenntnis, daß eine neue „Kombination" zustande gekommen oder eine alte umgestaltet worden sei. Alle Wochen beinahe erfährt man von einer überraschenden Allianz, um tags nachher von einem rücksichtslosen Kritiker, der als Eingeweihter auftritt, aufgeklärt zu werden, daß dieselbe eine Unmöglichkeit ist, weil eine der betreffenden Parteien sich bereits, sei es durch nicht formelles Übereinkommen, sei es durch einen förmlichen Vertrag, anderweit gebunden hat, und zwar mit dem natürlichen Gegner der Macht, mit der er sich verständigt haben sollte.

Der September hat die Welt der Zeitungsschreiber mit zwei schönen Gelegenheiten beschenkt, diese Art von Divinationsgabe zu üben und zu kritisiren: mit der Fürstenversammlung in Homburg und mit derjenigen in Kopenhagen, wo auch der englische Premier erschien. Besonders in Paris hat man aus diesen Zusammenkünften die wunderbarsten Schlüsse gezogen. Aber auch Wien und Berlin leisteten darin ihr Teil. Da waren zu den Homburger Manövern außer deutschen Fürsten auch die Könige von Spanien und Serbien und die Kronprinzen von England und Portugal erschienen, und natürlich mußten ziemlich alle diese Besuche beim Kaiser Wilhelm hohe politische Bedeutung haben. Diese beim portugiesischen Prinzen herauszufinden, war schwierig. Dagegen lag sie beim Könige von Spanien auf der Hand. Spanien will wieder Großmacht werden, wieder Geltung im Rate der Nationen erlangen, und es sieht den besten Weg dazu in einer Anlehnung an Deutschland, dessen Kaiser den König Alfons zu seinen Manövern eingeladen hat, selbstverständlich, um denselben zu einem Beitritt zu der großen Allianz zu gewinnen, die Frankreichs Isolirung zum Zwecke hat. Der deutsche Gesandte in Madrid soll zum Range eines Botschafters aufrücken, der Staatssekretär im Berliner auswärtigen Amte war in Homburg anwesend — entschieden und unwiderlegbar Thatsachen, welche jene Annahme unterstützen. Als ob man durch Anlehnung an eine andre Macht im Handumdrehen eine Großmacht würde, als ob Spanien, das von Parteien unterwühlte und geschwächte, das militärisch und finanziell schwache, eine besonders wertvolle Verstärkung des deutsch-österreichisch-italienischen Friedensbündnisses wäre, als ob die Rangerhöhung eines Diplomaten die Macht, bei der er beglaubigt ist, ebenfalls eine Stufe höher stellte, als ob Graf Hatzfeld etwas ohne seinen Chef, den Reichskanzler, raten oder thun könnte, und als ob der beabsichtigte Besuch des Königs Alfons beim Präsidenten Grévy und dessen Ministern, der drei volle Tage dauern soll, dessen Besuch in Homburg nicht ungefähr aufwöge! Wenden wir uns zu der Anwesenheit des Königs Milan bei den Homburger Manövern, so könnte dieselbe, mit den letzten Vorgängen in Bulgarien in Verbindung gebracht, allerdings als bedeutungsvoller erscheinen. Bis vor kurzem spielten russische Generale als Minister des dortigen Fürsten die eigentlichen Herren im Lande, und dieses Verhältnis schien ein dauerndes werden zu

Digitized by Google

sollen, als plötzlich — niemand wußte Auskunft zu geben, durch welche Veranlassung herbeigeführt — ein Umschwung erfolgte, die Minister Sobeloff und Kaulbars vor einer ihnen feindseligen Kundgebung der Volksvertretung von ihren Posten zurücktraten und Nachfolger erhielten, die eine von Rußland unabhängige Richtung einschlagen zu wollen scheinen. Serbien ist der Nachbar Bulgariens, und so geht diese Veränderung mittelbar auch seine Regierung an. Indeß hat König Milan schon längst eine Schwenkung nach Österreich-Ungarn hin gemacht und sich dadurch auch Deutschland genähert, und sein jetziger Besuch ist nur eine Wiederholung der Reise, die ihn vor einiger Zeit nach Wien und Berlin führte. Das letztere ist endlich auch großenteils von dem Erscheinen des Prinzen von Wales in Homburg zu sagen, der ebenfalls schon seit einem Jahre in nähere Beziehungen zum Berliner Hofe getreten ist, als sie früher trotz seiner Verwandtschaft mit dem Kronprinzen von Preußen und Deutschland bestanden. Niemand braucht in diesen Besuchen mehr zu erblicken als die Wirkung der Erkenntnis, daß das unter Preußen geeinte Deutschland eine Macht geworden ist, die Achtung einflößt, die den Frieden Europas auf Grund des Rechtes und der wahren Interessen aller will und sichern kann, und mit der auf freundschaftlichem Fuße zu stehen jedem Gliede der europäischen Völkerfamilie zur Ehre und zum Vorteile gereicht.

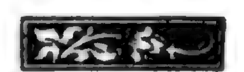
Noch mehr als in der Homburger Zusammenkunft ist in dem Besuche gesucht und gefunden worden, welchen das russische Kaiserpaar und der Prinz von Wales dem dänischen Hofe abstatteten, namentlich als Gladstone sich dazu einstellte. Hier gab es in der That eine vortreffliche Gelegenheit zur Konstruktion einer neuen „Liga," und infolge dessen baute man die Nachricht von einem englisch-russisch-skandinavisch-griechischen Bündnisse zusammen, das den Zweck hatte, dem deutschen Ehrgeize Halt zu gebieten, die Gladstonesche Politik mit dem Motto: „Die Hände weg" auf Österreich-Ungarn anzuwenden und die orientalische Frage zu endgiltiger Befriedigung der „aufstrebenden Nationen der Balkanländer" wieder aufs Tapet zu bringen. Ob die Türkei zum Bunde zugelassen werden sollte — natürlich, um ihr aus Höflichkeitsrücksichten bei ihrer eignen Vernichtung die Mitwirkung zu verstatten —, war gescheiten Köpfen gewiß, etwas gescheiteren zweifelhaft, bis noch gescheitere es wegen der Vorurteile, die Gladstone gegen die Pforte hegt, für unmöglich erklärten. Vielen war der Beitritt Schwedens und Dänemarks eine ausgemachte Sache, bis andre darauf hinwiesen, daß die erste Macht sich bereits bereit erklärt hatte, ihre Politik fürderhin nach Bismarcks Weisungen einzurichten, und daß die öffentliche Meinung in Dänemark nichts von einer antideutschen Haltung der Regierung wissen wollte. Eine andre Meinung ging dahin, daß die Kopenhagener Zusammenkunft die Antwort auf die Besuche der Könige von Rumänien und Serbien in Wien und Berlin bedeute. Wieder andern war sie der Anfang zu einer Verständigung Englands und Rußlands mit Frankreich, welche das Bündnis der Mächte Mittel-

europas aufwiegen sollte. Noch andre erblickten darin eine Verschwörung der Russen und Engländer zur Durchkreuzung der französischen Pläne in Hinterindien. Das Journal des Débats sagt: „Das Haupt des britischen Kabinets hat nach Kopenhagen keine diplomatischen Pläne mitgenommen, welche bestimmt wären, das Gleichgewicht in Europa wiederherzustellen. Aber während wir zugeben, daß in den Bemerkungen, zu denen die Unterhaltungen auf dem Pembroke Castle Veranlassung wurden, viel Chimärisches liegt, können wir doch die Reise des englischen Premierministers nicht für politisch bedeutungslos erachten. Wenn es unverständig ist, zu vermuten, der englische Staatsmann sei nach Kopenhagen gegangen, um eine Koalition zur Aufwiegung des österreichisch-deutschen Bündnisses vorzubereiten, so würde es ebenso unverständig sein, in seinem Besuche beim Kaiser Alexander III. nur einen Akt der Höflichkeit zu sehen. Herr Gladstone ist vielleicht auf die übeln Folgen aufmerksam geworden, welche gegenwärtig eine Rivalität zwischen Rußland und England für den Frieden Europas haben würde, und hat versucht, die Ursachen des Übelwollens zu beseitigen, die zwischen den beiden Großmächten in Mittelasien und Armenien bestehen mögen. Ohne den Wunsch nach einer unnötigen Allianz zwischen der Petersburger und der Londoner Regierung zu hegen, hat er sich bemüht, alle Hindernisse wegzuräumen, welche sie hindern könnten, gemeinsam ihren Einfluß zu Gunsten des Friedens auf dem Festlande anzuwenden.“ Der Temps kennt andre Beweggründe zu dem Besuche Gladstones in Kopenhagen. Er meint: „Es ist schwerlich zuzugeben, daß der englische Premier sich mit dem Zaren nicht über die neuerdings in Bulgarien und Ostrumelien hervorgetretenen Schwierigkeiten unterhalten habe. Der Zusammenbruch des bulgarischen Ministeriums und die [antirussische] Haltung der konservativen Partei haben eine Bewegung zur Folge gehabt, die sich noch nicht gelegt hat ... Rußland ist bei der Erhaltung der Ordnung und des jetzigen Standes der Dinge in Bulgarien mehr interessirt als irgendeine andre Macht ... Andrerseits weiß jedermann, daß Herr Gladstone immer lebhafte Sympathien für die christlichen Stämme bekundet hat, die durch Rußland vom ottomanischen Joche befreit worden sind. Ferner ist der König von Dänemark das erste Opfer der deutsch-österreichischen Politik gewesen, diese Politik ist am politischen Horizonte wieder aufgetaucht und wendet sich diesmal nach Osten. Unter diesen Umständen würde es ganz ebenso unklug sein, dem Besuche des Zaren eine ungewöhnliche Bedeutung zuzuschreiben, als ihm jede politische Wichtigkeit abzusprechen. Es handelt sich nicht bloß um die persönlichen Sympathien des Herrn Gladstone. England, welches die Erhaltung des europäischen Friedens wünscht, würde mit Befriedigung das Zustandekommen der Föderation der Balkanstaaten sehen, da sie ein Gegengewicht gegen das österreichisch-deutsche Bündnis wäre. Diese Vermutungen werden bis zu einem gewissen Grade durch die russischen Blätter bestätigt. Die Mehrheit derselben geben die Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen Ruß-

land, England und Frankreich zu, fügen aber bei, daß das Übereinkommen zwischen dem englischen Premier und dem Zaren auf völlig friedlichen Grundlagen ruht." Die letzten Sätze dieses Räsonnements enthalten ungefähr soviel Mißdeutungen der Sachlage als Behauptungen. Die Balkankonföderation soll das österreichisch-deutsche Bündnis aufwiegen? Das letztere soll den Frieden bedrohen? Dieser soll durch eine Allianz zwischen Frankreich, England und Rußland gesichert werden? Eine Widerlegung solcher Absurditäten ist wohl überflüssig. Nichts aber ist so absurd, daß es darin nicht überboten werden könnte, und so schließt ein deutsches Blatt von der Nachricht eines Wiener Korrespondenten, nach welcher der Kaiser Alexander Herrn Gladstone nach Kopenhagen eingeladen hätte, auf dessen Absicht dabei folgendermaßen: „Dasjenige, was dem Kaiser Alexander ganz besonders am Herzen liegen muß, ist, daß er endlich Ruhe vor nihilistischen Anschlägen empfindet. Bekanntlich hat England durch die irischen Anarchisten, eine den Nihilisten geistesverwandte Gesellschaft, gleichfalls viel zu leiden gehabt, die Dynamitattentate in London, Liverpool, Birmingham, Glasgow u. s. w. haben der englischen Regierung viel zu thun gegeben, aber ihre Bemühungen sind nicht fruchtlos geblieben, und seit der Verurteilung der Angeklagten in England und Irland hat man von Dynamitverschwörungen dort nichts mehr gehört ... wie der Leidende einen Arzt konsultirt, der bereits glückliche Kuren bei Leidensgenossen aufzuweisen hat, so könnte Alexander III. wohl die Lust verspürt haben, einmal den englischen Premierminister über die Kuren zu hören, welche er gegen die Fenier gebraucht hat." Wir fragen: Kann man wohl abgeschmacktere Vermutungen auf den journalistischen Markt bringen?

Aber auch die französischen Deutungen der Gladstoneschen Reise sind in hohem Grade unwahrscheinlich, ja geradezu Unmöglichkeiten. Als bekannt ist anzunehmen, daß der Leiter der englischen Regierung kein Freund Deutschlands und der Bismarckschen Politik ist. Deshalb aber zu glauben, daß er angesichts der französischen Kolonialpolitik sich mit Frankreich und angesichts der sich widerstreitenden Interessen Rußlands und Englands am Bosporus, in Armenien und Mittelasien sich mit Rußland verbünden könne, ist Aberglaube. Dazu kommt aber noch ein drittes. Auch nüchternere Zeitungskritiker als die, welche in jener Tour nach Kopenhagen den Zweck einer russisch-englischen Allianz oder gar einer solchen, bei der Frankreich der dritte im Bunde wäre, wittern, lassen sich die Überzeugung nicht nehmen, daß jener Abstecher nach der dänischen Hauptstadt gewisse geheime politische Verhandlungen im Auge gehabt haben müsse. Sie verraten damit aber nur ihre Unkenntnis der Stellung eines englischen Ministers und der englischen parlamentarischen Gewohnheiten. Die bloße Idee einer Erörterung politischer Angelegenheiten mit einem fremden Souverän in einer fremden Stadt würde bei einem aktiven englischen Staatsmanne das letzte sein, was ihm in den Sinn kommen könnte, ja eine Einladung dazu würde ihm geradezu als Skandal erscheinen. Es bleibt also wirklich nichts übrig, als

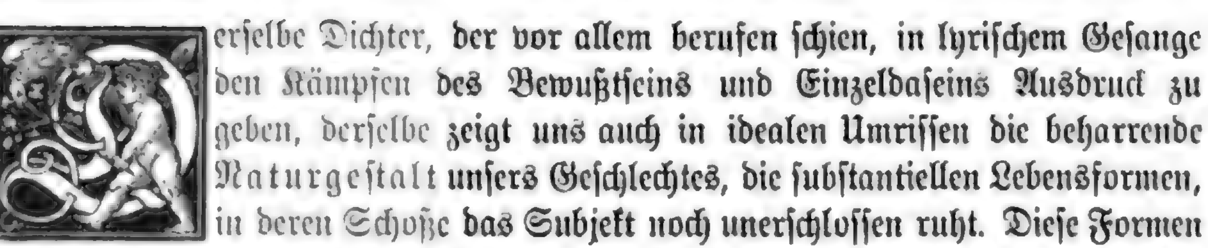
ein Abstecher auf einer Erholungsreise, bei dem man vielleicht einer Einladung folgte, welche eine Artigkeit gegen den in der Nähe befindlichen einflußreichen Staatsmann sein sollte, und deren Ablehnung wie eine Demonstration gegen eine Macht ausgesehen haben würde, mit der England gegenwärtig gute Beziehungen unterhält.



Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

1. Naturformen des Menschenlebens.



Derselbe Dichter, der vor allem berufen schien, in lyrischem Gesange den Kämpfen des Bewußtseins und Einzeldaseins Ausdruck zu geben, derselbe zeigt uns auch in idealen Umrissen die beharrende Naturgestalt unsers Geschlechtes, die substantiellen Lebensformen, in deren Schoße das Subjekt noch unerschlossen ruht. Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch noch tragisch; sie verbinden das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart, ja sie sind der höhern Tierwelt mit der Menschenwelt gemeinsam. Alles Besondre, so und auf diesem Grunde betrachtet, geht leicht und ohne Hemmung in das Allgemeine auf, es wird von diesem immer wieder zurückgezogen; die Forderungen der Sitte und geselligen Ordnung erscheinen nur als natürliche Lebensprozesse; ihre Herrschaft ist nicht eingesetzt, sie wird nicht empfunden, sie umfängt alles so ruhig, als könnte es nicht anders sein, und ihr entgegenzustreben wäre sinnlos. Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten, der Ahnherr mit spärlichem, bleichem Haar und das zu seinen Füßen spielende Kind, die aus der Familie werdende Familie, der Zug der Geschlechter zu einander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Herdes und der steingefaßte Brunnen, die Urbeschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die begleitenden Tiere, Rind und Schaf, Hund und Roß, Ruder und Schaufel und Pflug, auf der Wiese die Sense, im Walde die Axt, das Netz am Ufer, Arbeit und Muße, Gesang und Tanz, Zorn und Streit und Begier, Warnung und weiser Rat, wurzelnd in Sitte und Stammesgefühl, Weihgeschenk und Spende, Mut und List der Helden, Thaten der Vorfahren, Sagen und alte Sprüche — alles dies

und was sich sonst noch anfügen lassen mag, ist Geist in Notwendigkeit gebunden, so unbewußt thätig und dunkel schaffend, wie das Tier sich geberdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlornen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Thränen rührt.

Auch der Dichter selbst stellt dieses objektive Dasein gern in Kontrast mit subjektiven Stimmungen, um beide gegenseitig umso heller zu beleuchten. So erblickte der Wanderer, schwermütig und träumerisch durch die im Abendlicht glühende südliche Landschaft irrend, die junge Frau mit ihrem Säugling unter dem Ulmbaum und lächelte zu ihrer Frage, welches Gewerbe ihn hertreibe und ob er Waaren aus der Stadt im Land herumbringe? Daß man an der Natur als solcher, als bloßer Zeuge ihrer Erscheinungen und Verwandlungen, Genuß finden könne, davon hat sie keinen Begriff; daß es ein antiker Tempel ist, an dem sie wohnt, weiß sie nicht; auch nicht, welche Vergangenheit dieser Boden deckt, welche Werke der Kunst sie in diesen Steinen umgeben; sie trinkt den Brunnen, der zur Seite quillt, und erquickt den Wanderer daraus; der Vater hat die Hütte aus dem umliegenden Schutte gebaut, der Schwalbe gleich, die unfühlend ihr Nest an den Zierrat des Gesimses klebt; er hat die Tochter dem Ackersmann aus der Nachbarschaft zur Ehe gegeben und ist in ihren Armen gestorben; sie bauen die Erde, wie er sie baute, auf demselben Flecke, nach dem Verfahren, das vormals und immer üblich war; so schließt sich Ring an Ring, ein Geschlecht an das andre, die Frucht streut den Samen aus, dieser keimt und wird zur Blüte, die Blüte zur Frucht, und der Kreislauf beginnt aufs neue. Und der Fremdling scheidet gerührt und wünscht auch für seine eigne Wanderung am Ziele eine gleiche Beschränkung, eine Hütte im Schutze des Wäldchens, ein junges Weib, das ihn abends bei der Heimkehr empfange, den Knaben auf dem Arm.*)

Der „Wanderer" ist vor dem Aufenthalt in Wetzlar (dem Sommer 1772) entstanden; nachher aber deutete der Dichter die junge Frau und ihren Mann auf Albert und Lotte und den Wanderer auf sich selbst, der auch Abschied nahm und nicht bleiben konnte, oder auf Werther, wie er sich zwei Jahre später nannte. Auch zu Werthers überwallender Empfindung bilden die Szenen primitiven Lebens den steigernden und reizenden Gegensatz. Werther ist ein Freund der Kinder, in denen alles noch ungeteilt, die Knospe noch unentfaltet ist; er pilgert in die Heimat, zu den Stätten seiner ersten Jugend, und „kostet jede Erinnerung nach seinem Herzen"; er trägt den Homer mit sich herum, aus den Szenen der Ilias und Odyssee wird sein krankes Gemüt

*) Ähnlich ist der Schluß des freundlichen, rhythmisch kräftigen Liedes „An die Erwählte," das wohl derselben Zeit des Dichters, aber einer mutigen, nicht elegischen Stimmung angehört.

wie von Heilung und Besänftigung angeweht — „es ist nichts, ruft er, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens," und ein andermal: „so beschränkt und glücklich waren die herrlichen Altväter, so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung" u. s. w.; er findet zwei ganz junge Bauerbuben an der Erde liegen, setzt sich auf einen Pflug und zeichnet sie mit allem ländlichen Zubehör, dem Zaune, dem Scheunentor, gebrochenen Wagenrädern; die Mutter kommt hinzu, auch ein älterer Bruder: er sieht sie in ihrem Thun, hört ihre Worte, erfährt ihr Schicksal und schreibt dann: „Wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt."

Und wie Werther, so auch Faust. Auch Fausts friedloser Unruhe liegt dasselbe stille, seiner nicht bewußte, von der Naturordnung getragene Dasein gegenüber; er empfindet es schmerzlich als ein ihm versagtes Glück, das ihn, wenn er es erlangte, doch nicht zu halten vermöchte.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Wert erkennt —

oder:

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu.
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt u. s. w.

Ja die ganze Gretchen-Episode, die Szene der Spaziergänger vor dem Thor und noch andre erhalten erst als solche Gegenbilder ihr Recht und ihre Stelle in dem Aufbau des Dramas.

Die soeben genannten Werke gehören der gährenden Jugend des Dichters an. Es folgte die Zeit in Weimar, wo er unter Geschäften und Lustbarkeiten in verborgener Selbstbildung nach Seelenschönheit strebte und endlich den Sieg, das innere Gleichgewicht gewann. Jetzt sinken die Irrungen des gebrochenen Gemütes allmählich zurück, und es taucht das Antlitz des Seienden, die reine Gestalt immer mehr empor. Schon im Jahre 1784 heißt es in einem Briefe (23. Juni, an Frau von Stein): „Je älter man wird, desto mehr verschwindet das Einzelne, die Seele gewöhnt sich an Resultate" — Resultate, d. h. eben die typischen Formen, die mitten im Flusse der Dinge unvergänglich sich erhalten und die er ein andermal mit mythischer Personifikation auch wohl Götter nennt:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.
Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Aus Italien schreibt er drei Jahre darauf (1787, 23. August): „Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.“ Und wenige Monate später (1788, 5. Januar): „Die Opern unterhalten mich nicht — nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.“ In demselben Sinne sagt Aurelie im Wilhelm Meister (4, 15): „O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Übel ertragen.“ In den neunziger Jahren war diese Richtung vorwaltend geworden, und nachdem mit „Tasso,“ dieser süß-schmerzlichen Seelentragödie, die letzte Schuld aus der Epoche innerer Kämpfe abgetragen und zugleich die Verstimmung über den Einbruch roher, revolutionärer Kräfte überwunden war, da entstanden die Dichtungen, in denen jenes Dauernde für sich hingestellt erscheint, in heller Beleuchtung, obwohl nicht ohne herzlichen Anteil, in entzückender Reinheit des Stiles und Wahrheit des Lebendigen. Wir verweilen zunächst bei den letzten Büchern des „Wilhelm Meister“ und „Alexis und Dora,“ dann in besondrer Beziehung bei „Hermann und Dorothea.“

Wilhelm beträt den Saal der Vergangenheit, den man ebensowohl den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen konnte, sah sich von Bildern des Menschenlooses überhaupt umgeben und rief aus: „So war alles und so wird alles sein! Nichts ist vergänglich als der Eine, der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.“ Hier war es die Kunst, die das, was im Reiche der Wirklichkeit wie eine Welle zerrinnt, festhielt und aufbewahrte, denn die Kunst ist der Zeit nicht unterthan, da sie sich am Scheine genügt; aber auch im Naturlaufe selbst stellt sich das Flüchtigste, die Liebe und die Schönheit, durch ewige Wiederkehr als

ein ewig Bleibendes dar, wie im siebenten Buche Lotharios anmutiges Abenteuer lehrt. Lothario, ein reicher junger Edelmann, hatte einst Margarete, die schöne Pachterstochter in der Nachbarschaft, geliebt; drauf war sie weit weg verheiratet worden und kam nun mit ihren sechs Kindern, den Vater zu besuchen. Und wieder war es Frühling, wie damals zur Zeit ihrer Liebe, denn auch der Frühling, der so bald scheidet, kehrt ja immer wieder:*) wilde Rosen blühten an den Hecken, und die Knaben schüttelten Maikäfer von den Bäumen. Und von einer Krankheit eben genesen und dadurch weich gestimmt ritt Lothario den alten, wohlbekannten Weg dahin, glaubte eine Mutter zu begrüßen und fand statt ihrer ein blühendes Mädchen, ganz mit den Zügen und in der Gestalt wie Margarete ehemals: es war die Muhme, und er wußte nicht, was er denken sollte und wie ihm geschah. Dann sah er sie auch selbst wieder, und sie führte ihn in die Stube, wo beinahe alles noch auf dem alten Platze stand. „Die schöne Muhme, erzählt er, saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüten und Früchte stufenweise neben einander leben." Margarete sagte ihm, da sie einen Augenblick allein gelassen waren: „Auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal im Leben wiederzusehen; ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt." Diese Worte waren wie aus dem Munde Friederikens von Sessenheim gesprochen, die der Dichter nach acht Jahren wiedersah: die Freude war auch damals von beiden Seiten groß, der Schmerz der Trennung geheilt und die Gemüter versöhnt. Friederike war noch unvermählt, aber Lili, da er sie tags drauf in Straßburg besuchte, hatte wie Margarete ein Kind auf dem Arme; und so glichen auch diese Augenblicke denen, die dem Dichter nach so langer Zeit vorschwebten. „Es ist nichts reizender, sagt Lothario bei dieser Gelegenheit, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern." Seine Erzählung von dieser Wiederbegegnung, die drei weiblichen Lebensalter neben einander, diese ganze Novelle, die mit einer ruhenden Szene, wie auf einem idealen Theater, schließt, hätte verdient, statt in einen Roman eingeschoben zu werden, ein eignes Gedicht zu bilden. In der Verflechtung mit den Personen und Gesprächen des Romans erhält sie ein mehr weltliches oder unheiliges Kolorit, und so schön sie auch in dieser milden, durchsichtigen, sanft hingleitenden Prosa ist, es fehlt ihr doch die Göttersprache des Verses und Rhythmus, in der „Alexis und Dora" zu uns redet.

*) Weder der Tag, schreibt der Dichter am 6. März 1781, noch der Frühling, noch die Liebe werden immer wiederkehrend alt.

Auch „Alexis und Dora," in der Reihe der kleineren Goethischen Dichtungen eine der köstlichsten, die man nicht müde wird, sich immer wieder herzusagen, entstand nicht lange vor „Hermann und Dorothea," aber ätherischer, gleichsam verklärter als dies bürgerliche Epos, bringt uns jenes Gedicht Urgestalt menschlichen Lebens in lauterer Einfalt zur Anschauung. Das Haus und der unendliche Schatz von Gefühl und Sitte, den es birgt, der von den Eltern scheidende Sohn:

da drückte der wackere Vater,
Würdig, die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück, riefen sie, glücklich und reich —,

die Mutter und ihr zur Seite die erblühte Tochter, der Knabe, der trotzig des Mädchens nicht achtet und sie ansieht,

Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt —,

bis plötzlich der Strahl der Liebe in sein Herz fällt und ihn allgewaltig verwandelt, der Bräutigam und die Braut, die Nachbarn nebeneinander, der Brunnen und die wasserschöpfenden Mädchen, auf dem Markt die Körbe gefüllt mit Früchten, der Garten und sein Pförtchen, der Kaufmann mit seinem Handel und Wandel, das Meer und der Bootsmann und das Segel, die Furche, die das Schiff zieht, überhaupt das uralte, poetische Gewerbe des Schiffers, das so heilig ist wie das des Hirten oder Ackermannes oder Fischers — dies alles zieht in der Erinnerung eines bewegten Herzens an uns vorüber, unruhig wie vom Spiegel eines Wellenflusses aufgefangen, bald andeutend, bald verweilend, von so tiefer Rührung durchdrungen, daß der Dichter selbst es aufgiebt, ihren Grund zu erschöpfen, und innehaltend mit dem Anruf an die Göttinnen des Gesanges schließt:

Nun, ihr Musen, genug — vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust —

ganz wie Lothario seine Erzählung abbricht: „und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb und mit welchem ich mich entfernte." Der Schauplatz, auf dem wir uns in „Alexis und Dora" befinden, ist ein ideal unbestimmter. Es ist ein südliches Land, ein Hafenstädtchen, von dem niemand sagen kann, wo es liegt. Die Orange wächst dort, die „schwer ruht als ein goldener Ball," auch die „weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet," und blühende Myrten biegen sich um und bilden ein Laube im Garten. Delphine umschwärmen das Schiff, wie im tyrrhenischen oder ionischen oder ägäischen Meer, und blaue Uferberge folgen noch lange dem Blick des Schiffenden. Wie der Raum, schwebt auch die Zeit, in die der Dichter uns versetzt, in unbestimmter Allgemeinheit; es könnte wohl das Altertum sein, wohl auch ein neueres Jahr-

hundert. Die griechischen Götter sind noch lebendig: Zeus donnert vom Himmel, Amor und die Grazien bekräftigen den Liebesbund, der Liebende ruft den Sonnengott Phöbus an. Alexis ist ein griechischer Name, Dora ist es auch — geht das Erzählte also in der alten Griechenzeit vor sich? Wir glauben es nicht, denn jedes Wort dieser Idylle atmet Innigkeit und Seele, klingt mit süßem Nachhall, zittert im Nervenreiz, und dies war im Altertum so nicht, und der Leser oder Hörer fragt darnach nicht. Wenn Dora geschmückt und gesittet zum Tempel geht und die Mutter feierlich neben ihr her, so kann sie wohl eine dorische oder attische Jungfrau sein, die an einem Götterfeste zu den Säulen des Heiligtums aufsteigt, ebensowohl aber auch ein deutsches Mädchen in irgend einer Reichsstadt, das im Sonntagsschmuck, an der Seite der gravitätischen Mutter, das schwarze Buch und drüber das weiße zusammengelegte Taschentuch in der Hand, beim Klang der Glocken zur Kirche geht. Ebenso, wenn sie am Brunnen das Wassergefäß mit leichtem Schwunge hebt und es dann schreitend auf dem Ringel des Hauptes weiterträgt; wir denken dabei wohl an eine griechische Jungfrau, den edelgeschweiften Krug mit beiden Armen über sich haltend, selbst wie eine wandelnde zweihenkelige Vase, oder an Wasserträgerinnen des Orients, z. B. Rebekka, die abends um die Zeit, da die Weiber pflegen herauszukommen und Wasser zu schöpfen, den Krug auf ihre Achsel nahm und dem Wasserbrunnen vor Nahor zuschritt und dem Eleasar zu trinken gab und seine Kameele tränkte, ebenso leicht aber auch an ein heutiges Mädchen in Dörfern und Städtchen, das am fließenden Brunnen ihr thönernes oder metallenes Gefäß füllt und auf dem Heimweg den Gruß der zu gleichem Geschäft ihr entgegenkommenden Freundin nicht durch Nicken, nur mit dem Blick oder durch ein Lächeln erwiedern kann. Auch eine Schürze trägt Dora ja, wie heutige Mädchen, denn sie muß schaffen und die Wirtschaft versehen, und in die Schürze sammelt sie die Früchte für den Jüngling, der vergebens bittet, es sei nun genug. So spricht aus jedem Zuge des Gedichtes die Erfahrung der ältesten wie die der jüngsten Geschlechter.

Daß nun diese Allgemeinheit der Lebensgestalt mehr die Sphäre einer andern Kunst bildet, der Skulptur, erhellt von selbst. Die Skulptur hat nur geringe Mittel, schmalen Raum; aus der mannichfach verschlungenen Menschenwelt wählt sie das Einfachste und verschmäht alles Zufällige; die unmittelbare Einheit von Leib und Seele, daß in der letzteren nichts sei, was nicht in dem ersteren erschiene, ist die Bedingung und Forderung, ohne die sie nichts in ihren idealen Kreis aufnehmen mag. Und da die griechische Dichtung unter dem Prinzip der Plastik steht, so herrscht auch dort, am meisten im homerischen Epos, dem Grundbuche aller Humanität, und in der hesiodeischen naiven Ökonomik dasselbe, alle Willkür ausschließende, allgemeine Gesetz der Natur. Daher die Einstimmung der in Rede stehenden Goethischen Schilderungen mit den Bildnissen des Epos und der Skulptur, daher die Anklänge, die bei Genuß der-

selben wie ein fernes, leises Echo aus dem Altertum zu uns herüberkommen. Von den Personen und Sitten seines eben vollendeten epischen Gedichtes schreibt er selbst an Schiller (8. April 1797): „Diejenigen Vorteile, deren ich mich in meinem Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt," und an Meyer (28. April 1797): „Die höchste Instanz, vor der mein Gedicht gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es ist die Frage, ob Sie unter dem modernen Kostüm die wahre, echte Menschenproportion und Gliederform anerkennen werden" und an denselben (5. August desselben Jahres) fast mit denselben Worten: „Der Menschenmaler ist eigentlich der kompetenteste Richter der epischen Arbeit." Er schrieb an einen Maler, sonst hätte er noch besser gesagt: der Menschenbildner, und der hätte in „Hermann und Dorothea" viel gefunden, ähnliches als wie der griechische Künstler in seinem Homer. Der Vater z. B., den der Unwille oft hinreißt, er gleicht, obwohl nur ein Gastwirt, dem götterberatenen, leicht zürnenden Sohne des Kronos, den seine Umgebung durch List und Überredung beherrscht; er wünscht, wie Hektor in der Ilias und wie jeder Vater, daß ihm der Sohn nicht gleich sei, sondern ein Besserer; der Pfarrer, der in Hermanns Liebe die Stimme des Schicksals vernimmt und dieser zu folgen für Weisheit hält, er erscheint wie der Seher, der wußte, was ist und war und sein wird, oder wie einer der Götter in fremder Gestalt, die den Helden beraten und ihm seinen Entschluß eingeben; aus dem ehrwürdigen Richter spricht der Geist der Völkerführer, die, Maß und Frieden gebietend, die verzagende, immer unbillige und unbedachte Menge durch die Wüste leiten; Hermann selbst, er ist der Jüngling überhaupt, der zum Manne heranreift, und ganz wie Telemachos wohnt er im obern Stock (ὅθι οἱ θάλαμος ὑψηλὸς δέδμητο) und wie dieser ist er auf mit der frühgeborenen, rosenfingrigen Eos, ja gegen den Schluß erhebt sich seine Gestalt zur Würde des Heros, der „mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes trägt" und den sein Weib zur Schlacht wappnet:

und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.

Dorothea auf der Landstraße mit langem Stabe neben den Ochsen schreitend und sie antreibend oder zurückhaltend, gewährt ein Bild von ganz epischer Einfalt: seit den ersten Zeiten der erwachten Kultur dienen die Rinder dem Menschen bei seinen Geschäften; die Dichter, wenn sie die Werke und Tage schildern, vergessen auch die gehörnten und schwerwandelnden Gehilfen nicht (εἰλίποδας ἕλικας βοῦς), und gern stellt sie auch die bildende Kunst mit dem Menschen zusammen, bald wie sie durch das fette Erdreich den Pflug ziehen, vom Stachel getrieben, bald wie sie wiederkäuend sich gelagert haben oder ruhig und würdig am Altare dastehen, dem Gotte zum Opfer geweiht und den tötlichen Streich erwartend, auch wohl wie der wilde Stier von Jünglingen ge-

Digitized by Google

bändigt wird u. s. w. Und wie der Stier, so auch das Roß: Hermann vertraut seine Hengste keinem andern, er schirrt sie selbst vor den Wagen, donnert mit ihnen durch den Thorweg (*αἴθουσα ἐρίδουπος*), und wenn sie dann des Weges dahinrennen, quillt der Staub unter den mächtigen Hufen (*κονίη, τὴν ὦρσαν ἐρίγδουποι πόδες ἵππων*), und er selbst erscheint als Automedon oder Pisistratus oder einer der andern epischen Wagenlenker. Dorothea ist auch herbe wie Antigone und jede ungezähmte Jungfrau (*ἀδμής*), sie ist auch tapfer und streitbar, gleich der kämpfenden Amazone, und schlägt den rohen Feind nieder (*ἀντιάνειρα*); in friedlichem, schönem Geschäft aber kommt sie zu dem Quell, den die Linden umstehen, schöpft und füllt ihre Krüge, beugt sich über, und der Wasserspiegel giebt ihr Antlitz zurück, wie das ihres jungen Freundes — eine Brunnenszene, uralt und von heitern, reinen Linien, ein Brunnen, lieblich wie der auf Ithaka (*κρήνη καλλίροος, ἀμφὶ δ᾽ ἄρ αἰγείρων ὑδατοτρεφέων ἦν ἄλσος*); dann wandeln beide, die Jungfrau und der Jüngling (*παρθένος ἠΐθεός τε*), den Gang durch den Weinberg, bei sinkender Sonne, im Scheine des Vollmondes, unter drohenden Gewitterwolken, ruhen eine Weile unter dem Dache des Birnbaums, und Dorothea, durch den dunkelnden Pfad (*δύσετο τ᾽ ἠέλιος σκιόωντό τε πᾶσαι ἀγυιαί*) die Schritte verdoppelnd, strauchelt auf den ungleichen Stufen, und Hermann fängt sie in den Armen auf, wie der römische Jüngling die Sabinerin, die sich sträubt und windet und sich doch gern rauben läßt, und der Dichter ruft selbst aus:

so stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt.

So verschmilzt auch in diesem Gedicht die plastische Anschauung und die griechische Sitte mit dem heutigen Dorfleben zu reiner Form der Menschlichkeit. Schon die Romantiker empfanden dies: z. B. A. W. Schlegel in der Elegie an Goethe:

Leih den Gestalten dein bildendes Wort, aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt spiegle sich Kunst in der Kunst —

und Schelling meinte im Jahre 1797, also wohl unter dem Eindruck, den er von „Alexis und Dora" und „Hermann und Dorothea" empfangen, die Odyssee sei Goethes Mutterboden, der Kommentar für ihn (s. Novalis' Briefwechsel mit Fr. und A. W. Schlegel, S. 44 und 48). Ja die Personen des Gedichtes scheinen selbst ein dunkles Bewußtsein ihrer typischen Art zu haben, so wenn die Mutter ausruft: So sind die Männer! oder der Vater: Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber! oder wenn er klagt:

Muß ich doch heut erfahren, was jedem Vater gedroht ist —

Hermann, von seiner Liebe sprechend, äußert:

Ja es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft —

und auch Dorothea stellt ihren Schritt, als Magd dienen zu wollen, als allgemein weibliche Bestimmung hin, denn, sagt sie, das Leben des Weibes ist ein ewiges Gehen und Kommen oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.

Die neunziger Jahre waren, wie schon oben bemerkt, die epische Zeit in Goethes Leben und Dichtung, die denn auch in eignen, selbständigen Werken ihren Ausdruck fand. Überschaut man aber seine ganze dichterische Laufbahn, so finden sich überall unter der großen Mannichfaltigkeit der Stoffe und Richtungen einzelne Gestalten und Umrisse, in denen dieselbe Betrachtungsweise, der Mensch als in der Allgemeinheit der Gattung begriffen, sein Leben als Naturform erscheint. Wir sammeln im folgenden solche Züge, zur Ergänzung dessen, was schon oben angeführt worden, und halten uns dabei am Faden der sich ablösenden menschlichen Altersstufen — wie der Dichter selbst in der bekannten Grabschrift: „Als Knabe verschlossen und trutzig" u. s. w.*)

Das unendliche Glück der Mutter, die den Knaben an der Brust hält, den unendlichen Schmerz, ihn zu verlieren, malt in ergreifenden Tönen Antiope, Elpenors Mutter. Sie drückte ihn an sich —

Wo schien der Knabe sicherer, als da,
Wo ihn die Götter selber hingelegt?

Und als die Räuber ihn ihr zu entreißen kamen, da umschlang sie ihn

Mit unauflösbaren Banden mütterlicher Arme

und ließ ihn nur zugleich mit dem Bewußtsein von ihrem Busen. — Den Vater der Götter und Menschen ruft Proserpina an:

Ruhst du noch oben auf deinem goldnen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobst,
In deinen Händen mich scherzend
Gegen den endlosen Himmel schwenktest,
Daß ich kindisch droben zu verschweben bebte?

---

*) Eine andre Grabschrift schickte er der Gräfin Auguste von Stolberg im März des Jahres 1778, also da er noch nicht neunundzwanzig Jahre alt war:

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab ich und geliebt
Und liege nieder unbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

Es sind Worte, die er sich selbst nachrief, wenn er jetzt etwa abberufen würde. Im Januar desselben Jahres hatte sich das Fräulein von Lasberg aus unglücklicher Liebe ins Wasser gestürzt, was Goethe tief ergriff und ihm das Bild des Todes nahe brachte; damals entstand das Lied: „Füllest wieder Busch und Thal" (in seiner ersten Gestalt) und auch: „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll."

Gretchen hat, wie Faust in ihrem Zimmer phantasirt, als Kleine mit vollen Kinderwangen

— dankbar für den heilgen Christ
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt;

da Dorothea fort will und von den Ihrigen Abschied genommen hat, da fallen die Kinder schreiend und weinend

Ihr in die Kleider und wollen die zweite Mutter nicht lassen —

und die Weiber müssen ihnen Zuckerbrot versprechen, das Dorothea aus der Stadt bringen wird, und sie so beruhigen; — Stella, im zweiten Akt, fühlt sich wie ein großes Kind: „eben wie die Kinder sich hinter ihr Schürzchen verstecken und rufen Pip, daß man sie suchen soll“; — wenn die Mutter in der Küche das Feuer schürt, dann kommt der Knabe gesprungen und wirft auch sein Reis hinzu (Proömium zu „Hermann und Dorothea“):

Schüre die Gattin das Feuer auf reinlichem Herde zu kochen,
Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig, dazu;

Felix im „Wilhelm Meister,“ der sonst so liebliche Knabe, zeigt doch auch die Unarten seines Alters, er gesteht nicht, was er gethan, aus Furcht vor Strafe, er trinkt lieber aus der Flasche als dem Glase, und dies gerade rettet ihn für diesmal; in greifbarer Deutlichkeit aber tritt uns das Söhnchen Karl in ausgeführten Szenen des „Götz von Berlichingen“ entgegen — einer Episode, die von überklugen Kritikern verworfen und sogar auf die Basedowsche philanthropische Pädagogik damaliger Zeit zurückgeführt worden ist, ohne die aber dennoch die Tragik des Dramas nicht vollendet wäre; denn wie Götz an der Freiheit, wie er sie versteht, und an dem Staate, in dem die Bösen Gewalt haben, verzweifelnd stirbt, so wird auch sein eignes Heldengeschlecht sich nicht fortsetzen: sein Sohn wird kein Ritter werden, er ist friedlicher, ängstlicher Art, Mönche unterrichten ihn im Kloster, er wird ein Jurist und Schreiber werden, Schreiben aber ist geschäftiger Müssiggang.

Der Knabe wächst heran und muß erzogen, geleitet werden, muß in Gymnastik des Leibes und der Seele sich üben, muß lernen, der Warnung, dem Rate des erfahrenen Mannes zu folgen.

Der Frauen Liebe nährt das Kind,
Den Knaben ziehn am besten Männer.

Goethe war selbst ein Kinderfreund, ein Erzieher, er bildete sein eignes Selbst an der kindlichen Natur, und wie der Dichter wird auch Wilhelm durch das Geschenk seines Felix aus der nichtigen Schattenwelt idealer Betrachtungen zu lebendiger Existenz, zum Naturgrunde zurückgeführt, und Lothario sagt (7, 7): „Was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder

aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben."*) Der Geliebten schreibt der Dichter am 22. September 1781: „Christus hat Recht, uns auf die Kinder zu weisen: von ihnen kann man leben lernen und selig werden," und so nahm er den jüngsten Sohn derselben, Fritz von Stein, zu sich, erzog und belehrte ihn in Spiel und Ernst, auf Reisen, mitten unter seinen Arbeiten, und entließ ihn endlich in die Fremde, auch dann noch in Briefen und Ratschlägen um ihn besorgt, und so zeichnete er im Elpenor den aus dem Knaben werdenden Jüngling mit sicherer und dennoch künstlerisch milder, ausgleichender Hand. Elpenor steht eben auf dem Punkte, wo das Kraftgefühl sich regt, das bisherige Kind den Armen der Pflegerin und Mutter, der weiblichen Obhut sich entwindet. Er begehrt nach der Waffe, dem Roß, er betritt voll Erwartung und Selbstgefühl den Weg des Lebens, noch sind seine Wünsche kindisch, mancher gute Spruch soll ihn wie ein sittlicher Talisman geleiten und behüten, z. B.:

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterscheiden —

oder:

Beleid'ge nicht das Glück durch Thorheit, Übermut,
Der Jugend Fehler wohl begünstigt es,
Doch mit den Jahren forderts mehr —

oder:

Der beste Rat ist, folge gutem Rat
Und laß das Alter dir ehrwürdig sein.

Da die Tragödie nicht vollendet ist, so wissen wir nicht, welches Geschick ihm bevorstand; vielleicht war es so traurig, wie das des Elpenor bei Homer, der in demselben Alter stand, in dessen Namen schon die Hoffnung, die sich erfüllen und nicht erfüllen kann, d. h. nach antiker Weise die Besorgnis ausgedrückt ist, und der dem Dichter vielleicht vorschwebte:

Ἐλπήνωρ δέ τις ἔσκε νεώτατος, οὐδὲ τι λίην
ἄλκιμος ἐν πολέμῳ, οὔτε φρεσὶν ᾗσιν ἀρηρώς.
(Aber es war ein Elpenor, noch jugendlich, noch nicht bei Kräften,
Stand zu halten im Kampf, noch nicht selbständig im Geiste.)

Ein ähnliches Bild des aufstrebenden Jünglings gewährt der Reiterjunge Georg im „Götz von Berlichingen": er legt heimlich die Rüstung des Erwachsenen an, nach der er Sehnsucht trägt, wie der Knabe Elpenor nach dem Bogen und Köcher, die an dem hohen Pfeiler hingen; er steht neben Götz wie im griechischen

*) Gleich schön, aber in einem etwas andern Sinne schrieb Knebel der Frau von Stein: „In unserm Alter (er war 78 Jahre alt, sie um zwei Jahre älter) sollte man immer Kinder, und womöglich seine eignen, um sich haben. Man überliefert ihnen auf diese Weise gleichsam sein eignes Leben. So hat es die Natur geordnet, die uns in unsern Kindern unsre Fortdauer sichtbar macht."

Altertum der ungeduldige jüngere Held neben dem erprobten; er muß zurückgehalten werden, er blickt voll Verehrung zu seinem ritterlichen Herrn empor, dessen Freude an dem Knappen mit jedem Tage steigt; aber ehe noch seine ganze Kraft entwickelt ist, fällt er in einem blutigen Gemetzel, in das ihn ein unseliger Zufall geführt, und es ist gut so, denn was hätte ihm die Welt, wie sie geworden war, bieten können, ihm, dessen Schutzpatron der Ritter Georg, der Drachentöter, war?

Knaben und Mädchen spielen noch zusammen, und die letztern müssen oft von der Wildheit der erstern leiden; dann aber trennen sich die Geschlechter:

es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus und fliehen die wilderen Spiele.

Bald aber kommt der Moment, wo das eben erblühende Mädchen mitten unter ihren kindischen Gedanken von einer träumerischen Sehnsucht, der sie keinen Namen zu geben weiß, beschlichen wird (bei Schöll, Briefe und Aufsätze, am Ende):

das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht,
Und fühlt und hofft.

Zu Pandora, dem von der Hand der Natur unmittelbar gebildeten, unberührten Mädchen, hat Prometheus gesprochen:

Du fühlst an deinem Herzen,
Daß noch der Freuden viele sind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennst —

und sie erwiedert:

Wohl, wohl! Dies Herze sehnt sich oft
Ach nirgend hin und überall doch hin!

Ähnlich in „Hans Sachsens poetischer Sendung“:

— sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schoß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf —

und da sie den Geliebten gefunden:

Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück;
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wirst ihn bald nagen, bald erfreuen u. s. w.

So schildert auch Proserpina die frohe Mädchenlust:

Gespielinnen,
Als jene blumenreichen Thäler
Für uns gesamt noch blühten,
Als an dem himmelklarem Strom des Alpheus
Wir plätschernd noch im Abendstrahle scherzten,
Einander Kränze wanden
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Dessen Haupte unser Herz sie widmete —
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geschichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Lust zu leben früh
Im Thau die Rosenfüße badeten.

Auch Mignon war wild und ungestüm gewesen und trug Knabenkleider, dann wird sie allmählich weicher, weiblicher; sie sieht, wie ihr Vater und Meister von Andern, Glücklicheren geliebt wird, muß ihm und allem Glück entsagen und scheidet bald wie ein verklärter Engel. Über sie und ihren Tod schreibt Schiller (an Goethe, Nr. 179): „Dieses Wesen, in seiner isolirten Gestalt, seiner geheimnisvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld repräsentirt die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmut und zu einer wahr menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte."

Wie die Jungfrau zur Mutter, zur Herrin des Hauses, so wird der weitgreifende, von abstrakten Vorstellungen getriebene, erfahrungslose Jüngling zum reiferen Manne, der sich selbst die Schranke setzt und innerhalb ihrer thätig schafft und nützlich wirkt, bis ihn das steigende Greisenalter entkräftet und endlich niederwirft. So spricht Orest von jener ersten Zeit:

Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten und dereinst,
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften,
Und dann wir abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis an unsre Füße spielten,

Die Welt so weit, so offen vor uns lag —
Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert
Und künftge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht —

aber Pylades, der heiter-verständige, dessen Blick mehr der Wirklichkeit des Lebens zugewandt und dessen Vorbild Odysseus ist, erwiedert seinem Freunde:

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön, was unsre Väter thaten,
Wenn es in stillen Abendschatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft,
Und was wir thun ist, wie es ihnen war,
Voll Müh und eitel Stückwerk!

Es ist tragisch, daß Achilleus, der stählerne Jüngling, sich nicht vollenden konnte, daß ihn der greise Nestor, dessen Geist rückwärts gewandt war, überleben mußte! Und doch wäre ein Mann so nötig auf Erden, wie Pallas Athene in der „Achilleïs“ klagt,

Daß die jüngere Wut, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertötende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
Führt er den Überfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.

Auch das Alter hat noch seine schöne, milde Seite, wie der Abend, wenn nach heißem Tage die Sonne sich dem Untergange zuneigt (Elpenor):

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.

Und der Letztere kommt dem Ersteren zu Hilfe, durch Rat und Maß und Weisheit. Zwar laufen die Jahre im Alter rascher als beim Eintritt ins Leben, wo jeder Tag eine neue Entwicklung bringt (Elpenor):

wie eine Flamme, die
Nun erst den Holzstoß recht ergriffen,
Verzehrt die Zeit das Alter schneller, als
Die Jugend,

aber wirken, schaffen kann auch der Greis, indem er jüngere Kräfte in seinen Dienst nimmt und sie mit weiterblickender Einsicht leitet. Was dem großen Peliden vom Schicksal versagt war, Städte zu gründen, Dämme gegen die Flut zu bauen, die Wasser zu- und abzulenken, die Sümpfe am Fuße des Gebirges

in ein grünes, fruchtbares Gefilde zu verwandeln und so „die Erde mit sich selbst zu versöhnen,“ den Arbeitern zu gebieten und Raum zu schaffen für ein neues Volk auf neuem Boden, das erreichte der hochbetagte Faust, der schuldbeladene, in strebender Thätigkeit stets entsühnte Mann, bis er endlich erblindet zurücksank, dorthin, woher er gekommen, im Vorgefühl der Nachwirkung seines Schaffens noch im letzten Augenblicke befriedigt und glücklich.

So reihen sich in unserm Leben die Jahre unaufhaltsam an einander (Schweizeralpe, 1797):

Jugend ach ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband —,

aber der Blick aufwärts und abwärts stimmt uns andächtig, wie vor der Gegenwart des Ewigen, erfüllt uns mitten in der Vergänglichkeit mit dem Gefühle nie versiegenden Lebens (der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“):

Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Wert und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende —

eine Lehre, die auch das Festspiel „Paläophron und Neoterpe“ in heiter liebenswürdigen Bildern verkündigt, und wenn wir verblendet wider einander streben, hält uns doch das gleiche Naturgesetz zusammen, zu Milde und Versöhnung mahnend, wie das schöne Xenion sagt (das Schiller in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat):

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke, wie mir.

Und hier stehe zum Schlusse noch die alles zusammenfassende und in milder Religiosität beschließende „Maxime“ (sechste Abteilung): „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie; das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel, als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und der da sein wird.“

(Schluß folgt.)

Botho von Hülsen und seine Leute.

Man hat unser Zeitalter bald das papierne, bald das elektrische genannt. Philosophisch betrachtet könnte es das kritische heißen. Die Untersuchung dessen, was da ist und was sein sollte, nimmt auf allen Gebieten des menschlichen Wirkens heute den breitesten Raum ein. In der Politik ebensowohl wie in der Kunst und in der Philosophie, in der Technik wie in der Naturwissenschaft wird zergliedert, aufgelöst und zersetzt, um dem Wesen der Dinge auf den Grund zu kommen. Die besten Köpfe studiren die Ursachen unsrer Unvollkommenheiten und fühlen der Zeit den Puls. Man könnte heute das Goethische Wort etwas modifizirt im umgekehrten Sinne anwenden: Ein Kerl, der nicht kritisirt, ist wie ein Tier auf dürrer Haide. Daß diese analytische Neigung der Gegenwart aus der Natur unsrer gesamten Kulturzustände erklärt werden muß, weil sie darnach strebt, durch Auseinanderlegen der Teile zur bessern Erkenntnis des Lebens und damit zur höhern materiellen Glückseligkeit zu gelangen, an der es uns gegenwärtig mehr zu mangeln scheint als jemals einem Zeitalter zuvor, wird dem nicht verborgen bleiben, der die Erscheinungen in ihrem kausalen Zusammenhange aufzufassen gewohnt ist.

Es ist ohne weiteres klar, daß in einer vorwiegend kritisch, also verstandesmäßig disponirten Zeit die Schöpfungen der Phantasie nicht zu dem Grade der Vollkommenheit gelangen können, wie in einer im behaglichen Genusse der erworbenen Güter relativ zufriedenen, durch kein nervöses Drängen beunruhigten Epoche. Nicht auf dem lärmenden Markte und an der Heerstraße, sondern im heiligen Lorbeerhaine Apollos weilt das Ideal. Wo die Kunst gedeihen soll, muß die Phantasie ungestört sich entwickeln können. Das sollte niemand, der das künstlerische Soll und Haben einer Periode zu prüfen gewillt ist, außer Acht lassen.

Dennoch leiden so viele Rechnungen an diesem Fehler. Auch die neueste, welche Dr. Paul Schlenther, ein junger, zu großen Hoffnungen berechtigender Berliner Schriftsteller, in seiner Broschüre: Botho von Hülsen und seine Leute über den künstlerischen Stand des Berliner Hofschauspiels aufgestellt hat (Berlin, J. Gerstmann).

Schlenther, dessen formgewandter und durchsichtiger Darstellungsweise alle Anerkennung gebührt, hat die bei derlei Beurteilungen übliche Methode angewendet, das Personal und das Repertoire einer genauern Betrachtung zu unterziehen und aus den gewonnenen Resultaten auf die künstlerische Qualifikation des Herrn von Hülsen einen Rückschluß zu thun. „An ihren Früchten

sollt ihr sie erkennen" gilt ihm als Maxime, und das Ergebnis ist am Schlusse ein bedenkliches Defizit, welches den Verfasser zu dem boshaften Wunsche veranlaßt, Herrn von Hülsen möge es hinfort vergönnt sein, „in beschaulicher Ruhe" den Abend seines Lebens zu genießen.

Gewiß gilt das biblische Wort von den meisten Arten menschlicher Thätigkeit und bis zu einem gewissen Grade auch von den Theatern. Ob aber auch in gleichem Maße von einem Hoftheater, erscheint dem mindestens sehr zweifelhaft, dem es vergönnt war, einen Blick in das geheimnisvolle Innere eines solchen von den seltsamsten Rücksichten, den wunderlichsten Launen und tausend Zufälligkeiten beherrschten Mechanismus zu thun, welchem zum Leiter bestellt zu werden sicherlich zu den allerundankbarsten Aufgaben dieser Welt gehört. Um nicht Mißdeutungen zu veranlassen, muß ich hier die Versicherung einschalten, daß mir der Theaterstaat des Herrn von Hülsen in seiner innern Einrichtung und Verwaltung just ebenso fremd ist wie jedem andern Unbeteiligten. Aus langjähriger genauer Beobachtung und Bekanntschaft jedoch mit den internen Verhältnissen eines andern Hoftheaters, welches zu den besten seiner Art zählt, weiß ich, daß selbst der aufmerksamste Kritiker meist keine Ahnung von den tausend Hemmnissen und Kulisseneinflüssen hat, welche den täglichen Kampf des Chefs bilden und selbst die soldatisch-strammste Natur mitunter in Verzweiflung bringen, weil sie sich oft stärker erweisen als der energischste Wille. Da ist ein Prinz, der schlechterdings die erste Tragödin nicht leiden kann und deshalb seinen ganzen Einfluß aufbietet, um gegen sie Stimmung zu machen und die höchsten Kreise zu einem kleinen Kriege gegen den sie schützenden Intendanten zu mobilisiren. Da ist ein Autor, der in der übermütigen Weinlaune durch ein unvorsichtiges Wort eine hochgestellte Person zum Stichblatt aller Nachtischwitze bei der höchsten Tafel gemacht hat und deshalb von der Bühne verbannt bleiben muß, während ihm draußen alle Welt huldigt. Da ist ein Regisseur, der die Rollenbesetzung sich mit schweren Geldopfern von rivalisirenden Kollegen abkaufen läßt, ohne daß der Intendant, der seinen Vorschlägen nicht fortwährend widersprechen mag, eine Spur von Verdacht hegt. Da sind Rollenmonopole alteingesessener und halb invalid gewordener Celebritäten, an die nicht gerührt werden kann, weil sie kontraktlich ausbedungen wurden. Da sind die kleinen Künste raffinirten Zettelungstalentes, mit denen das Repertoire durchkreuzt wird, und eine Menge andrer Motoren, von deren Existenz selbst die scharfsinnigste Kombinationsgabe sich nichts träumen läßt und die doch allesamt sehr wichtige Einwirkungen auf die Gestaltung des Kunstlebens üben, indem sie die Absichten des Leiters der Bühne vereiteln oder mindestens erheblich verkümmern. Darf man, wenn man kein Unrecht begehen will, von ihnen ganz absehen und sich lediglich an die äußere Erscheinung der Dinge halten?

Eine Anklage gegen ein öffentliches Kunstinstitut zu erheben, ist für einen kundigen und scharfen Beobachter nicht schwer, umsoweniger, wenn er gar seine

Aufstellungen auf die Zuflüsterungen sogenannter Ehrenmänner vom „Bau“ selber gründet. Aber auch hier gilt das Wort der Frau von Staël, welches vielleicht in keinem andern Mikrokosmus mehr am Platze ist als am Theater: Tout comprendre c'est tout pardonner.

Herr Schlenther, dessen mitunter rücksichtslos verletzender, malitiös-erbitterter Ton gegen seine Unbefangenheit starke Bedenken erregt, schont mit ein paar Ausnahmen weder den Intendanten noch dessen „Leute.“ Daß er häufig unbewiesene, aber des Beweises dringend bedürftige Behauptungen in die Welt schleudert, wird ihm selbst der nicht nachsehen, der im allgemeinen geneigt ist, ihm zu glauben. So macht er der Bühnenleitung einen Vorwurf daraus, daß sie berühmte Gäste nicht im Hoftheater habe auftreten oder gar dauerndes Engagement finden lassen, ohne darüber Rechenschaft abzulegen, daß dies von ihnen gewünscht worden, ja daß es überhaupt möglich und mit den gebotenen Rücksichten auf die bereits vorhandenen Künstler vereinbar gewesen sei. So bemängelt er die angeblich streng nach den Grundsätzen der Anciennetät eingerichteten Avancementsverhältnisse und bemerkt dabei: „Die Kapellmeister der königlichen Oper steigen aus den Abgründen des Orchesters auf den Dirigentensitz, der Direktor des königlichen Schauspiels ist ein Mann, der früher als Geist von Hamlets Vater oder als schweigsamer Würdenträger durch sein Zwickauerorgan auffiel, der Nachlaß Dörings geht auf Herrn Oberländer über und in Frieb-Blumauerschen Charakteren wird man dermaleinst Fräulein Stollberg und Fräulein Bergmann würdigen können.“ Man muß die genannten Personen genau kennen, um die ganze Bissigkeit dieser jedenfalls nur des Effektes wegen gemachten Glosse zu begreifen, man muß ferner den Mann mit dem angeblichen Zwickauerorgan, der Jahre lang sich der Gunst der Weimarer erfreute, in einer Rolle wie z. B. Heinrich VIII. gesehen haben, um die verletzende Ungerechtigkeit dieses Urteils zu würdigen; man muß endlich so manche künstlerisch feinsinnige und geschmackvolle Inszenirung neuer Stücke beobachtet haben, um zu wissen, daß Herr Schlenther hier ein durchaus unbegründetes Verdikt fällt, abgesehen davon, daß ein mittelmäßiger Geist Hamlets gleichwohl der erste Regisseur und Dramaturg seiner Zeit sein kann. Ich möchte wohl wissen, ob Laube etwa diese Rolle besser geben könnte. Wer in so liebloser und wegwerfender Weise über einen immerhin verdienstvollen und sich der Achtung aller seiner Genossen erfreuenden Künstler zu fällen vermag, der beweist, daß er das erste Gebot des Richters: sine ira et studio mißachtet. Ebenso unzutreffend ist der Vorwurf, daß Döring noch keinen würdigern Nachfolger gefunden habe. Ja, wenn es nur einen gäbe! Döringe werden ebenso wie die Schiller und Goethe vielleicht nur aller hundert Jahre einmal geboren. Das weiß doch jeder, der die Mühen kennen gelernt hat, die mit der Neubesetzung eines durch Ausscheiden einer wirklichen künstlerischen Kraft vakant gewordenen Faches verbunden sind. Nur in Ausnahmefällen fügt es das Glück, daß eine gleichwertige an die Stelle tritt.

Aber weiter. Herr von Hülsen ist nach Schlenthers Ansicht ein soldatischer Autokrat mit dilettantischen Anlagen, dem eine dramaturgische Assistenz fehlt, „ein Stabschef, der im Innern des Bühnenkörpers wirtschaftet, mit hellem Kopfe über die Pappwände des theatralischen Kriegsschauplatzes hinaus in die Welt blickt, und zwischen Kunst und Leben, zwischen Natur und Geist den ästhetischen Zusammenhang findet." Was diese Phrasen für einen Sinn haben sollen, ist mir unverständlich geblieben. Soll der Dramaturg etwa die Hofschauspieler zur Vermählung von Kunst und Natur in ihren Schöpfungen einexerziren? Als ob sich dieses höchste Geheimnis des Kunstschaffens nur so schlechthin wie der große Pythagoras vordemonstriren ließe! Und als ob Künstler, welche das Hoftheater seiner für wert erklärt hat, sich noch schulmeisterliche Belehrungen gefallen lassen würden! Man lese nur, was Laube aus seinen Erfahrungen als Dramaturg mitteilt. Und das war doch Laube, vor dem ja sogar Herr Schlenther einigen Respekt zu haben scheint. Wie sind sie alle empört über das Drillregiment seines Strakosch! Übrigens, was ist denn Herr Dr. Titus Ullrich, der einstige berühmte Kritiker der Nationalzeitung und gegenwärtige dramaturgische Berater des Herrn von Hülsen? Was sind die Regisseure und Mitglieder des Lesekomitees, von denen zwei eine vollständige akademische Durchbildung, auch in literarischer Beziehung, aufzuweisen haben und in künstlerischer Hinsicht, wie Herr Schlenther selber einräumt, Leute von ausgezeichneten Qualitäten sind?

Daß es sehr leicht ist, absprechende Behauptungen hinzustellen, schwierig dagegen, sie zu beweisen, erkennt man aus der Bemerkung, Herr von Hülsen habe nur Schattenmänner unter sich geduldet und es auf diese Weise dahin gebracht, daß das Theater in künstlerischer Hinsicht immer mehr gesunken sei. Auch nicht der Versuch einer Begründung dieses schweren Vorwurfs autokratischer Großmannssucht wird unternommen. Ob er den Schein der Wahrheit für sich hat, vermag ich nicht zu ermessen. Aber was wird wohl Herr Dr. Ullrich zu diesem freundlichen Kompliment sagen, was die Herren Deetz, Berndal, Kahle und Hellmuth-Bräm, Männer von Tüchtigkeit und bedeutender wissenschaftlicher Bildung? Sind sie alle Nullen?

Ob das Theater wirklich rückwärts gegangen sei, darüber weist der Verfasser der Geschichte das Urteil zu. Allein man merkt es sehr deutlich aus der Form, in der er dies thut, daß es seine Meinung ist. Möglich, daß er Recht hat. Da wir nur die Vergangenheit historisch aufzufassen imstande sind, so maße ich mir kein Votum über diese wichtige und schwierige Frage an, würde aber, selbst wenn die Geschichte eine bejahende Antwort erteilen sollte, glauben, daß es nicht so sehr die Leitung als der Geist der Zeit gewesen ist, der das künstlerische Niveau zum Sinken gebracht hat. Hört man nicht von den Theaterleitern aller Orte die stete Klage, daß es an Stücken wie an Schauspielern in gleichem Maße fehle? Sind etwa die andern Hoftheater besser daran? Keines-

wegs. Weit eher möchte das Gegenteil der Fall sein. Daß von der Leitung in der Auswahl von Stücken und in der Ergänzung des Personals Fehler gemacht worden sein mögen, wird kein kundiger Beobachter in Abrede stellen wollen, wohl aber, daß es deren so viele und so erhebliche gegeben habe, um den Verfasser zu einem so radikal vernichtenden Spruch über das ganze Kunstinstitut und dessen Leitung zu berechtigen, wie es in den folgenden Sätzen enthalten ist: „Daß es im Berliner Schauspielhause, welches das Publikum der Reichshauptstadt und der Kaiserresidenz zu sich einladet, das Bewußtsein einer solchen künstlerischen Pflicht [dem Geiste des dramatischen Dichtwerks gerecht zu werden] überhaupt fehlt, kann der Stand des Repertoires und kann die Summe der dort verwendeten schauspielerischen Kräfte lehren," und: „Beim bessern Berliner Theaterpublikum sind die klassischen Vorstellungen des Schauspielhauses schon längst in einen gelinden Bann gethan; wenn zwei literarisch Gebildete einander dort begegnen, so schlagen sie wie verschämt die Augen nieder, als hätten sie sich auf einer Dummheit ertappt."

Gerade dort, wo der gebildete Mittelstand im Theaterraum seine Plätze zu wählen pflegt, ist stets eine Fülle vorhanden, welche die Erlangung von Billets nur unter Schwierigkeiten ermöglicht, und daß es ständige Besucher sind, welche einen bedeutenden Teil der Anwesenden bilden, lehrt die Menge der Abonnements auf Jahresfrist, die so bedeutend ist, daß z. B. im Parquet stets nur die acht oder zehn hintersten Reihen disponibel sind. Beleidigt nicht der Verfasser die tausend Personen, die es für einen Gewinn und eine Gunst erachten, sich den häufigen Besuch des Hoftheaters zu erlauben, aufs gröblichste? Oder wären alle diese Leute urteilslose, blöde Böotier? Sind die Kritiker von Ruf und anerkannter Tüchtigkeit, wie Frenzel und andre, die diese Vorstellungen meistens anerkennend beurteilen, Thoren oder gar servile Schmeichler, deren Einsicht und Erfahrung Herr Dr. Paul Schlenther, der dem Jünglingsalter kaum Entronnene, sich überlegen dünken darf? „Paule, du rasest!" möchte man bei solcher gehässigen Maßlosigkeit des Urteils ausrufen.

Die Klage über den Rückgang der Theater hört man übrigens in jeder Stadt. Sie ist so alt wie das Theater selbst. Sogar zu Schillers Zeit, in der klassischen Periode Weimars, wurde sie vernommen, und derjenige, der sie erhob, war kein geringerer als Schiller selbst. Nach ihm haben hunderte sie wiederholt. Man kann keine Flugschrift, keinen Essay, keinen Jahresrückblick lesen, ohne ihr darin zu begegnen. Von Tieck bis auf Laube ist sie in unzähligen Variationen laut geworden. Jeder, der etwas vom Theater zu verstehen glaubte, schien es für eine unumgängliche Legitimation seiner dramaturgischen Kompetenz zu erachten, den Verfall der Bühnenkunst zu beklagen. Auch in unsern Tagen kann man häufig die Erfahrung machen, daß ältere Theaterbesucher beständig mit bitterer Resignation auf die „gute alte Zeit" verweisen und diejenigen für noch recht „grün" ansehen, die von dem unverzeihlichen Irrtum besessen sind,

daß man in der Gegenwart nicht nur ebensogut, sondern sogar weit besser Komödie zu spielen verstehe. Es liegt in der eigenartigen Thätigkeit der menschlichen Phantasie, daß sie das in der Vergangenheit Liegende mit einem poetischen Zauber umgiebt, es in verklärendem Nimbus betrachtet und, da es ihr an einer exakten Vergleichung mangelt, das unwiederbringlich Verlorene für wertvoller erachtet als das vorhandene, tagtäglich mit leichter Mühe Erreichbare. Zugegeben selbst, daß die Romantik der Zeit, die der Poesie mehr zugewandt war als die Gegenwart, früher die Talente stärker lockte und der Bühne eine intensivere Anziehungskraft verlieh, so ist es doch ebenso unbestreitbar, weil durch die Geschichte der Schauspielkunst dargethan, daß die Ansprüche und das Kunsturteil des Publikums weit bescheidener waren und daß man sich in der Freude an einzelnen großen Kunstleistungen mit der Mittelmäßigkeit der übrigen ohne Murren zufrieden gab. Mochte die Zeit auch eine verhältnismäßig größere Zahl an ursprünglichen und bedeutenden Talenten erstehen lassen, so war sicherlich das Gros der Durchschnittsschauspieler weit weniger geschult und weit weniger technisch durchgebildet als heutzutage, wo das Deklamiren und Dilettiren beinahe zu einer Modekrankheit geworden ist, die Anforderungen an die Gebilde der Schauspielkunst durch die Steigerung der allgemeinen Bildung und die zahllosen miteinander um die Existenz ringenden Bühnen bedeutend verschärft sind und die unaufhörlichen Gastspiele reisender Größen das Kunstempfinden weiter Kreise so verwöhnt haben, daß man sich nur noch durch fettgedruckte Namen ins Theater locken lassen will. Es wäre eine interessante Aufgabe, dem soweit verbreiteten Wahne, daß das Durchschnittsmaß der schauspielerischen Leistungen im Vergleiche zu der Vergangenheit sich wesentlich vermindert habe, entgegenzutreten und mit einer aus der Vergleichung unsrer damaligen und heutigen Kulturlage hergeleiteten Widerlegung den Staar zu stechen. Allein so verführerisch diese Arbeit auch sein mag, erfordert sie doch einen größern Apparat, als er für den Zweck der vorliegenden Betrachtung zulässig erscheint. Und so sei nur noch auf die interessante Thatsache hingewiesen, daß den Lobrednern der vergangenen Zeit, welche, wie es Schlenther thut, zum Beweise, daß es früher besser gewesen sei, auf die einzige, noch als Überbleibsel jenes „goldnen Zeitalters“ geltende Musterstätte der Bühnenkunst, die Wiener Hofburg, verweisen, der Nestor der deutschen Bühnenkenner, der alte Laube, neulich in einer seiner „Erinnerungen“ damit gänzlich das Fundament entzogen hat, daß er das Burgtheater unter Dingelstedt für vollständig desorganisirt und künstlerisch zu Grunde gerichtet erklärte! „Ich bin der Überzeugung, daß er dem Burgtheater tief geschadet hat“ — so lautet die betreffende Stelle eines von ihm in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlichten Feuilletonartikels, in welchem er dann weiter sagt: „In München wie in Weimar haben mir die unbefangenen Sachkenner versichert, daß bei seinem Austritte das Theater zerrüttet, im Repertoire und Personale gelichtet und unzureichend gewesen sei. Genau so war es in Wien,

als ihn der Tod abrief. Und das konnte garnicht anders sein. Er machte das Repertoire auf die Reklame nach außen hin, unbekümmert ob dadurch der innere Organismus des Theaters zerstört wurde. Er setzte in Szene auf den äußern Schein hin, unbekümmert um den richtigen Ausdruck der Muskeln, Nerven und Seelenzustände des Stückes. Er vernachlässigte total die Schauspieler und deren eigentliche Kunst. Er ergänzte das Personal nicht und war unbekümmert um die Lücken desselben." Wer die stachlichte, aber grundehrliche Natur Laubes kennt, wird an der Lauterkeit dieses seines Urteils nicht zweifeln. Er hat die Berechtigung desselben übrigens hinterher auch sachlich begründet und Kennern der Verhältnisse dabei nichts neues gesagt. Aber das hindert die in ihrem Selbstbewußtsein und dem Gefühle ihrer unfehlbaren Kennerschaft schwelgenden Enthusiasten nicht, immer wieder auf dieses Ideal aller Pflegestätten der Kunst zu verweisen und es auf Kosten aller andern ähnlichen Institute überschwänglich zu preisen, ein Verstoß, der auch Herrn Schlenther zum Vorwurf gemacht werden muß und der beweist, wie es um die Zuverlässigkeit seines Urteils bestellt ist.

So radikal und rücksichtslos verwerfend, wie das oben angeführte Zitat über das Berliner Hoftheater als Kunstinstitut, lauten auch die meisten seiner Bemerkungen über die künstlerischen Eigentümlichkeiten der Mitglieder des königlichen Schauspielhauses im einzelnen, die er bis auf wenige Ausnahmen erbarmungslos mit der Sense niedermäht. Nicht Weisheit und strenge Unbefangenheit, sondern erbitterte Laune und grollender Eifer haben seine Feder dabei geführt. Richtiges und Falsches, Wahrheit und einseitige Übertreibung findet sich darin in buntem Gemisch. Wer von Frau Frieb-Blumauer zu behaupten vermag, sie bringe ihre Gestaltungen auf Kosten der andern zur Geltung und füge sich nicht in den Rahmen des Ganzen, mag sich vielleicht tiefer dramaturgischer Weisheit voll dünken; denn nicht jeder besitzt die Kühnheit, an dem unvergänglichen Kranze einer einzig dastehenden Künstlerin zu zerren. Aber alle, welche die verschönte Wahrheit, die veredelte Natur als das höchste Gesetz der Kunst anerkennen, werden eine solche rein willkürliche These belächeln. Oder sollte Herr Schlenther von einem Genie verlangen, daß es seines Geistes Leuchte verdunkle, um die kleineren Lichter ringsumher nicht zu beeinträchtigen? Was er unter dem Postulat „stilvoller Herausbildung eines Zusammenspiels der Gesamtheit" mit Rücksicht auf das angebliche Heraustreten der Frau Frieb aus dem Rahmen des Ganzen sich vorstellt, wenn er die Künstlerin als eine echte Humoristin gelten läßt, ist unverständlich. Denn entweder opfert sie die verschönte Wahrheit ihrem Drange nach persönlichem Effekt, wie es das Merkmal des Virtuosentums ist: dann verdiente sie nicht das Lob, das ihr auch Schlenther zuteil werden läßt, eine wirkliche Künstlerin zu sein. Oder sie weiß die Natur nur reicher und reizvoller mit eigenartigen Charakterzügen auszustatten als die andern: dann ist es eine Absurdität, ihr diese künstlerische Überlegenheit zum Vorwurf zu machen.

Denn nur das pedantische Banausentum oder der flache soldatische Uniformierungsgeist, den ja auch Herr Schlenther in der Kunst haßt, kann die Forderung stellen, daß in einem Künstlerensemble alles stramm in der Front stehe, kein Offizier und kein Flügelmann größer oder breiter sei als die andern, und jede selbständige Kraft in der Gesamtheit sich verliere, damit nur die andern nicht in den Schatten treten. Gegenüber seinen beständigen Vergleichen mit dem Wiener Burgtheater, die schon aus dem Grunde nicht beweisend sind, weil diese Bühne eine andre Entwicklungsgeschichte aufweist, auf einem künstlerisch weit fruchtbareren Boden emporgewachsen ist und in einem günstigeren Klima sich entfaltet hat als die Berliner Hofbühne, fühlt man sich fortwährend zu der Zwischenfrage veranlaßt, ob denn Herr Schlenther überhaupt sich auf dem Gebiete des deutschen Bühnenwesens bereits genügend umgesehen habe, um ein sicheres Urteil über den Wert künstlerischer Gesamtgestaltungen und über das Niveau zu haben, welches man einer Bühne wie der Berliner gewissermaßen als Norm zur Pflicht machen darf. Um das Gute richtig würdigen zu können, muß man nicht nur theoretisch sich durch eifriges Studium und praktisch durch Anschauung des Vollkommenen seinen Idealbegriff fixirt und abgeleitet haben, sondern man muß auch den Maßstab des weniger Guten kennen, man muß sich über das Durchschnittsmaß des Erreichbaren klar geworden und darnach seine Ansprüche an die Wirklichkeit regulirt haben. Wenn man, wie der Schreiber dieses Aufsatzes, fünfzehn Jahre der Beobachtung des deutschen Bühnenwesens gewidmet hat, so kommt man allmählich zu der freilich etwas niederdrückenden Erkenntnis, daß der jugendlich-ideale Feuereifer, die hochfliegende Leidenschaft und die anstürmende Überschwänglichkeit, womit man als absprechender Jüngling nach dem Höchsten in der Kunst strebte, ohne je recht zu genießen, einem nebelhaften Phantom gegolten haben, weil es einmal auf dieser Erde in menschlichen Dingen nichts Vollkommenes giebt, und man wird dann inne, daß es schon zur Befriedigung gereicht, wenn nur künstlerischer Geist waltet, der dem Ideal so nahe als möglich zu kommen trachtet. Und daß dies im allgemeinen bei der Berliner Hofbühne der Fall sei, wird nur der leugnen wollen, der in jugendlichem Thatendrange sich hastig auf das kritische Streitroß wirft und blindlings über Stock und Stein davonjagt. Auch in der Kunst und ihrer Schätzung gilt das große Dichterwort:

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Vieles von dem, was der Verfasser über die Eigenart der andern künstlerischen Kräfte des königlichen Schauspielhauses bemerkt, wird auch ein wohlwollenderer Beobachter teilweise unterschreiben, der für die Schwächen und Mängel ihrer Individualität Verständnis besitzt. Denn die offen zu Tage liegende Unzulänglichkeit oder Einseitigkeit der künstlerischen Anlage empfindet auch der ge-

übte und mit einigem natürlichen Kunstgefühl begabte Laie jederzeit. Es erfordert keine geschulte Fachkennerschaft, um zuweilen den geistlosen Ton der Heldenmutter oder die „schläfrige Blondheit" der Naiven unerquicklich zu finden. Dazu gehört nur ein aufmerksames Ohr. Worin sich aber der Kenner vom Laien unterscheidet, das ist die wohlerwogene Würdigung auch der vielleicht weniger ins Auge springenden Vorzüge des Künstlers, die vollkommene Unabhängigkeit des Urteils von rein individuellen Sympathien oder Antipathien, und die feinfühlige Schätzung des Talents, wo es sich in selbständiger und eigenartiger Weise, durch die es den Unkundigen verblüfft oder befremdet, zu erkennen giebt. In beiderlei Hinsicht erregt die kritische Methode des Verfassers erhebliche Bedenken gegen seine Kompetenz. Wenn er z. B. an der ersten Tragödin der Bühne alles Mögliche bemäkelt, sie bald reizlos, bald unhellenisch modern (als Iphigenie, ein sehr oft angewendeter Gemeinplatz, bei dem sich die meisten, die ihn brauchen, absolut nicht klar sind, was er bedeutet), bald endlich schwerblütig und ohne Leidenschaft findet, ihr Wärme des Gefühlstons bestreitet und dabei behauptet, sie könne Leidenschaft und Empfindung mehr fühlen als von sich geben, so muß der Fernstehende sich erstaunt fragen: Wie ist es möglich, daß eine so jammervolle Künstlerin, die nichts recht macht, für die Hofbühne engagirt werden konnte? Und doch ist sie, die früher die Zierde des Karlsruher Hoftheaters und der Liebling des dortigen kunstsinnigen Publikums war, von all den Größen, die im Laufe von drei Jahren geprüft und zu leicht befunden wurden, unter dem einstimmigen Beifall der Kritik und des Publikums erkoren worden, um Fräulein Haverland, die schmerzlich Vermißte, endlich zu ersetzen. Was folgt nach Herrn Schlenther hieraus? Daß nicht nur die Regisseure, der Generalintendant, die hohen Herrschaften, denen ein Konsultationsvotum zusteht, und die sonstigen Berater der Bühnenleitung, sondern auch das Publikum und die Rezensenten urteilslose Tröpfe sind und alle sich ein beklagenswertes Armutszeugnis ausstellen, indem sie immer wieder jener Dame Lorbeeren spenden, wie es z. B. nur noch vor kurzem erst der Fall war, als sie eine neue hochtragische Rolle als Klytämnestra in Siegerts gleichnamiger Tragödie schuf und dabei gerade wegen der großartig edeln Leidenschaftlichkeit ihrer Spielweise die ungeteilte Anerkennung errang.

Zu derselben niederdrückenden Entdeckung verhilft uns Herr Schlenther auch durch seine unbarmherzige Strenge, mit der er, ein charakterfester Mann, dem leuchtenden Zauber eines schönen Augenpaares trotzend, die Inhaberin desselben, die erste tragische Liebhaberin, unter das kritische Messer nimmt. Was ist ihm Hekuba? Eine hohle, in sentimentaler Eintönigkeit und in unwahrem Pathos schwimmende Reklame für ihre Schneiderin. Recha, Luise Millerin, die kluge Else in Wilbrandts „Malern," Eboli — alle diese Rollen sind ihm ebensoviele Beispiele ihrer Untauglichkeit! Wieder dieselbe rücksichts- und pietätlose Absprecherei eines frühreifen Selbstgefühls, wieder „ein Hieb durch die ganze Visage," wie es

im studentischen Paukjargon heißt. Gerade die angeführten Beispiele zeugen jedoch wider den Beurteiler, denn wenn man auch eine mitunter sich einstellende Manier sentimentaler Eintönigkeit, die übrigens bekanntermaßen selbst der großen Crelinger anhaftete, ungern über sich ergehen läßt, so findet man in der machtvollen Tragik, in der großen Naturwahrheit der leidenschaftlichen Affekte, in der tiefergreifenden Innigkeit und Unmittelbarkeit der Schmerzempfindung, wie sie namentlich sich in der Rolle der Luise mit überzeugender Kraft Bahn bricht, reichlichen Ersatz und versöhnt sich nicht nur mit jener Schwäche, sondern auch mit dem ein norddeutsches Ohr unangenehm berührenden ungarischen Accent, den die Künstlerin leider noch nicht zu überwinden vermocht hat. Auch dies ist kein willkürliches, subjektives, sondern ein von der kompetenten Berliner Kritik wie dem ständigen gebildeten Theaterpublikum oft anerkanntes Urteil. Poesie der Auffassung und eine starke dramatische Anschauung, Feuer und Schwung in allen bedeutenderen Äußerungen des Seelenlebens sind diejenigen Gaben gewesen, welche dieser, außerdem noch durch den Vorzug der Jugend und einer interessanten Erscheinung ausgezeichneten Künstlerin die Pforten des Berliner Musentempels erschlossen haben und sie in der That zu der ihr eingeräumten Stellung einer bedeutenden Künstlerin berechtigen, welche Herrn Schlenthers einseitig negirende Methode ihr streitig zu machen vergebens bemüht sein wird.

Um die krasse Unzulänglichkeit in den Urteilen des Herrn Schlenther im einzelnen zu erweisen und zu widerlegen, bedürfte es eines so genauen Eingehens auf dieselben, wie es nicht einmal der Raum einer Fachzeitschrift gestatten würde. Man müßte eine Kritik von dem doppelten oder dreifachen Umfange der seinigen schreiben. Wäre letztere einer solchen wert? Für die geringe Zahl der unmittelbar Interessirten vielleicht. Für das große Publikum, welches ohnehin nicht gerne mit ästhetischen Diatriben befaßt sein will, gewiß nicht. Um nicht durch Breite zu ermüden, muß ich deshalb, so sehr mich auch die Vorliebe für die Sache verlockt, mich weitern Eingehens auf diesen Teil der Beweisführung des Verfassers enthalten. Um mich indessen nicht ebenfalls des von ihm begangenen Fehlers der Einseitigkeit schuldig zu machen, halte ich es nicht für überflüssig, hier noch einmal zu betonen, daß vielen seiner sonstigen Äußerungen über die Schauspieler eine treffende Charakteristik, ein beachtenswertes Körnchen Wahrheit zu Grunde liegt, dessen Auffindung jedoch leider durch seinen bedauerlichen Hang zum summarischen Verfahren, zum Ballspiel mit glitzernden Antithesen und epigrammatischen Zuspitzungen dem mit den Verhältnissen nicht genau vertrauten Leser sehr erschwert, mitunter sogar völlig unmöglich gemacht wird. Aber gesetzt auch, er hätte mit seinen schroff negirenden Ansichten immer den Nagel auf den Kopf getroffen, was bewiese er damit? Im besten Falle die von den Kundigen aller Orte und aller Gattungen längst gekannte und nur von heißspornigen Neulingen im Kunstleben bestrittene Wahrheit, die sich in die banale Wendung kleidet, daß man „überall mit Wasser kocht“ und daß

der Mangel an genialen Künstlern immer fühlbarer wird, je mehr der Zug der Zeit sich auf das Materielle, auf das Praktische und Nüchterne richtet. Oder sollte er etwa leugnen wollen, daß die Kunst und mit ihr auch die Künstler Kinder ihrer Zeit sind? Ist es etwa anderswo im deutschen Reiche besser bestellt? Wer Gelegenheit gehabt hat, sich dort umzusehen, wer die lange Reihe von mehr oder minder durch die Reklame künstlich zu Celebritäten aufgestutzten Halbgötter der modernen Bühne an sich hat vorüberziehen sehen, der wird mit schmerzlicher Enttäuschung an das Bismarcksche Wort erinnert worden sein, daß es „auch nichts ist." Talente zu suchen und auszubilden war ausnahmsweise einem Laube vergönnt. Was einem Privattheater möglich ist, wenn besonders günstige Umstände sich vereinen, gelingt Hoftheatern nur selten einmal in vereinzelten Fällen. Was das „Deutsche Theater," dem niemand mit innigern Wünschen und freudigerer Spannung entgegensehen kann als ich, uns sein wird, bleibt abzuwarten. Ich fürchte, daß auch hier das Horazische post equitem sedet atra cura sich nur zu bald erfüllen wird. Jedenfalls aber wäre es voreilig, schon jetzt auf dieses Institut exemplifiziren zu wollen.

Aber wie dem auch sei: selbst wenn wir das künstlerische Defizit des Berliner Personals summiren — immer bleibt noch für den, der nicht in hochmütiger Befangenheit schwebt, ein so bedeutender Überschuß an Aktiven, daß man innige Freude und wahre Erbauung an den Schöpfungen jener Künstler findet, trotz des verblüffenden Ausspruches des Herrn Schlenther, daß es an der Berliner Hofbühne kein Zusammenspiel, sondern nur ein Durcheinander von Solospielern gebe und daß niemand dort einen Blankvers zu sprechen verstehe!

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit

sagt Wallenstein zu Max. Um wieviel weiser wäre es gewesen, wenn Herr Schlenther statt mit unbeweisbaren, weil durchaus übertriebenen Orakelsprüchen sein junges schriftstellerisches Prestige zu schädigen, dieser Mahnung eingedenk geblieben wäre. Wie oft hört man, wenn ein dilettirender Kunstmeier nichts andres zu sagen weiß, das große Wort: „Aber das Ensemble taugt nichts!" Das imponirt in der Regel dem Philister, weil er keinen Maßstab für das Ensemble hat, und verständnisinnig nickt er mit dem dicken Michelschädel zu solcher profunden Kennerschaft. Daß ab und zu kleine Unebenheiten unterlaufen, daß zuweilen eine Schauspielerin, von dem Reize zu gefallen verführt, etwas stärkere Töne und Nüancen wählt, als es dienlich, daß ein Held eine Rede mehr in das Publikum hineinspricht, als es die Situation verträgt, oder daß jemand den Witz seiner Rolle zu stark auf den Effekt hin anlegt, sind verzeihliche Versehen, die nirgendwo fehlen, aber keineswegs zu einer vollständigen Leugnung des Ensembles berechtigen. Gerade das Ensemble ist es, welches die Stärke der Berliner Hofbühne bildet und dafür Ersatz bietet, wenn zufällig die eine oder die

andre Rolle den höchsten Anforderungen nicht völlig genügt. Zumal im Lustspiel, dessen feingeschliffener, wohlabgestimmter Ton und vornehme Glätte noch stets das Lob der Kenner für sich hatte. Wie leicht übrigens das Urteil selbst alter Praktiker hierin irrt, konnte vor einigen Monaten an dem interessanten Falle wahrgenommen werden, daß von zwei als Autoritäten gepriesenen Kritikern der eine, durch seine wunderlich krause Launenhaftigkeit und Originalitätssucht bekannt, eine klassische Aufführung im Ensemble für grundschlecht erklärte, während der andre sie als das beste pries, was man in diesem Punkte sehen könne. Und da sage noch einer, daß es überhaupt etwas Positives im ästhetischen Urteil gebe!

Ist ein Schriftsteller, der durch apodiktische Schroffheit im Aufstellen teils unvorsichtiger, teils gehässiger und ungerechter Urteile fast auf jeder Seite seinen Mangel an Selbstkritik und Reife bekundet, der durch die Verbissenheit seiner Ausdrücke und das Verletzende in seiner ganzen Schreibweise sich von vornherein die Gunst der Billigdenkenden entfremdet, überhaupt als ein berufener Richter zu betrachten? Ich glaube, daß niemand diese Frage bejahen wird. Man muß zum allermindesten die Reinheit seiner Absichten, die Selbstlosigkeit seiner Zwecke beargwöhnen. Aber auch die Objektivität seiner Auffassung wird durch die wegwerfende und höhnische Art seiner Kritik stark beeinträchtigt. Was soll man dazu sagen, wenn er von der Komik eines unsrer berühmtesten Bonvivants den unqualifizirbaren Ausspruch thut, daß sie in die Harlekinsbude gehöre, daß ein Schauspieler in seiner Rolle in den dritten Rang „hinaufglotzt," daß die meisten der Berliner Hofschauspieler und -schauspielerinen nicht imstande seien, einen Charakter, sondern im günstigsten Falle einen Typus zu schaffen, daß keiner von ihnen tragischer Accente fähig sei, und daß Shakespeare lediglich um der Schwächen der Schauspieler willen, die er gleichsam bemäntele, ein besonders häufiger Gast auf dem Repertoire sei? Hat man je einen größern dramaturgischen Unsinn als diesen gehört? Shakespeare, der die Menschennatur in ihrer größten Mannichfaltigkeit darzustellen, die reichste Fülle an klugen individuellen Zügen seinen Charakteren zu verleihen und die verborgensten Falten der Seele zu erschließen gewußt hat, und der darum eben ganze Menschendarsteller verlangt, soll der Retter stümperhafter Schauspieler sein! Er, der nach der Meinung aller praktischen Dramaturgen der schärfste Prüfstein für die Gestaltungsfähigkeit ist, und in dessen Stücken sich nach einem bekannten Ausspruche Rötschers am schärfsten die Tüchtigkeit von der Unfähigkeit unterscheiden läßt! Wenn er wirklich jener vortreffliche „Schlepper" wäre, warum sollten sich denn gerade jene kleinen Bühnen, die mit mäßigen Kräften zu arbeiten gezwungen sind, vor seinen Schöpfungen in solchem Grade scheuen, daß man sie fast niemals dort zu sehen bekommt? Es wäre zum Lachen, wenn es nicht gar so traurig wäre, jemanden in der Rolle eines Rhadamanth paradiren zu sehen, der statt des richtenden Schwertes eine Pritsche führt.

Ebenso tendenziös und launenhaft mißgünstig wie die Ansichten über die Schauspieler, sind die Aperçus des Herrn Schlenther über das Repertoire und seine dramaturgischen Abschätzungen der verschiednen Bühnenautoren. Während Iffland und Benedix ziemlich hoch in der Gunst des Verfassers stehen, wird die Birch-Pfeiffer in den Orkus verbannt. Das erkläre sich, wer kann. Ihrer theatralischen Geschicklichkeit soll Geschmack und Wahrheit mangeln. Als ob Iffland und Benedix diese Vorzüge in höherm Grade besessen hätten! Ich will niemand tadeln, der diese beiden Repräsentanten der dramatischen Hausbackenheit verehrt. Sie waren Fleisch von unserm Fleische und haben ihre unbestreitbaren Verdienste, die ich ehre. Aber dann ist es ein dramaturgischer Widersinn, nicht auch die gute alte Birch gelten zu lassen, die nicht minder verdient und nicht minder dem vormärzlichen Bürgertum geistesverwandt ist als jene beiden. Daß sie weder Wahrheit noch Geschmack besessen habe, ist wieder einer von den kühnen Sätzen, auf die es Herrn Schlenther niemals ankommt, vielleicht weil sie interessant machen sollen. Keiner von unsern namhaften Literarhistorikern weiß etwas von diesen Fehlern. Wohl aber stimmen dieselben überein in der Anerkennung ihres gesunden Realismus und ihrer praktischen Bühnengewandtheit, Eigenschaften, die denn doch wohl ohne Geschmack und Wahrheit nicht bestehen können. Die Zeit, in der es für ein Erfordernis des guten Geschmackes galt, über die Birch die Nase zu rümpfen, sind längst vorüber. Putlitz hat in seinen Erinnerungen über diesen Punkt sehr treffende Bemerkungen gemacht, in denen er auch die Verdienste der fruchtbaren Bühnenschriftstellerin in eingehender Weise würdigt. Vielleicht korrigirt der Verfasser seine Meinung, wenn er jene gelesen haben wird. Auch Gottschall läßt der Birch in seiner Literaturgeschichte Gerechtigkeit widerfahren. Daß er alle die Modernen, die im Schauspielhause und anderwärts ihr Glück gemacht haben und von verständigen Männern mindestens mit einem gewissen Grade von achtungsvollem Wohlwollen genannt zu werden pflegen, von der sublimen Höhe seiner dramaturgischen Anschauung nur mit einem vornehmen Achselzucken behandelt, ihnen Plumpheiten, Rohheiten und ähnliche kritische Projektile schwersten Kalibers an den Kopf schleudert, versteht sich bei einem so „faustfröhlichen“ Beurteiler von selbst. Aber er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß solche groteske Akrobatenkünste dahin gehören, wohin er Herrn Liedtkes Komik verweist: in die Harlekinsbude!

Was er zum Lobe von Ibsen, Björnson und Wilbrandt sagt, die er auf der königlichen Hofbühne schmerzlich vermißt, unterschreibe ich ebenso gern wie sein energisches Plaidoyer zu Gunsten von Heyse, Otto Ludwig, Hebbel und Kleist. Ja ich würde Gutzkow, Laube und manche andern aus der Periode des jungen Deutschlands hinzufügen, die allesamt einer bessern Pflege würdig erscheinen, als sie ihnen auf der Hofbühne zu Teil wird. Aber daraus einen Anklageakt zu schmieden, ehe die Gründe einer solchen Zurückstellung in die Reserve zweiter Klasse gehört worden sind, wird nur ein so leichtes Gewissen wagen, wie

es die sanguinische und in feurigem Theaterdrang fortstürmende Jugend im Urteilen über öffentliche Dinge besitzt.

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Niemand erprobt die Weisheit dieser Lehre gründlicher als ein Theaterchef. Deshalb ist es mindestens unvorsichtig, früher zu urteilen, ehe die Verteidigung vernommen worden ist. „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie hören alle beede,“ steht in dem Baseler Ratssaal. Solange dies nicht angeht, soll man mit seinem Verdikt zurückhalten oder mindestens eine Form dafür wählen, welche einen ehrenvollen Rückzug offen läßt. Daß Herr Schlenther sich mit seinen Voraussetzungen nicht auf dem sichern Boden der Thatsachen befindet, ist ihm vor kurzem schon in der „Berliner Börsenzeitung“ durch eine eingeweihte Feder nachgewiesen worden, die verschiedne seiner Angaben, aus welchen er folgenschwere Schlüsse zu Ungunsten der Theaterleitung zieht, als vollständig irrig nachweist, u. a. auch die Annahme, daß Herr von Hülsen niemals daran gedacht habe, einen Dramaturgen wie Laube zum Beistande zu gewinnen. Es heißt mit Bezug hierauf: „Als Laube von der Leitung des Hofburgtheaters zurücktrat, that er es bekanntlich darum, weil man es in Wien für notwendig fand, dem Bühnenintendanten jene weitern Befugnisse zu erteilen, welche Laube bis dahin inne hatte, und zwar Abschluß von Engagements, Kündigungen und Erwerbung von Novitäten. Auf diese Bedingungen wollte aber Laube nicht eingehen, denn er erkannte darin einen Verlust des ihm bisher geschenkten Vertrauens. Bei Annahme von Stücken für ein Hoftheater sind eben nicht nur ethische Rücksichten maßgebend. Um nur einen Grund der neuen Geschäftseinteilung anzuführen: um jene Zeit unterhandelte Herr von Hülsen mit Heinrich Laube und wollte ihn als Direktor für das königliche Schauspielhaus gewinnen. Aber Laube stellte auch hier Forderungen, die den Intendanten depossedirt hätten, und daran scheiterte der Eintritt Laubes in den Verband der königlichen Bühne. Solcher Anekdoten gäbe es noch mehrere zu erzählen, aber die Zeit dazu ist noch nicht gekommen.“ Solche Nachweise von Irrtümern, deren der beregte Artikel noch mehrere enthielt, sollten eine Mahnung zur strengern Sichtung des Materials und zur Vorsicht sein, wenn Herr Schlenther in Zukunft auf die Meinung ernster und im Punkte der Gerechtigkeit strenger denkender Männer etwas geben will.

Ob Herr von Hülsen bisher ein guter oder ein schlechter Theaterchef gewesen ist, ob seine Verdienste oder seine Fehler überwiegen, darüber traue ich mir ohne genaue Kenntnis der innern Verwaltungsgeschichte des Berliner Theaters kein Urteil zu, und bloß nach den äußern Vorgängen und Erscheinungen zu richten halte ich für unzulässig. Ich bin deshalb auch weit entfernt, im Vorstehenden etwa eine Apologie seiner Geschäftsführung zu beabsichtigen,

zu der ich außerdem nicht die geringste Veranlassung habe. Möglich, ja wahrscheinlich, daß man ihm, wie jedem Lenker eines großen und schwierigen Organismus, manches Versehen, manchen Fehltritt wird nachweisen können. Dies ist die Aufgabe des Historikers. Er mag richten, und wenn es sein muß unbarmherzig verdammen, denn auch das Theater hat nach meinen Begriffen eine große Aufgabe in der Entwicklung der Menschheit zu erfüllen, über deren Lösung die Geschichte der Kulturbestrebungen Rechenschaft verlangen darf. Tendenziöse Angriffe aus dem Gewühl der von der Parteien Haß und Gunst beirrten Tagesbewegung heraus sind indessen keine Geschichte und nützen umsoweniger, je deutlicher sie rücksichtslose Absichtlichkeit zu Tage treten lassen. Deshalb wird diese Schrift nur Ärger, Indignation und boshafte Schadenfreude, aber keine sittliche Genugthuung bereiten, geschweige denn etwas bessern.

Zum Schluß noch ein Wort. Herr Schlenther hat durch die Form seiner Broschüre bekundet, daß ihm Geist, Bildung und vor allem die Gabe, Gedanken in einer pointirten Fassung und in geistvoller Vortragsweise zum Ausdruck zu bringen, eigen ist. Leidet sein Stil auch zuweilen noch an Gesuchtheit und Originalitätshascherei, so verdient die Klarheit und der Geschmack seiner Schreibweise im übrigen die Anerkennung eines nicht gewöhnlichen schriftstellerischen Talentes. Was ihm aber auch hier noch mangelt, ist Bescheidenheit und Selbstkritik. Ehe er andre vor seinen Richterstuhl zieht, mag er daher vor allem das *γνῶθι σαυτόν* üben. Das ist der aufrichtige Rat eines ehrlichen Mannes, der ihm wohlwill und der es deshalb bedauert, daß ein so begabter Geist von seiner Kraft keinen weisern und edlern Gebrauch gemacht hat.

Berlin. Eugen Sierke.

Zum achtzigsten Geburtstage Ludwig Richters.

Eben sind es vierzig Jahre, daß mehrere Familienväter in Dresden sehr verstimmt von einer gemeinschaftlichen Umschau unter der neuesten Jugendliteratur zurückkehrten. Sie hatten nichts gefunden, was sie ihren Kindern hätten darbieten mögen, und vor allem traurig schien es ihnen um den Bilderschmuck zu stehen, der doch in Büchern für die kleinen Leute mindestens eben so wichtig ist wie der Text. Der beliebteste Zeichner war damals Theodor Hosemann, der talentvolle und routinirte Berliner Genremaler, welchen die Brotarbeit längst zum Manieristen gemacht hatte, und dessen Bilder dem kindlichen Gemüte keinerlei Nahrung gewährten;

und dennoch standen diese unendlich hoch fast über allem, was sonst für Kinder gut genug gehalten wurde. Auf den künstlerischen Teil der Kinderschriften mußten aber jene Männer umso größeren Wert legen, als sie selbst jenem Künstlerkreise angehörten, welcher seit Beginn der vierziger Jahre ein neues Leben in die Dresdener Akademie gebracht hatte. Daher erkannten sie auch die Verpflichtung, nicht bei der Kritik stehen zu bleiben, sondern selbst den Weg zum Bessern zu zeigen. Romantiker, wie sie sämtlich waren, wählten sie als Text ein Stück aus „Des Knaben Wunderhorn," und jeder übernahm ein Strophe zur Illustration. So entstand ein Büchlein, welches zu Weihnachten 1843 von Mayer und Wigand in Leipzig auf den Markt gebracht wurde und freudiges Aufsehen erregte: „Die Ammenuhr. Aus des Knaben Wunderhorn. In Holzschnitten nach Zeichnungen von Dresdener Künstlern." Bendemann, Hübner, Ehrhardt, Peschel, Oehme u. a. hatten je ein Blatt gezeichnet, sogar Rietschel durch ein reizendes Bildchen die Meinung widerlegt, daß jeder Bildhauer das Zeichnen verlerne.

Diese „Ammenuhr" ist eine in doppelter Beziehung wichtige Erscheinung geworden. Sie bildete den Ausgangspunkt einer neuen Richtung in der Jugendliteratur und gab das erste Beispiel künstlerischer Behandlung des Holzschnitts im Sinn und Geiste der deutschen Meister des sechzehnten Jahrhunderts. Wohl war die Holzschneidekunst in den vorausgegangenen Jahrzehnten bereits wieder zu einem gewissen Ansehen gebracht worden durch des alten Gubitz redliches Bemühen und durch die Penny-Zeitschriften der Engländer; allein die Arbeiten der Berliner Schule waren technisch unvollkommen geblieben, und der englische Formschnitt mit seiner Nachahmung des Stahlstichs konnte die Begriffe von der Art und Aufgabe dieses Reproduktionsmittels nur verwirren. Das unvergängliche Verdienst Hugo Bürkners und der ihm folgenden sächsischen Holzschneider bleibt es, zuerst wieder die Spuren Albrecht Dürers aufgesucht zu haben. Freilich hätten sie das nicht gekonnt ohne den Meister, welcher sich recht eigentlich „an die Spitze der Bewegung stellte," Ludwig Richter.

Der Name Richters war kaum erst außerhalb Sachsens bekannt geworden. Von seinen poesievollen Landschaften mochte kaum eine über die Grenzen des Königreichs hinausgekommen sein, von seinem Wirken als Lehrer wurde im Lande selbst nicht viel Notiz genommen, und als 1842 eine illustrirte Ausgabe von Musäus' Volksmärchen zu erscheinen anfing, fragte vielleicht mancher, wie denn der Neuling Richter in eine Reihe gestellt werden könne mit so berühmten Künstlern wie Adolph Schrödter, Rudolf Jordan und — Georg Osterwald, einem heute völlig vergessenen Maler, welcher sich durch Zeichnungen zu Gellert und zu Knigges „Reise nach Braunschweig" einen Namen gemacht hatte. Aber mit jeder neuen Lieferung verschob sich das Verhältnis mehr und mehr, jedes Bildchen von Richters Hand erhöhte die Achtung vor dem Meister, gewann ihm die Zuneigung der Kunstverständigen und Laien. Nun erkannte man auch

die Hand des Künstlers wieder in den Holzschnitten, mit welchen er schon seit vier Jahren die von Oswald Marbach bearbeiteten „Volksbücher“ geschmückt hatte, ohne sich zu nennen. Und als er, er allein aus dem Freundeskreise, die mit der „Ammenuhr“ betretene Bahn weiter beschritt, immer Neues und immer Schöneres für die Kinderwelt schuf, da war bald sein Name auf dem Titelblatt eines neuen Buches dessen beste Empfehlung.

Als Landschafter war Adrian Ludwig Richter — man kann sagen aufgewachsen. Sein Vater, Professor an der Dresdener Akademie, radirte malerische Ansichten aus der sächsischen und böhmischen Schweiz, und der am 28. September 1803 geborne Sohn half ihm dabei. Dieser guten häuslichen Lehrzeit folgte die akademische, die er in ihrer ganzen Trostlosigkeit selbst charakterisirt hat, dann Wanderjahre im Dienste eines vornehmen Mannes, endlich ein Aufenthalt in Italien, der für den jungen Künstler bedeutungsvoll im höchsten Grade wurde. Man erzählt, er habe bis dahin sich ausschließlich als Maler der toten Natur gefühlt und das Staffiren seiner Landschaften mit Figuren von andern besorgen lassen — eine Angabe, welche freilich mit der Nachricht in Widerspruch zu stehen scheint, daß ihn von früh an die Arbeiten Chodowieckis so lebhaft angezogen haben und ihm Gegenstand des Studiums geworden seien. Aber wir erinnern uns, vor langer Zeit aus seinem Munde vernommen zu haben, wie fremd ihm anfangs die südliche Landschaft erschienen, wie allmählich er für deren Schönheit empfänglich geworden sei. Und daß er zu derselben niemals in ein völlig vertrautes Verhältnis getreten ist, wie zu der heimatlichen Natur, erwähnt auch Hermann Steinfeld in der biographischen Einleitung zu dem „Werk“ Richters von J. F. Hoff, hinzufügend, daß der Künstler in Rom sogar daran gedacht habe, sich der Historienmalerei zuzuwenden.

Aus alledem ist zu entnehmen, daß ihm in Italien erst die Augen recht aufgegangen sind für die menschliche Gestalt; auch läßt der Einfluß seines damaligen Zusammenlebens mit Schnorr und den Nazarenern sich in seinen spätern Zeichnungen noch wohl erkennen, so wenig seine Eigenart sich jenen völlig gefangen gab, und so wenig er, glücklicherweise, auch in der Folge den Landschafter verleugnete.

Wer jene Zeit vor vierzig Jahren erlebt hat, kann nur mit innigster Freude derselben gedenken. Unermüdlich und unerschöpflich brachte der Meister Gabe auf Gabe. An das Volk hatte er sich zuerst gewandt, und zu diesem sprach er auch ferner in Kalendern, in Volks- und Jägerliedern, in den Schriften W. Örtels von Horn u. a. m.; den Kindern wurde er der beste Freund durch seine Zeichnungen zu vielen Weihnachtsbüchern, zu Reinicks Jugendkalender, zu Bechsteins Märchenbuch u. s. w., an welchen auch die Erwachsenen so viel Freude hatten, daß sie ihn ohne die Beigabe von Texten für die Jugend haben und genießen wollten. Er aber blieb immer derselbe. Was er schuf, das sprach jedes empfängliche Gemüt an, ob jung oder alt, hoch- oder weniggebildet,

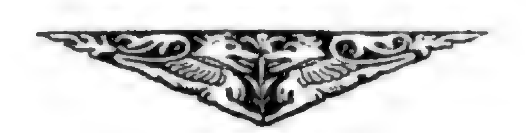
und wir wüßten keinen Künstler, von welchem sich dasselbe mit gleichem Rechte, in gleichem Umfange behaupten ließe. Der Titel, welchen er mehreren selbständigen Publikationen vorgesetzt hat, „Fürs Haus," paßt für sein ganzes Schaffen. Das Haus, das deutsche christliche Haus, ist seine Welt. Das Haus im weitern Sinne, mit allem lebendigen und toten Zubehör. Es ist kein „modernes" Haus, schon äußerlich nicht, vielmehr eins jener anheimelnden Gebäude, welche man damals altdeutsch nannte; die Bezeichnung deutsche Renaissance war noch nicht erfunden. Vortreppe und Vordach, Erker und Türmchen, solide dicke Mauern, die in den Thür- und Fensterleibungen Raum für Ruhesitze hatten; der Hausrat, wie ihn die Vorzeit wirklich benutzt hat, nicht, wie ihn die Maler- und Dekorateurphantasie von heute ihr andichtet. Reben umranken die Fenster mit ihren Butzenscheiben und verbinden so das Gemäuer mit dem Garten voll bunter duftender Blumen, Lauben, Obstbäume. Auch Stall und Scheune fehlen nicht, und jenseits des Zaunes beginnen schon das Kornfeld mit Mohn und Cyanen, die Wiese, der Wald, der rechte Eichendorffsche Wald mit seinem Buchenschatten, Moos und Quellen, während auf der andern Seite der Brunnen mit der Figur eines Gewappneten von reichsstädtischer Vergangenheit erzählt. Es ist eine Szenerie, wie sie damals noch häufiger zu finden war, jetzt von den Eisenbahnen mehr und mehr verwischt wird. Und in diesem Heimwesen leben schlichte, treuherzige, arbeitsame Menschen, auch wunderliche, komische Käuze; da tummeln sich Kinderschaaren in all ihrer Lustigkeit und Drolligkeit, schmausend, die Alten nachäffend, mit dem klugen Freunde Spitz, dem mürrisch gravitätischen Mops, dem Schmeichelkätzchen oder dem Zicklein spielend; da verkehren ohne Scheu die übrigen Hausfreunde Storch, Schwalbe, Taube, Hahn ꝛc. Auf diesem engen Schauplatze, mit diesen wenigen Figuren läßt der Meister immer aufs neue einfache Geschichten an uns vorüberziehen: sorglose Kindheit, Wanderschaft, Liebesleben, das Bauen des eignen Nestes, Eltern- und Großelternfreude — Gebet, Arbeit, Wein, Weib, Gesang. Wenn er, wohl von spekulativen Verlegern angetrieben, über diesen Kreis hinausgriff, war ihm das Glück nicht immer hold, aber aus dem Kreise hatte er stets etwas andres und neues zu berichten. Die Gestalten haben alle Richtersche Familienähnlichkeit und sind trotzdem Individuen, die wir nicht mit einander verwechseln. Wer vermöchte sie zu zählen, die krausköpfigen und pausbäckigen Buben, die artigen Mädchen mit wohlgeflochtenen Zöpfen, die unbeschreiblich anmutigen, schämigen oder neckischen Jungfrauen, die glücklichen jungen Mütter und so fort bis zu den behäbigen Alten, den gemütlichen Schmerbäuchen und den spindeldürren Philistern in vorsündflutlichem „Schwalbenschwanz"! Selten wird ein Mensch so viel reine Freude, so viel sinnige Anregung verbreitet, so viel zur Weckung des Schönheitsgefühls in seiner Nation beigetragen haben.

Aber ist es denn notwendig, an all dies zu erinnern? Hegt denn nicht noch heute das deutsche Volk den trefflichen Meister in seinem Herzen wie

früher? Hoffentlich. Allein wir können uns nicht verhehlen, daß das Illustrationswesen anders und nicht besser geworden ist, seitdem Augenschwäche unsern Richter nötigte, den Bleistift wegzulegen. Darüber, daß von seinen Schülern und Nachahmern keiner ihm das Wasser reicht, könnten wir uns trösten. Aber dasselbe Volk, welches Richter und der immer gleichzeitig mit ihm zu nennende Schnorr mit Perlen und Edelsteinen der Kunst förmlich überschütteten, scheint ebenso viel Gefallen zu finden an dem Falschschmuck eines Doré und einer Greenaway; das mit ansehen zu müssen, ist wohl niederschlagend. Und was ist unter den Händen der genannten Industriellen und ihrer Genossen aus dem Holzschnitt geworden, der sich so kräftig und echt entwickelt hatte! Wieder wird ihm durch die Schule der von Doré angeführten Kulissenmaler unter den Illustratoren etwas zugemutet, was seinem Wesen fremd ist. Und Zeichner, welche ihn nicht zu so rohen Effekten mißbrauchen, sind doch zu vielbeschäftigt, um ihre Kompositionen mit der Sorgfalt durchzubilden, wie es im sechzehnten und um die Mitte unsers Jahrhunderts als unerläßlich betrachtet wurde. Man skizzirt auf dem Papier, der Photograph besorgt die Übertragung auf den Holzstock, und der Formschneider, dessen Ehrgeiz es sonst sein mußte, der Handschrift des Zeichners mit der höchsten Treue zu folgen, soll diesen nun ergänzen, aus dessen flüchtigen Andeutungen erst ein Bild machen. Dabei verliert der Holzschnitt natürlicherweise das durch Material und Technik bedingte Gepräge, welches ihn von Metallstich und Steinzeichnung unterscheidet und ihn gerade uns Deutschen von jeher so wert gemacht hat, den markigen Strich, den scharfen, scharf charakterisirenden Umriß. Das Überhandnehmen der Photozinkographie, welche wie der Holzschnitt auf der Buchdruckpresse abgezogen, in den Letternsatz eingefügt werden kann, kommt noch hinzu, um das Publikum zu verwirren. Und so gewinnt es den Anschein, als sollte die Holzschneidekunst nach ihrer kurzen zweiten Blüte abermals verflachen und entarten.

Möchten doch die Künstler, welche heute dem Achtziger ihre Verehrung bezeigen, diese vor allem dadurch beweisen, daß sie ihm nacheifern in der vollen, selbstlosen Hingebung an die Kunst, in der treuen und gewissenhaften Ausübung derselben. In ihrer Hand liegt es, den deutschen Boden von dem wuchernden Unkraut zu säubern. Möchten sie das dem einzigen Altmeister geloben; wir sind überzeugt, daß sie ihm kein schöneres Angebinde darbringen könnten.

Wien. Bruno Bucher.



Glossen eines Deutschen im Auslande.

Der Aufsatz über das „Kurze Parlament" im 38. Hefte der Grenzboten läßt doch wohl den Thatsachen nicht volle Gerechtigkeit widerfahren, so wenig das Urteil über die Personen anzufechten sein dürfte. Im Verhältnis zu ihrer Dauer hat die Augustsession des deutschen Reichstages außergewöhnliche Bedeutung und Anspruch auf einen hervorragenden Platz in der Geschichte der politischen Aufklärung. Und hätte niemand sonst gesprochen als der gewaltige Dazwischenrufer im Streit, Herr Eugen Richter, so wären die Sitzungen keine verlorenen gewesen. Es ist zu begreifen, daß im ersten Augenblicke Freund und Feind starr waren über den Grad von Verwilderung, welchen der Fortschrittshäuptling diesmal enthüllte; selbst den politischen Gegner muß es schmerzlich berühren, einen Mann von Begabung und Kenntnissen so völlig auf das Niveau der journalistischen Gassenjungen sinken zu sehen. „Schnapspolitik!" Sein guter Genius war es nicht, der ihn dieses Wort erfinden ließ. Denn es giebt auch Schnaps, der nicht aus Brennereien hervorgeht, gesprochenen und gedruckten Alkohol, der ebenso verheerend wirkt, ebenso abstumpft und verroht wie der Kartoffelfusel. Vor mehreren Jahren zitirte der ebenfalls sehr große Bamberger irgend einen mythischen Amerikaner oder Australier, welcher sein Staunen darüber ausgedrückt haben sollte, daß Richter noch nicht Minister war (er wird wohl von einem Ministerium Richter-Bamberger gesprochen haben, was zu wiederholen die Bescheidenheit des Redners nicht zuließ); heute würden Herr Bamberger und sein Amerikaner ihr Staunen wahrscheinlich für sich behalten, nur noch das entzückte Gejohle in den untersten Regionen der Berliner Tagesliteratur und gelegentlich die Billigung des Herrn Windhorst begleiten Richter bei seinen Ausbrüchen. Die akademischen Republikaner und Preußenfresser im Auslande gehen schon lange dem Gespräch über ihren frühern Liebling verlegen aus dem Wege, was bösen Menschen viel Vergnügen bereitet.

Über jener „geistreichen" Wendung des Allredners scheint aber deren wichtige Motivirung überhört worden zu sein. Er bekannte, die deutsche Handelspolitik beschimpfen zu wollen, weil sie keine doktrinäre, keine Traditionspolitik sei, sondern sich jedesmal nach dem einzelnen Falle, nach den in Frage kommenden Interessen richte. Eine solche Anerkennung aus solchem Munde — kann Fürst Bismarck besseres wünschen? Denn was Richter in seiner Verranntheit nicht merkte, das muß doch seinem sonstigen besten Kunden, dem „gebildeten" gemeinen Mann einleuchten, der, welches Geschäft er auch betreiben möge, weiß, daß das Wetter sich nicht nach seinem Anzuge richtet, daß Weizen einen andern Boden verlangt als Hafer, Holz nicht geschweißt und Eisen nicht geleimt werden kann. Ein solches Verschnappen des bornirten Parteimenschen ist mehr wert als hundert Zeitungsartikel (vorliegenden natürlich mit eingerechnet).

Und nun der gute Professor Hänel, der auch einmal den verfluchten Kerl spielen und vom Galeriepublikum beklatscht sein wollte. Die Erfahrungen älterer Kollegen hätten ihm doch lehren können, daß die Herren vom Katheder im Wettlauf mit Advokaten und Vereinsrednern von Profession gewöhnlich stolpern und sich überschlagen, und richtig schleuderte er den Haupttrumpf sich und den

Seinen ins Gesicht. Als er den Bundesrat mit dem Bundestage verglich, mußte einem jeden die Parallele zwischen dem jetzigen Reichstage und früheren vor die Augen treten. Der 1663 eröffnete Regensburger Reichstag, welcher nach genau zweihundert Jahren beinahe reaktivirt worden wäre, und die Versammlung in der Paulskirche, woran sind denn diese zu Grunde gegangen? Der eine war mit seinen Formalitäten und Disteleien über Paragraphen lange, bevor Napoleon ihm den Gnadenstoß gab, zum Kinderspott geworden, und der andre merkte erst, als er Grundrechte und Verfassung allergründlichst beraten hatte, daß das Reich nicht vorhanden war, für welches er beide berechnet hatte. Schade, daß Herr Hänel so spät geboren ist, er würde gewiß der einen wie der andern Versammlung zur Zierde gereicht haben. Wenigstens ist es seine und seiner Freunde Schuld nicht, wenn die Reichsarmee heute etwas andres bedeutet als vor hundert Jahren, und wenn die deutschen Gesandten nicht Muße haben, in den Bibliotheken zu arbeiten, wie 1848 Friedrich von Raumer in Paris, den die Diplomatie als nicht existirend ansah. Die Form über die Sache! Proklamirt das nur recht fleißig so nackt und dreist wie bei dieser Gelegenheit, ihr Herren Progressisten, dann thut ihr ausnahmsweise etwas nützliches.

Außerparlamentarisch, aber doch aus denselben Kreisen hervorgegangen ist die schätzbare Ausrede nach dem Eisenbahnunglück am 2. September: die Arbeiten am Steglitzer Bahnhofe hätten ja bis dahin nicht fertig sein können, wenn auch von der hohen Volksvertretung die Mittel bewilligt worden wären. Also das Datum entscheidet. Dank, Jude (hätte ich beinahe gesagt), daß du mich das Wort gelehrt! Denn daraus folgt doch, daß kein Gott und kein Mensch der ultramontan-fortschrittlichen Opposition die Schuld abgenommen haben würde, wäre das Unglück sechs Monate später eingetreten. Und dazu die sittliche Entrüstung der ehrenwerten Zeitungen, so echt und so sittlich wie jene des Bedienten, den sein Herr „schon wieder betrunken" schalt, während doch der Rausch noch „von gestern" war!

Überhaupt ein wahres Gaudium, wenn Parlamentarier und Journalisten auf die abhängigen, die offiziösen Blätter schimpfen! Wer Opposition macht auf Kommando eines Fraktionstyrannen, eines Börsenspekulanten, eines Inseratensammlers oder wem sonst das Blatt gehört, der ist unabhängig, ein freier Mann, ein politischer Charakter; für eine Regierung treten nur Söldlinge, feile Federn ein. O ihr — Auguren!

Übrigens lichtet sich der Horizont täglich mehr. Immer größer werden die Kreise, in welchen man einsieht, daß die Herren, welche das Wort Freiheit so unnütz im Munde führen, die wahren Reaktionäre sind in jeder Hinsicht. Nur zu lange hat sich der kleine Mann mit dem Schreckgespenste des Feudalismus in die Trabantenschaar der Fortschrittler treiben lassen; endlich begreift er, daß in den Aktiengesellschaften, in der Großindustrie, welche das wehrlose Handwerk verschlingt, in den Magazinen, welche den Kleinerwerb vernichten, ihm wirkliche, greifbare Feinde erwachsen, Mächte, die ebenso gefährlich für das Gemeinwohl werden können, wie einst der große Grundbesitz, und kaum eine von dessen guten Seiten haben. Er begreift seine Thorheit, selbst noch Spanndienste am Triumphwagen des neuen Zwingherrn zu thun, anstatt diejenigen zu unterstützen, welche den freien Bauern und den kleinen Gewerbsmann nicht zu Hörigen werden lassen und dem Arbeiter eine menschenwürdige Existenz sichern wollen: das ist der erquickende Eindruck, welchen ich von einem Ausfluge nach Deutschland mitgebracht habe.

Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

1.

Am 1. September 1875 fand, wie alljährlich an diesem Tage, am Cantianplatze die Eröffnung der Ausstellung von Werken lebender Künstler statt. Mag offiziell und kalendermäßig der Herbst erst mit dem 21. September beginnen, für die Berliner Gesellschaft bedeutet die Eröffnung dieser Kunstausstellung den Schluß des Sommers. Berlin ist seit einigen Jahren, da es sich der Würde der Reichshauptstadt auch äußerlich bewußt geworden ist, im Sommer so grün und luftig, daß, wer nicht aus besondern Bedürfnissen in eine Sommerfrische oder in ein Bad reisen muß, sei es um eine Kur zu brauchen, sei es um die Kur zu machen oder sich machen zu lassen — letztere beiden Thätigkeiten sind bei der Vielgestaltigkeit des Berliner Lebens und der gesellschaftlichen Beziehungen nicht ganz bequem — in der Stadt dieselbe Erholung wie in der Ferne findet. Freilich gehört zu einer solchen Erholung die Entziehung von den täglichen Geschäften und Berufsarbeiten, und da es für den Einheimischen schwer sein würde, in einem Hotel als Fremder einige Wochen ungestört die Annehmlichkeiten der Residenz zu genießen, so bleibt für die während des Jahres mit Arbeit Beladenen zuletzt nichts übrig, als mit Beginn der Schul-, Amts- und Börsenferien den Wanderstab zu ergreifen. Diejenigen aber, welche das Bedürfnis einer körperlichen und geistigen Erfrischung nicht fühlen, verlassen die Stadt, weil der Freund es gethan hat, weil es zum guten Ton gehört oder weil ihre Kreditwürdigkeit durch ein Verbleiben in der Stadt während des Sommers leiden würde. Charakteristisch für die Vorzüge des Lebens in der Hauptstadt des Reiches aber ist es, daß der Berliner nicht allzulange von dem heimatlichen Herde wegbleibt. Während in den andern Großstädten Europas die Bewohner schon mit Beginn des Sommers die Weite suchen und in die Residenz erst wieder zurückkehren, wenn die kalten Novembertage einen längern Aufenthalt im Freien

Digitized by Google

unmöglich machen, genügt für den Berliner eine ganz kurze Zeit. Schon mit dem letzten Tage der Brunnen- und Badekur, mit dem pünktlichen Ablauf des vierwöchentlichen Rundreisebillets geht es wieder der Heimat zu. Mit dem Ende des Monats August sind nur noch die ganz unheilbaren Leute draußen, und wenn die Gerichtsferien nach den neuen Justizgesetzen bis zum 15. September dauern, so ist dies, wie viele andre Neuerungen, eine nicht für Berlin berechnete Einrichtung.

Die Eröffnung der Ausstellung ist das Retraitezeichen, welches zum Sammeln auffordert; von da an darf man darauf rechnen, die Besuche wieder zu Hause zu treffen, von da ab beginnen wieder die Mittag- und Abendgesellschaften, die sich dann drei Vierteile des Jahres hindurchziehen und in die nicht einmal die im protestantischen Norden bedeutungslose Fastenzeit eine Abwechslung bringt. Auf jenen Sammelruf der Akademie findet sich die ganze Gesellschaft pünktlich zur Eröffnung ein. Zu dem Wunsche, sich zu überzeugen, ob dieser und jener wieder angelangt sei, und selbst zu beweisen, daß man wieder den Rückweg angetreten hat, gesellt sich auch noch das besondre Interesse, welches der moderne Berliner für die Entwicklung der Künste hegt. Die Künstlerkolonie ist in Berlin eine sehr zahlreiche und über alle Gesellschaftsklassen zerstreute. Am Hofe, in den hohen Beamten- und Finanzkreisen finden die Künstler eine gute Aufnahme, und auch Leute, welche Gesellschaften geben, nicht um ihren eignen Geselligkeitsdrang zu befriedigen, sondern um es andern gleichzuthun, verstehen es, sich für ihren Cercle neben einem Leutnant vom Eisenbahnregiment oder von der Marine auch noch einen „in Öl“ thätigen Künstler einzufangen. Und weil es jetzt zur Bildung der höhern Töchter gehört, Stift und Pinsel zu führen, sei es auch nur, um Kinderköpfe aus Kate Greenaways Bilderbüchern auf Teller und Tischkarten zu malen, so kommen sogar Heiraten zwischen Malern und reichen Bankierstöchtern vor. Die Ärzte sind hier längst durch Assessoren und Richter außer Mode gekommen, und einen Künstler zu heiraten gilt in gewissen Kreisen, für welche der bunte Offiziersrock noch immer ausgeschlossen ist, wo er sich nicht als der weiße Rabe des Reserveleutnants zeigt, als etwas ganz besonders Apartes. Rechnet man noch zu den ersten Besuchern der Ausstellung die zahlreiche Künstlergilde selbst und alle diejenigen, die ihr Beruf als Kritiker und Feuilletonist hineintreibt — keine kleine Schaar, seitdem jedes Winkelblatt sich seinen eignen Vasari hält —, so wird man begreifen, daß an dem Eröffnungstage der Verkehr in der Ausstellung größer ist, als es ein mußevolles Besichtigen und Genießen der Bilder wünschenswert macht.

Unter diesen Besuchern befand sich auch der Bankier Max Genève nebst Frau und Tochter, denen sich als Begleiter deren Freundin Else Müller und Dr. Späth, ein Freund des Hauses, angeschlossen hatten. Das nominelle Haupt der Familie, Inhaber des bekannten Bankhauses Genève und Comp. — für den Accent und das Comp. durfte seine Gemahlin das Erfindungsrecht in Anspruch

nehmen —, würde es allerdings vorgezogen haben, zu dieser Stunde — es war ein Uhr — seinen Aufenthalt einige Schritte weiter von der Kunsthalle in die Börse verlegen zu können, wo er, als seine Firma von vereideten und unvereideten Maklern aufs wärmste begrüßt, und jedenfalls unbeobachtet und unkritisirt von seiner bessern Hälfte, sich mehr in seinem Behagen befunden haben würde als hier, wo jedes unbedachte Wort — und deren hatte er viele — einem strafenden Blick der Gattin oder, wenn es gar zu naiv war, einem freundlichen Puff in die Seite begegnete. Allein offiziös war das Haupt der Familie die Gattin, und ihren Wünschen entgegenzuhandeln war jedenfalls eine Aufgabe, welcher das offizielle Haupt nicht gewachsen war. Mußte er doch, wenn er nicht gleich mit frohlockender Miene einem Vorschlage seiner Gemahlin zustimmte, sondern durch ein unartikulirtes Murmeln, wie im Parlament durch „Murren links," seine Opposition zu erkennen gab, jedesmal eine große Rede entgegennehmen, welche eine Philippika gegen seine eigne Indolenz und Ungeschicklichkeit, im Gegensatz hierzu aber einen Panegyrikus über die Genialität der ihm von Gott bescheerten Gattin enthielt. Der Erfolg war dann jedesmal der gewünschte; das „Murren links" ging in ein lebhaftes Bravo von allen Seiten des Hauses über. Diese Umstimmung war aber keine künstliche, durch den Reptilienfonds hervorgerufene; sie war das Ergebnis einer unbedingten Anerkennung der bessern Einsicht — eine Anerkennung, welche sich die Gattin in vollem Sinne des Wortes durch eignes Verdienst zu erwerben verstanden hatte.

Als unsre Gesellschaft die Künstlerhalle betrat, löste sie sich in mehrere Gruppen auf. Die beiden Mädchen, im rascheren Beschauen den Älteren überlegen, waren schneller in die hinteren Säle gelangt und hatten auch hie und da mit begegnenden Bekannten flüchtige Worte gewechselt. Frau Genève dagegen ließ sich eingehender von Dr. Späth die einzelnen Bilder nach dem Gegenstande ihrer Darstellung, nach der Art ihrer Ausführung erklären, und der treue Cicerone wurde nicht müde, die schwierigsten Erörterungen über Kunst und Geschichte mit den Lebensschicksalen der Maler und mit Bemerkungen über die Käufer früherer Werke von ihnen zu verknüpfen. Max Genève, auf dessen Aufmerksamkeit bei diesen ästhetischen und nicht ästhetischen Erörterungen doch nicht zu rechnen war, wurde von der Gattin und deren Begleiter nicht weiter beachtet. Das Haupt der Familie trottelte mißmutig und, mit seinen Gedanken bei den Kursen von „Lombarden" und „Kredit," in einiger Entfernung hinter ihnen her. Höchstens blieb er vor Darstellungen aus dem alten Testament stehen, und die Klage Jeremiä mit dem Wegzug der gefangenen Juden nach Babylon begeisterte ihn zu lobenden Äußerungen über die jüdischen Talente. Denn er hielt den Maler Bendemann für einen Glaubensgenossen und setzte einem begegnenden christlichen Geschäftsfreund auseinander, daß nur wer beim Fasten wegen der Zerstörung des Tempels selbst die Klagelieder des Propheten weinend gesungen habe, ein so schönes Bild malen könne. Die zerstreuten

Gruppen trafen dagegen wieder bei der Betrachtung einer der ungezählten Nymphen, Göttinnen und sonstigen nackten Figurinen zusammen, die in der Ausstellung über Gebühr die Augen der Besucher auf sich zogen. Mit der Erklärung, daß der Künstler nur das Schöne darzustellen habe, das Schönste aber der menschliche Körper sei, wie ihn die Natur ohne jede Hülle zeige, war jeder Angriff auf die Schamhaftigkeit und jede Hohlheit des Gedankens gerechtfertigt. Daß sich auch Dr. Späth zu dieser Theorie bekannte, die in dem „Berliner Barbier" nach dem Beispiel seines Pariser Kollegen ihre Hauptvertretung fand, ist selbstverständlich. Frau Bertha Genève meinte, daß sie bei dem Anblick des Nackten niemals die Nacktheit sehe — eine Bemerkung, die von ihrem Führer als eine höchst geistvolle Charakteristik bezeichnet wurde. Die beiden Mädchen, welche ebenfalls bei den Malern Peschke und Russow Zeichenunterricht hatten und nicht mehr bloß in Kohle, sondern auch schon in Öl malten, kritisirten ohne Umschweife die Zeichnung und fanden bald, daß die linke Hüfte zu hoch, bald daß das Becken zu eng sei und was dergleichen Kunstäußerungen mehr waren, wobei Dr. Späth nicht selten mit dem Fächer von Frau Genève die Konturen in der Luft hart an den Bildern nachzeichnete. Nur der alte Herr Genève schwieg und schmunzelte, in umso größerm Entzücken über die Talente von Frau und Tochter, je weniger er ihre Erörterungen verstand. Wieder waren die Mädchen vorausgeeilt, als sie plötzlich vor einem Bilde stehen blieben. Kaum hatte Else die Worte: Das bist du, Grete! ausgestoßen, als Margarethe mit einem leisen Schrei ohnmächtig zusammenbrach. Die Eltern und Dr. Späth eilten herbei, es entstand unter den Besuchern eine gewisse Aufregung, und erst den Bemühungen einiger Damen gelang es, das Mädchen wieder zur Besinnung zu bringen. Als sie erwachte, war ihr erstes Wort: Oswald. Frau Genève sah sich erschreckt um, beruhigte sich aber bald, als sie keinen ihr bekannten Träger dieses Namens entdecken konnte. Dagen fielen auch ihre Blicke auf das Bild, und sie erkannte bald, daß die Menge ebenfalls auf die Ähnlichkeit ihrer Tochter mit der im Bilde dargestellten Frauenerscheinung aufmerksam wurde. Mit der ihr eignen Geistesgegenwart wurde ihr nicht nur die Ursache der Ohnmacht, sondern auch die Notwendigkeit klar, ihre Tochter schnell dem weitern Anblick des Bildes und der Aufmerksamkeit des Publikums zu entziehen. Von Else unterstützt, führte sie die noch wankende Tochter aus dem Saale, während Dr. Späth hinausgeschickt wurde, um den Wagen herbeizuholen.

2.

Ehe wir zu ermitteln suchen, welches die Ursache war, daß das blühende in Gesundheit strahlende Fräulein Margarethe Genève von dieser Ohnmacht befallen wurde, müssen wir uns ein wenig in der Geschichte ihres Hauses umthun. Um die Früchte richtig zu schätzen, muß man auf Stamm und Wurzel zurück-

gehen. Große Archivstudien wird der Leser nicht zu befürchten haben; wie Napoleon I., konnte auch Max Genève sich als seinen eignen Ahnherrn betrachten.

Denn es gab eine Zeit, da Herr Max Geneff — so schrieb er sich damals — in einem kleinen Landstädtchen des „Großherzogtums," wie man noch immer die Provinz Posen nennt, als ein junger Bursche in das Geschäft seines Vaters eintrat, d. h. mit ihm auf die umliegenden Dörfer reiste, den Gutsbesitzern und Bauern ihre Produkte abkaufte und diese auch immer zu zivilen Preisen erstand, weil er in der Regel durch Vorschüsse vor der Ernte gesorgt hatte, den Verkäufer für seine Angebote willfährig zu machen. Der junge Max — oder wie er damals hieß — Markus Geneff war zu jener Zeit ein kräftiger Bursche, der, weil er das Geschäft verstand, auch bald ein Gegenstand des Verlangens wurde, auf welchen seine unverheirateten Glaubensgenossinnen ihre Blicke warfen. Wenn er auch noch für Roggen, Gerste und Spiritus mehr Interesse zeigte als für die feurigen Augen und schwarzen Locken seiner Landsmänninnen, so war er doch auch gegen die Schönen nicht unempfindlich, und an den Sonn- und Feiertagen ging er mit ihnen spazieren und erzählte ihnen lustige Geschichten, wie er einem Konkurrenten zuvorgekommen war, oder einen Gutsbesitzer, der ihn wegen seiner niedrigen Angebote oftmals hinausgeworfen, endlich mürbe gemacht hatte. Am meisten gab er der jungen Bertha Loeser den Vorzug. Freilich standesgemäß war diese Neigung nicht. Der alte Loeser gehörte keineswegs zu den Häuptern der kleinen Gemeinde; im Gegenteil, er war Kantor, Lehrer und Schächter, der mit einer großen Familie und einem kleinen Gehalte vielfach auf die Extragratifikationen angewiesen war, welche ihm bei den verschiednen festlichen Anlässen und Gelegenheiten von seinen reichen und wohlthätigen Glaubensgenossen nach alter Sitte zuflossen. Bertha war das älteste seiner Kinder, ein Mädchen, das neben einer auffallenden Schönheit auch einen bedeutenden Ehrgeiz besaß. Es war eigentümlich, wie sich aus dieser kleinen verarmten Familie von unschön gebildeten Eltern in elender Umgebung eine so herrliche Gestalt entwickeln konnte. Es war ein merkwürdiges Naturspiel, daß in dem Mädchen, ganz abweichend von ihrer Rasse, ein herrliches blondes Geschöpf erblüht war, wie sich die dichterische Phantasie etwa eine urgermanische Thusnelda vorstellen mochte. Keines ihrer Geschwister war ihr ähnlich. Physiologen mögen diese Sonderbarkeit erklären, Skeptiker aber, welche sie etwa in naturgemäßer Weise deuten wollten, würden bald eingesehen haben, daß die Häßlichkeit der Mutter nicht geeignet war, eine Anziehungskraft auf andre Männer als den alten, schiefen Kantor auszuüben. Berthas Ehrgeiz war freilich in ihrer Jugend in den Gesichtskreis der kleinen Verhältnisse gebannt; aber in diesen träumte sie sich als Gattin eines wohlhabenden Händlers und schmückte sich in Gedanken mit den goldnen Spangen und den diamantenen Ohr- und Fingerringen, mit denen sie die Frauen der Häupter glänzen sah, wenn sie sich an den Festtagen in das Gotteshaus begaben. Das Ziel ihres

nächsten Ehrgeizes war der junge Markus Geneff, und es währte auch nicht lange, so war es stadtbekannt, daß „dieser mit der Loeserbertha ging." Am wenigsten war der alte Geneff über diese Thatsache erfreut; er ließ es an spitzigen Redensarten und ernsteren Ermahnungen gegen seinen einzigen Sohn, an herabwürdigenden und abschreckenden Äußerungen gegen die Kantorsleute nicht fehlen. Aber wenn er auch von beiden Seiten keine Widerrede fand, so erfuhr er doch einen passiven Widerstand. Markus, der seinem Vater gegenüber indolent war und keinen Mut zeigte, für seine Neigung einzustehen, setzte ohne Rücksicht den Verkehr mit Bertha fort. Vater Geneff verfiel endlich auf einen Staatsstreich. Bei einer mit seinem Sohne gemeinschaftlich unternommenen Geschäftsreise brachte er diesen in das Haus eines reichen Geschäftsfreundes, dessen Unternehmungen schon lange den Neid des jungen Markus erweckt hatten. Prangte doch an dem Hause des alten Meyer ein großes Schild „Bank- und Wechselgeschäft," und wenngleich der Hauptumsatz der Firma in dem „Diskontiren" von Wechseln der benachbarten Gutsbesitzer bestand, so hatte er diese doch so sehr in seiner Gewalt, daß sie bei ihm vorfuhren und in seinem Kontor die Geschäfte abschlossen. Meyer hatte nicht mehr nötig, die Klienten aufzusuchen und sich in ihren Behausungen, um sein Geschäft zu machen, allen den Demütigungen auszusetzen, welche die beiden Geneff von dem rohen Übermut der deutschen und polnischen Gutsbesitzer nur alltäglich zu erleiden hatten, die durch gemeine Späße sich für die geschäftlichen Kniffe der andern zu entschädigen suchten. Meyer hatte eine einzige Tochter, Esther, deren Wuchs nicht als untadelhaft gelten konnte, aber es war in der ganzen Provinz bekannt, daß der Vater Kassenscheine genug auf die eine niedrigere Schulter zu legen vermochte, um mit der andern, über Gebühr in die Höhe gezogenen einen Ausgleich herbeizuführen. Die beiden Väter waren übereingekommen, aus Esther und Markus ein Paar zu machen, und bei der erwähnten Geschäftsreise wurde letzterer der ersteren ohne weitere Zeremonie als ihr zukünftiger Bräutigam vorgestellt. Markus war über diese plötzliche und unerwartete Verfügung ganz betroffen, doch hatte er auch bei dieser Gelegenheit nicht den Mut, einen andern Willen zu zeigen; er ließ sich diese Vorstellung ruhig gefallen, wenn er auch keine allzu große Freude über sein Glück bezeugte. Da Meyers Frau erst vor wenigen Wochen gestorben war, so sollte die offizielle Verlobung nach Ablauf des Trauerjahres gefeiert und verkündet werden.

Markus war niedergeschlagen in die Heimat zurückgekehrt und hatte jede Begegnung mit Bertha vermieden. Er saß über seinen Handelsbüchern, er war eifrig beim Sortiren der Wolle und dem Verladen des Spiritus, ließ sich aber sonst nicht auf der Straße blicken. Nur des Abends spät machte er einen einsamen Spaziergang. Unterdeß verbreitete sich das Gerücht von Markus' Versprechen mit der reichen Esther Meyer auch in dem Städtchen; denn der alte Geneff hatte keinen Grund, ein Hehl daraus zu machen. Bertha, welche

ebenfalls Kunde von dem für sie so erschütternden Ereignis erhalten hatte, gab nicht so leicht ihr Spiel verloren. Sie hatte Tage lang vergebens versucht, mit Markus zusammenzutreffen; endlich war es ihr gelungen, ihn des Abends, als er vor die Stadt ging, zu erreichen und anzureden. Es war eine stürmische Unterhaltung, deren Kosten zunächst nur von Bertha getragen wurden, welche, als ihre Beredtsamkeit auf ihren in verstocktem Schweigen verharrenden Geliebten ohne Eindruck blieb, zu dem wirksameren Mittel der Thränen griff. Erschüttert sank sie nieder, und ihr Jammer rührte endlich auch ihren Begleiter; er versuchte ihre Thränen zu trocknen, streichelte ihre Wangen und ließ ihr schluchzend bewegtes Haupt an seiner Brust ruhen. Es war ein milder Maienabend, ringsum herrschte Stille und Dunkel, nur die Sterne leuchteten und in leisen Lüften rauschten die Zweige. Diese Begegnung sollte über das Schicksal des Paares entscheiden, wie so oft der Liebesgott auch die schlauesten Pläne zunichte macht.

Mehrere Wochen vergingen, ohne daß eine Veränderung in der Situation eingetreten war. Markus blieb eifrig bei seinem Handel und wich, soweit es ging, jeder Zusammenkunft mit Bertha aus. Plötzlich aber gab es Szenen ganz eigner Art in dem armseligen Kantorhäuschen, und da in der kleinen Stadt die Mauern der Häuser nicht allzudicht waren, so ging bald ein Gerücht, das immer lauter und lauter wurde, „es habe sich die schöne Loeserbertha mit dem Geneffmarkus verfehlt." Es würde zuweit führen, die Wirkungen dieser nur allzuwahren Thatsache bis ins Einzelne auf die Beteiligten zu verfolgen. Der alte Geneff blieb hartnäckig bei seiner Weigerung, in eine so erzwungene Ehe einzuwilligen, auch Markus war nicht standhaft geblieben und hatte sich schon den freundlichen und unfreundlichen Ermahnungen des Vaters seinen Forderungen und Bitten gegenüber zum Gehorsam bereit erklärt, wenn der Vater Bertha durch eine Geldentschädigung abfinden und zum Verlassen des Städtchens bestimmen würde. Als diese größte Schwierigkeit überwunden war, kam von dem Vater Meyer ein Absagebrief, der wenig Schmeichelhaftes für das Haus Geneff und Sohn enthielt. Bertha selbst benutzte diesen Zeitpunkt, um ihren schwankenden Liebhaber wieder an sich zu fesseln; die ganze Bevölkerung skandalisirte sich über die Weigerung des alten Geneff, bis dieser endlich nachgab und Bertha Loeser die Frau von Markus Geneff wurde, noch rechtzeitig genug, um dem von ihr gebornen Sohn Martin in ihrem Gatten einen rechtmäßigen Vater zu geben.

Der alte Geneff konnte diesen seinem Ehrgeiz versetzten Schlag nicht lange verwinden; er überlebte das Ereignis, welches seinem Namen die Fortpflanzung sicherte, nur kurze Zeit. Aber auch Bertha erntete zunächst von ihrer Ehe keine Freude. Obwohl sie es nunmehr an Pracht und Schmuck mit jeder ihrer Glaubensgenossinnen aufnehmen konnte, so gab es doch unter diesen einige prüde Naturen, welche den Fehltritt Berthas nicht verziehen und diese deshalb nicht für voll ansahen. Und da auch in einer kleinen Stadt üble Nachrede festern

Boden faßt, so war bald dem kleinen Martin ein an seinen allzu frühen Eintritt in die Welt erinnernder Beiname gegeben, der nur zu oft auch die Ohren der eiteln Mutter traf. Diese war nach dem Tode des Schwiegervaters auch die geschäftliche Stütze ihres Mannes geworden; sie gab seiner mangelnden Initiative den nötigen Mut, und sie trug nicht nur dazu bei, den Umsatz im Geschäft zu vermehren, sondern veranlaßte auch ihren Mann zu dem Abschluß von Lieferungs- und Differenzgeschäften, deren zuerst nur geringfügige Spekulationen glückten. Ihr Ehrgeiz war jetzt, die Heimat zu verlassen und den Schauplatz, der sie an ihre armselige Jugend, an ihre Demütigungen und ihren Fehltritt erinnerte und der sie gleichzeitig durch die fortwährende Unterstützung beengte, welche von ihren Eltern und Geschwistern beansprucht wurde, mit einem größern Wirkungskreise zu vertauschen. Ihr Ziel war Berlin, und so lange wußte sie ihren Mann anzustacheln, bis endlich diese Übersiedlung vor sich ging.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Kaiser von China. In einem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit der Welt sich auf die Frage konzentrirt, ob nächstens ein Krieg zwischen Frankreich und China ausbrechen wird, werden einige Mitteilungen, die der North China Herald über die Person und die häuslichen Verhältnisse des jetzigen Beherrschers der Chinesen bringt, nicht ohne Interesse sein. Der gegenwärtige „Sohn des Himmels“ ist ein Knabe von nicht ganz sechzehn Jahren und in seinem Palaste streng abgeschieden von der Welt. Das Gebäude, welches die sieben Zimmer des Kaisers enthält, befindet sich im Mittelpunkte einer weiten, mit Mauern umgebenen Fläche und liegt eine halbe englische Meile von der Südpforte entfernt, durch welche die Staatsminister den Raum betreten. Nach der Hofetikette müßte diese Straße zu Fuße zurückgelegt werden, doch gestattet man den bejahrten Herren den Gebrauch eines Wagens. Da der Kaiser als ein halbgöttliches Wesen angesehen wird, so müssen alle, die sich ihm nähern, auf die Knie fallen, was selbst von seiner Mutter gilt. In seinem ersten Jahre wurde der himmlische Potentat der Impfung unterzogen, jetzt aber kann er nicht wieder geimpft werden, da es als todeswürdiges Verbrechen betrachtet wird, seiner Person mit einem schneidenden oder stechenden Werkzeuge zu nahen. Seine Mutter besucht ihn nur einmal des Monats, wahrscheinlich weil die Zeremonien, die sie dabei zu beobachten hat, zu sehr anstrengen. In den kaiserlichen Gemächern ist der Fußboden mit europäischen Teppichen belegt, und die Divans sind mit rothem chinesischen Filz überzogen, auf welchen Drachen und Phönixe gestickt sind. Vor der Thür des Hauptzimmers hängt ein schwerer Vorhang, der im Winter das Eindringen kalter Luft verhindert, und der im Sommer durch ein Geflecht aus dünnen Bambusstäbchen ersetzt wird, welches kühlende Winde hindurchläßt. Wenn der Monarch von 250 Millionen Menschen durch die Sitte zu einem einsamen Leben wie in einem Gefängnisse verurteilt ist, so hat man den Trost, zu wissen, daß er sich innerhalb der Ummauerung, in der sein Palast steht, den Genuß der freien Luft gestatten darf. Er reitet hier spazieren, übt sich im Bogenschießen und macht kleine Schlittenpartien. Jeden Tag verwendet er anderthalb Stunden auf das Studium der chinesischen Sprache und ebensoviel Zeit auf Erlernung des Idioms der Mandschu, der Kriegerkaste, zu welcher die kaiserliche Dynastie gehört. Seine Dienerschaft besteht aus Eunuchen,

unter denen einem die Pflicht obliegt, darüber zu wachen, daß der Kaiser sich nicht zu sehr den Tafelfreuden hingebe. Sehr wahrscheinlich würde der jugendliche Monarch sich mit Vergnügen von seinen Elektrisirmaschinen und hundert andern ausländischen Kuriositäten, die ihn umgeben, trennen, wenn er dafür etwas mehr Ungezwungenheit und Befreiung von peinlichen Herkömmlichkeiten eintauschen könnte.

Der deutsche Schulverein in Deutschland. Von dem Schriftführer des Allgemeinen deutschen Schulvereins in Deutschland, Dr. Vormeng in Berlin, geht uns folgendes mit der Bitte um Abdruck zu:

Im 32. Heft Ihrer geschätzten Zeitschrift findet sich ein Aufsatz: „Der deutsche Schulverein in Österreich,“ welcher die Ziele und Aufgaben dieses Vereines beleuchtet. In einer Anmerkung äußert sich der Verfasser über den deutschen Schulverein in Deutschland folgendermaßen: „Der von ihm [dem Wiener Vereine] völlig getrennte deutsche Schulverein mit dem Zentralsitze in Berlin hat nur die Deutschen außerhalb Österreichs, zunächst die in Ungarn und Siebenbürgen im Auge.“

Daß der allgemeine deutsche Schulverein in Deutschland mit dem Zentralsitze Berlin nur die Deutschen außerhalb Österreichs im Auge habe, ist ein Irrtum, den ich im Interesse der großen nationalen Sache, welcher unser Verein dient, berichtigen zu müssen glaube.

§ 1 der Vereinsstatuten sagt: Der deutsche Schulverein hat den Zweck, die Deutschen außerhalb des Reiches dem Deutschtum zu erhalten und sie nach Kräften in ihren Bestrebungen, Deutsche zu bleiben oder wieder zu werden, zu unterstützen.

Hiernach wäre es ganz statutenwidrig, Cisleithanien, wo in den gemischtsprachigen Bezirken das Deutschtum in der schlimmsten Weise bedrängt wird, von der Vereinsthätigkeit auszuschließen. Das Gegenteil ist der Fall. Wir arbeiten, soweit es nur immer unsre Mittel gestatten, für die Deutschen in Cisleithanien. Da aber der Wiener Verein seine Thätigkeit ausschließlich auf Cisleithanien erstreckt, so wäre es für einen Verein mit gleichen Zielen im deutschen Reiche gewiß ebenso notwendig als billig, seine Bestrebungen nicht an ein bestimmtes Gebiet zu binden, sondern sie allen Landsleuten zu Gute kommen zu lassen, die in ihrer Muttersprache und ihren Sitten bedrängt werden, sei es wo es sei. Und da waren es denn vor allen Dingen die Siebenbürger Sachsen, welche unsrer bedurften gegenüber den Vergewaltigungen der Magyaren. Der Wiener Verein konnte und wollte in Transleithanien nicht thätig sein.

Wenn der Verfasser hervorhebt, daß der Wiener und der Berliner Schulverein vollkommen getrennt seien, so ist das richtig. Eine Trennung war geboten, weil die österreichischen Vereinsgesetze eine solche forderten. Diese Trennung in der Organisation schließt jedoch ein herzliches Einverständnis nicht aus. Daß letzteres besteht, kann ich bezeugen.

Wenn der Verfasser des Aufsatzes die Reichsdeutschen, welche sich für die Deutschösterreicher interessiren, auffordert, einer österreichischen Ortsgruppe des dortigen Schulvereines beizutreten, so ist dagegen nichts zu erinnern, falls solche Reichsdeutsche auch Mitglieder des allgemeinen deutschen Schulvereins in Deutschland sind. Letzteres sollte jeder Deutsche sein, der sich des ungestörten Gebrauches der deutschen Muttersprache erfreut, er sollte es sein aus Pflichtgefühl, um den Landsleuten, welche in Sprache und Sitten bedrängt werden, seine Sympathie und seine Bereitwilligkeit zum Helfen zu beweisen.

Zur Fremdwörterseuche. Die zuerst in diesen Blättern unter der Überschrift „Die Fremdwörterseuche“ und nachher in besondrer Ausgabe unter dem

Titel „Ein Hauptstück von unsrer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen“ erschienene Schrift des Direktors des Herzoglichen Museums zu Braunschweig Dr. Herman Riegel hat vielseitig Aufmerksamkeit erregt und auch in den regierenden Kreisen, auf die der Verfasser besonders gerechnet hatte, die gebührende Beachtung gefunden. In verschiednen deutschen Staaten sind Riegels Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen, und besonders haben einige deutsche Fürsten der Sache ihre lebhafte Teilnahme zugewandt. Die Könige von Baiern und Sachsen, sowie der Großherzog von Oldenburg, der Herzog von Altenburg und mehrere andre Fürsten haben ihre Ministerien auf die Angelegenheit hingewiesen. Der Großherzog von Baden hat dem Verfasser ein sehr anerkennendes Handschreiben zukommen lassen. Wir können alle Einzelheiten über diesen erfreulichen Erfolg hier nicht mitteilen, geben aber als ein besondres hoffnungsreiches Anzeichen einer guten Wirkung das Handschreiben wieder, welches der Großherzog von Weimar an den Verfasser gerichtet hat. Dasselbe lautet:

„Mit großem Interesse und Vergnügen, mein werter Herr Dr. Riegel, habe Ich von Ihrer Broschüre über die Reinigung unsrer Muttersprache Kenntnis genommen, denn diese verdienstliche Arbeit zeugt von der wahrhaft deutschen Gesinnung, welche wohl vorauszusetzen war bei einem Manne, der im Dienste eines der ältesten und berühmtesten deutschen Fürstengeschlechter und als Bürger einer der ältesten und ehrwürdigsten deutschen Städte der Pflege vaterländischer Kunst und Technik seine Kräfte widmet.

Ihre Broschüre ist daher auch bereits in Händen Meines Staatsministeriums, dem Ich dieselbe mit der Weisung übergeben habe, mit erneuerter Sorgfalt darüber zu wachen, daß bei der Verfassung amtlicher Berichte alle unnötigen Fremdwörter vermieden und die Reinheit der Sprache gepflegt werde.

Eine solche Obhut, mit voller Autorität für die ganze Nation, bald einer deutschen Akademie übertragen zu sehen, ist längst einer Meiner ernstesten Wünsche, zu dessen Verwirklichung nach Kräften beizutragen Ich als Pflicht empfinde, sowohl dem Vaterlande gegenüber als auch aus Treue für die Traditionen Meiner Vorfahren, die durch Gründung der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ dereinst Gleiches zu erstreben bemüht waren.

Wenn Ich auch erst spät dazu komme, Ihnen diese Antwort zu geben, so werden Sie doch aus dem Gesagten entnehmen, daß die verstrichene Frist keine verlorene war und daß Ich Ihnen für Ihre wertvolle Mitteilung aufrichtigst dankbar bin.

Ihr Ihnen wohlgeneigter
Karl Alexander.

Weimar,
den 31. Mai 1883.“

Die Giebelfelder des königlichen Schauspielhauses in Berlin. Es dürfte dem größern Publikum kaum bekannt sein, daß der Gedanke, das königliche Schauspielhaus in Berlin mit einer Sandsteinverblendung zu versehen, schon längere Zeit die zuständigen Kreise beschäftigt hat, und daß man in diesen Kreisen pro oder contra zu der Frage Stellung genommen hat.

Abgesehen von den technischen Schwierigkeiten, die ein solches bis jetzt wohl ohne Präcedenz dastehendes Verfahren verursachen müßte, deren man jedoch, wie es scheint, vollkommen Herr geworden ist, hatten die Gegner des Planes sehr triftige anderweitige Bedenken, während die Freunde desselben einen fast ausschließlich idealistischen Standpunkt zu vertreten hatten. Führte man auf seiten der letzteren

an, daß die Pietät gegen Schinkel wenn an irgend einem Bau, so an diesem gebieterisch erheische, daß man die edelste und zugleich populärste Schöpfung Schinkels in einer des Meisters würdigen Weise zu erhalten suchen müsse, und daß der klassisch schöne Aufbau des Hauses schon für sich allein den Kostenaufwand einer Verblendung in echtem Material vollauf rechtfertige, so konnte von der andern Seite betont werden, daß diese bereitwillig zugestandene Schönheit der Fassade in keiner Weise in Einklang stehe mit der Brauchbarkeit des Grundrisses, der notorisch derartige Übelstände für die Benutzung des Hauses aufweist, daß man im Interesse der Zuschauer nicht minder wie in dem der Darsteller nur wünschen könne, die für die Sandsteinverblendung aufzuwendenden Mittel würden lieber zum Grundstock eines Kapitals für einen Neubau gemacht, der vor allen Dingen den Zuschauern atmungsfähige Luft und den Schauspielern in der rauhen Jahreszeit eine gleichmäßig temperirte Atmosphäre gewährte, die zugleich frei wäre von den mephitischen Gerüchen einer gewissen Örtlichkeit, welche gegenwärtig ihre Dünste direkt auf die Bühne ausströmen läßt. Diesen beiden Forderungen gegenüber, die, wenn auch nur für einen beschränkten Zeitraum, geradezu Lebensbedingungen genannt werden müssen, kommen andre Übelstände, wie z. B. die Dürftigkeit und die einseitig von der Bühne angeordnete Lage der Ankleideräume und Probesäle, erst in zweiter Linie in Betracht.

Wenn es vorläufig scheint, als hätten die Vertreter der Sandsteinverblendung gesiegt, so möchten wir diesen Erfolg jedoch nur als ersten Schritt auf der Bahn zur Herbeiführung besserer Zustände ansehen, denen als zweiter eine zweckmäßige Bühnenheizung und eine rationelle Luftzuführung oder eine Erneuerung des Zuschauerraumes zu folgen haben wird.

Nachdem der Landtag im vorigen Winter die erforderlichen Mittel bewilligt hatte, begann man etwa zu Anfang Juni d. J. mit der Sandsteinverblendung, und anscheinend wird bis zum Schluß der diesjährigen Bauperiode etwa die kleinere Hälfte des ganzen Hauses fertig werden.

Die Wirkung ist, soweit die Rüstungen und der noch unfertige Zustand der Fugung ein Urteil erlauben, die denkbar beste, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die mancherlei Vorzüge der äußern Erscheinung des Hauses, die mannichfaltige Gliederung desselben und doch auch wieder seine herrliche Gebundenheit zu einem harmonisch geschlossenen Ganzen, noch um einen weiteren vermehrt erscheinen werden durch den Zauber, der in der Tönung des gewachsenen Steins liegt. Daß es doch dem Schöpfer des Hauses vergönnt gewesen wäre, sein Werk in so edler Gewandung zu schauen!

Was die Ausführung betrifft, so wird augenscheinlich jede einzelne Form, jedes Architekturglied mit der sorgfältigsten Objektivität in Sandstein wiedergegeben, ja sogar kaum sichtbare Teile, wie z. B. die Wandvertiefungen für die Traufrohre, werden, wenn wir von der Straße aus richtig gesehen, in echtem Material hergestellt.

Nur einer Partie des Hauses scheint wunderbarerweise das Sandsteinmaterial versagt bleiben zu sollen: den bildwerkgeschmückten Giebelfeldern! Wäre dies nicht der Fall, so müßten bei dem gegenwärtigen Stande der Verkleidung die Bildhauerarbeiten für die in diesem Jahre in Betracht kommenden Giebel mindestens bereits in Auftrag gegeben sein, und davon hat bisher, so viel uns bekannt, in Bildhauerkreisen noch nichts verlautet. Es scheint demnach die Ansicht begründet zu sein, daß die Bildwerke der Giebelfelder in dem bisherigen Zustande, d. h. in einem mit Ölfarbe gestrichenen Gipsguß, sogenanntem „Stuck,“ der Nachwelt erhalten bleiben sollen, während doch das gesamte übrige Haus mit echtem Stein verkleidet wird!

Ohne eine Kunst irgendwie der andern gegenüber (wenn man überhaupt von mehreren Künsten sprechen darf) herabsetzen zu wollen, möchten wir doch fragen: Welches höhere Anrecht auf echtes Material hat denn ein winziges Kyma, ein Zahnschnitt am Hauptgesims vor dem Teile des Hauses voraus, an welchem sein schönster Schmuck zur Geltung, ja seine wahre Bestimmung, nämlich die der Menschendarstellung, zur handgreiflichen Erscheinung kommt? Wo steckt der Baukünstler, der es kalten Blutes zu Wege gebracht hat, sich diejenigen Partien, welche den Alten als ausschließlich dem gottgeweihten Tempel zustehend galten, mitten in der gesamten übrigen Sandsteinverkleidung in Ölfarbe gestrichen zu denken? Denn daß er überhaupt gedacht hat, wollen wir zu seiner Ehre annehmen. Oder soll etwa der ganze übrige Bau, um Konformität mit den Giebelfeldern herzustellen, hinterher auch mit Ölfarbe überpinselt werden?

O Ölfarbe! Schon einmal wurde mit dir in Berlin der gleiche Vandalismus verübt (am jetzigen Hotel der englischen Botschaft in der Wilhelmstraße), schon einmal decktest du mit deiner Lederhaut die Entwicklungsspuren herrlich gewachsenen Steines. Soll es mit dem einen male noch nicht genug sein?

Denjenigen, die es angeht, rufen wir hiermit auch in aestheticis ein ernstes Videant consules zu, welches sie beherzigen mögen, so lange es noch Zeit ist!

Ein Akt der Rache. Es wird unsre Leser erheitern, zu hören, daß die Behandlung, die wir gelegentlich Herrn Engel und seinem sogenannten Magazin für die Literatur des In- und Auslandes haben zu Teil werden lassen, nicht ohne rächende Folgen geblieben ist. In der Nummer des Magazins vom 1. September dieses Jahres, die wir dem geneigten Leser zum Studium empfehlen, falls er sie irgendwo erwischen kann, schwingt Herr Max Schasler seinen kritischen Speer gegen Niemanns Roman „Bakchen und Thyrsosträger,“ der vor einem Jahre in den Grenzboten publizirt wurde. Herr Schasler ist von dem Roman nicht erbaut, durchaus nicht. Der Roman mißfällt ihm in dem Maße, daß er das Publikum davor warnen möchte. Er fürchtet, das Publikum könnte durch denselben mißleitet und verführt werden. Vor allem tadelt er, daß der Verfasser platonische Weisheit wieder aufwärme. Er gesteht, daß ihm Platon schon auf der Schule unleidlich gewesen ist. Wir wollen das glauben. Wir halten es für sehr wahrscheinlich, daß der Platon Herrn Schasler mißfiel, als dieser Herr auf der Schulbank saß, und wir vermuten, daß dies seinem Ordinarius dieselbe Meinung von dem jungen Schasler einflößte, die wir von dem alten haben. Wir können uns denken, daß es nicht allein Platon war, der ihm unleidlich erschien, sondern daß auch Aristoteles, Xenophon, Thukydides und Sophokles ihm das Leben nicht versüßten. Und später auf der Universität und im fernern Lebenslaufe werden Hegel, Fichte, Schelling, Kant und derartige Leute, auch Shakespeare, Goethe und Molière das Unglück gehabt haben, ihm zu mißfallen, denn es ist gar kein Grund anzuführen, warum einer von diesen ihm hätte tief erscheinen sollen, wenn Platon ihm trivial vorkam, wie er sagt. Und so wurde Herr Schasler denn nach und nach, was er jetzt ist. Im besondern tadelt er Platons Ansicht vom Wesen der Schönheit, welche Niemann zitirt. Er hält Platons Meinung für phantastisch, konfus, unreif. Es wird ihm wohl auch in der Schule schon so ergangen sein, aber es wäre gewiß belehrend, Herrn Schaslers Meinung die des Platon korrigiren zu hören. Dann wirft er Niemann vor, nicht zu wissen, wo die Havel fließt, da er von einer „Pommerschen Havelbahn“ rede. Vielleicht ist er ein Nachkomme jenes Kritikers, der Voltaire vorwarf, nicht zu wissen, daß Friedrich der Große König von Preußen sei, da er in seinem „Candide“ diesen König als „König der Bulgaren“ vorführe.

Wir unsrerseits brauchen unsre Ansicht über Niemanns Roman nicht auszusprechen, denn die Thatsache, daß wir ihn in dieser Zeitschrift abdruckten, spricht deutlicher, als Worte sprechen können. Wir erwähnen nur, daß die bedeutendsten Organe der Presse den Roman für den geistvollsten der neuern Zeit erklärt haben, und der Umstand, daß er jetzt in mehrere andre Sprachen übersetzt wird, bestätigt unsre gute Meinung von ihm.

Literatur.

Rheinsberg, Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen. Von Andrew Hamilton. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Dielitz. Zweiter Band. Berlin, R. von Deckers Verlag, 1883.

Wie im ersten Bande des Hamiltonschen Werkes die in Rheinsberg verlebte Jugendzeit Friedrichs des Großen im Mittelpunkte der Darstellung stand, so bildet das Leben des Prinzen Heinrich, der von seinem Bruder Rheinsberg erhalten hatte und sich meist hier aufhielt, den Kern des zweiten Bandes. Mit liebevoller Sorgfalt hat der Verfasser die Thätigkeit wie das geistige Leben des hochbegabten, in vielen Dingen an seinen großen Bruder erinnernden Prinzen zu erforschen gesucht, und fleißig hat er den allenthalben zerstreuten, überreichen Stoff zusammengetragen, und wenn er auch nicht gerade neues gefunden hat, so ist es ihm doch gelungen, eine überaus anziehende, lebensvolle Schilderung von dem Treiben Heinrichs und seines Hofes zustande zu bringen, die kein Leser, ohne Genuß gehabt zu haben, aus der Hand legen wird. Ungezwungen schließen sich noch einige prächtige Bilder aus der Mark Brandenburg an die Beschreibung des Schlosses Rheinsberg und seiner großen Zeit an, in denen Hamilton nach Fontanes Art geschichtliche Erinnerungen mit der Schilderung von Land und Leuten verbindet. So werden Köpernitz, die Remusinsel, die Stadt Rheinsberg, der Menzer Forst, die Haide, Zechlin, Zernikow, Orte und Gegenden, die zu Friedrichs und Heinrichs Aufenthalt in Rheinsberg in Beziehung stehen, ausführlich geschildert, wobei der Verfasser ein feines Verständnis für die Eigentümlichkeiten der Landschaft wie für die Art der Bewohner zeigt. Auch auf mancherlei Personen und Zustände der Gegenwart kommt er zu sprechen, und die Ansichten, die er dabei äußert, die Urteile, die er fällt, deuten stets auf einen kenntnisreichen und einsichtsvollen Mann. Eines seiner Urteile meinen wir hier anführen zu sollen, da es in dem Munde eines Engländers, wie um des Mannes willen, auf den es sich bezieht, nicht uninteressant ist. Er spricht von den Angriffen, welche der alternde Friedrich im eignen Lande erdulden mußte, und sagt dann: Unwillkürlich wird man daran erinnert, wie man im heutigen Berlin einen andern gewaltigen Mann behandelt, und man gedenkt der schönen Worte, die Goethe im Jahre 1778 über einen Besuch in Potsdam und Berlin an Merck schreibt. Dort heißt es am Ende: „Tausend Lichter gingen mir auf, und dem Alten Fritz bin ich recht nah worden. Da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageyen und zerrissenen Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören."

Die Übersetzung von Dielitz scheint in jeder Hinsicht gelungen zu sein.

Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Karl Bartsch. Freiburg i. B. und Tübingen, J. C. B. Mohr, 1883. V und 404 S.

Unter diesem Titel hat der auf dem Gebiete der germanischen wie der romanischen Sprach- und Literaturforschung gleich ausgezeichnete Verfasser eine Reihe

von teilweise bisher ungedruckten Arbeiten vereinigt, die sich alle mit dem Leben und Dichten des Mittelalters befassen und auf ein größeres Publikum berechnet sind. Die Nibelungen, Wolframs Parsifal, Tristan und Isolde, der übelberüchtigte provenzalische Troubadour Guillem von Berguedan, die sogenannten Tagelieder, das altfranzösische Volkslied sind die literargeschichtlichen Themata, die in ebenso fesselnder Weise behandelt werden wie die mehr kulturgeschichtlichen: „Die Treue in deutscher Sage und Poesie,“ „Das Fürstenideal des Mittelalters im Spiegel deutscher Dichtung,“ „Die Formen des geselligen Lebens im Mittelalter,“ „Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.“ In allen diesen Aufsätzen bekundet sich in einer einfachen, ungekünstelten Sprache die feinsinnige Betrachtungsweise des vielbelesenen Gelehrten, der zugleich selbst Dichter ist. Schade nur, daß die ältern Abhandlungen unverändert gelassen und nicht in bibliographischer und andrer Hinsicht vom heutigen Standpunkte aus revidirt worden sind. Die nähern Freunde des Autors wird noch das vorausgeschickte Bruchstück einer Selbstbiographie interessiren, das indeß schon mit dem fünfzehnten Lebensjahre abbricht.

Gedichte von Johannes Trojan. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1883.

Der Name J. Trojan ist uns in schrecklicher Erinnerung geblieben von einem Bilderbuche, das vor einigen Jahren der Stilkesche Verlag in Berlin zu Weihnachten brachte. L. Pietsch hatte die Bilder gezeichnet, J. Trojan die Reime dazu gemacht. Es war ein fürchterliches Buch. Indeß da die vorliegenden Gedichte in Liebeskinds Verlag erschienen sind, wo sie sich in so guter Gesellschaft, wie die Dichtungen Baumbachs sind, befinden, so hofften wir, daß ihr Verfasser sich inzwischen zu seinem Vorteil verändert haben würde, und lasen uns mit Todesverachtung in das Bändchen hinein. Aber wie bitter haben wir es zu bereuen gehabt! Die „Gedichte“ Trojans bestehen meist aus Naturbetrachtungen und Reflexionen; die erstern verlieren sich samt und sonders ins Kleine und Kleinliche, die letztern zum guten Teil in unglaubliche Trivialität. Das möchte aber beides hingehen, wenn die „Gedichte“ noch zierlich und ansprechend in der Form wären. Aber auch das ist nicht der Fall. Die Sprache ist die platteste Prosa; um das Metrum herauszubringen, sind die Wörter oft in ganz unmöglicher Weise umgestellt, aller Augenblicke hört der Satz mitten im Verse und der Vers mitten im Satze auf, und dabei wimmeln die Zeilen von greulichen Apostrophirungen und schwebenden Betonungen.

Als wir vor dreißig Jahren auf der Schulbank
Noch saßen, Verse machten da auch wir,
Eben so schöne, wie sie Trojan macht,
Ja schönere vielleicht; doch braucht' sie niemand
Zu drucken, nur der Lehrer sah sie durch.
Und ungedruckt auch Trojans Verse hätten
In Ruhe bleiben können, meinen wir.

Das wären so etwa Trojansche Verse. Wenn man gerade in guter Laune ist, kann man minutenlang ununterbrochen so reden. Soviel steht fest: Wenn uns der Name J. Trojan noch ein drittes mal begegnen sollte — und wäre es auf noch so schönem Papier und in noch so schönem Einbande —, wir lesen nichts wieder von ihm. Diesmal war es das letztemal.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

König Alfons und die Pariser Chauvinisten.

Der sich einen rechten Begriff von der Stimmung machen will, die in einem großen Teile der französischen Zeitungen und ihres Publikums in Betreff Deutschlands herrscht, der hatte in der vergangenen Woche besonders gute Gelegenheit dazu in dem Glockenspiel von Schmähungen, mit welchem jene Blätter den Besuch des Königs von Spanien in Paris einläuteten. Gewiß war es auch der Haß des Republikaners gegen den Monarchen, der diese Invektiven eingab, aber zweifellos spielte der Groll der Partei Chauvin dabei die größte Glocke. Der junge König hatte nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben, daß man ihm Grobheiten und Verdächtigungen entgegenschrie, im Gegenteil, er wollte nach dem Besuche in Homburg, mit dem er dem deutschen Kaiser seine Hochachtung bezeugt hatte, durch Verweilen in Paris zeigen, daß er auch vor Frankreich Achtung hege und gute Beziehungen mit ihm zu erhalten wünsche. Aber gleichviel, bei gewissen Leuten mußte er mit seinem Besuche durchaus die Absicht haben, Frankreich zu beleidigen. Denn kam er nicht aus dem Feldlager des Feindes, und hatte man ihm hier nicht das 15. Ulanenregiment verliehen, und stand dieses Regiment nicht in Straßburg in Garnison? Man denke, Ulanen und Straßburg, jene, die im Kriege von 1870 die Verkörperung des preußischen Geistes gewesen, diese, die, von Gottes und Rechts wegen eine französische Stadt, jetzt eine deutsche sein sollte! Das war Hohn, blutiger, giftiger Hohn gegen das Unglück, das war ein Greuel, der zum Himmel schrie. Aber liebe Herren, werte Nachbarn, solche Ehrenernennungen sind ja etwas ganz gewöhnliches bei Begegnungen von Monarchen, sie gehen herüber und hinüber wie Großkreuze, ja wie Visitenkarten, sie sind reine Artigkeitsbezeigungen bei Ma-

növern und Revuen! Gleichviel, der gegenwärtige Fall macht eine Ausnahme, die dem König Alfons erwiesene Auszeichnung ist offenbar wohl überlegt und berechnet, das Selbstgefühl der französischen Nation zu reizen, sie zu kränken und herauszufordern, der König hat, als er sie annahm, sich zum Werkzeug einer Beleidigung gemacht, und das muß ihm eingetränkt werden. Ein hochsinniges, sich seiner Würde bewußtes Volk darf ein solches Unterfangen garnicht stillschweigend über sich ergehen lassen.

Die Sache erscheint unglaublich, sie sieht wie eine recht krasse und plumpe Satire auf die nörgelnde Eitelkeit des französischen Chauvinismus aus. Leider aber ist sie nur zu begründet. Ja es wurde sogar berichtet, daß die Ernennung des König Alfons zum Ehrenobersten eines deutschen Regiments eine Änderung im Programme der Festlichkeiten herbeigeführt habe, mit welchen die französische Regierung ihren hohen Gast während seines Aufenthaltes in Paris ursprünglich zu ehren gedachte. Die militärischen Übungen, bei denen er zugegen sein sollte, sollten ausfallen, weil man dabei Kundgebungen verdrießlicher Art befürchtete. Natürlich wurde diesem Berichte schleunigst widersprochen, aber inzwischen hatte ein vielverbreitetes Pariser Blatt, die France, die Gelegenheit ergriffen, einen Artikel in die Welt zu schicken, der mit seinem Gemisch von kindischer Thorheit und gemeiner Dreistigkeit umso widerwärtiger aussah, als er aus der Mitte einer Nation hervorgegangen war, die sich immer als die erleuchtetste und höflichste auf Erden betrachtet wissen will. In der That, wären alle, wären auch nur viele Franzosen von der Art, so könnte man sich nur der Meinung anschließen, daß Frankreich durch die Republik auch in Sachen des Verstandes und der guten Lebensart erheblich heruntergekommen sei. Die betreffende Tirade gegen „den Ulanen, Herrn Alfons von Bourbon," in welcher vermutet wurde, Seine Majestät der König von Spanien werde „als der gute Spion, der er nun geworden sein müsse, ohne Zweifel die Gelegenheit ergreifen, Pläne vom Fort von Vincennes aufzunehmen und den deutschen Heerführern nützliche Winke zu geben," war von der Beschaffenheit, daß man nicht recht wußte, was darin mehr zu bewundern war, die Tiefe der Gemeinheit oder die Größe der Albernheit des Verfassers und des Publikums, dem er dergleichen zu bieten wagen durfte. Es folgten aber noch anmutigere Leistungen: der Autor empfahl seinen Landsleuten, auf ihre Pendulen Acht zu geben," und erteilte dem Gaste Frankreichs „den wohlgemeinten Rat, sich von dem Eintrachtsplatze fernzuhalten, da der Tag nahe sei, wo „die Bewohner des Elsaß, die für Frankreich votirt haben," an diesem Orte zusammenkommen würden, um die Bildsäule Straßburgs zu bekränzen.

Wir würden von diesen ebenso knabenhaften und rohen Ausbrüchen übler Laune keinerlei Notiz genommen haben, wenn nicht in andern Blättern ähnliches geäußert worden wäre, und wenn wir daraufhin nicht zu dem Schlusse berechtigt wären, daß die Meinung, die sich in solchen Ausschreitungen kund-

giebt, in gewissem Maße unter weiten Schichten der französischen Bevölkerung noch vorherrscht.

Allerlei Gerüchte gingen durch die Presse über die Art und Weise, wie König Alfons sich gegenüber diesen Insulten verhalten werde. Nach dem einen hatte er den Besuch in Paris aufgegeben, nach dem andern war er gesonnen, nach den Homburger Manövern nach Straßburg zu gehen, um sein neues Regiment zu besichtigen. Beides wäre bedenklich gewesen und hätte Öl ins Feuer gegossen. Aber das eine wie das andre war unmöglich. Könige können durch Zeitungspöbel nicht in ihren Absichten bestimmt werden, und Könige demonstriren nicht in der angegebenen Weise. Kein vornehmer Geist läßt sich von Tiraden der Presse anfechten. König Alfons ist infolgedessen bei seinem ursprünglichen Plane geblieben, und die französische Regierung hat ihn empfangen, wie sie anfänglich beabsichtigte. Der Zwischenfall erscheint somit als erledigt. Aber die Gefahr, die er wieder einmal offenbarte, bleibt bestehen, zumal da auch die verständigeren Organe der öffentlichen Meinung in ihren Äußerungen über die Sache größtenteils nicht vollständig korrekt urteilten. Diese waren sich allerdings der Pflicht bewußt, die Abgeschmacktheiten und Rohheiten ihrer Kollegen zu mißbilligen und dem gesunden Menschenverstande sein Recht widerfahren zu lassen. Indeß tadelten sie die unverschämte Sprache der France und ihrer Parteigenossen, zu denen wir Deutschland gegenüber auch die Roten zu zählen haben, nur in milder Rede. Es war nur „übertriebener Patriotismus," nur „hochsinnige, wenn auch ungerechte Entrüstung," wenn jene Blätter verdächtigt und geschmäht hatten. Warum ein Geschrei erheben über die dem spanischen Könige zuteil gewordene Auszeichnung, sagten sie, da der deutsche Kaiser sie beinahe jedem Fürsten verliehen hat, der in seine Nähe kam? Und warum, fügt Paris hinzu, die Wahl eines Ulanenregiments, das in Straßburg garnisonirt, auf etwas andres zurückführen als auf Mangel an Takt bei dem Fürsten Bismarck?

Ist das letztere schon eine unüberlegte Behauptung, da der Reichskanzler schwerlich mit der Verleihung des Straßburger Reiterregiments an König Alfons etwas zu schaffen gehabt hat, so gehen einige von den Leuten, die sich im ganzen maßvoll äußern, noch weiter, indem sie dem deutschen Kanzler die Absicht unterlegen, Frankreich zu beleidigen, und ihm den Wunsch zuschreiben, den Gast seines Herrn und Gebieters zu erniedrigen, indem derselbe während seines Besuches in Paris „verurteilt sein werde, die Gefühle seiner Gastfreunde zu verletzen und den Besiegten in seinem eignen Hause zu verwunden. Wir können uns," so fügte einer dieser Herren hinzu, „keiner grausameren Demütigung erinnern, die spanischer Stolz von fremder Hand erlitten hätte." Endlich klingt es ziemlich komisch, wenn der daran geknüpfte gute Rat in der Form erteilt wird: „Erinnere man sich doch, daß ein republikanisches Volk die Pflicht hat, in vornehmer Art die internationale Höflichkeit zu üben, deren Tradition den

Aristokraten verloren gegangen ist, und die von den Monarchen nicht mehr beobachtet wird."

Nüchtern und zutreffend wurde die Angelegenheit nur vom Paix und Soir behandelt. Jener, das Blatt des Elysée, sagt: „Das ist doch die reine Verrücktheit; die Intransigenten reden zuweilen geradezu, als ob wir die Herren der Welt wären. Wohin werden sie uns auf ihrer halsbrecherischen Bahn noch schleppen? Man lacht über Spanien, man lacht über Italien, man lacht über Deutschland, man macht sich über die ganze Welt lustig, und was kommt dabei heraus? Wir möchten wissen, was die äußerste Linke und ihre Blätter zu thun gedenken, wenn sie Frankreich im Süden, Osten, Norden, wenn sie ihm auf allen Seiten heftige Feindschaft und unauslöschlichen Haß erweckt haben. Was für ein Wust patriotischer Redensarten! Und alles das, weil der deutsche Kaiser der Etikette und den Gewohnheiten seines Hofes nachgekommen ist, weil ein König von Spanien wie viele andre europäische Souveräne [zuletzt noch vor ihm auch der Prinz von Wales, über dessen Ernennung, obwohl er künftig die Krone Großbritanniens tragen wird, der gallische Hahn so wenig wie andre Hähne gekräht hat] Ehrenoberst eines deutschen Regiments geworden ist. Kein Land ist so ungeschützt wie dieses gegen die Gefahren, welche die Zukunft in ihrem Schoße bergen mag. Das ist nicht die Art und Weise, mit der man sich die Zuneigung und Hochachtung des Auslandes gewinnt. In der That, wir haben besseres zu thun, als uns wie Narren zu betragen, wie alle diejenigen, welche bei einer so einfachen Sache wie dem Besuche eines Königs in Paris die Interessen des Landes nicht über den Drang ihrer Neigungen und Abneigungen, ihrer Selbstliebe und ihres Hasses zu stellen imstande sind." Noch verständiger bespricht der Soir die Angelegenheit. Er meint, man könne das Geschrei, das die Presse der extremen Parteien darüber erhoben habe, und in das selbst maßvolle Journale eingestimmt hätten, nicht streng genug verurteilen. „Wenn die Radikalen, so sagt er, den Auftrag erhalten hätten, den König Alfons unwiderruflich Bismarck in die Arme zu treiben und das Madrider Kabinet mit der Berliner Reichskanzlei zusammenzuschweißen, kurz, wenn sie bezahlt wären, auf Kosten Frankreichs und seiner Interessen die Geschäfte des deutschen Reichs und der Tripelallianz nach Kräften zu fördern, so könnten sie es nicht besser anfangen, als sie es jetzt treiben. Hätten sie sich wohl andrer Gründe bedienen können? Gewiß nicht. Wenn man behauptet, daß hinter der von gewissen Pariser Zeitungen unternommenen unglücklichen Kampagne der Einfluß einer spanischen Koterie wirksam ist, die, wie es scheint, in Paris mehr Einfluß besitzt als in Madrid, so ist das nicht unmöglich."

Solchen verständigen Stimmen gegenüber verbleiben aber selbst Blätter wie der offiziöse Temps und das Journal des Débats bei der Meinung, daß die Verleihung des Straßburger Ulanenregiments ein schlauer Schachzug der deutschen Diplomatie sei. Sie erblicken darin eine Falle und warnen demgemäß

ihre Leser vor unvorsichtiger Beurteilung. Den König Alfons trifft nach dem erstern allerdings keinerlei Verantwortlichkeit. Aber „es liegt auf der Hand, daß der Kaiser und sein großer Minister in der Sache außer und über dem zarten Vergnügen, den König von Spanien zu moralischer Gutheißung der beiden letzten Eroberungen Preußens zu nötigen, auch noch eine glückliche Methode fanden, ihm in Frankreich einen Empfang zu bereiten, kalt genug vielleicht, um das Siegel auf eine deutsch-spanische Allianz zu setzen.“ Das Journal des Débats aber hat zwar durchaus nichts gegen die Ernennung einzuwenden, sieht jedoch in der Wahl gerade des betreffenden Regiments einen Versuch, die patriotische Reizbarkeit der Franzosen aufzuregen, und will nur hoffen, daß der gesunde Sinn des Publikums ein Manöver vereiteln werde, welches einzig dazu bestimmt sein könne, Zwietracht zwischen zwei Nationen zu stiften, die in Wahrheit keine Ursache zu Streitigkeiten haben — wobei man sich an die Unterstützung erinnern darf, welcher Don Carlos, der Prätendent, während des letzten Bürgerkrieges von seiten Frankreichs sich zu erfreuen hatte.

Die France endlich ist durch das Urteil der gemäßigten Journale nicht zum Schweigen gebracht worden. Sie ließ einen zweiten Artikel vom Stapel, der zwar nicht so pöbelhaft stilisirt war wie der erste, aber immer noch zu einer Haltung studirter Kälte und Nichtachtung gegen den königlichen Besuch aufforderte. Es hieß da: „Wenn das Ministerium in Mißachtung seiner Pflicht als Vertretung der Nation und mit Vernachlässigung aller Vorsicht taub bleibt gegen die sehr deutlichen Kundgebungen der öffentlichen Meinung, so ist es an der Presse, dem Organe dieser Meinung, an der Presse, die alles gesagt hat, was sie zu sagen verpflichtet war, den Bürgern, deren patriotische Mißbilligung sie in Worte gefaßt hat, kühle Ruhe bei dem betrübenden Schauspiel anzuempfehlen, das sich für den 28. September vorbereitet. Möge man keinen Ruf vernehmen, möge man keine tumultarischen Zusammenläufe in den Straßen sehen. Antworten wir auf Herausforderung und großthuerischem Hohn mit verächtlichem Schweigen.“

Tableau! Attitude! Höchst bühnengerechter Rat! Aber lassen wir den Schauspieler und fragen wir, was dabei herauskommt, wenn solche Stimmen immer von neuem laut werden. Das unaufhörliche leichtfertige Großthun, das sich in diesem und ähnlichem Geräusche kundgiebt, macht die Franzosen, die man doch gern achten möchte, nicht nur lächerlich, sondern hat auch eine andre und bedenklichere Folge. Es verleitet Leute, die mehr zu vertreten und zu verantworten haben als die Zeitungsschreiber, Konsuln z. B., Land- und Seeoffiziere, zu Versuchen, sich durch arrogantes Auftreten im Auslande daheim populär zu machen, und es kann andrerseits nur die Geduld und Langmut derjenigen, gegen die man solche Versuche spielen läßt, in ihrer Dauer kürzen. Wir werden uns, mit andern Worten, leichter beleidigt fühlen, wenn der Beleidiger sich vorher in den Ruf gebracht hat, andre Leute absichtlich von oben herab zu behandeln.

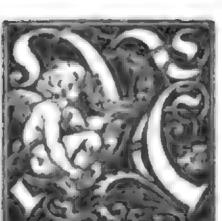
Es ist nichts weniger als unwahrscheinlich, daß ein englischer, italienischer oder deutscher Militär, Seemann oder Geschäftsträger es gerade jetzt schwieriger finden würde, französischer Herausforderung gegenüber seine Selbstbeherrschung zu bewahren, als vor einiger Zeit.

Es ist natürlich unnötig, zu sagen, daß die französische Regierung für diese Überhebung nicht verantwortlich ist, oder gar sich gegen die Meinung zu verwahren, man glaube, dieselbe teile im stillen dieses Gefühl. Einzelne Minister mögen, nach Erfahrungen zu urteilen, denselben nicht fern stehen, und zwar könnte man dies gerade vom Leiter des auswärtigen Departements annehmen. Indeß zweifeln wir nicht, daß der Einfluß Ferrys genügen wird, in dieser Beziehung Maßlosigkeit zu verhüten. Andrerseits aber ist und bleibt am Ende die französische Regierung eine Regierung des „Volkes," eine solche, wo dieses zuletzt den Ausschlag giebt, und wer das „Volk" ist, weiß man ja: es ist immer die stärkste Partei und die, welche am besten organisirt und am lautesten und thatkräftigsten ist. Die Chauvinisten aber sind auf alle Fälle die lauteste und rührigste unter allen Parteien des heutigen Frankreichs und — wenigstens in Paris und andern Großstädten — die stärkste, da ihr Leute aller übrigen Parteien angehören, und das ist zwar keine große Gefahr für die Nachbarn, wohl aber für Frankreich selbst.

Aus den Tagen der Klassiker.

1.

Karl von Dalberg, der Koadjutor und Fürstprimas.



ächst den Gestalten und Lebensbeziehungen unsrer eignen Zeit sind der Mehrzahl der gebildeten Deutschen keine Menschen und Zustände so vertraut wie die unsrer klassischen Literaturperiode. Die ausgebreitete Detailforschung, welche gerade dieser Periode gewidmet worden ist und noch beständig gewidmet wird, eine Forschung, die es nicht verschmäht, gelegentlich zum Nichtigen oder doch ganz Unwesentlichen herabzusteigen, hat kaum eine Existenz, die jemals in Berührung mit der Goethes oder Schillers gekommen ist, unberücksichtigt gelassen, und selbst Karl Ruckstuhl und Anton Fürnstein der Naturdichter von Falkenau haben ihre Monographien und Abhandlungen erhalten. Menschen, Verhältnisse, Sitten, Lokale und Kostüme der klassischen Periode haben so eingehende Berücksichtigung

Digitized by Google

erfahren, daß die Meinung berechtigt erscheint, hier sei überhaupt nichts neues mehr beizubringen. Da wir alle und alles kennen bis zu Goethes vertrautem Diener und Sekretär Philipp Seidel, bis zu den Jenenser und Weimarer Druckern der Zeit und bis zu Cottas Setzern, da wir Goethes blauen Wertherfrack und Schillers „Schreibkommode“ für zwei Carolin beständig vor Augen haben, so vergessen wir eben leicht, wieviel von den bergehoch gehäuften Mitteilungen bloßes Material geblieben ist und wie episodisch gar manche bedeutenden Lebensläufe behandelt worden sind, die nur eine Zeit lang neben denen der Weimarer Heroen hergegangen sind oder dieselben gekreuzt haben. Als im vorigen Jahre die Briefe Charlottes von Kalb an Jean Paul durch P. Nerrlich veröffentlicht wurden, kam es uns empfindlich zum Bewußtsein, daß wir ein wirklich ausgeführtes Lebensbild der bedeutenden und originellen Frau nicht besitzen. Als vor einiger Zeit in einem vortrefflichen Buche von Otto Baisch der Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart und seine Kreise (Leipzig, Seemann, 1882) dargestellt wurden, besannen sich hunderte, wie vielemal sie den Namen und die originellen Briefe des Mannes in den Schillerbiographien erblickt hatten, ohne sich je weiter um das fruchtreiche und bedeutsame Leben desselben zu kümmern. Und so wären Dutzende, vielleicht hunderte von Stellen namhaft zu machen, an denen die allgemeine Kenntnis von allem, was das große Menschenalter zwischen 1770 und 1810 anlangt, recht unzulänglich ist. Es muß mindestens erlaubt sein, in einer Reihe von kleinern Lebensbildern zur Geschichte der klassischen Periode zerstreute Merkwürdigkeiten zu sammeln und verwischte Zeichnungen wieder aufzufrischen.

Zwar der Mann, mit dessen Gestalt wir diese kleine Porträtgalerie eröffnen, Karl von Dalberg, der letzte Kurfürst-Erzkanzler des hinsterbenden heiligen römischen Reiches deutscher Nation, der von allen Patrioten vervehmte Fürst-Primas des Rheinbundes, der Koadjutor, wie er in den Briefen Goethes, Schillers, Wilhelm von Humboldts und Herzog Karl Augusts in den glücklicheren Zeiten seines Lebens hieß, hat keinen Biographen mehr zu erwarten. Nach Josef Becks Buche über „Johann Heinrich von Wessenberg“ (Freiburg, 1862) und Karl von Beaulieu-Marconnays höchst gründlichem historisch-biographischen Werke „Karl von Dalberg und seine Zeit“ (Weimar, 1879) stünde nur in einem Falle eine weitere allgemein interessante Publikation über Dalberg zu erwarten. Als Beaulieu-Marconnay sein abschließendes Buch veröffentlichte, hatte er das tiefste Bedauern auszusprechen, daß die Briefe der Herzöge Karl August von Weimar, Ernst von Gotha und August von Gotha, die Schreiben von Goethe, Wieland, Herder, Schiller, W. von Humboldt an Dalberg für uns verloren seien. Im Fall diese kostbaren Dokumente hochinteressanter Beziehungen noch irgendwo aufgefunden werden sollten, würden sie nicht nur Material zur Kulturgeschichte der klassischen Epoche bieten, sie würden auch sicherlich die erste und zweite Periode Dalbergs in ein besseres und glänzenderes Licht rücken. Daß sie an

der Gesamtcharakteristik Dalbergs wenig mehr ändern könnten, ist freilich außer Zweifel. Denn es gehört zu den unerbittlichsten Gesetzen des menschlichen Daseins, daß man mit einem ehrenreichen und segensvoll wirkungsreichen Alter wohl eine von Irrungen und Schwächen erfüllte Jugend aufwiegen kann, aber umgekehrt die vielversprechendste und liebenswürdigste Jugend die Schuld des Mannesalters nicht wettmacht.

Karl Theodor Anna Maria von Dalberg, aus einem alten, vielberühmten pfälzischen Geschlecht stammend, welches in die Geschichte der geistlichen Staaten am Rhein und der Kurpfalz schon seit Jahrhunderten verflochten war, ward als der Sohn des kurmainzischen Geheimrats, Kämmerers und Statthalters von Worms Franz Heinrich Freiherrn von Dalberg am 8. Februar 1744 zu Mannheim, wo der Vater damals wohnte, geboren. Sein jüngerer Bruder war jener Wolfgang Heribert von Dalberg, der gleichfalls in der Geschichte der klassischen Periode vielgenannt, sich als Intendant des Mannheimschen Hof- und Nationaltheaters in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das unvergeßliche Verdienst erwarb, Schiller zuerst auf der deutschen Bühne heimisch gemacht zu haben. Karl Theodor war früh zum geistlichen Stande, das heißt zum Eintritt in jenen Kapiteladel bestimmt worden, aus welchem im alten Reiche die Fürsten wie die höchsten Würdenträger der geistlichen Staaten gewählt wurden, welche die Stürme des sechzehnten Jahrhunderts und des dreißigjährigen Krieges überlebt hatten. Zwei Dalberge waren Kurfürsten des Reichs, Erzbischöfe von Köln und Mainz gewesen. Johann von Dalberg, der bekannte Humanist, der Förderer der Altertumsstudien, regierte zu Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts als Bischof von Worms, ein andrer Dalberg war 1730 der letzte „Fürstabt“ von Fulda, bevor die Abtei des heiligen Bonifazius zum souveränen Bistum erhoben wurde. Die Zahl der Familienglieder, welche als Domherren und hohe Würdenträger in den Annalen der geistlichen Staaten in Südwestdeutschland verzeichnet standen, war vollends Legion. Die Familie folgte demnach einer starken Tradition, wenn sie dem begabten Knaben die vielversprechende geistlich-weltliche Laufbahn eröffnete. Und die Dinge lagen so, daß Karl Theodor zwischen seinem zehnten und vierzehnten Jahre nacheinander Domizellar der Hochstifte Würzburg, Mainz und Worms wurde. Mit solchen Aussichten bezog der junge Dalberg 1760 die Universität Heidelberg und wurde, als er siebzehn Jahre alt war, auf Grund einer Dissertation, an der er sicher den geringsten Anteil hatte und haben konnte, Doktor beider Rechte. Mit neunzehn Jahren hatte er bereits die große Kavaliertour nach Italien, Frankreich und den Niederlanden hinter sich und trat in das kurmainzische Ministerium als Mitarbeiter ein.

Er war eben, wie Immermann im „Münchhausen“ spottet, „geborner Geheimrat im höchsten Gericht.“ Der Ausspruch des alten Hesiod, daß die Götter vor die Trefflichkeit den Schweiß gesetzt haben, ein Ausspruch, der in unsern ehernen Tagen auch dem Höchstgestellten und Glückbegünstigsten fortwährend

gegenwärtig ist, war in den Kreisen, in denen Karl von Dalberg aufwuchs, so vollständig vergessen, daß selbst die natürlichen Anlagen und die geistige Regsamkeit dem jungen Freiherrn über die Äußerlichkeit und Flüchtigkeit seiner Bildung nie hinwegzuhelfen vermochten. Dalberg blieb Zeit seines Lebens Dilettant im schlimmen Sinne des Wortes, ja man kann sagen, daß er den Typus des wohlmeinenden, strebsamen und doch nie zum Kern der Dinge dringenden Dilettanten in ungewöhnlich liebenswürdiger Weise repräsentirte. Auch als er mitten in der größten geistigen Bewegung des Jahrhunderts stand, mit lebendigem, ja rastlosem Anteile die Erzeugnisse der deutschen Dichtung entgegennahm und ihre Bestrebungen verfolgte, wollte er dennoch jederzeit die Resultate ohne die geistige Arbeit gewinnen und dem geistigen Genuß das Opfer einer Vertiefung des eignen Wesens nicht bringen. Es lag in seiner Natur wie in seinen Jugenderlebnissen, daß er die flüchtige Wärme, die ihn für alle Kulturbestrebungen erfüllte, die aufrichtig gemeinten, aber unendlich matten Versuche zur Selbstthätigkeit mit der tiefgehenden Leidenschaft und Lebensarbeit gleichstellte oder verwechselte, durch welche sich eben damals die bessern Geister der Nation zum Ideal echter, aber auch starker Humanität durchrangen. Dalberg gehörte zu den Naturen, auf welche die große Periode mehr anregend als bildend, mehr verweichlichend als seelenerhebend und stählend einwirkte. Der Grund davon lag zum guten Teil in der flachen, mühelosen Art seiner Entwicklung, in seiner dilettantischen, „genialisch flachen" Bildung. Der tapfere Ch. G. Körner, Schillers Dresdner Freund, äußerte schon 1791, als Schiller selbst noch eine große Meinung von dem Koadjutor hegte: „Selbst die Polyhistorie des Koadjutors ist in solchen Augenblicken behaglich, wo man immer nur abwechselnde Geistesbeschäftigung verlangt, ohne auf einer besondern Idee haften zu wollen. Noch kann ich mir keine deutliche Vorstellung von der Art seines Kopfes machen."

Karl von Dalbergs beste und erquicklichste Lebensperiode war ohne alle Frage seine Statthalterschaft des Fürstentums Erfurt, welche er im Oktober 1772 antrat. Im achtundzwanzigsten Lebensjahre sah sich der junge Domherr durch das Vertrauen des Kurfürsten Emmerich Joseph (von Breidenbach-Bürresheim) von Mainz mit einer der wichtigsten Stellungen bekleidet, die im Mainzer Kurstaat überhaupt vorhanden waren. Die Stadt Erfurt mit ihrem Gebiet bildete einen der drei räumlich weit getrennten Teile dieses Staates, der nach dem Reichsrecht als der Staat des Kurfürsten-Erzkanzlers der erste im Reiche hieß, was freilich mit der Wirklichkeit gewaltig kontrastirte. Zum „Fürstentum" Erfurt gehörten außer der Stadt die Ämter Tondorf, Atzmannsdorf, Mühlberg, Vargula, Gispersleben, Vippach, Isseroda, Abach und Stadt und Amt Sömmerda, zu denen dann in den neunziger Jahren noch die Hatzfeldischen Grafschaften Kranichfeld und Gleichen als erledigte kurmainzische Lehen kamen. Immerhin war es ein Schauplatz, auf dem Dalberg, nach Goethes Ausdruck, „Welt und Regiment probiren konnte." Mit der Ernennung zum

Statthalter war Dalberg zugleich zu den gesandtschaftlichen Geschäften bei den benachbarten kleinen Höfen, namentlich bei denen von Weimar und Gotha, beglaubigt worden. Der erstere Hof, oder vielmehr die kluge, geistvolle und weitsichtige Herzogin-Regentin Anna Amalie, hatte kurz vor Dalbergs Antritt seiner Statthalterschaft von Erfurt der verfallenden Universität dieser Stadt ihre bedeutendste, kaum erst gewonnene Zierde, den Regierungsrat und Professor der Philosophie Christoph Martin Wieland nach Weimar entführt. Für das neue Verhältnis des jungen Statthalters zu ihrem Hofe war es gut, daß die Übersiedlung Wielands bereits geschehen war, als Dalberg anlangte.

Die Situation des neuen Statthalters war insofern günstig, als Stadt und Landschaft eben damals die ersten Wirkungen der langen Friedenszeit, welche dem siebenjährigen Kriege folgte, zu empfinden begannen. „Wohlfeilheit, heißt es in Beaulieus »Dalberg und seine Zeit,« war auf drückende Teuerung gefolgt, die Fabriken waren in vollster Thätigkeit, der Handel blühte wieder neu auf." So hatte denn Dalberg keine durchgreifende reorganisirende, schöpferische Thätigkeit zu entwickeln; eine Anzahl verständiger Anordnungen, kleiner aber guter Neueinrichtungen entsprachen dem Bedürfnis und der Natur des neuen Regierungsstatthalters. Ohne seinen Eifer und einen gewissen jugendlichen Mut in Zweifel zu ziehen, darf man doch annehmen, daß er in den behaglichen, idyllischen Zuständen, die nach dem Frieden von Hubertusburg im deutschen Leben überwogen, in seinem eigentliche Elemente war. Während der kurzen Gefahr des bairischen Erbfolgekrieges ließ er sich allerdings von dem soldatischen Geiste des jungen Karl August von Weimar, seines Freundes, soweit anstecken, daß er kriegerische Maßregeln vorschlug und Regimenter errichten wollte. Gleichsam prophetisch für die Katastrophe von 1792 trat die erbärmliche Wehrverfassung des Mainzer Kurstaates und die völlige Wehrlosigkeit der Erfurter Festung Petersberg bei dieser Gelegenheit hervor. Da sich aber das Ungewitter des „Kartoffelkrieges," wie der kurze unblutige Zwist spöttisch getauft wurde, bald wieder verzog, war natürlich von den bei dieser Gelegenheit gemachten Erfahrungen weiter keine Rede.

Die kleine Regierungsthätigkeit jedoch, welche so sehr den Kräften Dalbergs entsprach, genügte seinem brennenden Ehrgeize nicht. Er wünschte unablässig eine größere politische Rolle zu spielen und suchte auf die Mainzer Regierung reformirend einzuwirken. In Mainz fand man den Eifer des Erfurter Statthalters sehr unbequem, bei dem letzten Kurfürsten, Erzbischof Karl Joseph (von Erthal), welcher 1774 den Thron bestiegen hatte, stand Dalberg nicht in der Gunst, deren er sich bei Emmerich Joseph erfreut hatte. Das Flüchtige, unstät Wechselnde seiner politischen Pläne und das Weiche, Bestimmbare, ja Charakterlose seiner Natur entging auch schon damals selbst wohlwollenden Beurteilern nicht. Goethe, der seit 1776 mit Dalberg in lebendigem Verkehr stand, schrieb am 5. Mai 1781 an Frau von Stein: „Für mich ist sein Umgang von viel Nutzen. Durch

die Erzählungen aus seinem mannichfaltigen politischen Treiben hebt er meinen Geist aus dem einfachen Gewebe, in das ich mich einspinne, das, obgleich es auch viele Fäden hat, mich doch zu sehr nach und nach auf einen Mittelpunkt bannt. Der Statthalter ist doch eigentlich auch kein rechtes Kind dieser Welt, und so klug und brav seine Pläne sind, fürchte ich doch, es geht einer nach dem andern scheitern.“ Wenn der Dichter gleich darauf die beneidenswerte „Leichtigkeit“ Dalbergs rühmt, so schwebt über diesem Lobe wie ein Schatten die Ahnung, daß diese Leichtigkeit schweren Versuchungen und Prüfungen kaum gewachsen sein könne.

Eine Aufgabe, die ihm bei seinem zwischen Hofhaltung und stattlicher Haushaltung schwankenden äußern gesellschaftlichen Auftreten in Erfurt zufiel, löste Dalberg vortrefflich, ja glänzend. Diese soziale Aufgabe war in der großen Umschwungs- und Übergangsepoche des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts in der That von Bedeutung. Die Bildung war eine durchaus veränderte, aber die neue Bildung hatte zumeist noch keine geselligen Formen, Standesunterschiede, welche in der Anschauung wesenlos geworden waren, herrschten noch in den Gewohnheiten des persönlichen Verkehrs, man hatte gemeinsame Interessen und keine Mittel zum Austausch derselben, die Widersprüche zwischen der Empfindung der höher Gebildeten und einer aus gänzlich andern Zuständen stammenden Lebenshaltung fielen immer peinlicher und schärfer auf. In dem ersten Jahre, in welchem Dalberg seines erfurtischen Statthalterpostens wartete, schrieb Goethe im väterlichen Hause am Frankfurter Hirschgraben seinen Werther, und als das Buch erschien, waren die Szenen, in welchen geschildert wird, wie der Graf von C. den jungen Legationssekretär, den er schätzt, ehrt, ja liebt, aus seiner Gesellschaft wegweisen muß und wegweist, nicht die letzten, welche die leidenschaftliche Teilnahme der damaligen Generation wachriefen. Der Aufschrei Werthers „Da möchte man sich ein Messer ins Herz bohren!“ ward damals von tausenden geteilt.

Hier war Dalberg einer der Männer, die zum Guten eingreifen konnten und eingriffen. In seinem gesamten Verkehr mit Menschen zeigte er sich von aufrichtiger Humanität, von wahrhafter Schätzung nicht nur literarischer, künstlerischer, wissenschaftlicher Bestrebungen beseelt, die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Auftretens halfen ihm in seinen Umgebungen die neuen Gesellschaftsformen, welche auf der Gleichheit der Bildung und der geistigen Interessen beruhten, rasch einführen. Beaulieu-Marconnay in „Dalberg und seine Zeit“ berichtet: „Im nahen Zusammenhang mit der Förderung wissenschaftlichen Sinnes stand das Bestreben Dalbergs, den gesellschaftlichen Zusammenhängen Erfurts eine idealere Richtung zu verleihen. Seit dem Jahre 1786 führte er die Idee aus, an jedem Dienstag eine große Assemblee in der Statthalterei zu geben, er mochte nun in Erfurt anwesend sein oder nicht. Dazu war alles, was zur guten Gesellschaft gehörte, ein- für allemal geladen. Ebenso hatte

jeder Fremde Zutritt, und es wurde nichts weiteres von den Gästen verlangt, als ein anständiger, wenn auch noch so einfacher Anzug. Man fand hier oft regierende Fürsten, Minister, Generäle, Staatsdiener aller Kategorien, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Handwerker bunt durcheinander gruppirt. Die Unterhaltung war ebenso verschieden und mannichfaltig wie die Gesellschaft selbst. Man sang Lieder zum Klavier, führte mitunter Chöre aus, Virtuosen auf den verschiednen Instrumenten ließen sich hören; ältere Personen fanden Spieltische bereit, die Jugend vergnügte sich an Gesellschaftsspielen — kurz, jeder fand, was ihm zusagte und zu fleißigen Besuchen dieser Soireen anregte. Der Statthalter bewegte sich teilnehmend und gemütlich in diesen Kreisen und übte den Zauber seiner anmutigen Persönlichkeit auf die Anwesenden aus. Ein Teil dieser letztern ward an solchen Abenden zum Souper eingeladen, welches nach der Entfernung der übrigen stattfand."

Eine sehr getreue und neuerlich vielbenutzte Chronik der gesellschaftlichen Vorgänge in der Erfurter Statthalterei und während der glücklichen Jahre Dalbergs ist das auf der Erfurter Bibliothek handschriftlich aufbewahrte Tagebuch des Erfurter Ratsherrn und Buchhändlers Kaspar Konstantin Beyer, aus dem unter anderm Boxberger in der dritten Ausgabe des Briefwechsels „Schiller und Lotte" (Stuttgart, 1879) eine Reihe von Daten und Notizen bestätigt und vervollständigt hat. Beyer ist ein völlig unverdächtiger Zeuge, und er bestätigt ausdrücklich: „Karl von Dalberg war die Seele dieser ganzen trefflichen Anstalt. Er mischte sich stets mitten unter das bunte Gewühl, das den großen Saal und die drei anstoßenden Zimmer anfüllte, sprach mit jedem, der ihm aufstieß, einige Worte und freute sich herzlich, wenn die ganze Gesellschaft sich einer unbefangnen Fröhlichkeit überließ." Goethe, welcher oft bei diesen „Assembleen" und noch viel früher bei den Festen, die Dalberg gab, zugegen war, gedachte derselben in spätern Jahren und unter den bedeutendsten Verhältnissen nicht ohne eine gewisse sehnsüchtige Wehmut. In dem Bericht über die Audienz, welche der Dichter 1808 während der Erfurter Monarchenbegegnung bei Napoleon I. hatte, erzählt er: „Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt. Ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken. Auch hier waren es noch die alten Tapeten. Aber die Porträte an den Wänden waren verschwunden. Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Reboutenanzug, eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern alle."

In dem mannichfachen Verkehr Dalbergs mit den Kreisen von Weimar, Gotha und Jena bewährte sich Dalbergs Liebenswürdigkeit und die besondre Leichtigkeit, mit der er sich in die veränderten sozialen Verhältnisse und veränderten Lebensformen fand. Gern hätte er etwas Großes für die deutsche Kultur gethan und geleistet, aber seine Statthalter- und Domherreneinkünfte

wollten nicht einmal für die standesmäßige Repräsentation ausreichen. Umso freigebiger war er einstweilen mit Versprechungen und kleinen Aufmerksamkeiten. Wenn er nicht in der Lage war, sogleich Entscheidendes für Schillers Lage thun zu können und wenn Schiller wohl zu große und zu sichere Hoffnungen auf den „Koadjutor“ setzte, so war doch der Verkehr beider ein nahezu freundschaftlicher. In Dalbergs Hause in Erfurt spielte ein Teil des Liebesromans Schillers mit Charlotte von Lengefeld, Dalberg hätte gern Schiller „die Hochzeit ausgerichtet“ und malte wenigstens ein abscheulich-schönes Bild des Hymen zu derselben. Während eines längern Besuches bei dem Koadjutor in den Weihnachtsferien von 1790 zu 1791 faßte Schiller den Plan zur Wallensteintragödie, während desselben Besuchs aber kam auch jene Krankheit zum Ausbruch, die Schillers körperliche Gesundheit frühe brach, ohne seine geistige antasten zu können. Dalberg zeigte sich wahrhaft bekümmert um ihn, suchte ihm im Herbst 1791 die Rekonvalescenzzeit in jeder Beziehung zu erleichtern und angenehm zu gestalten. Und wenn der Statthalter natürlich einem Schiller gegenüber mit besondrer Beflissenheit die Anmut seiner geselligen Formen und den Eifer der Teilnahme an des Dichters Leistungen und Plänen entfaltete, sodaß Schiller, wie er am 30. Oktober 1791 an Körner schrieb, „im Umgang mit Dalberg viel Vergnügen genoß,“ so bethätigte er doch auch in hundert andern minder bedeutenden Fällen einen Teil jener Eigenschaften, die ihn zu einem hervorragenden Vertreter damaliger Geselligkeit, damaligen guten Tones machten. Die Geschichte unsrer Sturm- und Drangperiode und der ihr folgenden Zeit nach der sozialen Seite ist noch nicht geschrieben, wird sie es je, so muß Dalbergs Name auf jedem Blatte dieser Gesellschaftsgeschichte der Sturm- und Drangzeit erscheinen. Und es darf nicht vergessen werden, daß der Koadjutor unter allen Schwankungen und bedenklichen Wechselfällen seiner spätern Laufbahn die humanen Anschauungen und Auffassungen seiner sozialen Pflichten festhielt, die er in Erfurt zuerst erprobte. Lebendige Teilnahme an andern, freundschaftliche Fürsorge für seine Umgebungen, feingebildete Umgangsformen, das Bedürfnis geistiger Genüsse und Anregungen, kurz alle bessern Seiten seiner Natur, alle erfreulichen Wirkungen, welche die Bildungsperiode, in der er emporwuchs, selbst auf schwache Naturen hatte, blieben Dalbergs Eigentum. Seine literarischen Neigungen konnten ihn nicht über den Mangel an Bestimmtheit der Anschauung, an Schärfe des Urteils und Tiefe des Gefühls, der ihm von Haus aus anhaftete, hinausheben. Doch wurden sie die Vermittler von persönlichen Beziehungen, mit denen der Koadjutor der deutschen Literatur größere Dienste leistete als mit den „Betrachtungen über das Universum“ und den „Grundsätzen der Ästhetik,“ welche er in der Erfurter Zeit schrieb. Schiller war bekanntlich ein paar Jahre später bei Gründung der „Horen,“ zu denen er Dalberg als Mitarbeiter eingeladen und für die er pomphaft die Beteiligung „Seiner Erzbischöflichen Gnaden“ angekündigt hatte, in gelinder Verzweiflung über die „un-

endlich elenden" Aufsätze, die von seiten des Koadjutors einliefen, und wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er wider den Brauch seiner Monatsschrift bei einem allerdings polizeiwidrig seichten Elaborat „Über Kunstschulen" Dalbergs Namen hinzusetzte.

Bis zum Jahre 1785 blieb Dalberg nur das hochangesehene Mitglied mehrerer Domkapitel und der Statthalter der kleinen erfurtischen Provinz. Allein das gedachte Jahr brachte die Gründung des deutschen Fürstenbundes „zur Aufrechterhaltung der bestehenden Reichsverfassung," gegen welche man Übergriffe von seiten des unternehmenden und hochstrebenden Kaisers Josefs II. fürchten zu müssen glaubte. Im Oktober 1785 trat auch der Kurfürst von Mainz rückhaltlos dem neuen Bunde bei, welcher damit über eine Majorität im Kurfürstenkollegium des Regensburger Reichstages gebot. Der Beitritt von Mainz war im damaligen Reiche ein Ereignis, und in Berlin mußte man bei der Beschaffenheit der geistlichen Staaten fürchten, daß über kurz oder lang dieser Bundesgenosse der neuen Union wieder verloren gehen könne. Anders stand es, wenn bei Lebzeiten des Kurfürsten Karl Joseph dessen Nachfolger erwählt wurde und ein unzweifelhafter Anhänger des Fürstenbundes war. Für einen solchen Anhänger galt Dalberg, auf ihn lenkte Karl August von Weimar, das eifrigste Mitglied des Fürstenbundes, die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Nach wundersamen Intriguen und Wahlkämpfen, die Ranke in seinem Werke „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund" höchst anschaulich und drastisch schildert, und zu denen auch Beaulieu-Marconnay ein paar charakteristische Einzelheiten mitteilt, ward Dalberg am 1. April 1787 gewählt. Es war nach altem Volksaberglauben ein verhängnisvoller Tag, an dem Dalbergs Wahl stattfand. Niemand zwar ahnte, daß eben jetzt der letzte „Quadutter" (altmainzisch für Koadjutor) des alten Erzstiftes ernannt sei, und Dalberg wußte, wie es schien, nicht, daß seine Wahl der Krone Preußen 180 000 Gulden für Bestechungen des Domkapitels, „Douceurs" und „Präsente" gekostet. Im Gegenteil knüpften sich an seine Erwählung zum Koadjutor von Mainz alsbald auch gleiche Ernennungen zum Regierungsnachfolger in den Bistümern Worms und Konstanz, sodaß es schien, daß Dalberg dereinst über eine gewisse, zu selbständigem Handeln befähigende Macht zu gebieten haben werde. Die sämtlichen Vorgänge bei Dalbergs Wahl und ihre nachfolgende Bestätigung durch den heiligen Stuhl, sowie die mit der Gründung des Fürstenbundes eingetretene Rührigkeit täuschten noch einmal darüber, wie morsch und haltlos die Zustände des heiligen Reiches geworden waren und daß der erste Stoß von außen die Existenz des Reiches selbst, vor allem aber der geistlichen Staaten, gefährden mußte.

Schon in dieser friedensseligen und hoffnungsreichen Zeit aber trat zu Tage, in welchem Widerspruch Dalbergs ehrgeizige Wünsche nach großer politischer Wirksamkeit und seine persönliche Befähigung für eine solche standen. Der dilettirende Schöngeist schlug den Staatsmann überall in den Nacken.

Beaulieus mehrerwähntes treffliches Buch teilt aus dem Berliner Archiv den Entwurf eines Schreibens des Herzogs Karl August von Weimar an Dalberg vom 27. März 1787 mit, aus dem man wohl ersieht, daß gerade bei denjenigen, die Dalbergs Wahl eifrig betrieben hatten, die Zweifel schon vor der vollbrachten Thatsache erwachten. „Der Endesgesetzte, heißt es zum Schluß dieses denkwürdigen Aktenstückes, fügt noch den sehnlichen Wunsch hinzu, daß es doch endlich einmal dem Herrn Statthalter gefallen möchte, die Dinge dieser Welt so zu betrachten und so zu behandeln, wie sie es verlangen, oder wenn er finden sollte, daß dieses wider seine moralischen Grundsätze lauft, daß er sich entschließe, sich nicht mehr damit zu bemengen und nur ja nicht zu glauben, daß er im mindesten die Drehungen unsres Erdballs durch irgend eine menschliche Kraft oder Willen ändern werde.“ Vermöchte man irgend zu glauben, daß die scharfe Ansprache des willensstarken Herzogs sich nur auf die kundgegebene Abneigung und das häßliche Intriguenspiel in den Domkapiteln beziehe, so wäre sie trotz alledem beinahe ein Ehrenzeugnis für Dalberg. Allein der neue Koadjutor offenbarte alsbald die verhängnisvolle Eigenschaft, die Dinge nicht sehen zu können, wie sie wirklich waren, sondern alle Widersprüche und Zwiespälte mit unklaren, schönklingenden Phrasen ausgleichen zu wollen. Der harte Widerstreit realer Interessen war der weichen Natur des Erfurter Statthalters unbequem. So versteigt er sich dazu, den Fürstenbund alsbald in einen Bund des Kaisers und Reichs verwandeln zu können und sinnt, mit naiv schlauer oder schönseliger Bemäntelung der Thatsache, daß der Bund gegen die Autoritätsgelüste Josefs II. gerichtet war, dem Kaiser eine Versöhnung mit dieser Union an. Die feine Ironie, mit welcher Josef auf solche Phrasen antwortete, schloß eine vernichtende Kritik der politischen Unklarheit und der charakterlosen Nachgiebigkeit Dalbergs in sich ein.

Auch in den Kreisen, denen der Koadjutor als künftiger Beschützer, als erlauchter Mitstrebender galt und in denen man damals noch keine Politik trieb, kam man gelegentlich zum Bewußtsein der bedenklichen Anlagen eben dieser vielversprechenden Natur. Schillers Schwägerin, Karoline von Beulwitz, welche für ihn schwärmte und im Oktober 1791 an Schwester und Schwager schrieb: „Der liebe, liebe Schatz, sein Brief hat mich sehr gerührt. Wohl ist es ein engelschönes Herz, wert, daß man alles für ihn thue,“ und sich im Februar 1792 darauf vorbereitete, am künftigen Musenhofe von Mainz die Egeria des Numa Pompilius Karl von Dalberg zu spielen („Ich muß fühlen, was ich dem Schatz sein kann, und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen, schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben — es wäre eine schöne, edle Frucht meines reifern Lebens“), mußte, von ihrer treuen Lotte und von Schiller gewarnt, bereits in einem Briefe vom März 1792 zugeben: „Ich glaube fast jetzt, daß ihr recht habt und daß er keine Konsequenz in dieser Art von Gefühlen hat — doch muß ich noch gewisser werden, um meiner Seele

eine andre Richtung zu geben.“ Noch deutlichern Einblick in die bedenklichsten Tiefen dieser schönen Seele verrät Körner, der bereits am 9. März 1790 bei Gelegenheit der Mainzer Pläne und Hoffnungen Schillers schrieb: „Rechne auch du nicht zu viel auf diesen Mann. Der Antritt der Regierung ist ein gefährlicher Zeitpunkt und doppelt für eine gewisse poetische Denkart. Alle Schwierigkeiten scheinen unbedeutend, weil man sich nie die Mühe nahm, sie zu untersuchen. Listige Geschäftspedanten wissen alsdann bald tausend Steine des Anstoßes in den Weg zu legen. Man erschrickt über die Schreckbilder, die von allen Seiten emporsteigen und von denen man nie geträumt hatte. Dann ist es leicht, auf zwei Abwege zu geraten: Neronischen Trotz oder träge Resignation, die sich für höhere Kultur ansieht.“ Wer könnte angesichts dieser Worte und der spätern Entwicklung Dalbergs dem wackern Dresdner Appellationsrat einen gewissen prophetischen Blick absprechen?

Gelegentlich ist nun versucht worden, die Schuld dieses innern Mangels auf die weltbürgerliche Bildung und den ausschließlich ästhetischen Sinn unsrer klassischen Periode zu wälzen. Die Geschichte der nachfolgenden Zeit und das Leben und Wirken von hunderten von Männern, welche mit derselben Bildung genährt waren wie Dalberg, beweist, daß mindestens die Konsequenzen der angeklagten Bildung sehr verschieden waren. Es ist aber schon angedeutet worden, daß es sich in Wahrheit gerade umgekehrt verhielt. Dalberg vermochte seinen Neigungen und Lebensgewohnheiten, einer frühgenährten und geradezu verhängnisvollen Eitelkeit zufolge, den besten Teil des Geistes und der Bildung unsrer klassischen Periode eben **nicht** in sich aufzunehmen. Von Kant, von Herder wie von Schiller empfing er Anregungen, aber nicht den vollen und vertiefenden Eindruck, der von diesen mächtigen Naturen auf tausend mindermächtige ausgegangen ist. Auch im Ästhetischen blieb er ein Dilettant, auch im „Schwelgen“ entfaltete er nicht die Kraft, welche beispielsweise Ardinghello-Heinse auszeichnete. Wir müssen noch einmal an die Mitarbeit bei Schillers „Horen“ und den unendlich elenden Aufsatz „über Kunstschulen“ erinnern. Man muß sich vergegenwärtigen, daß, wenn Dalberg über irgend etwas klar nachgedacht hatte und irgend einer Frage mit mehr als flüchtigem, abspringendem Interesse gefolgt war, dies das Verhältnis der Kunst zum öffentlichen Leben, zum Staate sein mußte. Daß er in Erfurt während seiner Statthalterschaft nicht eben viel für die günstige Gestaltung dieses Verhältnisses hatte thun können, darf ihm kaum zum Vorwurf gemacht werden. Seine Macht war beschränkt, selbst seine Vorschläge, die herabgekommene Erfurter Universität wieder emporzubringen, scheinen in Mainz mit Mißtrauen oder wenigstens mit Kaltsinn aufgenommen worden zu sein. Die Mittel in allen diesen verrotteten und verfallenden geistlichen Staaten reichten eben nur für das Herkömmliche aus und standen für Neuschöpfungen selten zur Verfügung. Aber gedacht mußte der Mann, der noch im Jahre 1806 mitten unter den Stürmen des Krieges und großer politischer

Wandlungen, in die er verstrickt war, Dialoge „Von dem Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück" drucken ließ, über die Wege und Mittel haben, durch welche man diesen Einfluß fördern könne. Und doch — wie dürftig nehmen sich alle Früchte seines Denkens aus und wie knabenhaft klingen die hohlen Sentenzen des mehrerwähnten Aufsatzes: „Der Kunstschüler soll den harmonischen Dreiklang des sinnlich Schönen, geistig Angenehmen und sittlich Rührenden zu vereinigen wissen, und alles vermeiden, was mit Recht mißfallen könnte. In Kunstschulen lernt der Schüler die Kunst, dem innern Guten und Wahren die Außenseite des Schönen zu geben. Durch gute Kunstschulen können die schönen Künste im Staate verbreitet und erhalten werden. Gute Regenten, Väter des Vaterlandes, wollt ihr in euern Staaten Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigen? wollt ihr auf dauerhafte Weise die schönen Künste, diese Blüten der Menschheit, erhalten: so errichtet gute Kunstschulen!" Wem fällt bei solchen Gemeinplätzen nicht der Politiker Karl Nathanael aus Immermanns „Münchhausen" ein, welcher nach langem Nachdenken den Satz gefunden hat: „Die Staaten teilen sich in Monarchien, Aristokratien und Demokratien." Wer aber kann sich der Einsicht verschließen, daß gerade diese ästhetische Trivialität Dalbergs und die gleichzeitige Unfähigkeit des Mannes, reale Verhältnisse zu erkennen und zu besiegen, in einem innern und ursächlichen Zusammenhang stehen und auf einen gemeinsamen Ursprung zurückweisen?

Kein Zweifel kann nach allem, was wir wissen, darüber obwalten, daß Dalberg in friedlichen Zeiten ein vortrefflicher Regent seiner geistlichen Staaten geworden wäre und Gelegenheit gefunden haben würde, in der Hauptsache nur seine guten und rühmlichen Eigenschaften zu entfalten. Neben aller milden Menschenfreundlichkeit und gesellschaftlichen Urbanität besaß er einen leidlich klaren Blick, nicht für große politische Verhältnisse, aber für die nächstliegenden Verwaltungsgeschäfte, und bethätigte denselben schon, als er, während seiner Statthalterschaft zu Erfurt, in den neunziger Jahren mehrfach nach dem Fürstbistum Konstanz gerufen ward (dessen Koadjutor er gleichfalls war), um die Verhältnisse des bedrängten, schuldenbeladnen Ländchens zu ordnen. Die Art, wie er dies angriff, und manche seiner spätern Organisationen beweisen hinlänglich, daß die Staaten, deren Fürst er werden sollte, bei Fortdauer der althergebrachten Ordnung nicht übel gefahren wären. Denn der dilettirende politische Ehrgeiz hätte in den alten Reichsverhältnissen und den Traditionen von Konstanz oder Worms kaum Nahrung gefunden, und selbst das Kurfürstentum Mainz hätte ihn in Zeiten, wie die seiner Statthalterschaft zu Erfurt waren, schwerlich zu Abenteuern verführt. Dem Koadjutor sollte es inzwischen nicht so gut werden. Es kam das verhängnisvolle Jahrzehnt zwischen 1790 und 1800, die Wirkung der französischen Revolution, die unglücklich geführten Kriege gegen das neue Frankreich, der Verlust des linken Rheinufers. Der Bau des heiligen Reiches krachte in allen Fugen, die Zerstörung war nicht länger auf-

zuhalten, und nahezu jeder suchte an sich zu raffen, was ihm zunächst unter der Hand war. Nur die kleinern norddeutschen Staaten und alten Dynastien mit altständischen Verfassungen hielten sich von dem allgemeinen Wettlauf um die Beute aus dem großen Zusammensturz fern. Die sämtlichen geistlichen Staaten, die Reichsstädte wurden zur reichlich bemessenen „Entschädigung“ aller jener weltlichen Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Gebiete verloren hatten, säkularisirt. Über hundert geistliche Staaten und kleine Gebiete, Erzbistümer, Bistümer, gefürstete Abteien und Probsteien, dazu 720 Domherrnpfründen verschwanden auf einmal. Dalberg aber, welcher fünfzehn Jahre hindurch Koadjutor von Mainz gewesen war, bestieg den „Thron“ des alten Kurstaates in demselben Jahre 1802, in welchem durch den Frieden von Luneville bereits der Untergang der geistlichen Staaten im Prinzip entschieden und die Reichsdeputation für Entschädigungen nahezu bei ihrem berühmten Hauptschluß angelangt war. Als das Unwetter heraufzog, hatte Dalberg noch mannhaft und vollkommen uneigennützig den Grundsatz verfochten, daß keiner auf Kosten des andern zu entschädigen sei und jeder sein Schicksal tragen müsse. Und das in dem Augenblick, wo ihm das goldne Mainz, seine künftige Hauptstadt, der Rheingau, die linksrheinischen Teile des Mainzer Kurstaates und das Bistum Worms schon verloren gegangen waren! Wäre der Koadjutor und neue Kurfürst in den allgemeinen Umsturz hineingerissen worden — er würde sich gefaßt und gefügt haben, wie es viele der besten seiner Genossen gemußt und gethan hatten.

Aus der völligen Zerstörung tauchte jedoch Dalbergs Fürstentum wieder auf. Man meinte des Erzkanzleramtes nicht entraten zu können, man ließ Dalberg seine Residenz Aschaffenburg und das zu ihr gehörige Gebiet, man entschädigte ihn für Erfurt und Eichsfeld mit Regensburg und Wetzlar. In einer bedenklichen und verhängnisvollen Ausnahmestellung, als der einzige geistliche Kurfürst, beinahe als der einzige geistliche Fürst überhaupt, sah sich Dalberg aus dem ungeheuern Schiffbruch gerettet. Nach allem, was wir von dieser Natur wissen, konnte die isolirte Bedeutung, die ihr plötzlich gegeben wurde, nicht anders als verwirrend auf sie wirken. Der neue Kurerzkanzler eines deutschen Reiches, das schon nur noch dem Namen nach existirte, besaß nicht die Schärfe des Blickes, um zu erkennen, daß das allgemeine Wohlwollen, welches man von bessern Zeiten her gerade seiner Person entgegenbrachte, eine Reihe von Zufällen und Intriguen und endlich der scharfe Instinkt eines unbarmherzigen Politikers, wie der erste Konsul und nachmalige Kaiser der Franzosen war, welcher in Dalberg ein brauchbares Werkzeug für seine Pläne witterte, denkwürdig und unselig zusammengewirkt hatten, ihm seinen Fürstenrang zu erhalten. Dalberg glaubte in seiner Person und Würde die große Tradition des alten Reiches, die besondre Stellung der Kirche, die bewährte Weisheit und den nationalen Gedanken geehrt, als deren Träger er sich naiv eitel betrachtete. Er kam zu dem verhängnisvollen Irrtum, daß mit dem Fortbestande seines Staates

gleichsam der Fortbestand Deutschlands gewährleistet sei. So allein konnte es geschehen, daß sich Dalberg willen- und widerstandslos in die wirren Veränderungen und Umwälzungen des napoleonischen Jahrzehnts hineinreißen ließ. Es läßt sich nicht ermessen, wieviel persönliches schweres Leid der Fürst-Primas des neuen über Nacht in Paris diktirten „Rheinbundes“ seit 1806 innerlich durchlebte, wie lange trotz der herrisch despotischen Formen, in denen Napoleon I. gerade mit Dalberg verkehrte, die fascinirende Wirkung der Persönlichkeit des Imperators und das Vertrauen auf die Weisheit und Gerechtigkeit des „Protektors“ in Wahrheit vorhielten, es bleibt gewiß, daß Dalberg bei sich selbst die Fiktion einer wirklich bestehenden „rheinischen Bundesverfassung,“ einer innern Notwendigkeit seiner seltsamen, durch und durch ungesund gewordenen politischen Existenz zu erhalten suchte. Als er im Herbst 1808 zu dem großen Monarchenkongreß in Erfurt anwesend war, drängten sich die Einwohner der Stadt an ihren ehemaligen unvergessenen Statthalter mit vielen Liebesbeweisen heran. Das rein menschliche Wohlwollen, das Dalberg auch in seiner neuen, inzwischen geradezu trostlos gewordenen Stellung bewährte — das einzige, was er bewähren konnte —, hatte in Erfurt eine halb freudige, halb wehmütige Erinnerung hinterlassen. Zugleich huldigte man ihm und schämte sich für ihn. Dem Fürsten-Primas aber mußte bei dieser Gelegenheit unwillkürlich die bittere Wahrheit vor die Seele treten, daß nicht eines seiner einstigen politischen Ideale erfüllt, nicht einer seiner Träume von einer großen und gesegneten Wirksamkeit verwirklicht worden sei.

Was wollte es unter solchen Umständen bedeuten, daß Dalberg fortfuhr, ein lebendiges Interesse an dem Gedeihen der deutschen Literatur zu nehmen, daß er in Schillers letzten Lebensjahren durch ansehnliche Geschenke bei jedem neuen Werke, welches ihm der Dichter sandte, die frühern Pensionsversprechungen wenigstens zum Teil einlöste, daß er späterhin Zacharias Werner, den er als ein Vermächtnis Schillers betrachten mochte, und Jean Paul durch Jahrgehalte vor der gemeinen Not des Lebens sicherzustellen suchte? Drückte doch seine politisch zweideutige Stellung schon 1804 in dem Maße auf ihn, daß er die kostbare Widmung von Schillers Tell nicht anzunehmen wagte. Reinen Genuß konnte er in seinen persönlichen Umständen auch dem Besten, was die deutsche Dichtung noch darzubieten hatte, nicht abgewinnen, obschon er gelegentlich die Miene annahm, als seien die Blüte der französischen Fremdherrschaft und die Blüte der deutschen Literatur ganz vereinbare Dinge.

Es war eine unselige, verworrene, entsetzliche Zeit, durch welche Deutschland damals hindurchging. Aber eine unglücklichere und haltlosere Rolle, als sie Karl von Dalberg auferlegt war, spielte niemand. Selbst wenn er den Egoismus besessen hätte, nur an sich und das kleine Land zu denken, das er regierte und in dem er mancherlei Gutes zu schaffen versuchte, durfte er auch nur das Land als sein ansehen? Offen verkündete Napoleon, den er als „er-

habenen Protektor" zu verehren fortfuhr, daß die „Grundsätze des Reichs" einer Vereinigung des Priestertums mit irgend einer weltlichen Souveränetät entgegenstünden, und betrachtete, wie er es mit allen seinen Bundesgenossen that, die ihm nicht einen Jahrhunderte alten Besitz entgegenzustellen hatten, die Gebiete Dalbergs als Teile des großen Empire. Umsonst versuchten der Fürst-Primas und seine Minister irgend ein festes Verhältnis zu begründen, Dalberg demütigte sich soweit, daß er den Kardinal Fesch, den korsischen Oheim des Kaisers, dem Deutschland ungefähr so fern lag wie der Mond, zu seinem Koadjutor ernannte. Die Ernennung selbst ward in Paris niemals anerkannt; der kaum gegründete und durch Dalbergs Organisationsstatut vom 18. Juli 1803 einigermaßen geordnete Staat wurde durch die freie Stadt Frankfurt und die ohne weiteres mediatisirten Lande des Fürsten von Löwenstein-Wertheim vergrößert und wieder umgestaltet. Dafür strebte andrerseits Baiern nach dem Besitze von Dalbergs Winterresidenz Regensburg, und das Gefühl der Unsicherheit von einem Tage zum andern war im primatischen Staate stärker vorhanden und weiter verbreitet, als irgendwo in dem damaligen zerrütteten Deutschland. Im Jahre 1809 ward zudem Regensburg von allen Schrecknissen des Krieges betroffen, am 19. April von den Österreichern, am 23. April von den Franzosen erstürmt. Dalberg fand abermals Gelegenheit, sein nie versiegendes Erbarmen mit den Hilflosen und Bedrängten, den besten Grundzug seines Wesens, wieder zu bethätigen. Kurze Zeit darauf hörte er auf, über Regensburg und sein Gebiet zu regieren. Höchst bezeichnend für die Zustände der Zeit und die „Fürstenwürde" Dalbergs, an die er sich so eisern klammerte, verwandelte sich der Fürst-Primas durch kaiserlich französisches Dekret vom 1. März 1810 in einen „Großherzog von Frankfurt," die letzte Phase seiner unerfreulichen politischen Entwicklung.

Das „Großherzogtum Frankfurt," eine der Willkürschöpfungen, in denen sich die napoleonische Staatskunst gefiel, ward in demselben Augenblicke errichtet, wo der Imperator durch seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise die Erbfolgehoffnungen, welche sein Stief- und Adoptivsohn Eugen Beauharnais wenigstens für das von ihm verwaltete Königreich Italien gehegt haben mochte, gründlich zerstörte. Der Vizekönig von Italien ward infolge dessen zum Erbprinzen des neugebackenen Staates ernannt, eines Staates, der sich wunderlich aus den verschiedensten Reichstrümmern zusammensetzte. Da war nach wie vor das Fürstentum Aschaffenburg, der letzte Rest des Mainzer Erzstifts, da waren die Reichsstädte Wetzlar und das stolze Frankfurt, wo die reichsstädtische Gesinnung von vornherein die Ehre, als großherzogliche Residenz zu dienen, für einen vorübergehenden Mummenschanz erachtete. Da war das einstige Fürstbistum Fulda, die uralte Abtei des heiligen Bonifazius, das „Buchenland," das ein Jahrtausend unter der Herrschaft des Krummstabes gestanden hatte, zwischen 1803 und 1806 mit hastigem Eifer in ein weltliches Fürstentum des Prinzen von Oranien um-

gebildet und seitdem als Kriegsbeute unter der Verwaltung französischer Marschälle und Generalkommissare nach Möglichkeit ausgesogen. Dazu fügte Napoleon noch das Fürstentum Hanau, welches er von den einstigen Besitzungen des Kurfürsten von Hessen, die sonst alle an seinen Bruder Jerome von Westfalen gefallen waren, in der eignen Hand behalten hatte. Auf diese Art war die Arrondirung eines „Staates“ von etwas über 90 Quadratmeilen und wenig mehr als 300 000 Einwohnern erreicht. Man darf mit Beaulieu bezweifeln, daß es die ernste Absicht des Kaisers gewesen, nach dem Tode Dalbergs diese sonderbare politische Schöpfung zur Versorgung des Prinzen Eugen anzuwenden. „Wer weiß, ob nicht ganz im Hintergrunde der Plan verborgen lag, diese Landstriche einstweilen durch Gesetzgebung und Verwaltung dem französischen Reiche zu assimiliren, die Gehässigkeit dieser Maßregel dem Regenten aufzubürden und später die reife Frucht sich in den Schoß fallen zu lassen. Sein Verfahren gegenüber Holland und den norddeutschen Staaten zwischen der Nord- und Ostsee, welches im Laufe dieses Jahres 1810 an den Tag trat, läßt dergleichen als höchst wahrscheinlich vermuten.“

Was auch die letzten Absichten des Weltherrschers gewesen sein mögen, der neue Staat Dalbergs überlebte nur wenige Monate das dritte Jahr seines Bestehens und brach mit dem ganzen, seit dem Frühjahr 1813 wankenden Gebäude des Napoleonischen „Systems“ unmittelbar nach der Leipziger Schlacht zusammen. Die letzten Regentenjahre Dalbergs waren in allem Betracht die unglücklichsten, er hatte jeden Halt verloren, und der einstige Kurfürst-Erzkanzler des heiligen tausendjährigen Reiches erblickte seine Hauptaufgabe darin, die „Verfassung“ seines nunmehrigen Großherzogtums Frankfurt mit der Verfassung des Nachbarkönigreichs Westfalen in Einklang zu bringen, welche ihm schon darum eine Musterverfassung schien, weil sie Napoleon dekretirt hatte. Er konnte, so wenig wie irgend ein andrer, auch der beste Fürst des Rheinbundes, seine Lande im großen und ganzen vor dem ungeheuern Druck der Zeit schützen und sah sich auf Äußerungen und Beweise der Privatwohlthätigkeit beschränkt, die in einem kläglichen Gegensatze zu den unermeßlichen öffentlichen Übeln standen, welche er zufügen mußte. Und während er der Erhaltung einer politischen Stellung, die ihm in keiner Weise mehr eine Genugthuung sein konnte, die Opfer seines wirklich teilnehmenden Herzens, seines so hochgehaltenen Ruhmes brachte, unterließ er gleichwohl, das Seine aus dem Schiffbruch seines Protektors zu retten. Durch das ganze Großherzogtum Frankfurt ging eine Stimmung, welche Unheil ahnte und weissagte. Heinrich König, damals einer der bescheidensten Unterbeamten in der Verwaltung des Departements Fulda, hat in seinem Buche „Auch eine Jugend“ (Leipzig, 1852) einige sehr interessante und bezeichnende Züge zur Charakteristik jener schwülen Tage mitgeteilt. Ganz richtig erkannte Dalbergs kluger Minister Albini, daß es im August 1813 höchste und letzte Zeit zu rettenden Verhandlungen mit den Ver-

bündeten sei. Dalberg aber war von einem förmlich fatalistischen Glauben an den „Stern“ Napoleons I. beseelt. Seinem Generaldomäneninspektor Leonhard rief er auf ehrerbietige Vorstellungen im Sommer 1813 zu: „Auch Sie erliegen dem Wahn, auch Sie sind der Meinung verfallen, es werde der Stern des Riesengeistes untergehen! Sein baldiger Sturz scheint Ihnen sogar gewiß. Ich denke nicht so, ich nicht! Ich sage Ihnen nein! ich will nichts davon hören. In meinem Glauben ans Schicksal bin ich fast — ein Türke. Aller dieser voreiligen unnützen Sorgen wollen wir uns entschlagen!“

Nur zu bald rückten die Sorgen in dröhnender, waffenrasselnder Gestalt unmittelbar heran. Und nun mit jenem jähen Umschlag, der in weichen Naturen nicht selten ist, erkannte Dalberg mit einemmal die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Er verließ sein Großherzogtum Frankfurt am 30. September 1813, um sich „zur Ausübung seiner bischöflichen Pflichten“ nach Konstanz zu begeben. Selbst in dieser äußersten Bedrängnis aber, in der ihm seine geistliche Würde nach langen Jahren zum erstenmal wieder als rettende Zuflucht erschien, versagte er sich einen letzten verhängnisvoll falschen Schritt nicht: er dankte als Großherzog von Frankfurt — zu Gunsten Eugen Beauharnais ab und erregte damit noch einmal Erbitterung und tiefe Verstimmung bei allen Deutschgesinnten. Mancherlei Unbilligkeit mochte in den bittern Urteilen, die damals und später über Dalbergs ganze politische Existenz laut wurden, unterlaufen, in der Hauptsache waren sie dennoch richtig! Selbst der milde, versöhnliche Wessenberg, Dalbergs Generalvikar, mußte zugestehen: „Wohlmeinend, wie Dalberg war, wollte er allen gerecht sein und ward es niemand, wollte alle befriedigen und befriedigte niemand, weil er sich in Widersprüche verwickelte, die er nimmer zu lösen vermochte.“

Die verhängnisvollsten Folgen der bonapartistischen Schleppenträgerei Dalbergs machten sich auf dem Wiener Kongreß geltend, zu dem der nunmehrige Erzbischof von Regensburg und Bischof von Konstanz, der sich noch immer als Primas der katholischen deutschen Kirche ansehen konnte, den milden und klugen Wessenberg als seinen Bevollmächtigten entsandte. Aber umsonst mühte sich Wessenberg ab, eine feste Stellung der deutschen Kirche Rom gegenüber zu begründen, umsonst kämpfte er für eine Neuordnung der zerrütteten kirchlichen Verhältnisse, welche spätern Tagen bis auf die unsern unselige und vergiftende Kämpfe erspart haben würde. Die Gegenstrebenden, die Partei der Hyperromantiker, welche unbedingte Gefolgschaft für Rom wünschte und in Wien ihre Mittelpunkte in den Häusern Friedrich Schlegels und Pilats vom „Österreichischen Beobachter“ hatte, bediente sich des politischen Verrufs Dalbergs mit großem Geschick und Erfolg, um alle Pläne einer deutschen Kirche auf fester gesetzlicher Grundlage zu vereiteln. In Becks „Wessenberg“ finden sich zwar nur spärliche, aber immerhin genügende Mitteilungen über die Erfahrungen, die Wessenberg damals machen mußte und die wenigstens zu einem großen Teile auf das Miß-

trauen und die Abneigung gegen Dalbergs politische Vergangenheit zurückgeführt werden konnten.

Und doch hat das Glück, das ihn seit seiner Jugend begleitet und in den letzten stürmischen Jahren so völlig verlassen hatte, Dalberg noch einen stillen, segensreichen, eine Art Verklärung über seinen Lebensabend werfenden Abschluß seines Daseins gegönnt. Von 1814 bis zum 10. Februar 1817 lebte er in Regensburg, seinen erzbischöflichen Pflichten genügend und in rührender unermüdlicher Sorgfalt um die bedrängte oder bedrohte Existenz andrer bemüht. Er durfte von sich sagen, daß er „keine treuen Angehörigen, keinen Freund seinem Privatvorteil aufgeopfert habe" (wobei er nur vergaß, wie viele er seiner politischen Charakterlosigkeit aufgeopfert hatte), der größte Teil der Summe, welche ihm der Wiener Kongreß zu seinem standesgemäßen Lebensunterhalt überwies, floß in die Hände der Armen und Bedürftigen. Und da nun seine Privatwohlthätigkeit mit der stillen, anspruchslosen Privatexistenz in Einklang stand, da er keinen fremden Antrieben und Befehlen mehr zu folgen, keinen andern Interessen mehr zu dienen hatte, als den vollberechtigten, die mit seinem geistlichen Berufe zusammenhingen, so genoß er kurze Zeit hindurch eines innern Friedens, der ihm, trotz seiner fortdauernden Verblendung über sein politisches Thun und Treiben, während der ganzen Napoleonischen Ära unbedingt gefehlt hatte. So mochten nach seinem Tode die Freunde seiner Jugend wie die Menschen, unter denen er zuletzt gelebt hatte, sich seiner nicht ohne Anteil und Rührung erinnern. Und so ward es sein Geschick, daß man, wo seiner pietätvoll gedacht werden sollte, immer auf diese letzten ehrgeizfreien, resignirten und lebensmüden Regensburger Jahre oder auf die Zeit zurückweisen mußte, in welcher seine politische Rolle noch verhältnismäßig harmlos und unbedeutend war. Wilhelm von Humboldt, der aus seinen eignen Jugendtagen, aus der Erfurter Zeit, da er um Karoline von Dachröden geworben, ein herzliches Gedenken an den „Koadjutor" bewahrt hatte, schrieb 1831 an Karoline von Wolzogen: „Dalbergs auch nach meinem Urteil in seiner Zeit ganz einzig dastehendes Wesen der Vergessenheit entrissen und für die Zukunft hingestellt zu sehen, wünschte ich gar sehr. Nur Sie können es. Man müßte es aber so machen, daß man weder auf seine schriftstellerische noch auf seine politische Seite Gewicht zu legen brauchte. In beiden giebt er Blößen. Man muß ihn zeigen, worin er wirklich einzig war: in dem großen Adel des Gefühls und der Gesinnung, der unendlichen Grazie, dem regbaren Sinn, dem unerschöpflichen Reichtum an Anregung zu Ideen, wenn auch nicht immer wirkliche Ideen daraus wurden, woraus auch sein Witz entsprang, seine Freiheit von allen kleinlichen Rücksichten. Diese Seiten am Menschen verlöschen im Leben, die Geschichte deutet sie kaum an, sie sind aber doch die Angeln der Weltbegebenheiten, da sie von Geschlecht zu Geschlecht das Innerste der Menschen anregen."

Karoline von Wolzogen hat dies Idealbild ihres einstigen Freundes nicht ausgeführt, alle Späterlebenden haben, wie auch diese Skizze erweist, dem Porträt Dalbergs minder freundliche Züge und grellere Farben leihen müssen, sie können aber gern zugeben, daß dieser Wiedergabe wie Bildern, die nach Photographien und nicht nach dem Leben selbst gemalt sind, ein letztes Etwas fehle, das wohl verdient hätte bewahrt zu bleiben und nun für immer verloren scheint.

Dresden. Adolf Stern.

Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

I. Naturformen des Menschenlebens.

(Schluß.)

Diese Grundzüge des Lebens, haben wir gesagt, sind bei dem ältesten wie bei dem jüngsten Dichter dieselben, denn dieselbe Notwendigkeit hat sie hervorgebracht. Und dennoch — durchlaufen wir die Geschichte, so finden wir sie in langsamem Wechsel begriffen: gleich der Präzession der Nachtgleichen oder der säkularen Hebung und Senkung ganzer Kontinente zeigen sich einzelne Teile versunken, andre emporgestiegen. Zwar Nausikaa in der Odyssee ist in Wesen und Benehmen ein Abbild der Goethischen Mädchen und aller Mädchen, und uns entzückt diese ewig gegenwärtige Wahrheit: wie der weibliche Körper im Gegensatz zum männlichen sich nicht verändern kann, so wenig kann das Weib seine Bestimmung, der Erhaltung der Gattung zu dienen, sich zu schmücken und den Mann anzulocken, das Kind zu nähren, alle Tugenden der Pflege und Sitte zu üben, jemals ablegen. Dennoch sehen wir das Weib von der ältesten Kultur des Morgenlandes bis auf unsre Tage oder von Asien bis Amerika in andrer Stellung, auf verschiedner Höhe gleichsam: bei rohen Völkern ist es das Arbeitstier, im Orient diente es der sinnlichen Lust; wie anders war die dorische Jungfrau, die attische Hetäre, wie anders wieder die römische Matrone, dann im Mittelalter das Weib als Himmelskönigin oder als Burgfräulein und Gegenstand phantastischer Galanterie! Und auch die Attribute der Frau, die Technik ihrer Arbeiten — wie haben sie sich im Laufe der Jahrhunderte umgestaltet!

So war es ein bedeutungsvoller Fortschritt — um aus vielen Beispielen nur dies eine hervorzuheben —, als in der Urzeit die Spindel erfunden worden war,

die Begleiterin des Weibes, die ihm half, den Faden zu drehen und aufzuwinden — ein anmutiges Werkzeug, eine leichte Arbeit, die die Gedanken frei ließ und den schönen Leib in der natürlichen Grazie seiner Bewegungen nicht hinderte. So gehört bei Homer die ἠλακάτη zu den ἔργα γυναικός, z. B. der Penelope; und auch die Königin Helena, die Gattin des Menelaos in Lakedämon, tritt ins Gemach, und eine der Mägde trägt ihr den silbernen Korb nach und die mit veilchenfarbener Wolle umwundene goldene Spindel; unter Theokrits Idyllien ist eines an die elfenbeinerne ἠλακάτη gerichtet: sie ist häuslichen Frauen lieb, die Kunstreiches damit schaffen und nicht gern müßig sind, und der Dichter will sie der Theogenis, der Gattin seines Freundes, schenken. Schön und charakteristisch ist auch die Szene, die Herodot (5, 12) schildert: das päonische Mädchen, schlank und wohlgebildet, geht mit der Spindel in der Hand und dem Wassergefäß auf dem Haupte und ein Roß am Zügel führend zum Flusse hinab; sie füllt ihren Krug und tränkt das Roß und wandelt so zurück, immer neben den andern Geschäften ihre Spindel drehend, und König Darius schaut ihr verwundert nach und gebietet, sie vor sein Angesicht zu führen. So sieht man auch jetzt noch in den Ländern am Mittelmeer die Frauen aus dem Volke nicht leicht ohne die Spindel in der Hand; sie fehlt fast bei keiner Arbeit, sowohl im Hause als auf dem Felde und bei der Hut der Tiere, und das schalkhafte Mädchen, hoch auf der Mauer der Gartenterrasse sitzend, senkt ihre Spindel bis auf den Weg hinab, zu dem vorübergehenden Wanderer; er greift danach — schnell aber hat sie ihren Pfeil zurück in die Höhe gezogen, er faßt in die leere Luft, und sie lacht ihn spottend aus. Aber in dem größten Teile des gebildeten Europas ist die Spindel jetzt völlig unbekannt, die meisten Frauen haben sie kaum je mit Augen gesehen; sie ist durch die Mechanik des Spinnrades verdrängt, einer Maschine, die nicht mitgetragen werden kann, die den Menschen fesselt, ihn an sich und in die Stube bannt und das freie Spiel der Glieder hemmt. Doch hat auch das Spinnrad noch seine poetische Seite; sein Schnurren erlaubt noch das Nachdenken, den Gesang, die Unterhaltung; spinnend singt Gretchen ihr Lied von der Zerrüttung durch Liebe:

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer —

und zu der „Spinnerin“ tritt der junge Mann, und der Faden reißt und

Was sie in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt, wie konnt' es anders sein,
Endlich an die Sonnen.

Wie bei Vergil in dem krystallenen Gemach tief unten im Grunde der Wasser um die Clymene die andern Nymphen sitzen, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, und sie ihnen erzählt von den süßen Liebeshändeln der Götter, z. B. wie Mars

den Eheherrn Vulkan hintergangen, und alle gespannt horchen, indeß in ihren Händen die Spindeln sich drehen und die weiche Wolle sich abwindet (Georgica 4, 348):

> carmine quo captae dum fusis mollia pensa
> devolvunt —,

ganz so versammelt in der „Spinnstube," wie sie uns Justus Möser in einer seiner „Patriotischen Phantasien" beschreibt, die Hausfrau die Mägde um sich, die Räder drehen sich, und ebenso munter gehen die Geschichten, die Scherze von Mund zu Mund. Auch dies ist jetzt vergangen: welches Mädchen sitzt noch am Spinnrocken? Eine noch abstraktere Mechanik, die Fabrik, durch Dampf getrieben, hat das Geschäft übernommen. So ist mit dem Weibe und seiner Spindel bei Homer kein Zusammenhang mehr. Auch die Guitarre mit der seidenen Schleife hängt dem Mädchen nicht mehr anmutig im Arm und begleitet sie in den Garten, in den Wald; sie sitzt am Klaviere, einem unförmlichen Kasten, und kehrt uns den Rücken.

Oft ändert sich nur der Name, und der reale Inhalt besteht fort. Aristoteles rechnete den Sklaven als wesentliches Glied mit zu menschlicher Niederlassung und Haushaltung; der Gegensatz von Freien und Sklaven erschien ihm so notwendig, wie der von Kultur und Barbarei oder von Hellenen und Asiaten (in den ersten Kapiteln seiner Politik). In unsern Häusern ist die Scheide zwischen Herrschaft und Dienerschaft immer unmerklicher geworden, und der Dienst stellt sich fast nur als eine durch Vertrag festgesetzte Hilfsleistung dar. Dennoch wirkt auch heute der Unterschied der Rasse noch ungeschwächt fort, und so kann das, was der griechische Denker aus dem natürlichen Bestande, den er vorfand, als Gebot ableitete, nicht ungiltig geworden sein: wenn der Amerikaner zwei Schwarze mietet, die Arbeit des Hauses zu verrichten, so achtet er sie nicht als Genossen, und jene haben das Gefühl, daß sie einer tieferstehenden Rasse angehören, sich nicht selbst bestimmen, sich nicht selbst helfen können, und erwarten den Willen und die Einsicht von dem geistig und sittlich höher organisirten Herrn. So will es die Ordnung der Natur, und auf diese, als den Grund und Boden aller Politik, richtete Aristoteles seinen Blick. Wenn Solon, der vielerfahrene, darum düstere Gesetzgeber und Menschenkenner, in einer uns bei Stobäus erhaltenen wunderbaren Elegie die primären Berufszweige aufzählt, in denen die menschliche Gesellschaft ihre Momente auseinanderlegt, so erkennen wir nach drittehalb Jahrtausenden leicht die Umrisse unsers heutigen vielgestaltigen Lebens, aber auch, wie manches seitdem anders geordnet, leise verschoben ist. Das Geschäft der Menschen, sagt er, ist verschieden, der eine greift nach diesem, der andre nach jenem: der eine wird Schiffer, durchstreift das Meer, des Gewinnes begierig, und achtet nicht der Stürme, die sein Leben bedrohen (43):

> *σπεύδει δ' ἄλλοθεν ἄλλος· ὁ μὲν κατὰ πόντον ἀλᾶται*
> *ἐν νηυσὶν χρῄζων οἴκαδε κέρδος ἄγειν*

ἰχθυόεντ', ἀνέμοισι φορεύμενος ἀργαλέοισιν,
φειδωλὴν ψυχῆς οὐδεμίαν θέμενος —
(Jeder ist anders bemüht. Der irret umher in der Meerflut
Der auf Schiffen Gewinn heim zu entführen begehrt,
In fischnährender See, von leidigen Winden getragen,
Wo sein Leben von ihm keinerlei Schonung erfährt —)

der andre verdingt sich als Ackersmann auf ein Jahr und durchschneidet mit gekrümmtem Pfluge die baumreiche Erde:

ἄλλος γῆν τέμνων πολυδένδρεον εἰς ἐνιαυτόν
λατρεύει· τοῖσιν καμπύλ' ἄροτρα μέλει —
(Anderer, Jahr um Jahr die bewaldete Erde zerschneidend,
Dienet um Lohn, er sorgt um den gebogenen Pflug —)

ein dritter nährt sich vom Werke seiner Hände, als Weber oder Schmied, im Dienste der Athene oder des kunstreichen Hephästos:

ἄλλος Ἀθηναίης τε καὶ Ἡφαίστου πολυτέχνεω
ἔργα δαεὶς χειροῖν συλλέγεται βίοτον —
(Anderer, in Athenaeas zugleich und des Künstlers Hephaestos
Werken geübt, mit der Hand bringt er das Leben sich ein —)

einen vierten erwählt sich Apollo zu seinem Seher, und er schaut das kommende Geschick; er schaut es, doch kein vorbedeutendes Zeichen, keine Opfergabe kann es wenden:

ἄλλον μάντιν ἔθηκεν ἄναξ ἑκάεργος Ἀπόλλων,
ἔγνω δ' ἀνδρὶ κακὸν τηλόθεν ἐρχόμενον,
ᾧ συνομαρτήσωσι θεοί· τὰ δὲ μόρσιμα πάντως
οὔτε τις οἰωνὸς ῥύσεται οὔθ' ἱερά —
(Anderen machte zum Seher der Fürst Ferntreffer Apollon
Und er erkennet von fern kommendes Uebel dem Mann,
Da ihm der Götter Geleit beiwohnt. Was freilich verhängt ist,
Wehrt ein Vogel uns nicht oder ein Opfer uns ab —)

noch andre werden Ärzte und mühen sich im Gefolge des kräuterreichen Päon; doch auch sie verfehlen des Zweckes: oft wird aus kleinem Schmerz ein großes Übel, nicht immer hilft das lindernde Mittel; oft wiederum geschieht es, daß der schwer Leidende, mit zugreifender Hand angefaßt, plötzlich genesen dasteht; denn die Moira teilt uns allen das Wohl und das Wehe zu, und den Schickungen der Götter entzieht sich niemand:

ἄλλοι Παιῶνος πολυφαρμάκου ἔργον ἔχοντες,
ἰητροί· καὶ τοῖς οὐδὲν ἔπεστι τέλος·
πολλάκι δ' ἐξ ὀλίγης ὀδύνης μέγα γίνεται ἄλγος,
κοὐκ ἄν τις λύσαιτ' ἤπια φάρμακα δούς,
τὸν δὲ κακαῖς νούσοισι κυκούμενον ἀργαλέαις τε
ἁψάμενος χειροῖν αἶψα τίθησ' ὑγιῆ·
Μοῖρα δέ τοι θνητοῖσι κακὸν φέρει ἠδὲ καὶ ἐσθλόν,
δῶρα δ' ἄφυκτα θεῶν γίγνεται ἀθανάτων.

(Andere haben die Werke des heilkraftreichen Paeeon,
Aerzte; und selbige sind nicht des Erfolges gewiß.
Oft aus minderen Schmerzen entsteht ein gewaltiges Leiden,
Niemand löst mit der Kraft lindernder Mittel es auf;
Doch den ganz von bösen und leidigen Uebeln Empörten,
Durch Anlegen der Hand macht er ihn eilig gesund.
Moira führwahr bringt beides den Sterblichen, Böses und Gutes,
Und vor der Götter Geschenk ist es umsonst zu entfliehen.)

So schildert Solon das Leben, und wenn wir unser eignes dagegen halten, so erkennen wir leicht die Identität der Grundlage: so treibt es noch jetzt der Schiffer, der Bauer, der Handwerker; der Arzt verzweifelt noch jetzt an seiner Kunst; der Geistliche ist kein Opferschauer mehr, aber er predigt doch auch Ergebung und deutet die Zeichen des Himmels; wir würden von dem Unsrigen vielleicht den Lehrer, den Richter, den Krieger hinzufügen, die aber damals noch nicht als besondre Art des Erwerbes oder der Nahrung hervorgetreten waren. So ist in Hesiods „Werken und Tagen" zwar unser heutiges Landleben und unsre ländliche Wirtschaft in kindlicher Urgestalt vorgebildet, aber bei manchem Zuge stutzen wir doch und mögen ihm keine Geltung mehr zugestehen. Wenn der Dichter sagt, um das dreißigste Lebensjahr sei für den Mann die beste Zeit zum Heiraten, für das Mädchen im fünften Jahr nach der Mannbarkeit; wenn Platon an zwei Stellen dieselbe Zeit ansetzt (Vom Staate 5 und Von den Gesetzen 6) und Aristoteles den Mann gar bis zum siebenunddreißigsten Jahre warten lassen will (Politik 7, 14), so mag in dem Jahrhundert, welchem beide Philosophen ihre Erfahrungen entnahmen, die Auflösung der Sitten solchen Verzug rätlich gemacht haben; aber zu der Zeit, aus der die Hesiodischen Gedichte stammen, waren frühere Eheverbindungen gewiß die Regel, und wir erkennen hier, daß mitten in der Herrschaft substantieller Einfalt und Notwendigkeit doch schon die Spuren der Klugheit auftauchen, die sich mit der Natur in Widerstreit setzt. Indeß auch bei den Germanen galt lange bewahrte Enthaltsamkeit für das höchste Lob, ja als gebotene Sitte (Cäsar 6, 21): qui diutissime impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem. Intra annum vicesimum feminae notitiam habuisse in turpissimis habent rebus. (Tacitus, Germania 20): sera juvenum venus — nec virgines festinantur. Die in sich gehaltene und gesammelte Art des Nordens, die dem Ausbruch der Sinnlichkeit mißtraut, vielleicht auch die kriegerische Stimmung der damaligen germanischen Stämme, mag unter ihnen dieser Einrichtung Bestand und Wert gegeben haben. Aber als Luther dem asketischen Mönchtum des Mittelalters und der Herrschaft eines ehelosen Priestertums über den unheiligen Laienstand entgegentrat, sah er sich gedrängt, im Punkte der Eheschließung dem Gebote der Natur in vollem Maße, ja fast im Übermaße gerecht zu werden (Vom ehelichen Leben): „Ein Knab aufs längest, wenn er zwanzig, ein Mägdlin, wenns funfzehen oder achtzehen

Jahr ist, so sind sie noch gesund und geschickt, und lasse Gott sorgen, wie sie mit ihren Kindern ernähret werden." *)

Auch bei Goethe ist frühe Ehe die natürliche, unreflektirte Form. Hermanns Mutter war, wie sie selbst sagt, als vor zwanzig Jahren das große Feuer ausbrach, fast noch ein Kind, und auf den Trümmern geschah ihre Verlobung; Hermann selbst kann, da der Bund der Eltern erst vor zwanzig Jahren geschlossen war, nicht älter als neunzehn Jahre sein, und doch hat er sich in seiner Kammer einsam gefühlt und entbehrte des Weibes, und in einem Nachmittage hat er die Braut gewählt und heimgeführt, und die Hochzeit wird, da ihr nichts entgegensteht, bald gefeiert werden. Dasselbe ergiebt sich aus dem schönen Gedicht „Die glücklichen Gatten," einem ländlichen Familiengemälde. Es entstand einige Jahre nach „Hermann und Dorothea," mit dem es, obwohl in gereimten Strophen verfaßt, Stimmung und Sphäre teilt. Der Gatte, die soeben von einem Frühlingsregen erfrischte Gegend überschauend, spricht zu seinem Weibe: „Hier war es, wo wir uns fanden, wo wir den Ehebund eingingen, das erste Glück genossen; wir glaubten uns zu zwei, da waren wir bald drei und nachher sechs, und die Kinder wuchsen und sind uns jetzt fast alle über den Kopf; dort am Wäldchen wohnt unser Sohn mit seiner Liebsten, dort in der Mühle im Felsengrunde, die schöne Müllerin ist unsre Tochter; da kommt nach geschlossenem Frieden an der Spitze der Heeressäule unser zweiter Sohn gezogen, ihn schmückt das Ehrenzeichen, ihn erwartet die Braut, am Friedensfeste ist die Hochzeit, da giebst du auch den drei jüngsten Kindern Kränze zu tragen, da erneut sich die Zeit, wo wir ein junges Paar gewesen, und schon ahnt mirs, das nächste Jahr schenkt uns nicht bloß einen Enkel, sondern auch einen Sohn und beide werden an demselben Tage getauft." So spricht der wohlhabende Pächter oder was er sonst ist, zu seinem Weibe, sie schalkhaft anblickend, in behaglicher Lebensfreude, mit Jugendmut, und erwartet noch weitern Kindersegen, und so wird er damals, wo er mit seiner Braut am Altare vor dem Pfarrer stand, gewiß nicht älter gewesen sein als Hermann, und sie nicht älter als Hermanns Mutter am Tage des großen Brandes. Diesem Bilde eines dauernden Glückes steht in den „Wahlverwandtschaften" das tragische Unheil gegenüber, das auch im Schoße der Ehe schlummern und ausbrechen kann — eine Betrachtung, welche aber für uns hier außer dem Zusammenhang liegt. Nur daran mag erinnert werden, daß Eduard in dem Romane schon vorher mit einer ältern Frau vermählt war und ebenso Charlotte mit einem Manne, den sie bloß geachtet hatte; daß beide in reifern Jahren ihre Verbindung schlossen, mehr aus Eigensinn gegen die Welt und im Andenken vergangener Tage, als aus innerm Triebe; daß Charlotte schon eine fast erwachsene Tochter, eine schöne

*) Gleich am Anfang der genannten, aus dem Jahre 1522 stammenden Schrift stehen die naiven Worte: „Wiewohl mir grauet und nicht gern vom ehelichen Leben predige."

Nichte besaß u. s. w. So scheint auch hier die frühe Ehe als organisch, die Ehe als Jugendglück, das sich im Laufe der Jahre läutert und beruhigt, aber den Reichtum seines Inhalts nicht verliert, eine wenigstens negative Bestätigung zu erhalten.

Das Menschenleben als gesetzmäßig und unveränderlich, als durch natürliche Kräfte bewirkt zu betrachten, mußte dem Dichter nahe liegen, der auch Naturforscher war und die Natur selbst und ihr unbewußtes Schaffen zu ergründen, ihrer durch geistige Teilnahme würdig zu werden sein Leben lang sich bestrebte. Auch in der Natur sah er mehr das Allgemeine, das Ganze, die Gattung und leitete mit genialer Anschauung die Art, die besondre Gestalt aus jenem umfassenden Lebensgrunde ab. „Hatte ich doch, sagt er selbst, erst unbewußt und aus innerm Trieb, auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen!“ Wie wir aber nach den Erdepochen, in den Schichten des Bodens, in Höhlen und Bergen die tierischen und pflanzlichen Musterformen in langsamen Übergängen und Zusammenhängen sich verwandeln sehen, so bildet sich auch die menschliche Gesellschaft geschichtlich zu immer neuer Verschiedenheit aus, ohne daß, hier wie dort, eine unverbrüchliche Schranke, die alles umschließt, je überschritten werden könnte. Und so bleibt sie für den, der das Erste und Allgemeine, die göttliche Idee schaut, immer ähnlich, gleichartig, ja dieselbe.

Es kann belehrend sein, mit den obigen Darstellungen Goethes die ähnlichen Schillers zu vergleichen, die ebenfalls dem letzten Dezennium des Jahrhunderts angehören, die „Elegie,“ das „Eleusische Fest,“ das „Lied von der Glocke.“ Dort, bei Goethe, ein jedes in lebendiger Gegenwart, von der Phantasie eingegeben, poetisch vergeistigt, bedeutsam und auf eine unendliche Ferne weisend und doch an seinem Punkte bestimmt und beseelt — hier denkende Betrachtung des Gegensatzes von Natur und Kultur, Konstruktion der Folge und des Zusammenhanges menschlicher Bildungsstufen, weite Umrisse der allgemeinen Gruppen des Lebens, alles metaphorisch geschmückt, in rhetorischem Glanz, in reicher Fülle der Worte, hin und wieder durch einen treffenden konkreten Zug individualisirt. So zeigt uns der „Spaziergang“ (oder die „Elegie“ vom Jahre 1795), wie der Mensch als Naturwesen beginnt, wie er dann zum Bewußtsein erwacht und die Freiheit mißbraucht, wie Verrat und Lüge, Laster und Irrtum die Welt beherrschen, wie es endlich aus diesem Elend für den Edleren nur eine Zuflucht giebt, die Rückkehr zur Natur, die immer dieselbe liebevolle Mutter ist, eine Hingabe, die aber nun nicht mehr die blinde des Anfangs, sondern eine freie und bewußte ist. Daß das Gemälde des Naturfriedens, dann der sich selbst zerstörenden Bildung an einen Spaziergang des Dichters geknüpft ist, gab Gelegenheit zu Beschreibungen und Schilderungen, also zu sinnlicher Belebung der abstrakten Grundlage. Allein die vielen musivischen Stifte wollen in ihrem Nebeneinander doch nicht recht zur Einheit zusammenfließen; der Stil, mehr prächtig als sachlich, reich an Tropen, Antithesen und schmückenden Adjektiven,

erinnert an den der lateinischen Dichter, und das elegische Versmaß kam diesem Charakter begünstigend entgegen. Daß Wilhelm von Humboldt das Gedicht mit Begeisterung aufnahm und in ihm „ein unbegreiflich schön organisirtes Ganzes“ fand, lag an Humboldts nahe verwandter Anlage, die als Adel der Gesinnung und Idealität, aber auch als Eleganz und Kälte bezeichnet werden kann. Auch das „Eleusische Fest“ (oder das „Bürgerlied,“ 1798) behandelt einen Abschnitt der Kulturgeschichte, und zwar die Stiftung des Ackerbaues und die auf diesem Grunde sich ordnende bürgerliche Gesellschaft als Werk und Unterricht der olympischen Götter. Diese Götter lebten einst als wirkliche Wesen im Glauben der Menschen, und die natürlichen Vorgänge und sittlichen Mächte, die in ihnen verkörpert waren, kamen für sich und abgetrennt nicht zum Bewußtsein. Dem Dichter aber sind seine Gedanken das erste, und die göttlichen Personen, die er herabruft und Hand anlegen läßt, nur ein poetisches Gewand, ein rednerischer Ausdruck, ein Hauch Wärme in der strengen Luft der Abstraktion. Dem griechischen Mythus wohnt eine unversiegliche Jugend inne, und so ist uns diese Art Umschreibung immerhin willkommener als jede andre. Die Verse fließen leicht und in natürlicher Schönheit dahin, die Sprache ist weniger als sonst von der Last der Metaphorik gedrückt, und will man einmal die seltsame Kategorie der konstruirenden Lyrik gelten lassen, so mag unter den Gedichten dieser Gattung das „Eleusische Fest“ leicht das beste sein. Populärer als die beiden genannten Gedichte ist das „Lied von der Glocke,“ das sogar von der zeichnenden Kunst nachgebildet und umrankt und von der Musik in Töne umgesetzt worden ist. Wie der Kanzelredner ein Bibelwort durch Vergleichung und sinnbildliche Deutung über seinen Kreis erweitert und es dadurch zu sittlicher Lehre und religiöser Erbauung fruchtbar macht, so verwendet der Dichter hier die Technik des Glockengusses und die einzelnen Verrichtungen und Abschnitte desselben, nach derselben symmetrischen Formel, im ernsten Spiel der Allegorik, zu Bildern des Menschenlebens überhaupt und sinnenden Betrachtungen allgemeiner Art. Die Übergänge sind mehr oder minder glücklich, die Schilderungen nicht alle von gleichem Wert. In einigen, wie der des Jünglings und der Jungfrau und der erwachenden ersten Liebe oder der Anrufung der Ordnung und des Friedens kehrt das abstrakt Idealische und Rednerische wieder, das Schiller nie ganz ablegen konnte; in andern, wie denen, wo des Waltens der Mutter im Hause oder der Ruhe des Abends gedacht wird, erfreut uns eine schöne, maßvolle Annäherung an die Wirklichkeit; in noch andern, wie der der Feuersbrunst, scheint das Streben nach greifbarer Wiedergabe der Dinge fast über die Grenze des Poetischen, wo der gemeine Boden beginnt, hinauszugehen; in allen verrät der Überfluß in der Ausführung die Hand des beschreibenden Darstellers, dem es schwer wird, in Worten und Zeichen sich genug zu thun. Die Strophen aber, die dem Werke des Gusses selbst gewidmet sind, beweisen wieder, wie Schiller, wenn er durchaus keinen Raum fand, seinem

sentimentalen und rhetorischen Hange nachzugeben, auch den sprödesten Stoff zu bewältigen und energisch und plastisch in körnigem Ausdruck zu gestalten wußte. Darin gleicht das „Lied von der Glocke" dem „Wallenstein," dem es auch der Zeit nach nahe liegt. Auch im „Wallenstein" sind die realistischen Partien, wie die Tafelszenen im vierten Akt der „Piccolomini," die Unterredung Wallensteins mit Wrangel u. s. w., bewundernswerte Meisterwerke, während andre, wie die Gestalten der beiden Liebenden, als blutlose Schatten, aus schönem Redeschaum gebildet, wirkungslos an uns vorübergehen.

Noch andre Werke andrer Verfasser ließen sich zur Vergleichung heranziehen, so vor allem Voß mit der einst vielberühmten „Luise" und einigen der kleineren Idyllen. Voß malt die einfachen Lebensumstände eines beschränkten Kreises unverdorbener Menschen mit demselben Geschick für das Kleine, wie manche Meister der niederländischen Schule, aber wie diesen fehlt auch seinen Bildern der poetische Hauch, die leichte Behandlung, die milde Betrachtung, die von selbst zur Ironie wird, also alle die Eigenschaften, durch welche Hebels Gedichte so liebenswürdig werden. Die „Luise" wurde sowohl von Schiller als von Goethe bei weitem überschätzt: der erstere meint in einer Anmerkung zu dem Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung," sie könne nur mit griechischen Mustern verglichen werden; der andre entstellte sein rührendes Gedicht „Proömium zu Hermann und Dorothea" durch zwei Zeilen zum Preise seines Vorgängers. Dürften wir mit Goethe verfahren, wie die kritischen Philologen mit dem überlieferten Wortlaut antiker Dichter, wir würden dies Distichon für spätere Zuthat eines Berliner oder Leipziger Interpolators erklären und als solche aus dem Text entfernen. Auch in den Xenien war eines, wir wissen nicht von welchem der beiden Verfasser, das der „Luise" mit besondrer Wärme gedenkt:

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu lauschen,
Ahmt ein Sänger wie der Töne des Altertums nach.

Damals schien dies Verspaar, neben so vielem Zuchtlosen und Frechen, als verdiente Huldigung; uns geht es jetzt umgekehrt: jene apollinischen Pfeile trafen das kriechende Gewürm, zu diesem Preisgesange zucken wir die Achseln. Schiller war zu seinem Urteil, wie wir glauben, durch Goethe verführt worden, und was Goethe selbst betrifft, so hatte in der Zeit, wo ihm das Vossische Gedicht bekannt wurde, sein Blick und Geist eine Richtung genommen, die gerade auf die „Luise" hinführte: sie enthielt, was in ihm aufgegangen war und was er selbst bald in reinerer und tieferer Weise zur Darstellung bringen sollte. So schaute er mehr hinein, in produktiver Weise, als in dem Gedichte selbst vorlag. In diesem ist die Erfindung dürftig, die Personen sind aus Zügen zusammengesetzt, welche die Rücksicht auf ihren Stand, ihr Alter u. s. w. und das Nachdenken darüber geliefert hat, und aus Sprache und Vers drängt sich eine grobe

und doch anspruchsvolle Technik vor. Kühler und richtiger schrieb damals Knebel, nachdem er Schillers obenerwähnten Aufsatz gelesen, an Goethe (13. Januar 1796): „Vossens Luise ist nach meinem Urteile auf einen viel zu hohen Gipfel gesetzt — — und was Dichtertalent betrifft, so möchte ich in der That einige von Zachariäs heroisch-komischen Gedichten lieber geschrieben haben.“ Später erwarben sich die Romantiker das Verdienst, den Dichter Voß auf sein natürliches Maß zurückzusetzen und z. B. zu verhindern, daß die „Luise“ dem Goethischen Epos gleichgestellt oder gar, wozu die Zeitgenossen alle Anstalt machten, ihm vorgezogen wurde. Wenn A. W. Schlegel im „Athenäum“ (Urteile, Gedanken und Einfälle, 1798) äußerte: „Bei der Nachwelt wird es Luisen empfehlen können, daß sie Dorothea zur Taufe gehalten hat,“ so sagte er eher zu wenig als zuviel. Indeß ein glücklicher Fund und ein Verdienst war es immer, wenn Voß auf das Leben einer Landpredigerfamilie, wo Einfalt und Bildung noch beisammen sind, ein volles Licht fallen ließ. Wie reich an Menschlichkeit diese Quelle ist, hat niemand schöner dargelegt als Goethe selbst am Ende des zweiten Teils seiner Selbstbiographie, da wo er auf den Landprediger von Wakefield zu reden kommt und dieses Werk nach Gebühr erhebt und würdigt. Er hatte es schon in jungen Jahren in Straßburg durch Herder kennen gelernt, und als er bald darauf in das Haus des Pfarrers von Sessenheim eingeführt wurde, schien ihm alles, was er dort sah und hörte, wie die ins Leben getretene Familie Primrose, so sehr, daß er nach so viel Jahren bei Beschreibung jener Menschen und jener glücklichen Zeit fast unwillkürlich die Namen dem englischen Roman entlehnte. Auch Lavater war ein Prediger, und auch in dessen Hause ergriff ihn die Stille und Reinheit des Pfarrerlebens (an Knebel, 30. November 1779): „Hier bin ich bei Lavater, im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh, bei allem Drange der Welt nur ein anhaltendes Mitgenießen von Freud und Schmerz. Doch hab ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Notdurft hat. Das schließt an einander und speit, was feindlich ist, sogleich aus.“ Später wandte er sich zwar von dem Züricher Propheten gänzlich ab, aber in der Gestalt des Pfarrers von Grünau und in denen seiner Angehörigen schienen die alten Bilder und Eindrücke wieder aufzuleben, und so hielt er sie nicht für unwert, mit ihnen in eigenen Geisteswerken zu wetteifern und dies sogar öffentlich zu bekennen.

Die internationale Kunstausstellung in München.

Von Adolf Rosenberg.

3.

er erste, welcher uns beim Eintritt in den glänzend dekorirten Hauptsaal der spanischen Abteilung begrüßt, ist Velasquez: eine kolossale Figur aus Gips, welche in ihrem kurzen Wamms, ihren kurzen Kniehosen und in ihrer gespreizten Positur an einen Toreador oder an einen Springer erinnern würde, wenn sie nicht die Attribute des Malers in der Hand hätte. Es scheint das Modell zu irgend einem Monumente für den großen Meister zu sein, dessen Name den Spaniern geläufiger ist als seine Kunst. In München wenigstens spielt er nur die Rolle eines Thürstehers. Mit dem, was drinnen im Saale vor sich geht, hat er wenig oder nichts zu schaffen. Tubino sagt zwar in seiner Abhandlung, daß die spanische Malerei zu einem gewissen Naturalismus hinneige, „welcher derjenige des Velasquez oder des Murillo ist.“ Man muß jedoch die Beziehungen der modernen Kunst Spaniens zu den Altmeistern seiner Malerei so äußerlich wie möglich fassen. Die moderne spanische Malerei hat sich nicht an Velasquez, Murillo und Zurbaran emporgearbeitet, sondern sie hat sich ihre Inspirationen aus Rom und Paris geholt, und zwar haben Franzosen und Italiener (ungefähr zu gleichen Teilen) die äußere Physiognomie der modernen Malerei Spaniens beeinflußt. Die zeichnerische und malerische Technik derselben ist keineswegs national, sondern sie ist es erst in ihrer Anwendung auf nationale Stoffe geworden. In Rom haben die französischen Pensionäre der Villa Medici ihren eher nachteiligen als fördersamen Einfluß auf die jungen Spanier gewonnen, welche zu ihrer Ausbildung, wie es seit dem Anfange dieses Jahrhunderts üblich ist, nach der Metropole der klassischen Kunst geschickt werden. Einer dieser Pensionäre, Henri Regnault, hat sogar die Kühnheit seiner Farbenprinzipien, die Verwegenheit, die rücksichtslose Rohheit in der Wahl seiner Stoffe in eigner Person nach Spanien hinübergetragen und dann in weiterer Verfolgung seiner koloristischen Bestrebungen dieselbe Reise nach dem Lande unermeßlicher Licht- und Farbenfülle, nach Marokko, gemacht, welche zehn Jahre früher einen vollständigen Umschwung in der Kunstanschauung Fortunys hervorgerufen hatte. Fortuny brachte von dort sein koloristisches Glaubensbekenntnis mit; aber er wußte damit nur, wie, nicht was er malen sollte. Das haben ihn in Paris erst Meissonier und Gérôme gelehrt. Die kurze Thätigkeit, welche ihm noch vergönnt war, teilte er in das ethnographische, afrikanisch-spanische Genre und in das Kostümbild. Seine Auffassung war rein äußerlich: eine pikante

Digitized by Google

Zeichnung, eine raffinirte Koketterie in den Umrissen und in der Modellirung, bisweilen an das Lüsterne streifend, ein schillernder Glanz in den Kostümen, die größte Kühnheit in den Farbenverbindungen und eine vollendete Virtuosität in der Nachahmung aller Stoffe, wie Marmor, Atlas, Metall und Holz. Viel Esprit, aber keine Spur von wahrer und einfacher Empfindung, kein Anlauf, edlere Gefühle wachzurufen.

Ein großer Teil der spanischen Genremaler steht unter dem Einflusse Fortunys, dessen große, durch einen Pariser Kunsthändler geschickt in Szene gesetzte pekuniäre Erfolge für viele verlockend gewesen sind. Es sind vornehmlich die Vertreter des Kostümbildes, für welches man in Deutschland und zwar in Malerkreisen die schreckliche Bezeichnung „kostümirtes Genre" erfunden hat. Man könnte die ganze Gruppe auch kurzweg „Genre Meissonier" nennen, wenn nicht ein Teil der Spanier in der koloristischen Behandlung von dem Franzosen abwiche. Die einen freilich halten sich an seine konzentrirte, emailartige, vertriebene Mache, welche selbst bei der Prüfung durch das Vergrößerungsglas nichts von ihrer Glätte, ihrer plastischen Gebundenheit, ihrer vollkommenen Klarheit verliert; andre aber folgen mehr dem breiten, flotten Impasto Fortunys, das immer wie eine kecke Augenblicksimprovisation aussieht. Eine dritte Kategorie verbindet sogar beide Manieren, indem sie die Figuren à la Meissonier, den Hintergrund in der Art Fortunys behandelt. Zu diesen Malern, welche ihre Stoffe mit Vorliebe aus dem Zeitalter des Rokoko oder dem Anfange dieses Jahrhunderts wählen, gehört Palmaroli, dessen „Wahrsagerin" für die ganze Gruppe charakteristisch ist. In einem vornehmen Zimmer, dessen Wände ganz im Rokokogeschmack mit Porzellanvasen dekorirt sind, kniet eine Zigeunerin vor einer jungen Dame. Was jene ihr aus den Karten und den Linien der Hand gesagt hat, muß eine lebhafte Erregung in dem Herzen des Fräuleins hervorgerufen haben, da dasselbe sein Antlitz mit dem Rücken der rechten Hand verbirgt. Eine ältere Dame wendet sich über den Tisch hinweg mit fragender Geberde zu der Verlegenen, und rechts steht, an den Kamin gelehnt, eine dritte Dame, welche ihren Blick beobachtend auf diejenige heftet, deren Geheimnis offenbar geworden ist. Die Mittelgruppe der drei um den Tisch gesellten Frauen ist höchst geschmackvoll komponirt. Zeichnung und Modellirung sind von wunderbarer Akkuratesse, und die Färbung von einer Zartheit, welche die Reize der Zeichnung in das beste Licht rückt. Aber auch die Möbel, die Stoffe der seidenen Roben, die Wände des Zimmers mit ihren Vasen, Spiegeln und Figuren und den großen Guirlanden der Tapeten sind mit derselben minutiösen Sorgfalt behandelt wie die Köpfe der Damen. Das Ganze ist in einem so lichten, klaren Tone gehalten, daß sich nirgends die Gegensätze zwischen Licht und Schatten ergeben, welche die Basis eines wahrhaft harmonischen Kolorits sind. Und diesen Charakter trägt die Mehrzahl der spanischen Genrebilder, am meisten natürlich diejenigen, welche das moderne Leben spiegeln. Murillo und

Velasquez haben ja auch Genrebilder im modernen Sinne gemalt. Aber der erstere hat für seine Straßenverkäufer und Gassenjungen von Sevilla doch eine ernstere und gediegenere Tonart gefunden, obwohl die Sonne zu seiner Zeit gewiß nicht minder hell schien als heute, und er ist vor allen Dingen zu einer vollkommenen Harmonie hindurchgedrungen, während von einer solchen bei den modernen spanischen Bildern nicht die Rede sein kann. Man wird dagegen einwenden, daß das Kolorit Murillos nicht so reich und blühend sei wie dasjenige der modernen Spanier, daß es leichter sei, eine Harmonie zwischen zehn Tönen herzustellen als zwischen zwanzig, und daß das große Format der Murilloschen Gemälde eine solche Harmonisirung bequemer gemacht habe als die kleinen Leinwandflächen der jetzigen Maler. Aber ein Hinweis auf die große „Heilige Familie“ und auf die „Geburt der heiligen Jungfrau“ im Louvre macht den Einwand bezüglich der Beschränkung der Farbenskala schon hinfällig. Noch schlagender und zwar nach allen drei Richtungen ist das Beispiel des Velasquez, dessen „Kavaliere im Freien,“ ebenfalls im Louvre, bei größtem Reichtum der Färbung und bei kleinem Format doch eine vollendet sanfte Harmonie des Kolorits aufzuweisen haben, welche überwiegend durch die Einschaltung warmer grauer Töne herbeigeführt worden ist. Die modernen Spanier könnten also, wenn sie wollten, auch hinsichtlich der malerischen Behandlung ihrer aus dem Leben gegriffenen Sujets innerhalb ihrer klassischen Tradition bleiben. Aber trotz aller Anstrengungen, trotz der von innen herauswirkenden nationalen Impulse ist das französische und italienische Beispiel immer noch so einflußreich, daß die Opposition gegen Frankreich sich zur Zeit erst sehr äußerlich kundgiebt — fast ausschließlich in der Wahl der Stoffe.

Nach dieser Richtung ist die spanische Kunst durchaus national, wie sie es im siebzehnten Jahrhundert gewesen ist und wie sie es noch einmal durch Francisco Goya (1746—1828) wurde, welcher sich durch einen Aufenthalt in Italien nicht aus dem Zusammenhange mit der nationalen Schule bringen ließ und sich den Stil und das Kolorit des Velasquez für seine Porträts und Genrefiguren aus dem Volksleben in ähnlich selbständiger Weise zurechtlegte, wie es ein Jahrhundert früher der Niederländer Geraard Terborch gethan hatte. Goya war aber unter den Akademikern seiner Zeit, welche sich zum größern Teile an David und seine falschen Römer hielten, zum kleinern Teile der neuern deutschen Schule, namentlich Overbeck, folgten, eine vereinzelte Erscheinung, und erst dreißig Jahre nach seinem Tode wurden seine realistischen Bestrebungen durch Fortuny wieder aufgenommen. Fortuny war aber nur ein Genremaler, welcher sich in engen Grenzen bewegte, ein entschiedener Kolorist, dem es mehr um die glänzende und schillernde Außenseite der Personen und Dinge zu thun war, als um ihren Kern. Was aber die spanische Kunst der Gegenwart vor allen übrigen charakterisirt, ist ihre Historienmalerei, ihre Malerei großen Stils, nicht die Genremalerei, die sich in ihren Prinzipien und in ihren Erscheinungs-

formen nicht gar zu sehr von der italienischen unterscheidet. Dem oberflächlichen Beobachter werden sich freilich nicht so bald die eigentümlichen Züge der spanischen Historienmalerei offenbaren. Ihm wird eher die Verwandtschaft mit den gleichartigen Arbeiten der Franzosen in die Augen springen als die Vorzüge, welche die Spanier vor den Franzosen voraushaben. Die Stoffe tragen dazu bei, die Verwandtschaft mit den Franzosen deutlicher ins Auge springen zu lassen, als die charakteristischen Unterscheidungszeichen. Veras „Verteidigung von Numantia" ist eine grauenhafte Mordszene, vor welcher selbst die Römer zurückschrecken, welche durch die zerstörte Mauer eindringen. Zum Tode verwundet liegt ein Numantiner über Leichen auf dem Erdboden und weist mit trotziger Geberde auf die in Flammen stehende Stadt. Ein andrer hat sich eben den Dolch in die Brust gestoßen, ein dritter wartet mit der Waffe in der Hand, um vor seinem Tode noch einen der verhaßten Feinde in das Verderben hineinzuziehen, und eine Frau leert den Giftbecher. Ein Greis fleht auf seinen Knien den Sohn an, ihm die Brust mit dem Schwerte zu durchbohren, während der Sohn sich entsetzt vor dieser Zumutung abwendet. Und rings umher Leichen und Trümmer, Flammen und Rauch, welcher die ganze Komposition in einen schwärzlich-grauen Nebel einhüllt. Wir haben also alle Elemente beisammen, aus welchen die Franzosen ihre blutigen Historienbilder aufbauen. Während aber diese bei jedem Versuch, intensive Gefühle zum Ausdruck zu bringen, in ein hohles, bühnenmäßiges Pathos verfallen, halten sich die Spanier durchaus in den Grenzen einer edeln Natürlichkeit. Da ist nichts Gemachtes und künstlich Aufgebautes, die Bewegungen sind einfach und natürlich, und jede Figur ist die Trägerin einer wahren und echten Empfindung. Diese tiefe Innerlichkeit, diese anspruchslos und naiv auftretende Wahrheitsliebe, diese von einer innerlichen Notwendigkeit durchdrungene und doch wie zufällig erscheinende Geberdensprache unterscheiden die spanische Historienmalerei von der französischen. Es sind diese Vorzüge ebenso charakteristisch für die Genremalerei; aber in der Historienmalerei treten sie doch noch potenzirter zu Tage, getragen durch einen heiligen Ernst und durch das energische Streben, jede Bewegung als durch einen Gedanken inspirirt zu zeigen. Die „Übergabe von Granada" von Francisco de Pradilla, welcher schon 1878 in Paris durch ein figurenreiches Bild „Johanna die Wahnsinnige begleitet den Sarg ihres Gatten" die Aufmerksamkeit der Welt auf die beginnende Entwicklung der spanischen Malerei zu hohen Zielen gelenkt hatte, faßt alle jene Vorzüge zusammen. Die Aufgabe, welche sich der Maler gestellt, war eine sehr schwierige. Die Übergabe vollzog sich am 2. Januar vor den Thoren der letzten Zufluchtsstätte der unterliegenden Mauren. Es ist ein grauer, kalter Morgen nach einer regnerischen Nacht. An einer starken Eiche haben Ferdinand der Katholische und Isabella, beide auf Rossen sitzend, welche mit prunkvollen Decken behängt sind, und umgeben von Pagen, Herolden, Rittern und Soldaten, Halt gemacht. Neben Fahnen und Lanzen ragt aus der Mitte des Heerhaufens das

Kreuz empor, das Zeichen des Sieges über den schwindenden Halbmond, dessen letzte Vorkämpfer auf dem von der Stadt führenden Wege dem königlichen Sieger nahen. Voran Boabdil, der letzte König, auf einem schwarzen Berberhengste. Mit der ruhigen Vornehmheit des Orientalen, welcher auch im Unglück seiner Würde nicht vergißt, schickt er sich an, die Schlüssel der Stadt dem Überwinder darzureichen. Dieser vermag vor Ungeduld, vor Begierde nach dem Genusse des endlichen Triumphes kaum noch an sich zu halten und die spanische Grandezza zu bewahren. Seine rechte Hand zuckt förmlich nach dem Mauren hinüber, und auch aus Isabellens stolzen Blicken schießt ein Blitz dämonischer Siegesfreude auf den Gedemütigten. Im Hintergrunde die eroberte Stadt, die Alhambra und die schneeige Kette der Sierra Nevada. Es war keine Kleinigkeit, in dem kalten, zerstreuten Licht die zahlreichen Figuren mit plastischer Kraft herauszumodellieren. Vielleicht hat aber gerade die Möglichkeit, überall graue Töne einschalten zu können, dem Maler die Herstellung einer Harmonie zwischen den prächtigen Farben erleichtert, welche die Gewänder des christlichen Königspaares und seines Gefolges, des Maurenkönigs und seiner Begleiter zur Schau stellen. Trotz dieser dem Auge sich aufdrängenden Kleiderpracht ist der Maler aber nicht in einer leeren Zeremonie stecken geblieben, sondern er hat es durch die Kraft seiner Charakteristik dem Beschauer unzweifelhaft gemacht, daß sich hier ein weltgeschichtliches Ereignis vollzieht. Wer den erstaunlichen Aufschwung, den die europäische Historienmalerei während des letzten halben Jahrhunderts genommen hat, richtig beurteilen will, der mag ein historisches Bild von Delaroche, von C. F. Lessing oder Gallaits „Abdankung Karls V.,“ welche ungefähr am Anfang der neuen Epoche steht, mit der lebensvollen, durch und durch von der Natur eingegebenen und doch überaus vornehmen Schöpfung Pradillas vergleichen. Man sollte nun meinen, daß der Künstler in diesem Bilde den vollkommensten Ausdruck seines Wesens und Könnens gegeben habe. Dem ist aber nicht so. Wir begegnen demselben Pradilla noch einmal auf drei kleinen, überaus farbigen Bildchen, Szenen aus den Karneval in Rom darstellend. Sie sind so skizzenhaft behandelt, wie es neuerdings Menzel liebt, etwa wie des letztern „Abreise König Wilhelms zur Armee“ nach der französischen Kriegserklärung, ein Bild, welches jetzt wieder in München zu sehen ist und mit einigen meisterhaften Porträts von Knaus die Ehre der Berliner Malerei rettet. Pradillas Figuren sind aber noch kleiner als die Menzels, und seine Bilder, von denen eines die Korsofahrt unter Blumenregen, ein andres das Wettrennen der wilden Pferde, il corso dei barbari, schildert, sind mit diesen winzigen Figuren vollgepfropft. Wenn man sich die Bilder aus unmittelbarer Nähe ansieht, empfängt man beinahe den Eindruck, als hätte jemand viele Farbentüben, wie sie ihm gerade in die Hand kamen, nebeneinander ausgedrückt: lauter schreiend bunte Farbenkleckse! Sobald man sich aber entfernt, kommt Leben und Artikulation in diesen Wirrwarr hinein, und aus dem Knäuel von Farbenklecksen gestaltet

sich ein Gewimmel von Menschen und Tieren, welche in lebhafter Bewegung sind.

Ein ähnliches Doppelgesicht zeigt José Casado, welcher in seiner „Glocke von Huesca“ ein Schauer- und Blutstück ersten Ranges geliefert hat, während seine „Belohnung des Stierkämpfers nach dem Gefechte“ — die Figuren tragen Kostüme aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts — eine Kabinetsmalerei von zartester Durchführung, von feinster Helligkeit des Tons und von ausgesuchtestem Geschmack in der Gruppirung der Figuren ist. Hinter der „Glocke von Huesca“ steckt eine der schauerlichsten Episoden der spanischen Geschichte. König Ramiro II. von Arragonien nämlich, welcher im zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts regierte und wegen seiner klösterlichen Gewohnheiten von seinen Großen verspottet wurde, lud die letztern zu einem vorgeblichen Glockenguß nach Huesca ein. Dort ließ er fünfzehn von ihnen in einen Keller locken und sie enthaupten. Der Maler hat den Moment aufgefaßt, wie der König, eine edle, aber unheimlich finstere Gestalt, seine Hofleute und die übriggebliebenen Edlen in den Keller geführt hat und ihnen den angeblichen Glockenguß zeigt. Die Köpfe der Hingerichteten sind in einem Kreise gruppirt und über diesem den Rand der Glocke darstellenden Runde ist der fünfzehnte Kopf an einem Seile emporgezogen, sodaß er den Griff oder Knopf der Glocke zu bilden scheint. Zur Seite des Königs steht ein gewaltiger Rüde, zur Verteidigung seines Herrn bereit, falls ihn einer aus dem Gefolge wegen dieser furchtbaren Blutthat zur Rechenschaft ziehen wollte. Aber keiner von ihnen wagt es, ein Glied zu rühren; starr vor Entsetzen blicken aller Augen auf das blutige Schauspiel, welches mit ebenso unheimlicher Virtuosität gemalt ist, als es erdacht worden ist. Die Hellmalerei ist also keineswegs eine so durchgehende Eigenschaft der Spanier, wie sie es bei den Italienern ist, die nichts andres kennen. Das „Begräbnis des heiligen Sebastian in den Katakomben“ von A. Ferrant — der Heilige wird an Stricken in die Tiefe hinabgelassen — ist noch dunkler gemalt, und die „Enthauptung des Don Alvaro de Luna“ von Manuel Ramirez ist ebenfalls in einem ernsten, tiefen Tone gehalten, wie er der grauenhaften Szene ziemt. Der spanische Edle hatte sich, ohne die Erlaubnis seines Königs, Johannes II. von Kastilien, mit der Infantin Maria von Portugal vermählt und war zur Strafe dafür enthauptet worden. Damit war die Rache des Königs aber noch nicht befriedigt. Es wurde dem Enthaupteten das Begräbnis verweigert, und so legten sich Mönche ins Mittel, um Almosen zu seiner Bestattung zu sammeln. Vor der Stadt, wo das Blutgericht vollzogen worden ist, liegt die Leiche auf einer Bahre. Der Maler hat uns zwar durch die Drapirung des Gewandes den Anblick des blutigen Stumpfes entzogen, dafür aber das Haupt des Gemordeten an einem an einer Stange befestigten Haken aufgesteckt. Es ist ein fürchterlicher Kopf. Ein hageres, langes Gesicht mit weithervorstehenden Backenknochen, ein glattgeschornes Haupt, und dazu die verdrehten Augen! An

der Leiche knien Mönche mit brennenden Fackeln, welche die Gaben in Empfang nehmen, die ihnen das vorübergehende Volk spendet. Mit Ausnahme des Pradillaschen Bildes haben wir also auch in der spanischen Historienmalerei die Vorliebe für grauenvolle Szenen zu konstatiren, die für die französische Malerei charakteristisch ist. Es fehlt der spanischen aber die Ergänzung dazu, die Neigung für zweideutige und frivole Stoffe. Und das ist es, was Tubino in seiner Abhandlung mit Stolz betont. Die Spanier geben ein getreues Abbild von den Sitten und der Lebensweise ihres Volkes in diesem und dem vorigen Jahrhundert; aber sie hüten sich vor lasciven Szenen und gehen vorsichtig jeder Lüsternheit aus dem Wege. Sie wie die Italiener behandeln weder mythologische Stoffe, noch können sie sich zur Ausstellung weiblicher Reize ohne mythologischen Vorwand entschließen. Wenn man daraus einen Rückschluß auf ihre Gesinnung machen darf, so kann man der spanischen Kunst trotz jener Digressionen in das Reich des Schreckens zu ihrer gesunden Grundlage Glück wünschen.

Die Genremalerei hält sich mit drei oder vier Ausnahmen in den bescheidenen Dimensionen, welche dem Genre zukommen. Jene Ausnahmen sind augenscheinlich durch gleichartige französische Verirrungen veranlaßt worden. Wenn Alonso Perrez in lebensgroßen Figuren den Gottesdienst von Wahnsinnigen in der Anstaltskapelle darstellt, oder Munoz Degrain eine Episode aus einer Überschwemmung in gleichem Maßstabe, so ist das eine eine grobe Geschmacklosigkeit, das andre eine starke Überschätzung der Bedeutung eines an und für sich sehr dürftigen Motivs. Eine vollkommen reine Freude an der Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderung, an der Feinheit und Richtigkeit der Zeichnung in der freundlich-lichten Färbung und an der treffenden Schärfe der Beobachtung gewähren uns dagegen folgende Genrebilder: von Segui ein Picknick im Freien, das durch die Dazwischenkunft eines wilden Stiers gestört wird, von Jimenez y Aranda die Predigt im Hofe der Kathedrale von Sevilla, wohl das vollendetste Stück der ganzen Ausstellung, erstaunlich in dem Reichtum der Beobachtungen und zu höchster Bewunderung reizend wegen der Natürlichkeit in der verschiedenen Stellung und Haltung der Zuhörer, von Clement Pujol der Besuch beim Antiquar, Casales y Campo, Apotheke im vorigen Jahrhundert, Ussel, Karneval in Sevilla, Masriera, Interieur eines Ateliers, Lizcano, Stierfechter und Arbeiter in einem Wirtshause, Domingo, Zirkusgesellschaft, Moreno, Die Sängerin, Villegas, Page u. a.

Die spanische Plastik schließt sich, wie z. B. in Gandarias „Harmonie,“ einer nackten weiblichen Figur, die mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einer Kugel sitzt, an die französische oder, wie in einer Springbrunnenfigur von Pereda, an den Naturalismus der Italiener an. An den letztern erinnert auch Benlliures „Unglücksfall,“ nur daß der Chorknabe, welcher sich an dem Weihrauchkessel die Finger verbrannt hat, ein echt Murilloscher Typus ist. Eine Landschaftsmalerei in unserm Sinne haben die Spanier ebensowenig wie die

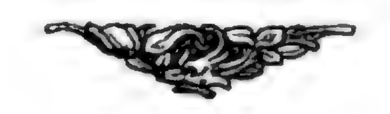
Italiener. Es scheint fast, als ob der geringe Wechsel der Luft- und Lichtphänomene die Südländer weniger reizt, sich so innig in die Stimmungen der Natur zu vertiefen, wie es der Nordländer thut, auf dessen Gemüt die Dramen, welche sich in der Luft und am Himmel abspielen, eine tiefe Wirkung ausüben. Die Landschaftsmaler in Italien und Spanien verfahren ganz synthetisch, d. h. sie reihen Haus, Baum, Berg, Himmel an und über einander, ohne nach einer fesselnden Luft- und Lichtstimmung lange zu suchen. Eine Marine von Monleon, Hafen von Alicante, erinnert noch am ehesten an die deutschen Behandlungen solcher Motive.

Wenn wir von der Malerei großen Stils absehen, läßt sich von der italienischen Malerei ungefähr dasselbe sagen wie von der spanischen: eine gleiche Freude an dem bunten Volksleben der Gegenwart und den koketten Rokokofigürchen des vorigen Jahrhunderts, eine gleiche durch das Klima bedingte Neigung, alles so licht als möglich und so viel als möglich im Freien, im vollen Licht zu malen, und ein gleiches Streben nach Natürlichkeit, Wahrheit und Lebendigkeit. Der Italiener hat aber auch ein Auge für die ernsten Seiten des Lebens, welches den Spanier nur in die Vergangenheit blicken läßt. Luigi Nonos Refugium peccatorum ist das Meisterwerk der italienischen Ausstellung auf diesem Gebiete, eine Schöpfung, welche mit den geringsten Mitteln, nur ausschließlich zur malerischen Prozedur ihre Zuflucht nehmend, die tiefste Wirkung ausübt. Der Schauplatz ist der Quai der venetianischen Lagune. Es hat kurz zuvor geregnet. Auf den Steinen stehen noch hie und da Pfützen, in welchen sich das Licht der untergehenden Sonne spiegelt. Man sieht am Horizonte nur einen gelben Streifen; der übrige Himmel ist mit grauen Wolken bedeckt. Der Wind hat gelbe Blätter über den Quai getrieben. Es muß ein frostiges, unheimliches Wetter sein. Auf dem Kanale sieht man Schiffe mit gelben Segeln, halb verdeckt durch die steinerne Balustrade, deren Pfeiler mit Figuren bestellt sind. Darunter ist auch eine Madonna. Man sieht nur das Postament und die Füße des Standbildes. Aber die Lampe davor und die Blumen deuten auf die gebenedeite Gnadenmutter. Und vor diesem Bilde kniet ein Mädchen aus dem Volke. Es hat sein Gesicht mit der Schürze verhüllt; aber auch ohne daß wir in die Züge des Mädchens blicken, erkennen wir an der kraftlos zusammengesunkenen Gestalt, daß ein tiefes Weh sein Herz durchzuckt, sein Inneres erschüttert und seine Seele demütigt. Das Bild ist eine Ausnahme nach jeder Richtung hin, weil Luigi Nono zugleich der einzige Italiener ist, der die Natur zu reden veranlaßt, der es verstanden hat, der Natur ihre Geheimnisse abzufragen. Die Landschaft ist von einer großartigen, tragischen Stimmung, die uns so mächtig gefangen nimmt, daß wir nach diesem Bilde den hundertfarbigen Abbildern einer fröhlichen Landschaft, eines bunten Treibens von lustigen Menschen keinen rechten Geschmack abgewinnen können, zumal da die Italiener nicht über den echten Humor verfügen, welchen der Deutsche nun einmal für die Quint-

essenz des Lebens hält. An dem Bilde Luigi Nonos sehen wir aber wieder einmal, daß die Darstellung des Tragischen doch der Kunst die dankbarsten, wenn nicht die höchsten Aufgaben bietet, vorausgesetzt, daß die Kunst imstande ist, die tiefsten Wirkungen mit den einfachsten Mitteln zu erreichen. Ein umfangreicher Apparat verdirbt die Stimmung. Facciolis „Traurige Reise" — eine Witwe mit ihrem Kinde im Eisenbahnwagen — läßt sich wegen des einfachen, schlichten Vortrags und der tiefen Empfindung, die aus den Zügen der blassen, das schlafende Kind beobachtenden Frau spricht, noch am ehesten nach der Tragödie Nonos betrachten, nicht aber die geräuschvollen Szenen aus dem Straßenleben, in welchen die grellsten Farbentöne unter dem weißesten Lichte aufeinanderplatzen.

Mit einem Worte sei noch der hohen Entwicklungsstufe gedacht, welche die Aquarellmalerei in Italien erreicht hat — Randanini mit seiner „Chirurgischen Operation" im Stile eines Brouwer oder van Ostade steht hie robenan — und des fabelhaften Naturalismus der Kleinplastik in Bronze und Thon, welche in d'Orsi ihren glänzendsten Vertreter auf der Ausstellung sieht.

Durch die Bemühungen des Malers Koehler in Boston ist eine sehr reichhaltige Sammlung von amerikanischen Holzschnitten zur Schau gestellt worden, welche uns einen umfassenden Überblick über den Stand dieser Technik in den Vereinigten Staaten gewährt. Wir kannten diese Mirakel der Xylographie oder richtiger der Radirung auf Holz schon lange aus den amerikanischen Zeitschriften, besonders aus Harpers Monthly; wir hatten aber nicht geglaubt, daß die Zahl dieser Virtuosen eine so außerordentlich große ist. Linton, Cole und Jüngling gelten für die Matadoren; es giebt aber noch eine ganze Reihe andrer, welche hinter ihnen nicht weit zurückbleiben. Der ursprüngliche Charakter des Holzschnitts ist durch diese Künstler freilich vollständig vernichtet worden; ihre Arbeiten sind keine Holzschnitte mehr, sondern Radirungen, welche, statt auf dem Metall, auf einer Holzplatte ausgeführt sind. Läßt man aber einmal diese Manier gelten, so muß man eingestehen, daß die Amerikaner darin eine Stufe der Vollendung erreicht haben, von welcher die französischen, englischen und deutschen Xylographen, selbst die besten Vertreter des Facsimileschnitts, noch weit entfernt sind. Diese Holzstiche werden den feinsten Schattirungen des Pinsels gerecht; oft erscheint der Ton wie hingehaucht, und vergebens späht man nach den Linien, welche diese zauberische Wirkung hervorgebracht haben müssen. Wahre Kunst ist das aber doch nicht, es ist eine raffinirte Spielerei, welche über kurz oder lang an der Grenze ihres Könnens ankommen und dann in Manier ausarten muß.



Agraria und kein Ende.

Die schweren Fragen, welche das Leben der Völker erschüttern, sind an das deutsche Volk immer erst in zweiter Linie herangetreten, waren aber dann umso wirksamer und nachhaltiger. Um diesen Satz nur mit einigen Beispielen zu belegen, so waren die Kreuzzüge von Frankreich angeregt wurden, aber vom deutschen Volke mit solcher Hingebung ergriffen, daß sie mehr als ein Jahrhundert die ganze Nation in Bewegung setzten und eine vollständige politische Umwälzung hervorbrachten. Die Herrschaft des Papsttums und die Erstarrung der Kirche und des Glaubens, die Verweltlichung der Religion war in Italien schon von Dante angegriffen worden und der Kampf der Ideen schon frühzeitig in Savoyen und England, sowie in Böhmen zu einem wirklichen Aufstand und Krieg übergegangen; aber erst das deutsche Volk hat die Frage vertieft und hat seine ganze Existenz in der Reformation aufs Spiel gesetzt, um sich für immer in zwei Lager zu teilen, die lange genug den Nachbarn willkommenen Anlaß boten, ihre Herrschaft auszuüben. Der Kampf um die politische Freiheit hat — wenn wir von England absehen — schon zwei Menschenalter früher in Frankreich seine wüstesten Orgien gefeiert, ehe er in Deutschland bekannt war, aber erst hier wurde er durch ein freies Zusammenwirken von Fürsten und Volk beigelegt, und während noch heute in Frankreich die Frage nach der Staatsform eine brennende ist, deren Lösung noch immer eine überraschende sein kann, hat das deutsche Volk in der konstitutionellen Monarchie, in der Führerschaft seiner Regenten unter thätigem Beirat gewählter Vertreter eine endgiltige Befriedigung gefunden. Während anderwärts — und auch hier ist wieder Frankreich das abschreckende Beispiel — mit Kanonenkugeln die sozialistischen Extravaganzen niedergedonnert, wenn auch nicht vernichtet sind, tritt in unsrer Zeit das deutsche Volk in ernsten Studien und in aufopfernder Arbeit seiner Staatsmänner an die Lösung des großen Problems heran, welches man die soziale Frage nennt. Es ist schon oft von diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß namentlich die sozialen Bestrebungen des Reichskanzlers es waren, welche den sozialen Studien neue Anregung brachten. Aber freilich, welch ein Unterschied zwischen den nüchternen, klaren und selbstbewußten Zielen des großen Staatsmannes und den theoretischen Phantasien! Der Kanzler knüpft in seinen Reformen mit der echten Weisheit des erhaltenden und fördernden Politikers an das Bestehende, an die unmittelbar fühlbaren Bedürfnisse der Nation an; er sucht der nationalen Arbeit Schutz zu verleihen und sie vor der Konkurrenz des Auslandes zu sichern, er verstaatlicht die Eisenbahnen, um den Verkehr dem Mißbrauch der Kapital-

macht zu entziehen, und gründet seine Gesetze und Entwürfe zum Wohle der arbeitenden Klassen lediglich auf die Grundsätze der Nächstenliebe. Die Krankenversicherung der Arbeiter — nach mühseligen Kämpfen zum Gesetz erhoben —, der Entwurf einer Unfallversicherung, sie sind hauptsächlich eine neue Regelung der Unterstützung unsrer ärmern, der Hilfe bedürftigen Mitbürger und Brüder. Alles dies zusammengenommen löst ein größeres Stück der sozialen Frage, als die Theorie mit ihren weitergehenden Wünschen und Forderungen es je vermöchte. Weit genug — das weiß der Himmel — gehen diese Forderungen. Wir haben alle Hochachtung vor der Wissenschaft und möchten ihr keine Schranke setzen, aber ob es für unsre soziale Förderung empfehlenswert ist, wenn dauernd so radikale Hilfsmittel vorgeschlagen werden, möchten wir billig bezweifeln. Viele, die ein warmes Herz zu helfen haben, werden zurückgeschreckt, wenn ihnen als äußerste Perspektive der eigne Verlust ihres Sondereigentums droht.

Diese Gedanken kamen uns, als wir jüngst unter vielen sozialen Broschüren drei Abhandlungen von G. Ruhland lasen, die unter dem Titel Agrarpolitische Versuche vom Standpunkt der Sozialpolitik (Tübingen, H. Laupp, 1883) erschienen sind. Es sind drei gesonderte Aufsätze, von denen die beiden letztern dem Einfluß von Schäffle ihre Entstehung verdanken. Das ist auch der Standpunkt, den der Verfasser einnimmt, und wenn man sich erinnert, daß der ehemalige österreichische Minister und Tübinger Professor noch in einer seiner letzten Schriften für die Inkorporation des gesamten Hypothekenkredits eingetreten ist, dergestalt, daß eine anderweite Beleihung des ländlichen Grundbesitzes als von seiten der organisirten Kreditinstitute nicht stattfinden soll, so muß man sagen, daß der Schüler den Schritt des kühnen Meisters noch um einiges überflügelt hat.

Von grundlegender Bedeutung ist der letzte der drei Aufsätze: „Agrarpolitische Vorschläge auf Grund unsrer geschichtlichen Rechtsbildung" (S. 89 bis 168). Der Verfasser sucht von Cäsar und Tacitus an bis auf die neueste Zeit einen Überblick über die Entwicklung unsrer agrarpolitischen Zustände zu geben. Auf einen solchen Raum gedrängt kann diese Übersicht selbstverständlich nur eine aphoristische sein; umso bedenklicher scheint es uns, einerseits bei dieser bloßen Umrißzeichnung in einer Anmerkung oder mit ein paar Worten Streitfragen, wie die über die Entstehung der ständigen Volksversammlungen und die Entstehung der Städtefreiheit, mit großem Mute neu zu lösen, andrerseits an diesen nur skizzirten Riß Vorschläge zu knüpfen, deren Tragweite eine höchst bedeutende ist. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Verfasser die rechtsgeschichtliche, philosophische und ökonomische Literatur außerordentlich beherrscht, daß seine Darstellung klar ist und die Mängel der bisherigen Zustände mit großer Sachkenntnis geschildert sind. Gegen seine Vorschläge aber möchten wir hauptsächlich eines einwenden, weil hier der Fehler des Verfassers von einer ganzen Reihe der ökonomischen Schriftsteller geteilt wird. Es kann nicht bloß darauf ankommen, Gedanken in die Welt zu schleudern und theoretisch Verbesserungsvorschläge zu entwickeln und zu begründen. Jemand, der wie der Verfasser, so radikal unsre heutigen Zustände verändern will, dürfte eigentlich nur mit einem vollständig formulirten Gesetzbuch vor das Publikum treten. Wenn er dann — sei es allein, sei es mit Hilfe eines streng juristischen Ratgebers — seine theoretischen Lehrsätze in praktisch detaillirte Normen umsetzen würde, dann käme er häufig dahin, manche Ergebnisse, die er gewonnen zu haben glaubt, wieder bei Seite zu lassen. Denn während jede andre Wissenschaft als theoretische das Recht hat, ihre Sätze nach

eignem Ermessen zu formuliren, muß die ökonomische, die nicht bloß historisch betrachten, nicht bloß kritisiren, sondern lebendige, unser ganzes Volksleben umgestaltende Vorschläge machen will, sich erst bis in das kleinste Detail von deren Ausführbarkeit überzeugen, ehe sie damit vor die Welt tritt. Die Richtigkeit dieser Bemerkungen wird sich an den von dem Verfasser aufgestellten Sätzen zeigen. Als obersten Grundsatz, dessen Verwirklichung die Aufgabe unsrer Agrarreform sein soll, behauptet er: „Der Grundbesitz muß und darf als Sache im wirtschaftlichen Güterverkehr nur nach seinem wahren Werte, der in ihm selber gegeben ist, zirkuliren, um seine eigne Funktion, als volkswirtschaftlichen Lohnregulators, erfüllen zu können.“ Lassen wir einmal die Richtigkeit dieses Satzes dahingestellt und fragen wir: Wie verwirklichen wir diesen Satz? Wer bestimmt, daß ein Grundstück nach seinen Werte gekauft werden soll, wo läßt sich ein so absolut sicherer Wert überhaupt auffinden? Weiter stellt der Verfasser die rechtliche Zulässigkeit dinglicher Rechte entschieden in Abrede. Will er damit auch alle Dienstbarkeiten beseitigen, wie die Wege- und Wassergerechtigkeiten? Bekanntlich ist die Teilung des Grundbesitzes ein reine willkürliche, die Kontinuität des Grund und Bodens ist von der Natur gegeben, und gerade wo dieser Zusammenhang durch menschliche Willkür zerstört ist, dienen jene Gerechtigkeiten dazu, die zerstörte Verbindung wieder herzustellen. Ein dritter Satz lautet: Der Grundbesitz ist mit allen seinen Pertinenzen privater Schuldforderungen halber unexequirbar. Das läßt sich selbstverständlich überhaupt nicht durchführen ohne eine Aufhebung der z. Z. bestehenden Grundschulden. Hierfür giebt der Verfasser zwar in seinem Aufsatze Gedanken und Vorschläge (S. 33—89), aber da er einsieht, daß der Grundbesitz des Kredites nicht entbehren kann, so muß er doch wieder zu einer Organisation des landwirtschaftlichen Kredits (S. 1—33) gelangen. Dieser Kredit soll nach seiner Ansicht unter die Bürgschaft der Gemeinde gestellt werden. Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß bei vollkommenen Menschen und bei einer uneigennützigen Verwaltung der Wucherkredit unterdrückt und das Kapital im allgemeinen zweckentsprechend ausgegeben wird, aber wo findet sich die Vollkommenheit? Wie viele Gemeinden leiden an der sogenannten Vetternwirtschaft, und wenn sich diese schon in rein kommunalen Angelegenheiten schwer fühlbar macht, wie wird das erst in den Kreditfragen sein? Endlich aber, was geschieht, wenn die Gemeinde ihre Bürgschaft einlösen muß? Dann muß sie sich doch an dem zahlungsunfähigen Schuldner erholen und das Grundstück wegen dieser Privatforderung exequiren oder das Schuldbuch vernichten.

Diese Beispiele werden genügen, von den Ideen des Verfassers eine Vorstellung zu geben. Im einzelnen seinen Vorschlägen zu folgen, würde nicht möglich sein, ohne an den Raum dieser Zeitschrift und die Geduld ihrer Leser zu große Anforderungen zu stellen. Trotz aller unsrer Einwürfe mag aber das Buch allen empfohlen sein, welche sich für die agrarpolitischen Fragen der Gegenwart interessiren.

Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

Wären allein Berthas Wünsche maßgebend gewesen, so würde auch der Eintritt in die Hauptstadt mit einem gewissen Glanze vor sich gegangen sein. Ihre Mittel reichten hin, um in einer guten Gegend ein Kontor und eine entsprechende Wohnung zu mieten und einzurichten. Zu solchen Extravaganzen war aber der scheue Markus noch nicht zu bewegen; darin zeigte er sich hartnäckig, und als kluge Frau gab Bertha nach, um nicht den ganzen Plan aufs Spiel zu setzen. Im Jahre 1853 erfolgte die Übersiedlung. An der Ecke der Spandauerstraße und der Heidereutergasse wurde eine bescheidne Wohnung gemietet, deren eine Stube, in welche man unmittelbar von der Treppe aus trat, zum Geschäftssitz bestimmt war. Markus entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit; er ging täglich zur Börse, und wenn er auch nicht als „volle und gute Aufgabe" galt, so gewann er doch immer mehr Boden. Bertha war auch hier wieder das bewegende Element, und während sie einerseits mit ihrem Manne alle Phasen des Börsengetriebes durchmachte und zu ihrer Genugthuung sah, wie sich die Spekulationen ihres Mannes mit steigenden Erfolgen entwickelten, bereitete sie andrerseits auch ihren sozialen Umschwung vor. Sie war nicht unempfindlich gegen den Mangel an Form und gesellschaftlicher Bildung, der ihnen anhaftete. Wenn sie gleich von vornherein darauf verzichten mußte, daß sich ihr Mann auch nur den äußern Schliff und die notwendige Turnüre aneignete, so merkte sie doch auch bald, daß dies für ihn in den Börsenkreisen kein unbedingtes Erfordernis war. Der Mann hatte nur die Aufgabe, Geld, viel Geld zu verdienen. Dadurch ersetzte er alle Umgangsformen und alle Bildung. Dagegen sah sie ein, daß die Frau eine gewisse gesellschaftliche Routine nötig habe, um nicht bloß das Hauswesen mit äußerer Eleganz zu leiten, sondern um auch gebildete Personen, Leute von Stand und Ansehen in ihren Gesellschaften zu sehen und dadurch dem Hause

Digitized by Google

Glanz und Kredit zu verschaffen. Es war für Bertha schwer, die Wege zu finden, um sich das Notwendige noch anzueignen, jede Frage und Erkundigung hätte sie bei ihren neuen Freundinnen, von denen viele in der Hauptstadt selbst erzogen waren, bloßgestellt. Mehrere Monate schwebte sie in dieser Sorge, bis sie eines Tages in der Vossischen Zeitung ein Inserat fand, wonach sich eine ältere Dame in der Krautsstraße erbot, „jungen Damen, welche in ihrer Erziehung zurückgeblieben sind, die nötige gesellschaftliche Bildung beizubringen.“ Ohne jemand etwas zu sagen — selbst ihr Mann wurde nicht in das Vertrauen gezogen — begab sich Bertha dorthin. Sie fand eine alte Schauspielerin, welche auf der Vorstädtischen Bühne bei „Mutter Gräbert“ solange die erste Liebhaberin dargestellt hatte, bis auch dem sonst so nachsichtigen Publikum des Rosenthaler Thores der Unterschied zwischen den jugendlichen Heldinnenrollen und der Darstellerin, welche bereits auf illegitimem Wege Großmutter geworden war, allzu fühlbar wurde. Mutter Gräbert merkte allmählich, daß bei dem Auftreten ihrer ersten Liebhaberin der Konsum der belegten Butterbrote in den langen Zwischenakten immer schwächer wurde — was die gewandte Leiterin des Theaters und Restaurants als ein untrügliches Zeichen des Mißfallens auffassen mußte. Diese Entdeckung veranlaßte sie, die Heldin und Liebhaberin von den weltbedeutenden Brettern zu entfernen. Zur Einrichtung einer Theaterschule erhielt letztere, abgesehen von ihrer mangelhaften Bildung, hauptsächlich wegen ihrer etwas bewegten Vergangenheit, nicht die erforderliche Konzession des Polizeipräsidiums, denn damals herrschte noch in Gesetzgebung und Verwaltung die Auffassung, daß die Ausübung der Kunst etwas mehr sei als der Betrieb eines Gewerbes. Dagegen konnte ihr die Erteilung von Unterricht in „höherer Bildung“ nicht versagt werden; nur paßte die Polizei ihr gehörig auf, damit nicht etwa diese Bildung vorzugsweise in dem Umgang mit dem stärkern Geschlecht geübt würde. Bis zu dem Zeitpunkte, in welchem Frau Bertha Geneff das Kunstinstitut aufsuchte, hatte sich jedoch Fräulein Mühlaar — Künstlername aus Müller — nichts zu Schulden kommen lassen. Freilich hatte sich bis jetzt nur eine geringe Zahl bildungsbedürftiger Damen eingefunden, und auch diese waren nicht besonders vertrauenerweckend. Da war eine sogenannte Probirmamsell von Gerson, die sich durch ihre mangelhaft orthographische Aussprache — wie der Disponent sagte — von dem Avancement als Ladenverkäuferin ausgeschlossen sah und nur im Lager bei der Abnahme der Mäntel, Jaquets und Paletots von den Schneidern als „Anprobe“ diente. Da war eine ehemalige Künstlerin vom Trapez im Cirkus Renz, welche ein Offizier von den ersten Dragonern ihrer Laufbahn abwendig gemacht hatte und welche sich bei den kleinen Festen mit den Kameraden ihres Freundes allerlei Spöttereien über ihre allzu naiven künstlerischen Anschauungen gefallen lassen mußte. Die dritte war ein Kammermädchen, welches dereinst bei einer Chansonettensängerin aus der Walhalla in Diensten stand und dabei bemerkt

hatte, daß weniger die holde Kunst, als die Gabe, Männer zu fesseln, ihrer Herrin zu- und einträglich gewesen war. In diese Gesellschaft kam Bertha, denn Fräulein Mühlaar hatte ihr System derartig eingerichtet, daß sie zwar den Damen Einzelunterricht gab, aber sie mehrmals vereinigte, um die Ensemblewirkungen zu sehen. Es wurden Bewegungen und Pas einstudirt, die freilich weniger für die Räume eines bürgerlichen Hauses als für die Aufführung der Jungfrau von Orleans paßten. Alles wurde mit vielem Aplomb und den nötigen Gesten eingeübt, welche dereinst in der Vorstadtbühne das Zeichen für Parterre und Galerie waren, daß nunmehr der Beifallssturm losbrechen könne. Daneben wurden bildende Bücher gelesen und einzelne Passagen auswendig gelernt. Diese Lektüre war aber eine höchst sonderbar gewählte, sie entstammte noch der Jugendzeit von Fräulein Mühlaar, als Klauren der Lieblingsschriftsteller der Berlinerinnen war.

Denn in jener Stadt des Nordens, die so manches Übels Quell,
Liest man Klaurens Albernheiten und verbietet Schillers Tell.

Erst mit Mühe gelang es Bertha, für welche Schiller der Inbegriff aller höhern Bildung war, daß auch dessen Meisterwerke gelesen wurden, zum nicht geringen Verdruß der Mitschülerinnen, denen die andern Bücher viel „natürlicher“ schienen. Dies dauerte etwa ein halbes Jahr, bis Bertha auch eine Ausdehnung des Unterrichts auf Französisch verlangte — ein Ansinnen, welches mit Hohn aufgenommen wurde und zum Bruche führte. Bertha verlor jedoch den Mut nicht; zum zweitenmale wurde ihr die Vossische zur Retterin, und auf eine Annonce stellte sich ein französischer Lehrer ein, der „gegen ein mäßiges Honorar“ Unterricht erteilte. Dieser Mann war einer ehrenhaften Familie aus Valengis entsprossen, von guter Erziehung und reichen Kenntnissen. Als junger Mensch hatte er sich in das weibliche Mitglied einer herumziehenden Truppe verliebt und von dem Mädchen, aller Bemühungen seiner Angehörigen ungeachtet, nicht gelassen, selbst als er merken mußte, daß seine Angebetete mit ihrer Gunst auch andern gegenüber freigebig war. Er folgte ihr von Stadt zu Stadt, gab ihr alles hin, was er besaß, sodaß ihm nur noch eine kleine Rente übrig blieb, die ihm sein Vater im Testament ausgesetzt hatte. Zuletzt endigte das Paar in Berlin, und obwohl beide schon über sechzig Jahre alt waren, so hatte sich doch der Charakter des weiblichen Teils noch nicht zum Bessern gewendet. Alles, was der Mann einnahm, verschlang ihr Leichtsinn, und er verdiente nur wenig; denn sein ärmliches Äußere, sein verhärmtes Gesicht und seine gebrochene Haltung, die nur zu sehr den Sturm des Lebens verrieten, waren nicht darauf angethan, ihm die Häuser für den Unterricht der Jugend zu öffnen. Frau Bertha Geneff, welche sich bei der Billigkeit des Honorars von diesem Äußern nicht abschrecken ließ, sollte ihren Schritt nicht bereuen. Ihr Lehrer hielt mit seinen Kenntnissen nicht zurück; er merkte gleich, woran es fehlte, und beschränkte sich daher nicht

auf die französische Grammatik, sondern führte seine Schülerin auch in die allgemeine Literatur und Geschichte ein. Manche Eindrücke des Mühlaarschen Unterrichts waren zu überwinden, doch zuletzt war Frau Bertha wenigstens im allgemeinen au fait, und um die Details machte sie sich keine Sorgen. Sie fing an richtig zu sprechen und verstand es auch schon, über Schiller zu reden, über den „göttlichen" Hendrichs als Tell, über Helmerding, Anna Schramm und was man sonst zur Bildung brauchte.

In die Vollendung dieses Lebensabschnitts fielen zwei Ereignisse. Einmal nannte sich Bertha nach dem Vorgange ihres Lehrers Genève; sie studirte diesen Namen, erfuhr von der französischen Kolonie in Berlin und ließ sich deren Geschichte bis in alle Einzelheiten erzählen, sodaß sie bald nur von den Refugiés, den Ancillons, Lecoqs, Humberts und Balans sprach. Ihr Sohn Martin, welcher inzwischen das schulpflichtige Alter erreicht hatte, wurde in das französische Gymnasium geschickt; sie selbst machte ihre Einkäufe in der Fondation Achard, und so konsequent war sie in ihrer Vorliebe für die französische Kolonie, daß sie zuletzt selbst glaubte, die Vorfahren ihres Mannes hätten den Weg nach Deutschland nicht über Polen, sondern über Frankreich genommen. Sodann hatte ihr Markus das, was man an der Börse einen Coup nennt, ausgeführt. Er war trotz aller Bemühungen von den Größen der Getreide- und Finanzwelt noch immer nicht recht beachtet worden; wenn er gleich pünktlich in der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten und im Zahlen der Differenzen war, so galt er doch nur als ein „Hergelaufener," der sich mit den angesessenen alten Firmen nicht messen dürfe. Diese Anschauung kränkte nicht bloß Markus; besonders gereizt fühlte sich Bertha durch diese hochmütige Zurücksetzung, und sie sann auf Rache und Genugthuung. Ihren unausgesetzten Aufstachelungen gelang es, ihren Ehemann zu jener Geschäftsoperation in Roggen zu veranlassen, welche man in dem Börsenjargon mit dem etymologisch noch nicht erklärten Ausdruck „Schwänze" bezeichnet. Markus wagte zwar hierbei allenfalls sein kleines Vermögen und noch mehr, hatte aber den Hintergedanken, bei etwaigem Mißlingen wieder nach seinem Heimatsstädtchen zurückzukehren und dort seinen alten Handel mit den Bauern und Gutsbesitzern aufzunehmen, deren rohe Behandlung mehr Interesse für ihn zeigte als die vornehme Nichtbeachtung der Berliner „Karpfen." Jenes Manöver bestand aber darin, daß er zu einer bestimmten Frist alle Vorräte von Roggen ankaufte und dadurch die Gegner in die Unmöglichkeit setzte, zu liefern. In den Zeiten der tyrannischen römischen Kaiserherrschaft und des dunkeln vorurteilsvollen Mittelalters, das so oft als schreckvolles Gegenbild der modernen Kulturepoche gebrandmarkt wird, bezeichnete man eine solche Spekulation, welche selbstverständlich auf den Preis der notwendigsten Nahrungsmittel erhöhend wirkte, als Dardanariat und bestrafte den spekulativen Kopf mit Entziehung der Freiheit, ja mit Tod. Die neuere Zeit mit ihren humaneren Anschauungen gestattet die Ausbeutung der

Schwächeren durch den Starken, indem sie dessen Übermacht als größere Intelligenz anerkennt und ehrt. An dem gedachten Ultimo sprach man an der Börse nur noch von Markus Geneff, er war ein gemachter Mann, ein gewiegter Spekulant geworden. Sein Gegner, Inhaber einer seit länger als einem halben Jahrhundert bestehenden Firma, suchte mit dem Emporkömmling zu paktiren; andre große Firmen traten als Vermittler dazwischen, aber vergebens. Frau Bertha wollte einen vollen Triumph ihrer Rache, und so endete diese Angelegenheit nicht nur mit dem gänzlichen Zusammenbruch jener Firma, sondern auch mit dem Selbstmord des Inhabers. Der Untergang seines Hauses war der Aufgang des Hauses Geneff.

In das mit vielem Kunstsinn erbaute Haus, welches die vernichtete Firma in der Tiergartenstraße besaß, bezog als Eigentümerin Frau Bertha die Beletage. Aus den Lepkeschen Kunstauktionen war bald ein buntes Mobiliar herbeigeschafft, welches in einem Raume oft den Geschmack von verschiedenen Nationen vereinigte und einen Abriß der Geschichte des Kunstgewerbes von Peter Vischer bis zu den Hoftapezierern Hiltl und Bernau zeigte. Was aber von nicht zu unterschätzender Bedeutung war, das am Hause angebrachte kleine Schild enthielt die Firma: Max Genève. Letztgedachte Umwandlung wurde Frau Bertha nicht ganz leicht; sie war gleich auf das Große gegangen und hatte gewünscht, daß ihr Mann den Namen Maximilian annähme. Allein das setzte sie nicht durch; ihr Ehemann war abergläubisch und an sich jeder Veränderung des ihm überkommenen Namens abgeneigt; erst durch unausgesetztes Zureden brachte sie ihn zur Annahme des Vornamens Max, indem sie nachwies, daß derselbe doch nur eine Verkürzung von Markus sei und der letzte Name entschieden der zukünftigen Laufbahn ihres Sohnes Martin Abbruch thun würde. Gegen die Umbildung des Familiennamens machte der Mann viel weniger Einwendungen, da ihm diese nur als eine orthographische Operation hingestellt wurde und er es mit dieser Kunst nicht genau nahm. Nur an den Accent grave wollte sich der neue Max nicht recht gewöhnen, und Frau Bertha sah monatelang jede Unterschrift ihres Mannes nach, um den fehlenden Accent zu ergänzen, bis auch auf diesem Gebiete ihre Unermüdlichkeit den Sieg davontrug.

Kaum bewohnte das Paar drei Monate sein neues Palais, als Frau Bertha eines Mädchens genas, das als „Purpurgeborene“ mit der höchsten Freude empfangen wurde. Wäre es ein Knabe gewesen, so hätte es sicherlich einen Thronfolgestreit gegeben, wie er dereinst die asiatisch-griechische Welt zwischen Artaxerxes und dem jüngern Kyros in Bewegung gesetzt hatte — ein Streit, bei welchem Martin sein Erstgeburtsrecht schwerlich hätte behaupten können. Diesem Konflikt war das neugeborene Kind durch die vorsichtige Wahl seines Geschlechts glücklich aus dem Wege gegangen. Einige Schwierigkeit machte die Namengebung. Der Vater wollte das Kind zum Andenken an seine verstorbene Mutter Esther nennen; die Gattin verabscheute natürlich diesen Namen

und gewann umso leichter das Übergewicht, als derselbe gleichzeitig an ihre unterlegene Rivalin erinnerte und die Mahnung an diese Zeit für beide Eheleute mit wenig Freude verknüpft war. Frau Bertha lief ihre neuen Verbindungen im Geiste durch und fand, daß die Töchter der ersten Firmen immer nur mit Else und Margarethe abwechselten — eine solche Verheerung hatten unter den deutschen Mädchennamen Wagners Lohengrin und Gounods Faust angerichtet. Sie entschloß sich für Margarethe, einmal weil Gretchen einen in keiner Weise an die Herkunft der Familie erinnernden Klang hatte, sodann weil die Umwandlung in Marguérite sie wiederum der französischen Kolonie näher brachte.

Seit jener Zeit waren erschütternde Ereignisse in dem Hause Genève nicht mehr vorgekommen. Nach der alten Erfahrung, daß nur der Erwerb der ersten Hunderttausend Schwierigkeit macht, hatte sich das Vermögen fortwährend vergrößert. Zu dem Hause war eine Villa in Potsdam getreten, welche aber in der Regel nur während der wenigen Frühjahrsmonate bewohnt wurde, da man im Sommer mindestens in zwei Bäder reiste. Die Kinder erhielten den üblichen Unterricht von Bonnen und Gouvernanten, von Klavier-, Gesang-, Sprach- und Zeichenlehrern, und wurden nicht selten zum Stolz ihrer Eltern in ihren Gesellschaften zur Parade vorgeführt. Für eine Bildung des Herzens geschah nichts, denn man hielt die Humanität für genügend, um die Religion zu ersetzen. Die Natur der Kinder war verschieden. Martin — französisch ausgesprochen — hatte mehr den scheuen und stillen Charakter des Vaters und zeigte entschiedene Neigung für den Handel. Schon als er kaum lesen konnte, zog ihn am meisten der Kurszettel mit seinem kleinen, niedlichen Druck an, und in der Schule wußte er von seinen Mitschülern die schönsten Sachen einzutauschen, wobei er nie den kürzeren zog. Ja als er eines Tages auf den Knien seines Vaters herumschaukelte und dieser ihn im Scherze fragte, ob er Meinung für Lombarden habe und ihm Martin zu dem Kauf riet, galt der Sohn als ein großes Finanzgenie, da sich diese Spekulation als sehr gewinnbringend erwiesen hatte. Frau Bertha war diese Art von Talent durchaus nicht angenehm; sie hatte den Sohn zum Diplomaten bestimmt und wurde nur ein wenig getröstet, als ihr Hausfreund Dr. Späth auseinandersetzte, daß Spekulation und Diplomatie in den engsten Beziehungen zu einander stünden, weil beide Metiers ihre Hauptkraft auf die richtige Beurteilung der politischen Ereignisse wenden müßten. Seit jener Erklärung entschuldigte Frau Genève das tiefe Schweigen ihres Gatten in Gesellschaften — er mußte auf ihren besondern Befehl still sein, um sich keine Blöße zu geben — mit den schweren politischen Kombinationen, die ihn fortwährend beschäftigten. Aber auch Herr Genève war fortan mit der diplomatischen Karriere seines Sohnes einverstanden, indem er sich schon ausmalte, wie sich dereinst die geheimen Nachrichten aus dem auswärtigen Amt würden finanziell verwerten lassen.

Marguérite dagegen — sie hatte keinen festen Namen und wurde, je nachdem das französische oder deutschnationale Element bei ihrer Mutter überwog, bald so, bald Gretchen genannt — hatte ganz das Temperament ihrer Mutter, einen offenen Kopf, der schnell das Gelernte begriff und die Kunst verstand, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Sie war schön — und schon als Kind sich dessen bewußt — sie war selbstsüchtig und ohne Gemüt, obwohl sie den Schein von Liebe und Hingebung zu wahren wußte; kurzum, sie verstand es, kaum den Kinderjahren entwachsen, die Männer an sich heranzuziehen und an der Nase herumzuführen. Über ihre zukünftige Bestimmung war sie von ihrer Mutter nicht im Unklaren gelassen, sie sollte nur einen Diplomaten oder Grafen heiraten.

Solche freilich waren in dem Hause der Tiergartenstraße vorläufig noch nicht zu finden. Die Gesellschaft, die in der Familie Genève verkehrte, war die landesübliche, d. h. zunächst die Börse mit ihrer Dependenz. Frau Bertha wollte aber auch literarisch glänzen und nahm, da ihr die ersten Größen des Berliner Parnasses versagt waren, mit der Bohème litéraire fürlieb. Da war zunächst der Redakteur der „Nymphe," welcher von der Schule entlaufen, auf verschiedenen Winkelbühnen Deutschlands ausgepfiffen, sich nachher als Spekulant an der Wiener Börse durch ins Ungemessene getriebene Operationen zur Zahlungseinstellung genötigt sah. Er hatte durch einen mehrjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Amerika einen Reinigungsprozeß durchgemacht und war bei seiner Rückkehr plötzlich als Literat aufgetaucht. Aber auch als solcher sank er von einer Zeitung immer tiefer in die andre, bis er selbst die „Nymphe" begründete, welche den Schrecken für die Künstlerinnen der Vorstadtbühne bildete, deren kleine Geheimnisse schonungslos preisgegeben wurden. Er besaß Humor und eine köstliche Unverfrorenheit; er konnte die unglaublichsten Geschichten erzählen und mit größter Naivetät die unzweifelhaftesten Süjets, ohne selbst zu erröten, vortragen — und wurde natürlich geistreich gefunden. Weitere Gäste des Hauses waren die beiden Vettern Kastor — ihren eigentlichen Namen hat man nie ermitteln können —, Redakteure des „Berliner Barbiers," welcher die Aufgabe hatte, im Gegensatz zur „Nymphe" den wahren und erfundenen Skandal der sogenannten besseren Gesellschaft unerbittlich und bis in die kleinsten und zartesten Einzelheiten bloßzulegen. Auch die harmloseste Liebesaffäre, die zwischen Tempelhof und Weißensee spielte, entging ihrem Falkenauge nicht; jede kleine Liaison eines Offiziers mit einer Theaterprinzessin wurde mit allen möglichen Pikanterien und unter deutlichster Bezeichnung der Beteiligten berichtet. In Gesellschaft waren diese Dioskuren harmlos, da sie nicht Erziehung und Mut besaßen, sich frei ins Gesicht zu äußern; sie verbrauchten all ihren bedenklichen Witz für die Spalten ihrer Zeitung und nahmen nur mit schweigendem, verbindlichem Lächeln die Komplimente aus schönem Munde entgegen, die ihnen für irgend ein Geschichtchen ihrer Morgennummer gespendet wurden. Lebhafter

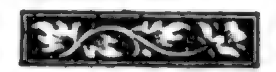
bewegte sich Herr Christian August Wilhelm Cohnstein, der im allgemeinen ein Stillleben in den Feuilletons der Berliner Zeitungen führte und die Kunst besaß, über irgend eine Kleinigkeit, z. B. eine neue Pferdebahnlinie, gleichzeitig vier bis fünf geistreiche Artikel zu schreiben, die er im „Barbier" als Masque de fer, in der „Nymphe" als Omega und in andern ähnlichen Journalen mit den verschiedensten dem Pariser Figaro entlehnten Kriegsnamen zeichnete. In Gesellschaften war er ein Liebling der Damen, für die er allerlei Bonmots und Taschenspielerkünste hatte, und im übrigen zeichnete er sich bei Tische durch einen pyramidalen Appetit und Durst aus. Violinspieler vierter und fünfter Güte, Klaviervirtuosen, die schon mehrfach Schiffbruch erlitten hatten, sie alle fanden bei Frau Bertha Genève gastfreie Aufnahme. Die Gesellschaft wechselte oft; nicht selten benutzte Herr Genève seine literarischen Beziehungen zu irgend einem Börsenkoup und glaubte sich für diese Unterstützung schon durch die Einladung zu einem Diner genügend abgefunden zu haben. Wenn dann der betreffende Schriftsteller, der so finanziell tiefe Anschauungen über die von Herrn Genève eingeführten Idahoe-Aktien entwickelt hatte, seinen der Firma geleisteten Dienst selbst in eine Anleihe bei dem Hause Genève und Comp. konvertiren wollte, so gab es Differenzen. In der Regel fand der Autor nur ein halbes Entgegenkommen, d. h. er mußte sich mit fünfzig Prozent der geforderten Summe begnügen und vergaß dann häufig das Wiederkommen oder wurde nicht mehr geladen. Jenes Darlehn aber verpflichtete ihn doch genügend, um sich seinerseits in seinem Blatte keine Indiskretion gegen Genève und Comp. gestatten zu dürfen. Habitué war nur Dr. Späth, obwohl dieser in Bezug auf Anlehen sich tief in der Kreideformation befand; denn er hatte es verstanden, sich bei Frau Genève unentbehrlich zu machen. Er war in Petersburg Hauslehrer bei einem russischen Fürsten gewesen und fortgejagt worden, weil er nicht nur mit der Kammerzofe, sondern auch mit der noch unerwachsenen Tochter des Hauses die ars amandi praktisch zu doziren begann. Eine Anzeige bei den Behörden würde ihm auf mehrere Jahre eine Anweisung für ein Zuchthaus oder für Sibirien verschafft haben, allein diese Anzeige unterblieb selbstverständlich mit Rücksicht auf das junge fürstliche Kind. Dr. Späth war nach Berlin zurückgekehrt, wo er als Märtyrer auftrat, den seine Propaganda für das liberale Deutschtum in Rußland unmöglich gemacht hätte. Die liberalen Häupter und Zeitungen hatten aber die Verbindung mit diesem politischen Märtyrer abgelehnt, wie es scheint, weil die über ihn aus St. Petersburg eingeholte Auskunft den Grund seines Weggehens von dort in einen gewissen, dunkel gebliebenen Zweifel stellte. Nachdem die politische Entree mißlungen war, führte sich Dr. Späth in die reichen Bankiersfamilien ein und verstand es, dort festern Fuß zu fassen. Er besaß die Kunst, den Menschen schnell ihre Schwächen abzusehen und sich diese nutzbar zu machen. Er bemerkte schnell, daß Frau Genève vielfach wegen ihrer mangelhaften Erziehung und Bildung in Verlegenheit geriet und doch da glänzen wollte, wo

sie sich besser im Dunkeln gehalten hätte. Dr. Späth verstand es, ihr in der unmerklichsten Weise die nötigen Anleitungen zu gewähren, er gab die Weisungen in Theatern, Konzerten und Ausstellungen, er besprach und kritisirte das Gesehene und Gehörte und, da er ein Mann nicht ohne Urteil war, so brauchte man nur Frau Genève zu fragen, wenn man wissen wollte, wie geistreich Dr. Späth über eine Sache dachte. Frau Bertha ihrerseits lohnte diese Bemühungen, indem der neue Mentor stets bei ihr ein offenes Haus fand, mit ihr und der Familie alle Vergnügungen mitmachte, ohne dafür zu bezahlen, und öfters ein Darlehn von Herrn Genève erhielt. Späth aß fast nie im Wirtshaus, denn wenn er sonst nicht eingeladen war, ging er zu Genève und, da er nach mancher Richtung eine ökonomische Natur war, so gab er auch Trinkgelder nur einmal im Jahre, nämlich zu Weihnachten, indem er behauptete, daß er dadurch das Wohlverhalten der Dienstboten fördere und sich ein für allemale abfinde. Jedoch scheinen diese Abfindungen nicht allzubedeutend gewesen zu sein, da die Stubenmädchen wenig Sympathie für ihn hatten und ihm schon manches, das er freundschaftlich in die Wangen kneifen wollte, ziemlich laut den Standpunkt entwickelte, daß Sparsamkeit in Trinkgeldern und Kneifen in die Wangen doch eine zu große Unverschämtheit wäre. Dies alles erschütterte aber seine Stellung bei Genève nicht; nur einmal hatte er sich stark verrechnet, indem er, als Margarethe eben sechzehn Jahre alt geworden war, ihr einen Heiratsantrag machte. Er dachte die junge Dame zu überrumpeln, diese aber verlachte ihn und erzählte unter großer Heiterkeit die Werbung ihrer Mutter. Frau Genève faßte die Sache jedoch nicht von der lustigen Seite auf; sie hatte eine ernste Unterredung mit ihm, erklärte rundweg, daß ihre Tochter für die diplomatische oder adliche Karriere bestimmt sei, und daß Dr. Späth sich niemals Hoffnung machen sollte, in diese Grundsätze Bresche zu legen. Würde er sich dergleichen unerreichbare Ziele aus dem Kopfe schlagen, so soll er auch ferner in ihrem Kreise willkommen sein und alle Vorrechte eines bewährten Hausfreundes genießen. Entgegengesetzten Falles müsse er suchen, wo Baurat Hitzig — Frau Genève übersah keine Gelegenheit, den berühmten Erbauer ihres Hauses zu nennen — den Ausgang aus demselben konstruirt habe. Diese entschiedene Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht; Dr. Späth lenkte mit Jammer und Seufzen ein und begnügte sich als Abfindung seiner heiligsten Gefühle mit der Aufnahme eines größern Darlehns bei Papa Genève. Letzterer mußte sich hierzu umsomehr verstehen, als dadurch seiner Frau ein nützlicher Freund erhalten blieb. Dr. Späth aber ließ die Erfahrung nicht ungenutzt; er hatte die Grenzen seines Einflusses erkannt und hütete sich für die Zukunft, dieselben zu überschreiten, sondern blieb nach wie vor Freund des Hauses, nahm ab und zu ein Darlehn auf, machte dagegen zur großen Genugthuung von Frau Bertha auf andre „unerreichbare Ziele" keinen Anspruch mehr.

Dies war die Physiognomie, das Entstehen und Wachsen des Hauses

Genève, mit dessen wichtigsten Mitgliedern der geneigte Leser die Bekanntschaft machte. Es würde freilich noch erübrigen, auch von dem weiblichen Verkehr des Hauses zu sprechen; allein dieser ist ohne Einfluß auf dasselbe gewesen. Zu einer weiblichen Freundschaft konnte Frau Bertha Genève nicht gelangen; die Geschäftsverbindung, welche die Männer zusammengebracht hatte, führte wohl auch zuweilen eine Annäherung der weiblichen Familiengenossen herbei, aber doch nur rein äußerlich. Frau Genève hatte lieber Männer um sich, die ihr Schmeicheleien sagten, als Frauen, denen sie etwa den Vorrang in den Gesellschaften abringen mußte. Auch ihre Tochter Margarethe war zu sehr in Selbstsucht und Dünkel erzogen worden, um des echten Gefühles des Freundschaft fähig zu sein. Ihr Verhältnis zu Else Müller war ebenfalls Schein, diese, die Tochter eines bekannten Schriftstellers — zur Unterscheidung von den vielen gleichen Namens nannte er sich Müller von Jüterbogk — war schon mit fünfzehn Jahren in alle gesellschaftlichen Genüsse eingeweiht worden. Ihr Vater, dem Literatur die melkende Kuh war, machte ein großes Haus, indem er seine reichen Einnahmen gänzlich verbrauchte und sich um die Zukunft keine Sorge machte. Mit achtzehn Jahren hatte Else bereits ihre dreihundertste Abendgesellschaft mitgemacht, mit neunzehn Jahren begann sie zu verblühen. Ihre im Absteigen begriffene Schönheit gab einen passenden Hintergrund zu der in voller Blüte stehenden Margarethe, und namentlich aus diesem Grunde hatte letztere für sie eine besondre Zuneigung. Beide Mädchen waren unzertrennlich und strömten äußerlich in Freundschaftsbezeugungen über, wofür sie sich innerlich umsomehr haßten.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Das Reichsgesetz betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter vom 15. Juni 1883, mit Einleitung und Erläuterungen. Von E. von Woedtke, Regierungsrat. Berlin und Leipzig, J. Guttentag (D. Collin), 1883. 233 S.

Post tot discrimina rerum ist der erste Teil des großen sozial-politischen Gebäudes aufgerichtet und unter Dach gebracht. Die Kämpfe um das Gesetz spiegeln sich noch in dessen Inhalt wieder, der nach vielen Richtungen, um richtig verstanden zu werden, der Erläuterung bedarf. Für eine solche giebt weder die Wissenschaft genügende Hilfsmittel, noch die ausländische Gesetzgebung ein Beispiel, denn das deutsche Volk, unter Führung seines großen Kanzlers, hat es übernommen, zum erstenmale und selbständig an die Lösung der schwierigsten Fragen heranzutreten. Das Auslegungsmaterial läßt sich nur aus den verschiednen Stadien schöpfen, welche das Gesetz zu durchlaufen hatte. Bei den Beratungen, bevor der Entwurf an den

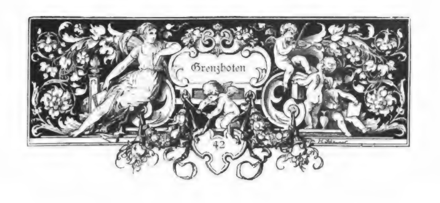
Reichstag gelangte, bei den Erörterungen im Schoße der Kommission des Reichstages und in dessen Plenum hat sich aus dem Widerstreit der Meinungen die eigentliche Absicht des Gesetzgebers geklärt. Der Verfasser des vorliegenden Kommentars hat von dem ersten Entstehen bei dem Gesetzentwurf mitgearbeitet und als Kommissar der verbündeten Regierungen allen weitern Verhandlungen beigewohnt; er war daher zu einer Erläuterung des Gesetzes besonders berufen. Man darf behaupten, daß ihm seine Aufgabe in allen Punkten gelungen ist, und hoffen, daß sein Kommentar dazu beitragen werde, das Verständnis des so schwierigen Gesetzes in die weitesten Kreise zu tragen. Ein Anhang giebt den Text des vielfach damit in Wechselwirkung stehenden Gesetzes über die eingeschriebenen Hilfskassen, und ein genaues Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Zweiter Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883.

Auch der diesjährige Band des allbekannten historischen Taschenbuches bietet eine Reihe sehr lesenswerter Aufsätze aus der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Den Reigen eröffnet Oncken, der auf Grund der Berichte Lord Aberdeens einen interessanten Beitrag zur Aufhellung der österreichischen Politik im Jahre 1813 giebt. Ihm schließt sich Lamprecht an, einer der tüchtigsten Kenner der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte, welcher nach dem Volksrechte der salischen Franken ein anschauliches Bild der fränkischen Stammeskultur in ihren Hauptrichtungen entwirft. Klüpfel behandelt die Geschichte des schwäbischen Bundes, während Horawitz, das unter Maximilians Schutz sich entwickelnde Leben der Humanisten Wiens zum Gegenstande der Untersuchung macht. In einer längeren wertvollen Abhandlung „Friedrich der Große im Jahrzehnte vor dem siebenjährigen Kriege“ legt Koser alle die Anstrengungen dar, welche der große König machte, um seinem Staate den Frieden zu erhalten. Friedrich selbst hat als schwergeprüfter Greis jener Periode diplomatischer Feldzüge nur mit eisiger Verachtung gedacht und die Erfolglosigkeit seiner Politik vor dem siebenjährigen Kriege als einen unwürdigen Gegenstand für die Geschichtschreibung bezeichnet. Er ließ in der „Geschichte seiner Zeit,“ die er selbst schrieb, gleichsam ein leeres Blatt, und noch heute ist die Lücke, die er ließ, nur unvollständig ausgefüllt. Koser giebt nun einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis jenes Zeitraums wie zur Würdigung des staatsmännischen Könnens des großen Königs, indem er nach der politischen Korrespondenz Friedrichs ein Bild von den verschlungenen Staatshändeln der zehn Friedensjahre entwirft und vor allem seine Aufmerksamkeit auf die Stellung des preußischen Königs zu den allgemeinen europäischen Fragen richtet, welche seit dem Frieden von Aachen nach- und nebeneinander die Politik der Kabinete beschäftigten. Den Schluß macht ein vortrefflich geschriebener Aufsatz des Herausgebers über die Lehrjahre Philipps II., worin erzählt wird, wie Karl V. seinen Sohn in die Verwaltung seiner Länder und in die Fragen der großen Politik einführte und wie Philipp hierbei, zumal in der Wiederherstellung des katholischen Glaubens in England, unleugbares Geschick bewies.

Möchte das treffliche Buch, welches seine Aufgabe, das Interesse an ernster historischer Forschung in weiteren Kreisen zu beleben, in rühmlicher Weise erfüllt, recht viele Leser finden!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Militärische Kritikaster.

Die deutsche Armee hat seit dem letzten Jahre keine Fortschritte gemacht — so erklärt kühl und überlegen der Korrespondent eines der größern englischen Tagesblätter aus Anlaß der letzten Kaisermanöver. Stillstand bedeutet aber Rückschritt, auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, ganz besonders aber auf dem eine unausgesetzte schaffende und bildende Arbeit erheischenden Felde des militärischen Wissens und Könnens. Die deutsche Heeresleitung müßte also ernst mit sich zu Rate gehen, um zu ergründen, in welchem Punkte sie gesündigt, und um zu gleicher Zeit die Mittel ausfindig zu machen, eingerissene Schäden und Nachlässigkeiten wieder zu beseitigen, wenn man die Berechtigung solcher Urteile von jenseits des Kanals anerkennen müßte. Glücklicherweise scheint dies keineswegs der Fall zu sein. Es mag hier unerörtert bleiben, ob der oben angeführte Ausspruch des englischen Zeitungsschreibers nicht zum guten Teile auf Rechnung der persönlichen Erregung zu setzen ist darüber, daß ihm seiner Ansicht nach bei den Manövern des elften Armeekorps, um die es sich in dem Bericht handelt, nicht die nötige Rücksicht und Unterstützung von seiten des persönlich in dieser Beziehung angegriffenen kommandirenden Generals erwiesen worden ist. Auch sachlich muß einem, wenn auch im allgemeinen noch so hochgebildeten Manne, als welcher hier ohne weiteres der Berichterstatter eines großen englischen Blattes aufgefaßt sein mag, die Möglichkeit bestritten werden, durch flüchtige Berührung mit einer fremden Truppe bei den Herbstübungen sich ein zutreffendes Urteil über deren Kriegstüchtigkeit zu bilden. Man wird einwenden, daß es auf ein solches bei Berichten für eine politische Zeitung garnicht ankomme, und dieser Einwurf wäre auch in Bezug auf deutsche Blätter völlig zutreffend. Bei den fortlaufenden Meldungen unsrer Zeitungen über die großen Manöver der Armee handelt es sich

Digitized by Google

lediglich um thatsächliche Mitteilungen ohne jede Kritik. Das deutsche Publikum freut sich in allgemeiner Teilnahme der gelungenen Übungen, und der überwiegende Teil desselben weiß ganz genau, daß die innere Tüchtigkeit und Brauchbarkeit einer Truppe keineswegs von dem mehr oder minder günstigen Ausfall des Parademarsches abhängig ist. Der nicht zu unterschätzende Wert solcher vielfach angegriffenen und kurzer Hand als überflüssig und pedantisch verurteilten Paraden liegt mit so mancher, gern mit einer gewissen Geringschätzung als „Kommißdienst" und „Gamaschenknopf" bezeichneten Thätigkeit des innern Dienstes auf einem völlig andern Gebiete, auf dem Gebiete der Disziplin. Unsre Leser werden sich noch der sogenannten „Stiefelparade" bei Straßburg vom Jahre 1879 erinnern. Der zum Paradefelde auserſehene und vorbereitete weite Platz war durch tagelangen Regen so aufgeweicht, daß Menschen und Pferde buchstäblich kaum vorwärts kommen konnten. Hunderte von Stiefeln blieben in dem fußtiefen Morast stecken, und außer zahlreichen barfuß marschirenden Soldaten hat der Schreiber dieser Zeilen mit eignen Augen gesehen, wie ein stiefelloser baierischer Offizier in roten Socken seine Truppe beim Kaiser vorbeiführte. Wird nun irgendeiner glauben, daß der Allerhöchste Kriegsherr von solchen Zufälligkeiten sein Urteil über die Kriegsbrauchbarkeit der Truppen abhängig mache? Gewiß nicht. Die Kaiserparade verfolgt den Zweck, dem höchsten Führer die ausgebildete Truppe in bester Verfassung vor Augen zu führen, ohne daß aus einem durch irgendwelche Umstände herbeigeführten Mindererfolge ein Rückschluß auf die geringere innere Tüchtigkeit erlaubt wäre. Die Kaiserparade giebt aber auch, und dieser Umstand darf nicht gering angeschlagen werden, jährlich tausenden von jungen Soldaten die ersehnte Gelegenheit, ihrem Feldherrn aus nächster Nähe einmal ins Auge zu sehen. Ähnlich verhält es sich mit den gesamten Herbstmanövern, von denen die Parade ja nur einen Tag umfaßt. Sie dienen hauptsächlich zur Übung der höheren Kommandoführer und erst in zweiter Linie zur Beurteilung der Kriegsbrauchbarkeit der Truppe. Zahlreiche Besichtigungen in den kleineren und größeren Truppenverbänden haben den Gang der kriegsmäßigen Ausbildung im Laufe des Sommers überwacht und festgestellt. Während der Herbstmanöver nun tritt das Ergebnis dieser Ausbildung allerdings auch hervor, hauptsächlich aber gewinnt doch der einzelne Mann in Reih und Glied ein Bild des Krieges, lernt einen Teil der Mühen und Strapazen desselben kennen und übt sich beim Beziehen der Lagerstätte unter freiem Himmel in allerlei notwendigen Handfertigkeiten. Der Leitende aber richtet sein Augenmerk hauptsächlich darauf, ob die kommandirenden Offiziere der untergelegten kriegerischen Idee gemäß ihre Anordnungen zu treffen wissen, die verschiedenen Waffen nach ihrer Eigentümlichkeit in gehörige Wechselwirkung bringen, ob sie mit Zeit und Raum zu rechnen verstehen, ob sie überhaupt dem Berufe des Generals mit Ernst und Eifer entgegenstreben. Selbst der Kaiser, der seine Meinung über den allgemeinen Zustand, in welchem er ein Korps gefunden,

sofort an Ort und Stelle den versammelten Offizieren auszusprechen pflegt, behält sich eine Beurteilung solcher kriegerischen Manöver auf spätere Zeit vor, wenn er die Berichte der verschiedenen über das Schlachtfeld zu diesem Zweck verteilten Schiedsrichter entgegengenommen hat. Und da sollte ein Zeitungskorrespondent, der nicht einmal die Verhältnisse der deutschen Armee von Grund aus kennt, trotz aller Beobachtungsgabe, die ihm im allgemeinen nicht abgesprochen werden soll, nach wenigen Manövertagen ein vollgiltiges Urteil fällen können? Nimmermehr, und umsoweniger, als weder die sogenannten Manöver der heimischen Truppen bei Aldershot noch die kriegerische Verwendung derselben in Ägypten mit deutschen Heereseinrichtungen, deutscher militärwissenschaftlichen Forschung und deutschem dienstlichen Fleiße in Vergleich gezogen werden können. Die Kritiken militärischer Dilettanten, mögen sie jenseits des Kanals so ernst aufgenommen werden, wie sie wollen, haben deshalb weder im Guten noch im Bösem einen wirklichen Wert und werden das deutsche Heer weder eitel machen, noch von seinem Wege des ruhigen Fortschrittes abbringen. Man erkennt innerhalb des deutschen Heerwesens klar genug, daß keine menschliche Einrichtung ohne zahlreiche Schwächen denkbar ist, und wer sich die Mühe giebt, die jährlich eingeführten Veränderungen und Verbesserungen auf jedem Gebiete des Heerwesens an der Hand der umfänglichen deutschen Militärliteratur zu verfolgen, wird der Armee das Zeugnis nicht versagen können, daß sie ein offenes Auge für die eignen Schäden habe und energischen Fleiß anwende zu ihrer Beseitigung.

Aber diese Zeilen verfolgen nicht den Zweck, einen sich überhebenden militärischen Berichterstatter voll Entrüstung zurückzuweisen, sondern sollen dazu dienen, die heimatlichen Leserkreise an die Unzulänglichkeit militärischer Berichte auf Grund einer kurzen persönlichen Beobachtung zu erinnern. In den letzten Jahren hat die regelmäßige Entsendung militärischer Spezialmissionen zu den kriegerischen Übungen fast aller größern Armeen sich zu einem völligen Brauche gegenseitiger Höflichkeit ausgebildet. In dem glänzenden Gefolge des Kaisers unterscheidet man jährlich die farbenprächtigen Uniformen der verschiedensten Armeen; auch der bezopfte Chinese und der schmächtige japanische Offizier sind regelmäßig dabei vertreten. Ebenso entsendet die deutsche Armee eine Anzahl von Offizieren, um den Manövern andrer Heere beizuwohnen und dann schriftlichen Bericht über das Geschehene zu erstatten. Das geschieht aber nicht sowohl zu dem Zwecke, Kenntnis von den Einrichtungen fremder Armeen zu erhalten, sondern es wird damit vornehmlich den betreffenden Offizieren Gelegenheit gegeben, Erfahrungen zu gewinnen, ihren Gesichtskreis zu erweitern und natürlich zu gleicher Zeit soviel wissenswertes Material zu sammeln, als möglich. Aber selbst der begabte, scharf beobachtende Offizier ist auf diesem Wege nur imstande, vereinzelte Bausteine zusammenzutragen, schon deshalb, weil er bekanntermaßen immer nur das zu sehen bekommt, was man ihm zuz eigen gewillt ist. Nichtsdestoweniger ist die möglichst genaue Kenntnis der innern Heereseinrichtungen

eines etwaigen zukünftigen Feindes für die Vorbereitung der eignen Maßnahmen von so hohem Werte, daß bei allen zivilisirten Heeren diesem Gegenstande eine unausgesetzte eingehende Beachtung geschenkt wird. Einigermaßen kann man sich mit den Verhältnissen andrer Armeen durch die Fachliteratur bekannt machen, die eigentliche lebendige Anschauung aber wird aus den Berichten der den Gesandtschaften beigegebenen Militärattachees geschöpft. In jahrelanger, ununterbrochener Berührung mit dem Lande und dem Heere ist eine geeignete Persönlichkeit, ohne die Grenzen der erlaubten Beobachtung zu überschreiten, imstande, sich völlig in Form und Geist der dortigen Einrichtungen einzuleben. Zeugnis davon giebt die genaue Kenntnis, welche bei Ausbruch des Krieges 1870 die deutsche Heeresleitung von der französischen Armee besaß, Zeugnis davon legen auch namentlich die seiner Zeit viel genannten Berichte des Obersten Baron Stoffel über deutsche Heeresverhältnisse ab, Berichte, denen man in Frankreich augenscheinlich nicht die nötige Würdigung hat zuteil werden lassen. Da solche Berichte aber nicht an die Öffentlichkeit gelangen, so thut man im allgemeinen gut, den militärischen Berichterstattungen gegenüber, wie sie die Tagespresse bringt, mögen sie loben oder tadeln, sich skeptisch zu verhalten. Dabei ist allerdings zuzugestehen, daß diese kritischen Zeitungsberichte des Auslandes, wie sie kaum jemals Nutzen stiften, so auch bei einem überlegenden Leserkreise keinen erheblichen Schaden anrichten können.

Anders verhält es sich mit der Nörgelei, deren sich einzelne liberale deutsche Blätter neuerdings in Bezug auf die Entscheidung von Personalfragen innerhalb der deutschen Kriegsmacht befleißigen. Vor allem scheint man sich die Marine in dieser Beziehung ausgesucht zu haben, und verschiedene male ist sogar der, wenn auch fehlgeschlagene Versuch unternommen worden, diese in einen gewissen Gegensatz zum Landheere zu bringen. Jedenfalls liegt Methode in der Sache, aber wie es vergebene Liebesmühe ist, in das Offizierkorps den Hader angeblicher Standesvorurteile zu tragen, so bilden auch Land- und Seemacht des deutschen Reiches ein innig verbundenes Ganze, und der zu ihrer Entfremdung angesetzte Keil wird keine Fuge zum Eindringen finden. Leider haben auch die höher stehenden Offiziere der Armee unter solchen unangebrachten Erörterungen zu leiden. Wir betonen absichtlich das Wort leiden, denn ist es nicht eine schwere Kränkung altverdienter Männer, wenn beispielsweise verschiedene Zeitungen über die Ersetzung eines hochgestellten Generals, welcher jetzt seinen Abschied erbeten und erhalten haben soll, bereits im Jahre 1875 und seitdem fortwährend verfügt und debattirt haben, oder wenn beim Scheiden höherer Seeoffiziere aus dem Dienste der Einfluß finsterer Mächte hinter den Kulissen proklamirt und öffentlich die Tüchtigkeit verschiedner Persönlichkeiten gegeneinander abgewogen wird? Es ist ganz undenkbar, daß ein deutscher Offizier je selbst unmittelbar oder auch nur mittelbar den Anstoß zu derartigen Auseinandersetzungen gebe. Alles, was über solche Personalfragen an die Öffentlichkeit gelangt, kann nur

in der Zusammenstellung einzelner gelegentlichen Äußerungen dritter oder in der Wiedergabe dessen bestehen, was Unberufene (bildlich gesprochen) an den Thüren erlauscht haben. Nun ließe sich ja die Kränkung Einzelner übersehen, in der Hoffnung, daß durch solche öffentliche Plaudereien dem Ganzen genützt werde. Es fragt sich, welchen Zweck die betreffenden Zeitungen mit der regelmäßigen Wiederkehr solcher Indiskretionen verfolgen. Solange es noch einen deutschen Kaiser und einen König von Preußen giebt, wird dieser ganz bestimmt das Recht der ausschließlichen Ernennung sämtlicher Offiziere in vollem Umfange ausüben und sich in seinen Entschließungen nicht durch die unberufenen Stimmen einzelner Zeitungsschreiber beeinflussen oder gar beirren lassen. In dieser Richtung ist also nichts zu befürchten. Wohl aber sind die wenig delikaten Erörterungen, wie sie bei der Ernennung des neuen Chefs der Admiralität stattgefunden haben und jetzt gelegentlich der längeren Beurlaubung eines höheren Seeoffiziers sich wiederholen, ganz und gar dazu geeignet, in den betreffenden Kreisen Erregung und Erbitterung gegen die vorlaute Presse zu erwecken, welche sich nicht scheut, Vorgänge absprechend ans Licht zu zerren, die ganz allein zwischen dem Offizier und seinem Kriegsherrn verhandelt werden. Mit aufrichtiger Freude haben wir daher vor kurzem in einem liberalen Blatte die Ansicht ausgesprochen gefunden, daß solche Erörterungen auf persönlichem Gebiete den Einzelnen kränken und der Sache schaden müssen. Freilich befand sich der Ausdruck dieser löblichen Selbsterkenntnis am Schlusse einer eingehenden Besprechung, welche sich lediglich auf Personalien in Marinekreisen erstreckte; das Blatt scheint die empfohlene Zurückhaltung also nur von andrer Seite zu erwarten und nicht auf sich selbst anwenden zu wollen. In der That begegnete man schon wenige Tage später in seinen Spalten abermals einer langen Auseinandersetzung, nur war in der Zwischenzeit die Beurteilung der betreffenden Persönlichkeiten eine der ersten diametral entgegengesetzte geworden. Dies nebenbei. Wir halten die Hereinziehung von militärischen Persönlichkeiten in das Gebiet kritischer Zeitungsbesprechungen umsomehr für einen Mißbrauch, als eine genügende Grundlage zu vorurteilsfreier Beurteilung unter allen Umständen fehlt; und wenn wir auch glauben, daß unsre Darlegungen in dem Gebahren der betreffenden Blätter keine Änderung hervorbringen werden, so galt es doch, das Unzulässige und Undelikate desselben einmal zu kennzeichnen.

H. V.

Georg Waitz.

Zum 9. Oktober 1883.

In stiller Zurückgezogenheit begeht Georg Waitz heute die siebzigjährige Wiederkehr seines Geburtstages. Jede öffentliche Feier, die seine Schüler planten, hat er mit der tiefen Bescheidenheit, die ihm stets in Bezug auf die eigne Person innegewohnt, abgelehnt. Und wohl begreifen wir es, daß man an einem solchen Tage ruhige Einkehr in sich selbst hält, an solchem Tage, wo man zurückschaut auf ein langes, gesegnetes Leben, das nach dem Bibelworte köstlich gewesen, weil es Mühe und Arbeit gewesen. Dem alten Schüler aber sei es vergönnt, zu diesem Tage auch öffentlich Zeugnis abzulegen von des Meisters Lehren und Wirken.

In den Nordmarken deutschen Landes, in Flensburg, ist Waitz geboren. Schon auf der Schule empfing der Knabe dauernde Anregung für sein späteres Studium; die Schulbibliothek, an deren Neuordnung er teilnehmen durfte, war nicht arm an historischen Büchern, der Lehrer, der den Geschichtsunterricht in der Prima gab und selbständige Forschungen in der römischen und nordischen Geschichte angestellt hatte, hat entschieden bedeutenden Einfluß geübt. „Am meisten — so gesteht Waitz selbst — hat Niebuhrs Römische Geschichte schon damals auf mich gewirkt: sie hat mich wohl vorzugsweise zu dem Entschuß gebracht, mich auf der Universität historischen Studien mit Vorliebe zu widmen, während die Jurisprudenz, deren hohe Wichtigkeit zunächst für die Erkenntnis der römischen Geschichte mir gerade auch in Niebuhrs Arbeiten entgegentrat, das Hauptfach sein sollte." Diese tiefe Bewunderung von Niebuhrs römischer Geschichte hat dann Waitz auch seinen Schülern einzuflößen gewußt, in einer seiner Vorlesungen, Einleitung in die deutsche Geschichte, führte er das Buch mit warmen Worten an; wenn es auch unmittelbar nicht die Forschung auf dem Gebiete deutscher Geschichte beeinflußt habe, so habe man hier doch zum erstenmal gesehen, wie ein Meister der Kritik erstanden, der schonungslos mit dem Schutt der Jahrhunderte aufgeräumt, aber zugleich in schöpferischer Kühnheit, indem er sich ganz in seine Aufgabe versenkt und in seinem Geist sich die Verhältnisse aller entschwundenen Zeiten wiedergebären läßt, neu aufgebaut habe: das römische Volksleben in seiner Totalität. Waitz äußerte wohl einmal zu seinen Schülern: „Ein ordentlicher Historiker muß wenigstens aller halben Jahre Niebuhrs römische Geschichte von neuem durchlesen."

Und doch war es nicht das Studium der Jurisprudenz und, wie man vielleicht erwarten sollte, das des römischen Rechts, das den jungen Mann, der sich 1832

in Kiel, 1833 in Berlin als Studiosus juris et historiae hatte immatrikuliren lassen, besonders festhielt. Nur zeitweiliges Schwanken, durch Homeyers Einfluß herbeigeführt, läßt sich bemerken, das große unbebaute Feld des deutschen Rechts lockte wohl zu eingehender hingebender Thätigkeit. Rankes Anregung machte den Zweifeln ein Ende. Wir jüngern, die wir nur den gealterten Ranke kennen, werden uns schwer ein Bild von dem anziehenden jugendlichen Lehrer machen können. Das Fascinirende, das noch so unwiderstehlich zu dem Greise hinzieht, wie muß es erst aus dem im kräftigsten Mannesalter wirkenden Ranke herausgeblitzt haben! In seiner springenden, geistvollen Art eröffnete der Meister einen damals ganz neuen Einblick in die Art und Weise der historischen Überlieferung und Forschung. „Jeder Lehrer weiß, sagt er 1836, daß das letzte, was er leistet, doch nur in einem indirekten Einflusse besteht, bei dem ein glückliches Naturell und eine eigentümliche wissenschaftliche Richtung den freiesten Spielraum behalten.“ Und dann: „Ein Universitätslehrer wird sehr bald gewahr, daß er zwei verschiedne Klassen von Zuhörern vor sich hat: Solche, die sich zu ihrer Bildung oder um ihrer künftigen Laufbahn willen die Wissenschaften im allgemeinen anzueignen, sich darin zu befestigen suchen, und andre, welche Neigung haben und Beruf in sich fühlen, an der Fortbildung der Wissenschaft einmal selber thätigen Anteil zu nehmen. Die Vorlesungen nun können, dünkt mich, sehr wohl für beide zugleich eingerichtet sein. Auch den ersten ist es nützlich, von dem Apparat der Gelehrsamkeit, der erforschenden Thätigkeit einen Begriff zu bekommen; für die zweiten ist es notwendig, die Totalität ihrer Disziplin einmal zu überschauen, um sich nicht von vornherein in dem Detail einzelner Untersuchungen zu verlieren. Beiden kann es nicht anders als förderlich werden, sei es die folgerichtige Entwicklung des Gedankens oder die innerlich zusammenhängende Darstellung der Thatsachen, die sich vor ihren Augen vollziehen soll, aufmerksam zu begleiten. Jedoch reichen die Vorlesungen nicht vollkommen aus. Namentlich für die zweite, soviel minder zahlreiche Klasse ist noch eine nähere Einführung in die eigentlich gelehrte Seite, Anleitung zu eigner Thätigkeit wünschenswürdig, wie man denn auch seit geraumer Zeit bald in den Seminarien unter öffentlicher Autorität, bald aus persönlichem Antrieb in freien Übungen hierauf Bedacht genommen hat.“

Es war eine Zeit frohen Arbeitens und Schaffens. Aus dem Rankeschen Seminar der dreißiger Jahre sind alle die Männer hervorgegangen, die noch heute an der Spitze unsrer deutschen Geschichtschreibung stehen: Waitz, Giesebrecht, Sybel. Und wie manchesmal mögen in jenen Tagen und bei jenen arbeitsvollen Zusammenkünften, nach Luthers schönem Ausdruck, die Geister aufeinander geplatzt sein. Die folgenschwerste That, die damals im Rankeschen Seminar unternommen wurde, war die gemeinsame Arbeit an den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause. Waitz lieferte die Geschichte König Heinrichs I. Im Elternhause, wohin er sich den Winter 1834—35

zurückgezogen hatte, wurde sie ausgearbeitet. Als er dann nach Berlin zurückkehrte, war die Zeit anfänglichen Zweifels zu Ende, das Studium der Geschichte sollte Lebensaufgabe sein. Sie ist es geblieben. Zunächst galt es, die akademische Doktorwürde zu erringen. Die Dissertation führte den Beweis, daß in dem ersten Teil der sogenannten Ursperger Chronik ein eignes, selbständiges Werk erhalten sei, die Chronik Ekkehards von Aura. Hierdurch, sowie durch die in Gemeinschaft mit Siegfried Hirsch durchgeführte kritische Prüfung der Echtheit und des historischen Wertes der Corveyer Chronik, die als eine Fälschung Falkes enthüllt wurde, zeigte sich die glänzende Befähigung des jungen Gelehrten für Untersuchung und Bearbeitung mittelalterlicher Geschichtsquellen. Die Herausgabe unsers großen nationalen Quellenwerkes, der Monumenta Germaniae historica, hatte bis dahin fast ausschließlich auf Georg Heinrich Pertz' Schultern geruht. Jetzt wurde Waitz von diesem zur Mitarbeiterschaft berufen. Fünf und ein halbes Jahr gemeinsamer Arbeit verband die beiden Männer, eine herzliche Freundschaft entstand und bestand bis zum Abscheiden des Meisters. Als Erstlingsausgabe erschienen die drei Bücher Sachsengeschichte des Widukind, jenes Mönches von Corvey, der von allen mittelalterlichen Geschichtschreibern am meisten dem alten Herodot an Ursprünglichkeit des Empfindens und Berichtens gleichkommt, eine echte Volksgeschichte, die mit unverkennbarem Behagen die alten niedersächsischen Sagen von des Volkes Ankunft im Lande Hadeln wiedergiebt, um dann bei den beiden Königen, die des Sachsenstammes Stolz sind, bei Heinrich I. und Otto I., breit auszulaufen. Schon von seinen Studien für die Jahrbücher des deutschen Reiches her war Widukind für Waitz ein liebenswertes Buch geworden; wie diese Vorliebe fast fünfzig Jahre angehalten, ersehen wir aus der dritten kleinen, vor kurzer Zeit hergestellten Separatausgabe. Eine gewaltige Menge andrer Ausgaben schloß sich an, viele wurden in jener Zeit des Hannoverschen Aufenthaltes geliefert, andre begonnen und später in Kiel oder in Göttingen beendet. Hervorzuheben aber ist hier, daß zuerst in den von Waitz besorgten Ausgaben der Monumenta Germaniae historica sich jene strenge philologische Methode zeigt, die an den klassischen Autoren geübt und gelernt, nun mit dem größten Gewinn auf die Erzeugnisse unsrer einheimischen mittelalterlichen Historiographie übertragen wurde; zuerst in seinen Ausgaben ist der Grundsatz angewandt, von Vorgängern entlehnte Partien durch kleineren Druck kenntlich zu machen. Meisterhaft in dieser Beziehung, Vorbild für alle spätern Herausgeber sind die beiden in dem sechsten Bande der Scriptores aufgenommenen Ausgaben des Ekkehard von Aura und des Annalista Saxo. Beim Ekkehard kam es neben der Feststellung des Entlehnten hauptsächlich darauf an, die zahlreichen Handschriften nach Familien zu ordnen, das Entstehen und die stete Fortarbeit des Chronisten übersichtlich darzulegen. War beim sächsischem Annalisten die Arbeit leichter, weil nur eine Handschrift zu berücksichtigen war, so gestaltete sich auf der andern Seite die

Untersuchung und Kenntlichmachung der von diesem benutzten Quellen zu Forschungen über die ganze Historiographie bis zu den Anfängen der Staufer.

Unmöglich können hier alle von Waitz für die Monumenta besorgten Ausgaben besprochen oder auch nur aufgezählt werden; nur derjenige, der selbst Tag für Tag mit unsern mittelalterlichen Geschichtsquellen zu arbeiten gewohnt ist, vermag die gewaltige Arbeitskraft des Herausgebers ganz zu würdigen. Geradezu staunen muß man aber, wenn man erwägt, wie viel noch ungedruckt in den Sammlungen der Monumenta von Waitzschen Arbeiten liegt. Ein sogenanntes Direktorium der sämtlichen Quellen deutscher Geschichte bis zum Beginn der Neuzeit dankt ihm Plan und Anlage, von einer Menge von Handschriften wurden Kollationen angefertigt, die erst lange Jahre nachher von andren Mitarbeitern ihren Ausgaben zu Grunde gelegt wurden, eine ganze Reihe von Kaiserurkunden wurden teils aus den Originalen, teils aus Chartularen kopirt. Wissenschaftliche, für die Monumenta unternommene Reisen führten Waitz nach Südfrankreich, nach Paris, Metz, Nancy, Trier, nach Thüringen und Sachsen. In Paris führte eine mündliche Hinweisung von Knust zu der wichtigen Entdeckung jener an den Rand eines uralten Kodex geschriebenen Nachrichten über Vulfila, in Merseburg wurden die beiden kleinen in alliterirender Form aufgezeichneten Zaubersprüche aus den grauesten Jahrhunderten unsrer Vorzeit aufgefunden.

Wohl durfte Waitz später gestehen, daß es reiche Lehr- und Wanderjahre gewesen, die ein gütiges Geschick ihm bereitet. Sie fanden ihren Abschluß durch einen ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor der Geschichte nach Kiel. Fünf Jahre akademischer Wirksamkeit folgten. Die schleswig-holsteinischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß Waitz auch auf dem politischen Kampfplatze seine Kräfte maß. Es war das gute alte Recht des deutschen Landes, für welches er in Verbindung mit mehreren seiner Kollegen schriftstellerisch eintrat, in Gemeinschaft mit Droysen ist er es gewesen, der die von den Kollegen aufgesetzte Arbeit in letzter Redaktion feststellte. Der Konflikt mit der dänischen Regierung blieb nicht aus. Schon war der Ruf nach Göttingen an Waitz gelangt und angenommen, als die gewaltsamen Erschütterungen des Jahres 1848 auch in Schleswig-Holstein sich geltend machten. Dem Patrioten war sein Weg vorgeschrieben. Er stellte sich der in Kiel eingesetzten provisorischen Regierung zur Verfügung. Von dieser als politischer Agent nach Berlin gesandt, arbeitete er darauf hin, für die preußischen Truppen den Befehl zum Überschreiten der Eider, später die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund zu erwirken. Während dieses Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt waren die Wahlen zur Nationalversammlung in Frankfurt ausgeschrieben. Der Wahlkreis Kiel entsandte Waitz. Er selbst hat seine dortige Thätigkeit in den kurzen Worten zusammengefaßt: „Ich schloß mich der Partei des Kasinos, später des Weidenbusches an. Als Mitglied des Verfassungsausschusses und des soge-

nannten Dreißigerausschusses zur Durchführung der Reichsverfassung habe ich an den wichtigsten Kommissionsverhandlungen teilgenommen; auch den Beratungen, die wiederholt von Mitgliedern der Majorität über besonders wichtige Angelegenheiten veranstaltet wurden, habe ich meistens beigewohnt. Mir ist diese ganze Zeit eine sehr bedeutende gewesen, und ich möchte sie nicht missen. Ich habe in ihr mehr gelernt, auch für meine Wissenschaft, als in manchem Jahre gelehrter Arbeit."

Mit einem herben Gefühl der Enttäuschung mag Waitz nach der Auflösung der Versammlung im Sommer 1849 nach der neuen Stätte seines Wirkens, nach Göttingen gegangen sein, mit einem Gefühle des Schmerzes und des Zornes dazu, daß die deutschen Mächte das kleine Schleswig-Holstein seinen Verzweiflungskampf allein durchringen ließen. Und dennoch, in all dieser Enttäuschung, unter dem Scheitern aller frohen Hoffnungen auf die Wiedergeburt der engern Heimat und des großen ganzen Deutschland, die frohe Zuversicht auf ein dereinstiges Gelingen.

Aber nicht der Politiker Waitz soll hier betrachtet werden, nur der Lehrer und der Gelehrte. Die Universität Göttingen hat seit ihrer Gründung die Geschichtswissenschaft eifrig gepflegt und gefördert. Die reichhaltige Bibliothek, eine der besten und vielleicht die planvollst angelegte Deutschlands, gewährte alle nur irgend zu wünschenden literarischen Hilfsmittel. Die Stadt selbst, eingebettet in ein weites Thal, umkränzt von dem mit alten Linden geschmückten Wall, bot wenig Zerstreuung, aber gewährte engen Anschluß an gleichstrebende Kollegen und die Möglichkeit, eine ergebene Schülerschaar um sich zu sammeln. Allen Genossen des Waitzschen Seminars wird die Eckstube des Meisters, mit ihren hellen auf den Wall hinausgehenden Fenstern unvergessen bleiben. Hier versammelten sich die Studenten, die an den von Waitz geleiteten Übungen teilnehmen durften, jeden Freitag um sechs Uhr. Vor dem Sopha stand ein runder Tisch, auf diesem brannte in Winterszeit eine Lampe, ringsherum standen Stühle. Leise ging die Unterhaltung und gegenseitige Begrüßung vor sich, einige Kecke aus jüngern Semestern wagten wohl auch vorwitzige Blicke auf die auf den Tisch gelegten Bücher zu werfen oder sie bei den eingelegten Zeichen neugierig aufzuschlagen, nicht ohne den strafenden Blick der ältern, sich schon höher dünkenden zu erfahren. Gegen einviertel auf auf sieben öffnete sich Nebenthür, die hohe Gestalt des Lehrers trat mit freundlichem Gruß ein. Er nahm auf dem Sopha Platz, in bequemer Haltung, bisweilen mit seiner Lorgnette spielend. Wir andern auf den Stühlen rings um ihn her. Man hätte ein Mäuschen durch das Zimmer laufen hören können. Und doch dabei nichts Steifes, nichts Gezwungenes. Jeder von uns wußte, daß nicht nur der Lehrer dort saß, sondern auch der wahrhaft väterliche Freund und Berater. Und mehr als einmal hat sich im Laufe der Jahre das Gefühl, das uns alle beseelte, ausgesprochen, am innigsten und dankbarsten, als es in den ersten Augusttagen des Jahres 1874 galt, das fünfundzwanzigjährige Be-

stehen der historischen Übungen zu feiern. Noch heute fühlt jeder, der das Glück hatte, um den runden Tisch mit sitzen zu können, sich als das Glied einer großen Familie, die in treuester Liebe und Dankbarkeit zu „Vater Waitz“ steht.

Waitz liebte es, am Anfang des Semesters Besprechungen über das Wesen der Geschichtsforschung, über Hermeneutik und Kritik, über Geschichtsquellen und dergleichen mehr anzustellen. Bei andern Zusammenkünften wurden kleinere Fragen aus der Geschichte des deutschen Mittelalters vorgenommen, auch wohl ein Kapitel eines mittelalterlichen Geschichtschreibers zusammen gelesen. Hatte einer der Genossen seine Doktorarbeit vollendet, so wurde sie, nachdem der Lehrer sie vorher aufs sorgsamste durchgearbeitet, gemeinsam besprochen. Wie manchem jungen Historiker hat das Herz vor jenem Tage, wo sein Erstlingswerk an die Reihe kam und er nun das Urteil des Meisters erharrte, in banger Aufregung geklopft! Wie schön war aber auch dann das Bewußtsein, sich von dem verehrten Manne anerkannt oder gar gelobt zu sehen! Wenn dann die Übungsstunde beendet war — das heitere Jugendglück des ersten Erfolges, die teilnehmenden Worte und der treue Händedruck der Genossen! Man wundere sich nicht, daß wir Waitzianer stolz und fest zusammenstehen; wir waren ja alle Kriegs- und Zeltkameraden.

Unser Lehrer liebte für die historischen Übungen keine Vorbereitung. Wir sollten und mußten gewappnet sein, jeden Punkt in sicherm Ansturm zu nehmen. Und wie verstand er das Ganze zu leiten! Einfach und klar war der Aufbau seiner Entwicklung, sicher der Arm und das Wort, mit dem er führte, nur die Wahrheit wurde gesucht. Aber auch die Maxime galt bisweilen: „Nichtwissen ist auch ein Wissen!“ Freilich kein leichtfertiges Absprechen, strenge, logische Gedankenarbeit, Aufbieten jeder Kraft forderte der Lehrer. Er selbst gab sein Bestes. Was wunder, wenn jeder von uns darnach strebte, auch das Beste zu leisten. Das ist das Geheimnis der großen Erfolge, die Waitz in seinem Seminar zu verzeichnen hatte, daß er in seinen Schülern, ja in jedem einzelnen von ihnen, ganz aufging, und jeder seiner Schüler in ihm.

Die Vorlesungen ergänzten die historischen Übungen aufs glücklichste. Während Waitz in Kiel deutsche Geschichte, Mittelalter, schleswig-holsteinische und dänische Geschichte las, dazu Tacitus' Germania, deutsche Altertümer, deutsche Reichsverfassung, altdeutsches Gerichtswesen, die Lex Salica und deutsche Historiographie in kürzeren Vorträgen behandelte, hatte sich in Göttingen ein feststehender zweijähriger Turnus herausgebildet, der deutsche Geschichte bis zur Gegenwart, Geschichte des Mittelalters, deutsche Altertümer, neuere deutsche Geschichte, Politik und allgemeine Verfassungsgeschichte umfaßte. Dazu kamen dann wohl noch zwei kürzere öffentliche Vorlesungen: Einleitung in die deutsche Geschichte und deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

Wir haben oben die Worte angeführt, mit welchen Ranke gleichsam das Programm des an deutschen Universitäten wirkenden Lehrers entworfen; sie

scheinen auch für Waitz als Richtschnur gegolten zu haben. Waitz verschmähte jeden oratorischen Effekt, sein Vortrag wirkte durch seinen Inhalt. Und doch war jedes Wort bedacht. Überall tiefes, gründliches Studium der Quellen und der einschlägigen Literatur, wunderbare logische Klarheit, Zusammenfassen und Hervorheben der bedeutenden Momente. Das Werden der deutschen Volksentwicklung trat den Hörern in großen, mächtigen Zügen vor Augen. Innerlich erwärmte sich der anscheinend so ruhige Lehrer doch an den großen Persönlichkeiten, die die Träger unsres nationalen Lebens waren; vielleicht am schönsten war die kurze, tiefgefühlte Schilderung Luthers. Vielfach stritten die Studenten, welche von den Vorlesungen ihnen am meisten gefallen; die Mehrzahl entschied sich für die allgemeine Verfassungsgeschichte, die augenscheinlich auch die Lieblingsvorlesung unsres Lehrers war, andre wieder zogen die deutsche Geschichte, noch andre das Kolleg über deutsche Altertümer vor. Jede Vorlesung aber regte zum Selbststudium an; wer sein, bei einiger Übung im Nachschreiben, gut geführtes Heft mit den Quellen zur Seite durcharbeitete, hatte erst den rechten Gewinn.

Und soll ich nun noch die größern wissenschaftlichen Arbeiten unsres Lehrers besprechen, sein Lebenswerk, die deutsche Verfassungsgeschichte, die bis zu den Anfängen der staufischen Zeit fortgeführt ist, in acht stattlichen Bänden, von denen die ersten drei nun in dritter und zweiter Auflage vorliegen? seine drei starken Bände über Jürgen Wullenweber? seine groß angelegte Geschichte von Schleswig-Holstein? Sie alle werden, so lange die deutsche Geschichtsforschung blüht, Bestand haben. Namentlich die deutsche Verfassungsgeschichte. Hier ist zum erstenmal mit dem Wust früherer Darstellungen aufgeräumt, ein positives Neues aus den Quellen heraus gegeben. Überall in den Waitzschen Arbeiten zeigt sich die strengste Objektivität, das Ich des Verfassers tritt ganz und gar in den Hintergrund. In den neuen Auflagen der Verfassungsgeschichte bewundern wir immer von neuem die Fülle von Gelehrsamkeit, die in den Noten aufgespeichert ist; man darf wohl sagen, daß auch die kleinste Arbeit neuerer Gelehrten berücksichtigt worden, daß überall, auch da, wo der Widerspruch sich geltend machte, die Resultate, die andre Forscher gefunden, beachtet worden sind. In der Vorrede zur dritten Auflage des ersten Bandes finden sich folgende Worte, die mir am besten das Wesen und den tiefen Ernst der Waitzschen Forschung zu kennzeichnen scheinen: „Wenn ich . . . viel im einzelnen, aber wenig in der ganzen Auffassung der altdeutschen Verfassung zu ändern fand, so mag das verschieden beurteilt werden. Ich bekenne offen, daß ich mit einem Verfahren, das in neuester Zeit auf dem Gebiete der Rechts- und Verfassungsgeschichte beobachtet wird, mich nicht befreunden, in ihm nur eine Gefahr für die richtige Erkenntnis der Dinge erblicken kann. Es gilt wohl die Bedeutung und den Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen, aber nicht die Vorstellungen, die wir uns davon machen, diesen unterzulegen oder gar die Zeug-

Digitized by Google

nisse der Quellen nur als nachträgliche Belege unsrer Kombinationen zu verwenden. Was einem Möser gestattet war, darf nicht jeder wagen, und am Ende haben wir lange genug zu thun gehabt, um das Bild des deutschen Altertums auch von seiner Übermalung zu reinigen. Andre freilich haben der Verfassungsgeschichte einen ähnlichen Vorwurf gemacht: was sie den einen zu wenig, that sie andern, namentlich in diesem ersten Bande, zu viel. Diesen Widerspruch habe ich sorgfältig zu beachten mich bemüht und mir manchen Abzug gefallen lassen, aber freilich mehr darauf verzichten können, wirklich nach einem Zusammenhang in dem staatlichen und sonstigen Leben der alten Deutschen zu suchen. Wo so Großes später entgegentritt, da muß eine Grundlage gewesen sein, von der aus es möglich war, nicht bloß für sich, sondern allgemein für die abendländische Welt eine staatliche Entwicklung zu begründen, auf der die Gegenwart beruht." Goldne Worte, die das eigenartige wahrhafte Streben des Mannes uns enthüllen, uns zeigen, wie hoch und ernst er das ihm aufgegebene Tagewerk betrachtet.

Fast zahllos sind die kleinern Arbeiten des Meisters, wie sie in Rezensionen, größern und kleinern Artikeln, zu denen namentlich die Göttinger gelehrten Anzeigen und die sonstigen Blätter der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften bereitwillig ihre Spalten öffneten, niedergelegt wurden. Und nicht bloß der historischen Arbeit war die Kraft unsres Lehrers gewidmet, es ist wohl allgemein bekannt, mit welch liebevoller Sorgfalt er die Briefschaften zusammenstellte, die er in den zwei Bänden des Buches „Caroline" (Caroline Schelling) und in dem jüngst erschienenen Nachtrag dazu mit erläuternden Bemerkungen verbunden niederlegte. Rechnet man hinzu, daß jeder der Schüler und Freunde stets bei all seinen wissenschaftlichen Nöten in Waitz den liebevollsten, bereitwilligsten Förderer und Teilnehmer fand, daß die Universität ihm wiederholt die höchsten Ehrenämter, die sie zu vergeben und die doch immer eine gewaltige Arbeitskraft erfordern, anvertraute, daß er ein überaus thätiges Mitglied der Münchener historischen Kommission war, daneben die Prüfungen für die Staatsexamina abzuhalten hatte, daß eine ausgebreitete Korrespondenz mit peinlichster Sorgfalt unterhalten wurde, so ergreift uns gerechtes Staunen über die schier unverwüstliche Arbeitskraft des einzigen Mannes. Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl seiner Schüler, es kam dahin, daß man in Deutschland fast allgemein glaubte, eine rationelle Ausbildung könne der junge Historiker nur in Göttingen holen.

Als die Neuordnung der Monumenta Germaniae unabweisbare Notwendigkeit geworden war, sie von dem neugeeinten deutschen Reiche geplant und durchgeführt wurde, war die allgemeine Stimme, nur Waitz dürfe die Leitung anvertraut werden. Es war ein Aufgeben der akademischen Thätigkeit, ein Sichlosreißen von vielen angenehm gewordenen Lebensgewohnheiten damit verbunden. Aber Waitz zögerte nicht, als er den Ruf erhielt. Seit acht Jahren wirkt er

in dieser neuen Stellung in der Reichshauptstadt. Wieviel er in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit neu geschaffen, wie er dem nationalen Unternehmen neue Kraft gegeben und doch den alten Geist, der in ihm lebte, unverrückt gelassen, das hier auch nur annähernd schildern zu wollen, würde Bogen auf Bogen erfordern.

In rüstiger Kraft, ungeschwächt durch die Jahre, steht der teure Mann noch heute da. Eine öffentliche Feier seines Geburtsfestes hat er nicht gewollt. Aber am heutigen Tage hat die dankende Liebe seiner Schüler — und sie sind über ganz Deutschland zerstreut — das Recht, ihm huldigend und glückwünschend zu nahen. Wie es seinem Lehrer Ranke beschieden ist, im höchsten Greisenalter sich noch des allbelebenden Lichtes der Sonne zu erfreuen, wie von diesem noch immer die reifsten Früchte literarischen Schaffens uns geboten werden, so mögen auch Waitz noch eine lange, lange Reihe von Jahren von dem gnädigen Leiter aller Menschengeschicke beschert werden. Der Wahlspruch aber, der unser großes nationales Quellenwerk ziert, der des Jünglings Sinn erregt, der die Thatkraft des Mannes gestählt hat, möge hell dieses reiche Gelehrtenleben weiter durchdringen und erwärmen:

Sanctus amor patriae dat animum.

Eine deutsch-nationale Verslehre.

Im neuen deutschen Reich auch eine deutsch-nationale Poetik!" — „Das Jahr 1870—71, das unsrer politisch-patriotischen Lyrik einen gewissen Aufschwung verlieh und uns ein neues Deutschland gab, sollte doch auch eine allem Nachäffen feindliche, echt deutsche Poetik im Gefolge haben und zeigen, daß Deutschland auch in der Poesie auf eignen Füßen zu stehen vermag, daß es in seiner urdeutschen Betonung und in seinen nationalen Metren, Strophen und Formen alles besitzt, was durch Nachbilden antiker und moderner fremder Metren vergeblich erstrebt wurde."

Wer möchte diesen Worten Herrn Beyers nicht beistimmen?*) Ja es war wünschenswert, daß einmal die unsrer deutschen Dichtkunst von der ältesten

*) Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach den Anforderungen der Gegenwart von Dr. C. Beyer. Bd. 1 und 2. Stuttgart, G. J. Göschen, 1882—83. XXII und 765, XIV und 576 S.

Zeit bis auf die Gegenwart ureignen Gesetze ohne Verquickung mit den aus der antiken Metrik geschöpften Schulbegriffen und abgelöst von einer fremdländischen, immer wieder neue Verwirrung stiftenden Nomenklatur im Zusammenhange dargestellt wurden. Alle Elemente dazu liegen schon bereit, und unsre germanistische Wissenschaft hat diese Aufgabe für die ältere Zeit längst gelöst. Aber auch für die Gegenwart und für den weiten Kreis der allgemein Gebildeten war es notwendig, einmal mit aller Schärfe und Bestimmtheit das deutsche Versprincip zu entwickeln, da sich immer noch Lehrbücher deutscher Verskunst finden, die in den hergebrachten Bahnen der aus der klassischen Dichtkunst abgeleiteten Schulregeln einherwandeln.

Mit zwei dicken Bänden (denen noch ein dünnerer dritter mit praktischer Anleitung zum Versemachen folgen soll*) rückt nun Herr Beyer gegen dies Unwesen ins Feld. Der erste stärkere Band ist fast allein der Prosodik und Rhythmik gewidmet. Das ist etwas viel, und besorgt fragt man sich, ob die gute Sache, die der Verfasser verfolgt, nicht unter der nun einmal vorhandenen Scheu des großen Publikums, sich durch dicke Bücher durchzuarbeiten, leiden werde.

Bei gründlicher Durcharbeitung der gesamten Materie mußte man sich freilich auf eine etwas umfangreiche Darstellung gefaßt machen. Leider ist aber die Hauptursache dieses gewaltigen Umfanges eine große Breite und Weitschweifigkeit des Verfassers, eine in blumigen Wendungen sich gefallende Redeweise, eine an vielfachen Wiederholungen und wenig zur Sache gehörigen Exkursen krankende Redseligkeit, die trotzdem oder vielmehr gerade deshalb der Eindringlichkeit ermangelt. Leider müssen wir ferner hinzufügen, daß der Verfasser überhaupt nicht die zu seiner Aufgabe nötige geistige Schulung mitbringt. Es fehlt ihm gleichermaßen an Präzision des Ausdrucks wie des Gedankens. Fast auf jeder Seite seines Werkes läßt sich dies mit Beispielen belegen. Hier eines für viele.

Im Kapitel „Die Schwesterkünste der Poesie im Verhältnis zur Poesie" heißt es, nachdem zunächst von der Musik und ihrer Verbindung mit der Poesie im Gesange die Rede gewesen ist: „Eine noch höhere, den Eindruck vermehrende Aufgabe hat die Malerei, wenn sie sich mit der Poesie vermählt." Man denkt zunächst, einigermaßen verwundert, an die Dekorationseffekte der Meininger, oder an den Illustrirten Goethe, oder gar an die auf Messen und Märkten mit Unterstützung der „Malerei" vorgetragenen neuesten Mordthaten. Aber nichts davon hat Herr Beyer im Sinne gehabt. Er meint die sogenannte poetische Malerei, d. h. die anschauliche Beschreibung eines Gegenstandes oder Vorganges mit den Mitteln des sprachlich-poetischen Ausdrucks. Es wäre eine Beleidigung für den gesunden Sinn unsrer Leser, wenn wir noch ausführen wollten, daß in diesem Fall von einer Vermählung der Malerei mit der Poesie und überhaupt von der Schwesterkunst garnicht die Rede sein

*) Ist vor wenigen Wochen gleichfalls erschienen. D. Red.

kann. Der metaphorische Ausdruck ist hier der Vater des schiefen Gedankens gewesen.

Solche Unklarheiten werden durch überschwängliche Redewendungen, die einem nüchternen wissenschaftlichen Werke wenig anstehen und sich innerhalb eines dürren Schematismus umso wunderlicher ausnehmen, dem aufmerksamen Leser nicht verdeckt. Der deutsche Reim beispielsweise ist Herrn Beyer „die durch Accent und Stabreim selbst (?) entwickelte Schönheitsblüte sprachlichen Wohlklangs," an einer andern Stelle: „die Manifestation eines sich selbst genießenden, mit sich spielenden, beschaulichen Gefühls und die Schönheitsblüte unsrer deutsch-accentuirenden Poesie." Zu noch höherm Schwunge begeistert der Reim den Verfasser in den Worten: „Wie in einem schönen Tonlicht beglänzt und konzentrirt sich die rhythmische Tonwelle der Verszeile im schärfer betonten, durch eine rhythmische Pause markirten Reime, um in der korrespondirenden, wie von Turmspitze zu Turmspitze hüpfend, Accent und Pause zu wiederholen." Die Welle, die sich in einem Tonlicht konzentrirt und von Turmspitze zu Turmspitze hüpft — in der That, ein hübsches Bild! Außer Tonlicht wird der Reim auch noch „eine Art sehendes Hören" genannt. Schließlich heißt es von dem durch das Schwinden [soll heißen: Abschwächen] der Flexionen in mittelhochdeutscher Zeit hervorgerufenen Einfluß auf den Reim: „Wie durch dieses Schwinden die Sprache immer einsilbiger und zweisilbiger geworden (!), so zog sich der Reim immer tiefer in die Wurzel und zu seiner wahren Bedeutsamkeit zurück, so bereitete sich der weibliche Reim vor. Diese tiefe, den Stamm erklingen machende ursprüngliche Bedeutsamkeit des Reims, welche als Stimme der Dichtkunst überall die schöne Antwort der Echo, den wurzelhaften Klang der Sehnsucht sucht und findet, welche ferner die Wissenschaft der Wortforschung begründet und zwischen welcher [wozwischen?] das Wortspiel in der Mitte stand, — war somit unsrer Sprache schon seit jeher eigen."

Das ist einfach blühender Unsinn. Wie kann diese „den wurzelhaften Klang der Sehnsucht suchende" Bedeutsamkeit von jeher der deutschen Sprache eigen gewesen sein, wenn sie auf der erst allmählich im Laufe vieler Jahrhunderte entstandenen Abschwächung der Flexionssilben beruht? Und wie verträgt sich mit allen diesen Anschauungen vom Endreim, daß der Verfasser Wilhelm Jordan beistimmt, der vom Stabreim schreibt: „Erst als römisches, romantisches Wesen dem Deutschen sein Deutschtum auszutreiben begann, ward auch diese einzige, echt deutsche Form der Poesie verdrängt, unsre deutsche Göttersprache verwelscht und hineinmassakrirt in importirte Versformen romanischen und semitischen Ursprungs [d. h. Reimverse]." Wie kann man diese Worte gutheißen, wenn man den Endreim für eine „Naturnotwendigkeit unsrer accentuirenden Sprache," für die „aus dem Stabreim selbst entwickelte Schönheitsblüte" derselben hält?

Auch die praktischen Folgerungen, die Herr Beyer aus seinen theoretischen Ansichten vom Reim zieht, sind von gleich musterhafter Inkonsequenz. Den Jordanschen alliterirenden Vers in seinem „epochebildenden“ (?!) Nibelungenepos glaubt er „mit Recht als den neuhochdeutschen epischen Vers“ bezeichnen zu dürfen. „Seine Einführung ist eine That.“ Vorher hatte er aber von Jordan und Richard Wagner gesagt: „Für eine schärfere Accentuirung verlangen sie die Wiedereinführung der Alliteration, die doch bei unserm fein ausgebildeten Rhythmusgefühl unmöglich mehr zu einer allgemeinen Geltung gelangen wird, umsoweniger als die Vermählung unsrer accentuirenden Prosodik mit dem Reim zur volkstümlichen That geworden ist.“ Welches drückt nun die wahre Ansicht des Verfassers aus? Wir glauben, daß man sich die künstliche Wiedererweckung dieser abgestorbenen Kunstform allenfalls bei dem altgermanischen Stoff, den Jordan behandelt, gefallen lassen kann [auch da nicht! D. Red.], aber für moderne Vorwürfe dürfte sich die alliterirende Zeile schwerlich eignen und ihre allgemeine Einführung als epischer Vers nicht zu empfehlen sein. Der richtige Takt unsrer Dichter hat sie auch vor unpassenden Nachahmungen bisher bewahrt, sodaß das Wort von der „epochebildenden That“ in jeder Hinsicht ein leeres Gerede ist.

Jordan zuliebe spricht Herr Beyer auch von der „süßlich leichten Manier“ des Endreims, während er an einer andern Stelle ausführt, daß nach Aufnahme des Christentums „die Verinnerlichung des Volkslebens“ an Stelle der heidnischen Alliteration „ein wirksameres, kräftigeres Kunstmittel“ erstrebte und so zum Reim gelangte. Was ist da die Wahrheit? Hier sind auch wieder zur Abwechslung Reim und Alliteration als Gegensätze einander gegenübergestellt. Anderweitig aber gehen die Vorstellungen von beiden in der That so verschiedenen Versbindemitteln bei dem Verfasser bunt durcheinander — gewiß nicht ohne störenden Einfluß des Namens Stabreim.

Nur so erklärt es sich, daß er dem Süden „mit seinem vielen Sonnenlicht“ die rhythmische Poesie [soll heißen: quantitirende — unsre Verskunst ist auch eine eminent rhythmische] für angemessen erklärt, dem Norden dagegen „mit seinen dunkeln, kühlen Wäldern, einer düstern Lebensauffassung“ ꝛc. und vornehmlich unsrer deutschen Sprache den Reim besonders zueignet. Nun ist der Stabreim wohl ein charakteristisches Element der altgermanischen Dichtkunst, und in ihm mag man allenfalls die dunkeln, kühlen Wälder und die düstere Lebensauffassung wiederzufinden vermeinen, aber der Endreim ist niemals ein nationales Kennzeichen unsrer Poesie gewesen. Führt der Verfasser nicht selbst die südlichen Sprachen an, die den Endreim vor uns gehabt haben, und haben nicht sonst quantitirende Sprachen so gut und noch eher die Wendung zu ihm genommen als das alliterirende Germanische? — ganz abgesehen von dem von Herrn Beyer nicht genügend gewürdigten direkten Einfluß, den die gereimte lateinische Poesie auf die Ausbildung des deutschen Reims geübt hat. Auch hat der Reim stets

als ein sonniges, heiteres Element gegolten, wie ja Herr Beyer selbst seine „süßlich leichte Manier" hervorhebt.

Aber lassen wir ab, die Haltlosigkeit des Verfassers in solch einem einzelnen Punkte weiter zu zergliedern. Wollten wir nur den Abschnitt vom Gleichklang, wo doch alles verhältnismäßig ziemlich einfach liegt, einer solchen Prüfung unterwerfen, so wäre kein Ende zu finden. Sehen wir vielmehr zu, wie es sich mit Herrn Beyers Hauptthat, worauf er das meiste Gewicht legt und was auch uns am meisten interessirt, nämlich mit dem Ausbau der deutsch-nationalen Prosodie verhält.

Mit Recht geht der Verfasser davon aus, daß unsre Sprache eine accentuirende ist und Länge und Kürze im Sinne der antiken Metrik nicht kennt. Sehr richtig sagt er: „Eine quantitirende Prosodik ist eine Versündigung am deutschen Sprachgeist." Die Nachahmung antiker Strophen erklärt er für einen geschichtlich überwundenen Standpunkt, insbesondre verwirft er jene antikisirenden Strophen, „deren Schema das Ohr nicht mehr festzuhalten vermag, ohne durch das Auge sich zu unterstützen." Aber stutzig wird man schon, wenn zugleich der „verdiente," der „treffliche" Minckwitz gelobt wird. Gerade Minckwitz hat mit seinen Lehrbüchern bis in die neueste Zeit herein den meisten Schaden gestiftet, gerade er ist der Hauptrepräsentant jener Dichterlinge, die ihre Impotenz unter solchen von ihnen für klassisch ausgegebenen antiken Metren, welche erst durch Häkchen und Strichelchen als Verse kenntlich gemacht werden müssen, zu verstecken suchen. Daß Herr Beyer, statt sich mit aller Energie gegen diesen Poetaster und traurigen Ästhetiker zu wenden, sich zu schwächlichen Lobeserhebungen herbeiläßt, macht uns schon für seine Konsequenz bange. In der That geht ihm diese auch hier, auf seinem wichtigsten Arbeitsfelde, ab.

Das logische Accentprinzip der deutschen Sprache ist keine neue Entdeckung, und daß auf ihm allein die naturgemäße und wahrhaft nationale Verskunst beruht, haben längst andre erkannt und vielfach ausgesprochen. Auch unsre Dichter haben Gott sei Dank von jeher in überwiegender Mehrzahl ihre Verse im Einklang mit dem deutschen Sprachgeiste gebaut. Es kam nur darauf an, dies Sprach- und Versprinzip mit aller Folgerichtigkeit bis ins Einzelne zu verfolgen und nachzuweisen und die aus ihm sich ergebenden Gesetze mit Bestimmtheit aufzustellen. Diese Folgerichtigkeit vermag der Verfasser nicht zu entwickeln. Es bleibt bei dem Anlauf, und wie Bleigewichte hängen sich die Schulreminiscenzen von Länge, Kürze, Spondeus u. s. w. an seine Fersen. Die Quantität, die er zur Vorderthür hinausgeworfen hatte, führt er zur Hinterpforte eigenhändig wieder herein.

Der Verfasser kann sich von den durch die antiken quantitirenden Verse hervorgerufenen Anschauungen nicht losringen. Trotz der Hervorhebung der Verschiedenheit von Accent und Länge statuirt er auch für unsre Sprache „eine Art Quantität," da der deutsche Accent die Silbe lang mache. Wie herrlich,

daß wir dies also doch besitzen und den Griechen darin nicht nachstehen! Und nun ist der unglückseligen ewigen Verwechslung von Accent und Länge wieder Bahn gebrochen. Der Verfasser ist nur so gütig, zu konzediren: „Wir können immerhin die Bezeichnung Hebung und Senkung beibehalten." Nein, nicht immerhin, sondern einzig so, denn Hebung und Senkung sind die sehr glücklich die Sache bezeichnenden Ausdrücke. Also fort mit den Verwirrung stiftenden Bezeichnungen „Länge" und „Kürze." Das wesentliche für die den Versiktus tragende betonte Silbe ist die Hebung des Stimmtons. Ein kräftigeres Ausatmen tritt hinzu, und dies verlängert allerdings etwas die zum Aussprechen nötige Zeitdauer, aber diese „Länge" ist für das Ohr kaum bemerkbar und kann vor allem für die deutsche Versbildung nicht in Betracht kommen, da sie nur von relativer Bedeutung ist. Denn die betonte Silbe ist ja nur ein wenig länger als dieselbe Silbe, wenn sie unbetont gelassen wird. Keineswegs aber ist jede betonte Silbe absolut länger als jede unbetonte. In „mannbar" muß man ganz unzweifelhaft mehr Zeit auf die Aussprache der langvokalischen, aber tieftonigen Silbe „bar" als der hochtonigen aber kurzvokalischen Silbe „mann" verwenden.

Am allerwenigsten kann man, wie Herr Beyer thut, für den deutschen Versbau ein musikalisches Schema aufstellen, in welchem jede accentuirte Silbe den doppelten und bei zweisilbiger Senkung gar den vierfachen Tonwert der nicht accentuirten Silbe erhält. Viel näher der Wahrheit kommt Westphal, der behauptet, daß für den Vers sich die verschiedene Zeitdauer der betonten und unbetonten Silben nicht bemerklich mache — abgesehen natürlich von dem Retardiren oder Acceleriren des ausdrucksvollen Vortrags —, und der demgemäß das zweisilbige Taktmaß nicht als ein dreizeitiges, sondern als ein zweizeitiges behandelt. Wenn also Heinrich Schmidt, der Westphal folgt, alle Silben durch gleichwertige musikalische Noten ausdrückt, enthält er sich mit Recht jeder unnötigen Bezeichnung der Dauer derselben; der allein in Betracht kommende Nachdruck, die Tonstärke, ist durch die Stellung innerhalb des Taktes (guter oder leichter Taktteil) genügend bezeichnet. Herr Beyer, statt von dem ihn an Einsicht und Kenntnissen in diesen rhythmischen Verhältnissen weit überragenden Westphal zu lernen, fertigt ihn, sich bloß auf sein eignes, höchst subjektives Gefühl verlassend, in ganz unzulänglicher Weise ab und schlägt damit gleich am Eingang seiner Prosodik einen fehlerhaften Weg ein.

Ganz nach seiner Willkür und in schwankender Weise teilt der Verfasser, welcher von sprachphysiologischen Beobachtungen keine Kunde hat, die Tonabstufung in fünf Grade. Die fünf- und viergradige ist ihm „lang," die dreigradige „halblang" oder mitteltonig, die ein- und zweigradige „kurz," und durch Ukas bestimmt er, daß die Hebung nur fünf oder viergradig, die Senkung ein-, zwei-, höchstens dreigradig sein darf. Dadurch werden beispielsweise Wörter wie „Tapferen," deren es in der deutschen Sprache viele giebt, von solchen

Versen, die keine zweisilbige Senkung zulassen, vollkommen ausgeschlossen. Ob sich Herr Beyer diese Konsequenz wohl ganz klar gemacht hat? Und findet er sein Gesetz bei den deutschen Dichtern befolgt? Mit nichten! Was sich in diese willkürlich ersonnene, nur durch eine gewisse Rücksicht auf das „Verhältnis zur Umgebung“ modifizirte Regel nicht fügt, wird als „prosodische Inkorrektheit“ verdammt. So verwirft der Verfasser in dem Lenauischen

Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht

das Wort „träumerische,“ weil dessen beide letzte Silben einen „tauben Verstakt“ bilden. Wir halten es für tadellos und finden sogar, daß es ganz vorzüglich malt, ebenso wie das gleichfalls verworfene Goethische

Ihr naht euch wieder, schwánkendé Gestalten.

In dem andern Goethischen

Die Wipfel des Gebirgs in Nebel hüllt

soll die Betonung von „des“ falsch sein u. s. w.

Sollte eine Poetik sich nicht vielmehr an der exakten Beobachtung des vorliegenden poetischen Materials und an der richtigen Einordnung der daraus abgeleiteten Gesetze genügen lassen, als unmaßgebliche Vorschriften ganz subjektiver Art für die Dichter aufstellen? Herr Beyer ist von ersterer Methode ziemlich fern und liebt es sehr, obwohl er durchaus nicht den Beruf zum Gesetzgeber hat, in dozirender Weise sich mit seinen Ratschlägen vorzudrängen. Dies hängt damit zusammen, daß er das angeborene Genie des Dichters höchst gering achtet, wenn nicht gar ganz leugnet, und ein übermäßiges Gewicht auf das Lehrbare der Poesie, das handwerksmäßige Können legt.

Nach unsrer Auffassung der deutschen Versbetonung, wie sie durch die besten deutschen Dichter bestätigt wird, erfordert dieselbe nicht sowohl eine gewisse absolute Höhe der Ikten, als vielmehr nur, daß jede Hebung, damit sie sich als solche bemerklich machen könne, höher betont sei als die vorausgehende und die folgende Senkung, oder doch mindestens — wenn mehrere tieftonige Silben oder einsilbige Formwörter auf einander folgen, wobei ein Streben nach regelmäßigem Tonwechsel sich geltend macht — den umgebenden Senkungen an Tonhöhe gleich sei. Durch die Verschiedenheit der Tonstärke der einzelnen Hebungen entsteht gerade eine wünschenswerte und wohlthuende Mannichfaltigkeit des Rhythmus. Wirkliche Schwierigkeit machen in der That Wörter wie „furchtbare,“ aber nicht wegen des geringen Tongrades der letzten Silbe, sondern wegen der höhern Betonung der tieftonigen vorletzten Silbe, wodurch diese einerseits vor der letzten nicht als zur Senkung, andrerseits jedoch auch nach der ersten nicht als zur Hebung geeignet erscheint. In der ältern deutschen Verskunst war diese durch die absteigende Betonung eines Wortes hervorgerufene Schwierigkeit nicht

vorhanden, da dort die Senkung zwischen zwei Hebungen auch fehlen durfte, also „furchtbare“ zwei Verstakte vollkommen ausfüllte.

Interessant wäre es zu beobachten, wie die einzelnen neuern Dichter diese Klippe zu umgehen gesucht haben. Aber von solchen Beobachtungen findet sich bei unserm Verfasser nichts. Seine ganze Betonungslehre ist nicht mit der ihrer Wichtigkeit entsprechenden Sorgfalt durchgearbeitet und durchaus mangelhaft ausgefallen. Ein Fehler ist es, daß nicht die allgemeinen Accentgesetze der Sprache des gewöhnlichen Verkehrs, das sprachliche Substrat des Verses, voraus und streng abgesondert von der Verwendung und Modifikation desselben im Verse behandelt werden. Bei Herrn Beyer geht dies wirr durcheinander. Vollständig in die übliche Unklarheit gehüllt ist die Unterscheidung von Silben-, Wort- und Satzaccent. Es würde zu weit führen, dies hier zu enthüllen. Das Grundgesetz des Worttons, daß die Stammsilbe betont wird, ist richtig angegeben, aber weder sind die Ausnahmen von diesem Gesetz richtig und erschöpfend bezeichnet, noch ist die Abstufung des Tons in den Bildungssilben und die Betonung in zusammengesetzten Wörtern, wo es mehrere Stammsilben giebt, systematisch entwickelt. Auch das allerdings schwierige Kapitel der Betonung der Fremdwörter ist ganz ungenügend bearbeitet.

Und doch waren gerade auf dem Gebiet der Accentlehre gute Vorarbeiten deutscher Philologen vorhanden, auf denen weiter zu bauen war. Der Verfasser hat es aber freilich nicht vermocht, sich mit den Resultaten derselben vertraut zu machen, er zitirt zwar Lachmann, aber verstanden hat er ihn nicht. Und somit ist die erste Forderung, die man an eine „nationale“ Poetik stellen muß, nämlich daß sie in den altdeutschen Vers- und Accentgesetzen heimisch sei, unerfüllt geblieben. Der Verfasser ist nicht imstande, alt- oder mittelhochdeutsche Verse richtig zu lesen.

Höchst komisch wirkt es, daß er, um für die mittelhochdeutsche Zeit „die Abnahme der Tonzeichen wie deren übriggebliebene Verwendung“ zu beweisen, einige Stellen aus neuern Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter abdrucken läßt. Da werden also die von den Herausgebern nach jetzt üblich gewordener Weise zur Bezeichnung der Vokallängen angewendeten Zirkumflexe und die hin und wieder von ihnen zur Andeutung der richtigen Lesung des Verses in schwierigern Fällen gesetzten Accente in naiv-gläubiger Weise als urkundliche Belege für das mittelalterliche Accentuationssystem ausgebeutet. Dadurch kommt Herr Beyer zu der wunderbaren, als Lehrsatz aufgestellten Enthüllung: „Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und in der Folgezeit wurden Tonzeichen (zur Bezeichnung des Accents) immer seltener; sie fanden sich noch hier und da, um die tonliche Bevorzugung des Reims [?] anzuzeigen. Der Quantität ließ man insofern noch eine (allmählich verschwindende) Rücksicht angedeihen, als man noch die Längen und die Diphthonge bezeichnete.“ Kein deutscher Dichter oder Schreiber „im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts“ hat die Längen bezeichnet, noch ist

es irgend einem eingefallen, Versaccente zu setzen. Und weiter nichts als diese rein erfundenen und ganz nebensächlichen Äußerlichkeiten weiß der Verfasser in der Hauptsache von der mittelhochdeutschen Accentuation auszusagen.

Fünfundzwanzig Jahre lang hat Herr Beyer, wie er sagt, sich vorzugsweise mit den „Wesensgesetzen der deutschen Poetik" beschäftigt. Hätte er nur einen ganz kleinen Teil dieser Zeit darauf verwendet, die Wesensgesetze der altdeutschen Verskunst ernstlich zu studieren, so würde dies seinem Werke sehr wesentlich zu statten gekommen sein. Aber wenn man auch diese Forderung nicht erheben will, das kann man wenigstens von ihm verlangen, daß er sich nicht den Anschein giebt, Dinge zu wissen, von denen er nichts versteht. Schlimmer als Nichtwissen ist prätendirtes Wissen. Es wirkt absolut schädlich.

Ein lustiges Stücklein davon leistet sich der Verfasser, wo er von den sogenannten „streng gemessenen" Versarten handelt. Da soll Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde" die „erste größere Dichtung" sein, in welcher der „iambische Viertakter" angewandt wurde. Nun ist aber Gottfrieds „Tristan" in keiner andern Versart gedichtet als alle die höfischen Epen vor ihm, und dieses freie Versmaß, das nur vier Hebungen als notwendig fordert, während die Senkungen gleichgiltig sind, als „streng gemessenen" iambischen Viertakter anzusprechen, ist recht seltsam. Köstlich aber ist die darauf folgende Anknüpfung: „Die Form dieser Dichtung fand Nachahmung in E. Christ. Kleists idyllischer Erzählung »Irin, der gelähmte Kranich.«" Wir wollen von der eigentümlichen Verschmelzung der beiden Kleistschen Gedichte zu einem absehen — übrigens ist nur „Irin" in vierfüßigen Jamben, der „Gelähmte Kranich" vielmehr in fünffüßigen —, aber der Sprung von Gottfried auf Kleist ist mehr als naiv. Es dürfte Herrn Beyer schwer fallen, nachzuweisen, daß Kleist Gottfried gekannt habe.

Mit der Quantität halten natürlich auch die antiken Versfüße wieder ihren Einzug in die „nationale" Poetik. Die Benennungen iambisch und anapästisch für steigenden, trochäisch und daktylisch für fallenden Rhythmus mit ein- oder zweisilbiger Senkung kann man sich ja der Kürze halber gefallen lassen, wenn sie auch geeignet sind, Mißverständnisse hervorzurufen. Aber auch der Spondeus wird förmlich als deutscher Versfuß eingeführt, obwohl Spondeen zu bilden früher als „eine Verirrung und Verkehrtheit, eine Versündigung an unserm Sprachgeist" hingestellt worden war, und obwohl in der Anmerkung zugegeben wird, daß wir keine reinen Spondeen haben. Auch für Pyrrhichius (◡◡) und Tribrachys (◡◡◡), ja sogar für den Doppelpyrrhichius (◡◡◡◡), die im Deutschen für unmöglich erklärt werden, werden uns deutsche Beispiele gegeben. Zwar eifert der Verfasser gegen die „steifen, geschraubten und ungelenken Verse, welche nach den Gesetzen der quantitirenden Rhythmik" gebaut sind, zwar findet er mit Benedix „in der Nachahmung antiker Versmaße entschieden eine Nichtachtung, ja eine Mißhandlung des deutschen Rhythmus, doch lobt er die

„freundliche [ein Lieblingswort von ihm] Malerei," die Schlegel durch Spondeen und Auflösungen in Doppelkürzen*) erzielt. Auch in folgenden Versen:

◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — —
Was ermahnt ihr | zu dem Siegsmahl | um den Kriegshirsch | mich, den Waidmann?
Was entlockt ihr mich der Einöd' in das Prachtzelt der Bewirtung?
Wo das Waldhorn mit Gewalt schallt!

findet Herr Beyer ein „freundliches System" von steigenden Jonikern. Nach unserm Gefühl sind diese Verse von ganz unleidlichem Geklapper, hauptsächlich durch den regelmäßigen Einschnitt nach jedem sogenannten Jonikus.

Also auch hier stoßen wir wieder auf diesen Mangel an Entschiedenheit. Und wie unlogisch verfährt der Verfasser, wenn er die Nachahmung antiker Versfüße mit Ausnahme des Jambus, Trochäus, Daktylus, Anapäst und „zum Teil" des Spondeus verdammt und dies damit begründet, daß er sagt: „Es hieße unsrer Sprache entsetzlich Gewalt anthun, wollten wir ihre Betonungsgesetze dem rhythmischen Versaccent zum Opfer bringen. Wir würden Verse mit solcher Betonung erhalten:

´ ◡ ◡ ´ — ´ — ´ — ´ ◡ ◡ — —
Der Richter, | der rich|tet, die | nicht ge|richtet sün|digen."

Ist dies nicht ein Vers, der aus Daktylen und Spondeen besteht, deren Bildung im Deutschen ja gestattet ist? Und was nötigt denn etwa bei der Nachahmung beispielsweise des Kretikus (—◡—) oder Choriambus (—◡◡—) den deutschen Betonungsgesetzen in solcher Weise Gewalt anzuthun? Wer will denn überhaupt dies Opfer bringen? Wem fällt es nur ein, solche in jeder Hinsicht unsinnigen Verse zu verbrechen, die auch irgend welchen Quantitätsgesetzen nicht entsprechend wären? Bemühen sich doch alle neuern Dichter, welche antike Metren nachbilden, mit der natürlichen Betonung ihrer Muttersprache in Einklang zu bleiben.

Dies thörichte Schreckgespenst muß Herr Beyer künstlich erfinden, da er sich durch seine falschen Quantitäts- und Accentgesetze den Weg zu einer richtigen Abwehr undeutscher antikisirender Metra versperrt hat. Wir haben nach ihm ja auch Längen und Kürzen in unsern betonten und unbetonten Silben, Herr Beyer belegt ja selbst alle alten Versfüße mit deutschen Beispielen, auch den Molossus (Birnbaumholz) und Dispondeus (Wirtshauseinsturz), und in seinen sogenannten freien Accentversen, auf die wir noch unten zu sprechen kommen, nimmt er sogar die Häufung von fünf kurzen Silben hintereinander an. „Veränderungen in Gefühlen und in Tracht" skandirt er da. Was hindert uns also, indem wir an Stelle jeder Länge eine fünf- oder viergradige, an Stelle der Kürze eine ein- bis dreigradige Silbe setzen, ohne Beeinträchtigung der gut deutschen Betonung antike Verse ganz nach Belieben zu bauen? In der That

*) So bessern wir das dastehende „Doppellängen."

lassen sich außer den von Herrn Beyer gütigst gestatteten noch manche andre antike Versarten, wie beispielsweise die Asklepiadeen, ganz leidlich nachahmen, wenn auch auf die Gefahr hin, daß einzelne von einem ungelehrten Ohr nicht genau den Intentionen des Versifex entsprechend aufgefaßt werden. Ob und inwieweit sie dem deutschen Sprachgenius gemäß sind und den Anforderungen genügen, die unser Ohr an die rhythmisch gehobene Sprache der Poesie stellt, ist eine Frage, deren Erörterung im Einzelnen und für das Besondre nötig ist, worauf wir uns hier nicht einlassen können.

Was im allgemeinen gegen die Nachahmung spricht, was aber Herr Beyer nicht sagen konnte, ist eben, daß wir Längen und Kürzen nicht haben, daß auch unsre Hebungen und Senkungen in ihrer relativen Bedeutung den antiken absoluten Längen und Kürzen nicht entsprechen, daß von drei (genau schon von zwei) aufeinander folgenden Silben im Deutschen sich sofort eine über die andere durch ihre Tonhöhe erhebt und sich so als, sei es auch tieftonige, Hebung geltend macht, daß daher die Senkung höchstens zweisilbig sein kann, es also unmöglich ist, an die Stelle von drei oder mehr Kürzen im Deutschen etwas Entsprechendes zu setzen, daß aus demselben Grunde auch die Häufung von Längen nicht möglich ist, daß auch der Spondeus nach deutschen Betonungsgesetzen als Trochäus empfunden werden muß u. s. w. Daß mit der Hebung beginnende deutsche Verse sich mit Trochäen oder, wenn die Senkungen zweisilbig sind, Daktylen, und umgekehrt mit der Senkung beginnende sich mit Jamben oder Anapästen zusammenstellen lassen, beruht auf einer äußerlichen und zufälligen Ähnlichkeit und berechtigt weder zu völliger Gleichsetzung der vergleichbaren Rhythmen, noch viel weniger zu weiter in dieser Richtung gehenden Konsequenzen.

Besonders bei der Beurteilung des daktylischen Hexameters macht sich des Verfassers Unsicherheit wieder geltend. Da Herr Beyer den Spondeus im Deutschen annimmt, auch an Stelle desselben den Trochäus für zulässig erklärt, da er außerdem für das Deutsche ein besondres gemischtes trochäisch-daktylisches Metrum aufstellt, so begreift man nicht, was ihn veranlassen kann, den Hexameter „im Hinblick auf unsre accentuirende Prosodik als ein undeutsches Maß zu bezeichnen." Denn es ist doch wieder ganz unlogisch, gegen den deutschen Hexameter geltend zu machen, daß Wörter wie „blondlockig" in demselben nicht unterzubringen seien. Diese sind ja überhaupt in „streng gemessenen" deutschen Versen nicht unterzubringen. Und wie viel Wörter seiner Sprache sind dem römischen Dichter im Hexameter nicht untersagt! Aber Herr Beyer ist auch garnicht zu völliger Verdammung geneigt, und obwohl er im Vordersatz Zille Recht giebt, der sagt: „Es ist kaum ein undeutscheres Versmaß zu denken, als das des Hexameters," findet er im Nachsatz, daß wir „mehr als halbwegs gelungene" Dichtungen besitzen, „deren Hexameter leidlich mit dem Genius unsrer Sprache im Einklang stehen." Was wollen wir mehr?

Etwas besondres zu Gute thut sich der Verfasser auf seine Entdeckung der „noch nirgends genügend gewürdigten“ sogenannten Accentverse, deren Bildung er in förmlich begeisterter Weise den Dichtern anempfiehlt. Unter dieser, übrigens unglücklich gewählten Bezeichnung — da doch alle deutschen Verse Accentverse sind — faßt er, in höchst mangelhafter Systematik der Einteilung, alles zusammen, was sich wie der Hans-Sachsische Vers durch freiere Behandlung der Senkungen kennzeichnet. Er findet aber auch Accentverse von vielen neueren Dichtern unbewußt angewendet, und zwar auf sehr einfache Weise, indem er nur die höchstbetonten Silben als Hebungen gelten läßt, die schwächeren Versikten dagegen als solche ganz vernachlässigt, und indem er die Freiheiten, die sich gerade die besten Dichter — mit bewußter Absichtlichkeit, behaupten wir — gegen ihr Metrum, besonders am Anfang der Verszeile, erlauben — die deutsche Philologie hat hierfür den Ausdruck „schwebende Betonung“ — nicht als bloße Freiheiten behandelt.

So rhythmisirt er Grüns viertaktige iambisch-anapästische Verse folgendermaßen:

◡ — — ◡◡ ◡—◡ —
Ich hatt' einst einen Genossen treu,
—◡ — ◡◡ — ◡—
Wo ich war, war er auch dabei,
—◡ ◡— ◡ ◡ — ◡ —
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
◡ ◡ ◡ — ◡◡ — ◡ —
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

Daß Herr Beyer hier auch nur vom Standpunkte des Sinngemäßen überall das Richtige getroffen, wird vielleicht mancher bezweifeln. Die ersten Zeilen von Uhlands „Taillefer“ notirt er so:

◡ — ◡ —◡ —◡ — ◡ —
Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
◡ — ◡ ◡◡ —◡ ◡ ◡◡ —
Wer singt in meinem Hof und in meinem Saal?

Herr Beyer setzt also in diesen Versen nur die Hauptaccente, welche der ausdrucksvolle Vortrag fordert. Daß aber Deklamiren und Skandiren zweierlei ist, das brauchte nicht erst entdeckt zu werden. Da nun in solchen „Accentversen“ nicht einmal die Anzahl der Hebungen feststeht, wie es doch in altdeutschen Versen der Fall ist, auch die Silbenzahl vielfach nicht die nämliche bleibt, so sieht man nicht, mit welchem Rechte dann überhaupt noch von einer „gebundenen“ Rede gesprochen werden kann, und was diese Verse, wenn der Reim fehlt, in der Form von der rhythmischen Prosa scheidet. Jedem formlosen Dichter ist nun geholfen. Er braucht seine schlechten Verse nur für „Accentverse“ auszugeben, und jeder Anstoß ist beseitigt.

Irgend welche Gesetzmäßigkeit müßte doch vorhanden sein, um diese „Accentverse“ als solche zu kennzeichnen und der wissenschaftlichen Betrachtung wert erscheinen zu lassen. Könnte Herr Beyer nachweisen, daß gewisse Dichter in

gewissen Gedichten eine gewisse Regel in dem Wechsel stärker und schwächer betonter Hebungen „unbewußt" befolgen, so wäre dies eine dankenswerte Beobachtung, mit der sich etwas anfangen ließe. Aber mit der Imputirung solcher „unbewußten Accentverse," in denen von einer Regel nirgends die Rede ist, erweist man unsern bessern Dichtern keinen Dienst. Man sagt ihnen damit doch nur: Ihr habt es nicht vermocht, die selbstgesetzten Schranken des von euch gewählten Metrums richtig inne zu halten. Die Frage, ob unsern modernen Dichtern im allgemeinen empfohlen sein soll, nach altdeutscher Art Verse zu bauen, in denen nur die Hebungen gezählt werden, wie seit Goethe schon mehrfach geschehen ist — mit Unrecht feiert Herr Beyer Heinrich Heine als den ersten bewußten Verfasser solcher Verse —, ist noch eine offene, und ihre Erörterung gehört nach unsrer schon betonten Anschauung von dem Wesen einer Poetik nicht notwendig in eine solche.

Etwas wirklich Neues bringt der Verfasser in der nach Vollständigkeit strebenden fleißigen Zusammenstellung aller vorhandenen Strophenarten. Neu sind auch die Benennungen, die er für eine Anzahl derselben einführt, wie „Ganzhorns Volksstrophe," „Geroks Heimstrophe," „Max Remys Vorwärtsstrophe," „König Oskars Bildstrophe" u. s. w. Der hierauf verwendete Fleiß ist in der That zu loben, aber die Zusammenstellung selbst ist durch ihren ganz äußerlichen Schematismus verfehlt und für die Betrachtung unfruchtbar. Anzahl der Verszeilen und Reimstellung sind die einzigen Einteilungsgründe. Ja der Verfasser stellt die Strophen, die gleiche Zeilenzahl und Reimstellung haben, nicht bloß neben einander hin, sondern sieht sie auch als eine und dieselbe Strophenart an. So tauft er beispielsweise die sechszeilige Strophe mit der Reimstellung aabbcc „Geibels Sehnsuchtsstrophe" nach folgendem Geibelschen Muster:

Ich blick in mein Herz und ich blick in die Welt,
Bis vom Auge die brennende Thräne fällt;
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord — ich erreiche sie nicht —
O die Schranken so eng, und die Welt so weit,
Und so flüchtig die Zeit!

Als weiteres Beispiel für diese Strophenart führt Herr Beyer eine Strophe von Rittershaus an:

Es geht durchs Land der Schrei der Not; er will an jeden Busen klopfen.
Für heiße Wunden, purpurrot, — o gebt der Liebe Balsamtropfen!
Für arme Kinder, blaß und krank, — o füllt die kleinen Kinderhände!
Dem Weib, dem der Ernährer sank, — o reicht des Goldes Segenspende!
Zum Himmel hallt ein Jammerschrei von Herzen, die in Schlachten brechen. —
Nun schweigt die Stimme der Partei, nun hat das Herz ein Recht zu sprechen!

Ein jeder, der diese beiden Strophen liest, wird empfinden, daß sie himmelweit

von einander verschieden sind. Und doch sollen wir sie beide gleichermaßen „Geibels Sehnsuchtsstrophe“ nennen.

Schon die Art des Reims (ob männlich oder weiblich) ist bedeutsamer als die Reimstellung, weit wichtiger aber als die Anzahl der Verszeilen ist deren Länge und rhythmischer Bau. Herrn Beyer ist es dagegen für die Einordnung der Strophe ganz gleichgiltig, ob ein Vers nur durch einen jauchzenden Ausruf wie „Juchhe“ in „Goethes Vanitas-Strophe“ repräsentirt oder durch eine längere Reihe von Takten ausgefüllt wird. Auch der Refrain kommt nicht als besondres Element des Strophenbaues in Betracht. Der deutsche Ausdruck „Kehrreim“ dafür ist Veranlassung gewesen, ihn unter den Reimarten mit abzuhandeln, wozu er garnicht gehört, während er für den Strophenbau von großer Bedeutsamkeit (auch historisch) ist.

Zu alledem kommt, daß die Anzahl der Verszeilen an sich zur Klassifizirung der Strophen ungeeignet ist, da der Vers oder die Verszeile selber kein fester, die wirkliche rhythmische Gliederung vollkommen bezeichnender Begriff ist. Dies ist vielmehr nur die rhythmische Reihe, d. h. die eine Anzahl auf einander folgender Verstakte unter einem Hauptaccent zusammenfassende nächst höhere rhythmische Einheit. Zwei oder mehr Reihen schließen sich wiederum zu einem größern rhythmischen Abschnitt, der Periode, zusammen, und diese ist für die Charakteristik des Strophenbaues entscheidend. In der Mehrzahl der Fälle entspricht allerdings die deutsche Verszeile der rhythmischen Reihe, keineswegs aber durchaus. Es ist Willkür, ob der deutsche Dichter die zweireihige Periode in einer oder in zwei Zeilen schreibt. In der zweizeiligen Strophe Platens:

Mutig stand an Persiens Grenzen Roms erprobtes Heer im Feld,
Carus saß in seinem Zelte, der den Purpur trug, ein Held.

sind je zwei rhythmische Reihen in einer Zeile geschrieben; sie ist aber genau das nämliche, was die vierzeilige Kernersche Strophe, in der mit jeder rhythmischen Reihe abgesetzt wird:

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Obige Platensche Strophe (in der akatalektischen Form: „Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder“ ꝛc.) stellt Herr Beyer auch zu den vierzeiligen Strophenarten, aber ebenso müßte er doch auch die oben zitirte Strophe von Rittershaus nicht zu den sechs-, sondern zu den zwölfzeiligen rechnen. Daß er bei diesem einen Platenschen Gedicht eine Ausnahme von seinem Zeilenprinzip macht, hat wahrscheinlich darin seinen Grund, daß Westphal dies Beispiel besonders heraushebt.

Alles dies hat nämlich schon Westphal in seinem kleinen aber gehaltvollen Büchlein „Theorie der neuhochdeutschen Metrik“ (Jena, 1870) in seiner scharfsinnigen und sichern Weise entwickelt. Herr Beyer nimmt zwar die rhythmische Reihe von Westphal auf, schreibt auch eine auf deren Verschiedenheit von der Verszeile bezügliche Stelle aus ihm heraus. Aber das ist auch alles. Weder kennt er die rhythmische Periode, noch ist überhaupt Westphal weiterhin in der Behandlung des Strophenbaues, wo Herr Beyer nur Verse kennt, von irgend welchem Einfluß auf ihn gewesen. Seine „rhythmische Reihe“ erscheint so als ein ganz äußerlich seinem Lehrgebäude angeklebter bedeutungsloser Zierrat, während sie die ganze Architektonik desselben hätte durchdringen sollen.

Schon aus diesem Grunde, abgesehen von der Nichtbeachtung so wesentlicher andrer Merkmale, mußte die Strophenlehre mangelhaft ausfallen. Der für dieselbe vorzüglich angezeigte Gesichtspunkt war der historische. Von der einfachsten Strophenform der kirchlichen Weisen und des weltlichen Volksliedes ausgehend hätte zu den künstlichen Strophen, wie sie im Laufe der Zeit sich allmählich ausgebildet haben, aufgestiegen werden sollen. „Interessant wäre der Nachweis, wie sich die einzelnen Strophenformen bis in die Neuzeit auseinander entfaltet haben“ — sagt Herr Beyer selber. Warum hat er sich diesen interessanten Nachweis entgehen lassen? Dazu war in seiner umfangreichen Poetik, die sogar einen unnützen Abriß — was für einen! — der Litteraturgeschichte enthält, vor allem die Stelle.

Noch ein Wort müssen wir über die Strophentaufen sagen, von denen der Verfasser wünscht, daß man sie als berechtigte Neuerung anerkennen möge. Unbrauchbar sind sie, wie aus obigem hervorgeht, schon deshalb, weil unter derselben Benennung die allerverschiedensten Strophenformen begriffen werden. Aber auch abgesehen davon sind sie recht wunderlich ausgefallen. Die „freundliche“ siebenzeilige Strophe*) mit der Reimverschlingung ababccb, die sich schon bei den mittelhochdeutschen Dichtern findet, ferner bei Goethe, Voß, Rückert, Schwab u. s. w., belegt Herr Beyer mit dem Namen „Schmidt-Cabanis-Strophe,“ weil dessen „weitgesungenes“ (?) Neues Märlein vom Champagnerwein darin geschrieben ist. Die ganz gewöhnliche achtzeilige Strophe mit gepaarten Reimen, in der neben Goethe, Wilhelm Müller, Mörike u. a. auch eine Gräfin Wickenburg-Almásy gedichtet hat, sollen wir mit Herrn Beyer nun „Wickenburg-Almásy-Strophe“ nennen. Wir fürchten, daß dies — die Frau Gräfin ausgenommen — kaum irgend jemandes Beifall finden dürfte. Wie Herr Beyer aber den ausgesprochenen Zweck, „durch bekannte Namen sofort die Vorstellung von der Strophenform mit dem verständnisweckenden Lichte der Erinnerung zu über-

*) Im Vorbeigehen wollen wir unsern Lesern die Mitteilung nicht vorenthalten, daß dem Verfasser die siebenzeilige Strophe mit dem Aufgesang abab überhaupt „als die Vereinigung der Blüte unsrer ernsteren (?) lyrischen Poesie erscheint.“

gießen," durch solche Benennungen erreichen will, ist uns unfaßbar. Es scheint, daß er damit zum Teil guten Freunden und Freundinnen hat ein Denkmal stiften wollen. Dieses gemütliche Privatvergnügen verträgt sich aber kaum mit dem Ernste eines wissenschaftlichen Werkes, das von allgemeinerer Bedeutung sein will.

Auch sonst spielen die persönlichen Beziehungen des Verfassers eine Rolle in seinem Buche. Man ist einigermaßen erstaunt, in den drei ausgehobenen Mustern des Novellenstils neben Tieck und Heyse auch der Novellistin L. A. Weinzierl mit einer wenig bemerkenswerten Gesprächsszene zu begegnen. Und dies Erstaunen verwandelt sich in Verstimmung, wenn man im Weiterlesen auf die Lobeserhebungen stößt, mit denen die gewaltsam in dies Gespräch hereingezerrte Beyersche Rückertbiographie reichlich bedacht wird. Ein andrer in Herrn Beyers Stelle hätte aus L. A. Weinzierls Novelle — wenn sie es denn sein mußte — klugerweise eher jede andre Szene ausgewählt als gerade diese.

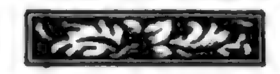
Doch hiermit haben wir uns schon dem zweiten Bande des Beyerschen Werkes zugewandt, auf dessen Inhalt wir, da es uns zunächst um die etwas neues in Aussicht stellende Metrik zu thun war, nicht näher eingehen wollen. Nur soviel sei gesagt, daß wir auch hier denselben Mängeln begegnen wie im ersten Bande, den schwankenden Begriffsvorstellungen und der unpräzisen Ausdrucksweise, den unsystematischen Einteilungen und verfehlten Einteilungsgründen u. s. w. Namentlich herrscht ein unfruchtbarer Schematismus auch hier. Die „mit Sorgfalt und Umsicht getroffene Anordnung" der Novellenarten ergiebt fünfunddreißig Gruppen, darunter solche wie Musiker-, Elsässische, Frankfurter, Weichselnovellen 2c. Die ästhetischen Urteile sind oft sehr schief und im ganzen wenig vertrauenerweckend. Beim Drama hält Herr Beyer noch an der tragischen Schuld und der poetischen Gerechtigkeit fest. Richard Wagners „Reform" feiert er in überschwänglichen Worten, ohne sich in eine irgend wie befriedigende Prüfung seines Kunstprinzips einzulassen. Manches ist geradezu unbegreiflich, wie wenn als „Muster objektiver Zeitschilderung" Bolandens „Canossa" und Sacher-Masochs „Die Ideale unsrer Zeit" aufgeführt werden.

Doch es sei genug. Man wird vielleicht fragen, warum wir einem Werke, das wir so ungünstig beurteilen, doch eine so ausführliche Besprechung zuteil werden lassen. Aber der Verfasser hat keine geringe Meinung von sich selber. Er spricht von seinem „für unsre ganze Kultur bedeutungsvollen Unternehmen" und glaubt, „daß kaum eine Seite in diesem Werke sich finden dürfte, welche nicht Neues, Interessantes, literarhistorisch Wertvolles böte." Da muß man doch glauben, einem Werke von der epochemachenden Bedeutung etwa des Lessingschen „Laokoon" oder der Winckelmannschen Kunstgeschichte gegenüberzustehen. Zudem liegt dem zweiten Bande in üblicher Weise ein Doppelblatt bei, das mit einer ganzen Reihe von Rezensionen verschiedener Journale gefüllt ist, in denen das „meisterhafte," „eine neue Ära bildende" Werk bis in den

Himmel erhoben ist und auch nicht der Schatten eines Tadels aufdämmert. Augenscheinlich haben die Rezensenten sich an den selbstbewußten Versicherungen des Verfassers genügen lassen — wenn sie überhaupt fähig gewesen sind, in eine Prüfung dessen, was er geleistet hat, einzutreten. Das ist ja die gewöhnliche Manier der „Kritik" unsrer Tagespresse.

Dem gegenüber war es notwendig, in einem über den engen Wirkungsbereich einer Fachzeitschrift hinausgreifenden Journal den durchweg dilettantischen Charakter der Beyerschen Arbeit zu betonen und dies abweichende Urteil auch eingehend zu motiviren, insbesondre aber nachzuweisen, daß die verheißene, noch nicht dagewesene „national-deutsche" Poetik in ihr nicht vorliegt. Westphals „Theorie," obwohl sie die antiken Termini beibehält und noch in weiterer Ausdehnung als gewöhnlich zur Anwendung bringt, ist in der Sache unendlich viel nationaler und von einer richtigern Einsicht in das Wesen der deutschen Versbildung durchdrungen. Mit Westphal mußte Herr Beyer sich vor allem auseinandersetzen und ihn, soweit er ihm nicht zu folgen vermochte, gründlich bekämpfen.

Es thut uns leid, in den wohlgemeinten Bemühungen des Verfassers weiter nichts als den großen Fleiß anerkennen zu können, mit dem er die gesamte deutsche poetische Literatur für seine Zwecke durchgeackert hat. Die deutschnationale Poetik soll aber noch geschrieben werden.



Der Verfall des Theaters.

Herr Dr. Paul Schlenther behauptet, das Berliner Hoftheater sei unter dem Intendanten v. Hülsen tief gesunken; E. Sierke hält ihm im 40. Hefte der Grenzboten einen Ausspruch Laubes entgegen, welcher mit Beziehung auf das Wiener Burgtheater den gleichen Vorwurf gegen Dingelstedt erhob, als dieser sich nicht mehr verteidigen konnte. Allerdings hat Sierke hierbei im Grunde nur die Absicht, seinen — ganz richtigen — Satz zu belegen, daß über den Verfall des Theaters stets und überall Klage geführt worden sei. Indessen erkennt er doch Laubes Urteil als richtig an und macht insbesondre die grundehrliche Natur des Richters geltend. Und wie er, so werden gewiß Unzählige in Gegenwart und Zukunft sich auf das Wort eines so ausgezeichneten Bühnenpraktikers beziehen, seine Ansicht zu der ihrigen machen. Und damit wird sich eine unter allen Umständen einseitige, vielfach schiefe Vorstellung von dem Zustande des

ersten Wiener Theaters in den letzten anderthalb Dezennien festsetzen. Denn es muß ausgesprochen werden: ein Kenner ersten Ranges und ein ehrlicher, ganz von seiner Sache erfüllter Mann ist Laube ohne allen Zweifel, aber nichts weniger als ein klassischer Zeuge, am allerwenigsten ein Geschichtschreiber. Das sollte man denjenigen, welche seine drei oder vier Bücher und seine zahllosen Zeitungsartikel über das deutsche Theater im allgemeinen und über die von ihm geleiteten Bühnen im besondern aufmerksam gelesen haben, eigentlich nicht zu sagen brauchen. Seine Darstellung beruht immer nur auf persönlichen Erinnerungen, seine Kritik ist Apologie der eignen, Verurteilung der Thätigkeit seiner Rivalen. Sein Buch, welches sich „Das Burgtheater" nennt, behandelt die ganze ereignis- und ruhmreiche Zeit dieses Instituts bis zu seiner Übernahme der Direktion gewissermaßen nur als Einleitung in der oberflächlichsten, nirgends sich auf Quellenstudium stützenden Weise, feuilletonistisch im stärksten Sinne des Wortes; das liegt in seiner Natur, er hat ebenso dereinst eine Literaturgeschichte geschrieben und verläßt sich nicht minder bei der Erzählung seiner eignen Thaten und Erfahrungen viel mehr als nützlich ist auf sein Gedächtnis. Das ist übel, wo es sich um Daten, übler wo es sich um die Abschätzung künstlerischer Leistungen handelt. Von scharf, ja schroff ausgeprägter Eigenart, ist er niemals imstande gewesen, fremde Individualitäten unbefangen zu beurteilen; vielleicht hat er auch nie einen ernstlichen Versuch dazu gemacht. Schon oft ist bemerkt worden, daß er etwas von einem Parteigänger an sich hat; kühn, unternehmend, rasch im Handeln, immer selbst voran, mit unerschütterlichem Glauben an sich selbst, forderte er von seiner Mannschaft ebenso rastlose Thätigkeit, wie er sie entwickelte, und unbedingten Gehorsam. Diesem Zuge seines Wesens ist ein großer Teil seiner Erfolge zuzuschreiben, eben derselbe hat ihm aber auch, vorzüglich während der ersten Jahre in Wien, große Schwierigkeiten bereitet, ihn zu Ungerechtigkeiten als Direktor und als Schriftsteller verleitet. Die Schauspieler, welche er vorfand, zum Teil hochberühmte ältere Künstler, waren solche soldatische Zucht nicht gewöhnt und hatten keine Neigung, sich ihr zu fügen; aber er hatte einen härtern Nacken als sie und überwand sie mit Hilfe der jüngern Leute, welche er mitgebracht oder nach seinem System gedrillt hatte. Die Thatsache, daß das Publikum, anfangs durchaus auf der Seite der Alten, sich nach und nach an die Jungen gewöhnte und sie liebgewann, befestigte ihn in der Überzeugung, daß eigentlich er das Ganze mache, die Schauspieler nur eine höhere Art von Marionetten in seiner Hand seien.

Das kam drastisch zu Tage, als er seine Entlassung erhalten hatte. Erbittert über teils wirklich erfahrenes, teils eingebildetes Unrecht, nahm er sofort auf dem Sessel des Kritikers Platz und behauptete steif und fest, daß dieselben Schauspieler, die er vor wenigen Wochen noch für die besten der Welt erklärt haben würde, sich nicht bewegen, nicht sprechen und vollends nicht eine Rolle auffassen könnten. Er war auch damals „grundehrlich," er glaubte das wirklich,

bemerkte nur, was er früher nicht hatte sehen wollen, und vermißte dasjenige, was er als Regisseur in den Proben angeordnet haben würde. Wieder am Ruder, in Leipzig und am Wiener Stadttheater, fand er vollends, daß Schauspieler dritten und vierten Ranges, zum Teil Personen, welche er einst, als sie noch in voller Kraft standen, nicht hatte engagiren wollen, ebenso bedeutende und bedeutendere Künstler seien als die Burgtheatermitglieder — natürlich, weil er sie nun am Schnürchen führte. Es ist etwas beneidenswertes um die Selbstzufriedenheit, welche sich auf alles das ausdehnt, was man sein eigen nennen kann; und so sah er auch jedesmal die Schauspieler an, die eben unter seinem Kommando standen und Ordre parirten. Ein Beispiel dafür, welches seiner Zeit in den theaterfreundlichen Kreisen Wiens begreifliches Aufsehen erregte, war folgendes. Wie bekannt, gehört zu den größten Vorzügen des Wiener Burgtheaters die Konservirung eines charakteristischen Lustspieltones, welcher sich zur Zeit Laubes in dem Schauspieler Karl Fichtner personifizirte. Er hatte diesen Ton von Korn übernommen, und von ihm selbst haben die Heutigen das Beste ihres Könnens gelernt. Aber so hoch man letztere in Wien und außerhalb feiert, es reicht doch keiner an ihn hinan, denn die seltene Liebenswürdigkeit des Menschen, welche sich in der persönlichen Erscheinung, in jeder Rede und jeder Geste Fichtners aussprach und geradezu unwiderstehlich wirkte, kann kein Studium ersetzen. Mit seinem Auftreten verbreitete sich sofort eine behagliche Heiterkeit im Schauspielhause, und man möchte sagen, andächtig gab sich der Zuschauer dem Genusse des feinen Humors, der gemessenen Lustigkeit, der gutmütigen Schalkhaftigkeit in seinen Darstellungen hin, unbeschadet der Einsicht, daß einer oder der andre die Rolle vielleicht geistreicher, pointirter gegeben haben würde. Fichtner gehörte auch zu den wenigen Alten, welche keine mehr oder weniger feindselige Stellung zu dem Direktor eingenommen hatten, weshalb dieser ihm gelegentlich eine Rolle „auf den Leib schrieb.“ So den Titelhelden eines Lustspiels „Cato von Eisen,“ welches bezeichnend genug nur dort, wo Fichtner die Rolle gab, einen Erfolg davontrug. Am Wiener Stadttheater suchte Laube das Stück wieder hervor; weil er dort keinen Fichtner zur Verfügung hatte, ließ er seinen Cato von einem Komiker groben Kalibers spielen, der sich auf einer Vorstadtbühne durch Zungengeläufigkeit, Beweglichkeit und Dreistigkeit hervorgethan hatte. Und ihm stellte später Laube das Zeugnis aus, er habe die Figur erst zu voller Geltung gebracht, Fichtner für diese nicht ausgereicht. Die Wiener trauten ihren Augen nicht. Fichtner und den Herrn X. in einem Atem zu nennen, war bis dahin niemand in den Sinn gekommen. Und mit Recht zog man den Schluß, daß das Urteil eines Mannes, der einen solchen Vergleich anstellen konnte, sehr wenig Vertrauen verdiene.

Was seine Äußerungen über Dingelstedt anlangt, so enthalten sie ohne Frage Wahres, sind jedoch als Ganzes betrachtet wieder ungerecht. Das geht wieder sehr natürlich zu. Dingelstedt als Bühnenleiter besaß gerade die Eigen-

schaften, welche Laube stets abgegangen sind. Er war ein Dichter, welchen Namen Laube trotz seiner vielen Schauspiele und Novellen und bei all seinem schriftstellerischen und rhetorischen Talente nicht beanspruchen kann. Er war ein begeisterter Verehrer Shakespeares, über welchen Laube wenig anders denkt als Ehren-Benedix. Er vindizirte einer großen Bühne die Aufgabe, die klassische dramatische Dichtung aller Zeiten und Völker lebendig zu erhalten, während Laube nur die modernen Franzosen schätzt und ebenso überschätzt, wie Dingelstedt sie zu gering achtete. Endlich legte der eine großes, häufig zu großes Gewicht auf die Befriedigung des Auges im Theater, der andre legt es in einseitiger Verkennung des Begriffes Schauspiel ausschließlich auf das gesprochene Wort. Von dieser prinzipiellen Gegnerschaft aus, zu welcher sich auch vielfältig persönliche gesellte, fällt Laube seinen Spruch. Dingelstedts große Fehler sollen deshalb nicht geleugnet werden. Aber so verheerend hat seine Leitung nicht gewirkt, nicht wirken können, weil in dem Personal des Burgtheaters sich während des hundertjährigen Bestandes ein guter Geist fortgepflanzt hat.

So viel zur Steuer der Wahrheit gegenüber der jetzt weitverbreiteten Neigung, die wohlverdiente Autorität des Regisseurs Laube auch auf den Historiker zu übertragen.

Im allgemeinen ist es um die Geschichte der dramatischen Kunst ein eigen Ding. Auf welche Dokumente soll sie sich stützen? Auf Berichte über den Eindruck, welchen Vorstellungen auf diesen oder jenen hervorgebracht haben. Aber wenn Sierke geltend macht, daß die wenigsten Kritiker gerecht über eine Bühnenleitung zu urteilen vermögen, weil sie die Bedingungen einer solchen Thätigkeit, die tausend Hindernisse und Fesseln nicht kennen, so gilt etwas ähnliches für die Beurteilung schauspielerischer Leistungen. Zufälligkeiten, Stimmungen, von welchen wir vor dem Vorhange keine Ahnung haben, begünstigen oder beeinträchtigen das Spiel des Einzelnen und das Gesamtbild. Und den Stimmungen sind wir selbst unterworfen. Wem ist es nicht schon begegnet, daß er in einem Gedichte, welches ihn beim ersten Lesen entzückte, das zweitemal die Schönheiten nicht wiederfinden konnte? Dazu kommt der Wechsel der Empfänglichkeit und des Geschmackes mit den Jahren des Urteilenden und mit dem Laufe der Zeiten, dazu die Täuschungen des Gedächtnisses, dazu der Umstand, daß wir so gern die Gegenwart mit einer Vergangenheit messen, welche wir garnicht erlebt haben. Aus den Zeugnissen einer Periode von größerer Theaterfreudigkeit, größerer Genußfähigkeit, größerer Genügsamkeit bilden wir uns die Meinung über frühere Künstlergenerationen und sprechen von Eckhof und Schröder, von Iffland und Fleck, von Corona Schröter und Charlotte Ackermann, als wäre es uns vergönnt gewesen, uns an ihren Gebilden zu erbauen. Der „große Ludwig,“ Ludwig Devrient, ist in aller Munde, und denselben großen Ludwig nannte Fürst Pückler-Muskau einmal „ausgezeichnet im Genre, ohne eine Ader eines tragischen Schauspielers.“ Wo ist nun die Wahrheit?

In der guten alten Zeit klagte man ebenso oft und so bitter über den Verfall des Theaters wie heute. Wer sich davon überzeugen will, blättere in den Briefen an Tieck, welche Holtei vor zwanzig Jahren herausgegeben hat. Tiecks eigne Meinung von der Sache ist bekannt, und vielleicht redete nur mancher von den Korrespondenten ihm zum Munde. Aber Thatsache ist, daß ihm fortwährend aus allen Himmelsgegenden die trostlosesten Berichte, die verächtlichsten Äußerungen über den Zustand des Theaters zugeschickt wurden. Hier eine kleine Blütenlese aus der Zeit von 1792—1853.

Wackenroder spricht sich bereits in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz wegwerfend über die damaligen Bühnenzustände in Berlin aus. 1817 klagt Matthäus von Collin, das Theater in der Leopoldstadt in Wien (das noch in den dreißiger Jahren hochberühmte Wiener Volkstheater, für welches Raimund dichtete) sei nicht mehr, was es gewesen, weil es „nach Bildung strebe"; und ein Jahr später bemerkt er nach verschiednen Ausbrüchen des Mißvergnügens, er glaube trotzdem nicht, daß es um das Theater im allgemeinen „so schlimm stehe, als manche behaupten wollen." Friedrich Förster besucht 1817 das Hoftheater in Berlin sehr oft, weil er freien Eintritt hat, ärgert sich aber mehr, als er Freude erlebt. Hormayr schreibt 1826: „Das Theater macht Ihnen wohl noch hübsch viel Galle? Das ist nun einmal nicht anders. Die Wiener und Berliner Direktionen wetteifern darin mit einander, das Problem zu lösen, wie man mit einem Verein der ausgezeichnetsten Kräfte so wenig als möglich leisten könne." Und damals war der Dramaturg des Wiener Burgtheaters kein geringerer als Schreyvogl! Ebenso findet Hormayr 1827, das Theater in München bedürfe „einer kolossalen Reform." Karl Halling schreibt 1829 aus Berlin: „Unser Theater giebt meistens aus dem Französischen übersetztes schales Zeug."

Hören wir ferner Immermann. 1831 begleitet er seine Trilogie „Alexis" mit den bittern Worten: „Die Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre [also seit den Befreiungskriegen!] müssen uns so weit belehrt haben, daß wir uns selbst im glücklichsten Falle eines sogenannten Erfolges, einer ungetrübten Freude kaum überlassen dürfen, die doch nur gerechtfertigt wäre, wenn die szenische Wirkung uns den dramatischen Wert des Dargestellten noch verbürgen könnte.... Obgleich ich auch den dritten Teil dramatisch zu bilden wenigstens beabsichtigt habe, so würden doch die Schauspieler, wie sie nun einmal jetzt sind, schon in der feierlichen Form und in den künstlicheren Maßen desselben unübersteigliche Schwierigkeiten finden." Speziell über Berlin läßt er sich 1834 aus: „Der Sinn für Poesie und ein gewisser freierer Literaturgeist könnte sich der Natur der Sache nach nur durch ein bedeutendes Theater, welches sich wunderbare, neue, tiefsinnige Aufgaben stellte, wieder erwecken lassen. Und der ist nun, wie ich glaube, auf zwei Menschenalter hin methodisch verwüstet worden. Die Berliner Bühne hat keine Fehler mehr, sie ist negativ geworden, sie stagnirt. Ich

habe manches gesehen, was ganz gut gespielt ward, aber alles war Routine, Dienst, Reglement, und nirgends konnte ich den Funken eines Talentes, welches sich auf eigentümliche Weise Luft machen wollte, entdecken. Einiges, wie »Wallenstein« und »Kaufmann von Venedig,« war so schlecht und geistlos, daß ich mich schämen würde, es hier [nämlich in Düsseldorf, wo Immermann soeben die Theaterleitung zu übernehmen im Begriffe stand] so mit meinen Anfängen zu produziren." Und dennoch nehme das Publikum sogar an der Mittelmäßigkeit Teil; „es ließe sich also wohl hoffen, daß, wenn die Anstalt die Sache aus dem Gesichtspunkte der gegenwärtigen deutschen Kultur griffe, für eine Reihe von Jahren wieder etwas besseres dort entstehen könnte." Aber nach zweijähriger Bühnenleitung sind auch diese Hoffnungen schon herabgestimmt. Seine eignen Erfahrungen sprechen aus dem Seufzer: „Streng und hart nennen sie einen, wenn man darauf hält, daß sie wie Menschen reden, stehen und gehen sollen, und daß sie den Dichter nicht zu Fetzen zerreißen. Dieses Geschlecht will aber immer auf dem Seile tanzen, ehe es noch zu ebener Erde sich gerade halten kann. Die Elemente der Kunst sind vergessen, das ist das Haupt- und Grundübel; die Schüler meinen bei dem beginnen zu können, womit der Meister aufhört." Im Jahre 1840 läßt er sich noch einmal über Berlin vernehmen: „Die deutsche Bühne fährt fort, zu jedem Tage ihr Scherflein Unsinn beizusteuern."

Ebendaher eine Stimme aus Schauspielerkreisen. Eduard Devrient sagt: „Der Beifall der Menge ist freilich ein gefährlich Ding, und ich fühle zu genau, wie der Schauspieler alltäglich sich die eigentliche Würde und Höhe seines Berufes vors Auge halten muß, um sich nicht der weichen Beifallswoge zu überlassen, die, wie Sie nur zu richtig sagen, durch so kleine Künste zu erreichen ist. So unähnlich der Künstler dem Prediger sein soll, darin muß er ihm gleichstehen, daß er den Leuten zeige, was sie erfahren sollen, nicht was sie erfahren wollen. Überhaupt giebt es vielleicht keinen Stand, von dem so sehr eine Fülle der Tugenden gefordert wird, als der unsrige. Selbstverleugnend sollen wir sein beim größten Anreiz zur Eitelkeit und Selbstsucht, uns aufgeben an das Totale einer Darstellung, wo es so leicht ist, sich abgesonderten Vorteil und Beifall zu verdienen, das Höchste und Vergeistigte immerfort anbieten, wo es wenig geschätzt, dagegen das Geringe und Gemeine begierig verlangt wird und reichlich gelohnt." Von einem Vereine der Schauspieler erwartete Devrient eine Zeit lang das Beste. Doch bald mußte er enttäuscht bekennen! „Ich dachte, dieser Verein sollte eine Gesinnung unter uns wecken, vergaß aber, daß sie für das Bestehen des Vereins schon vorhanden sein müßte.... Im allgemeinen haben die Schauspieler keinen Respekt vor ihrem Berufe, und daher mißbrauchen sie ihn. Es scheint, der Mensch achtet nur, was ihm sauer wird; wenn die jungen Schauspieler arbeiten müßten, bevor sie zur Produktion zugelassen würden wie alle andern Künstler, so würden sie mit mehr Ernst und Achtung daran gehen, sie würden beim Studiren gelernt

haben, wie himmelweit wir immer von dem Ideale unsres Berufes entfernt bleiben."

Damit auch Dresden, wo Eduard Devrient nachher noch viel schlimmere Erfahrungen sammeln sollte, nicht unvertreten bleibe, stehe hier ferner ein Zornausbruch Tiecks stelbst. „Was könnte geschehen, wenn man allenthalben den guten Willen hätte, und die Herren Komödianten trotz des ewigen Kunstgeschwätzes ihre eigne kleine Person nicht weit höher als Shakespeare und Goethe schätzten; von Garrick und Schröder kann bei diesen verwöhnten Eitelkeiten schon gar keine Rede sein. . . . Glauben Sie mir, die allgemein Anerkannten dieser Profession, die Bewunderten sind heutzutage die unerträglichsten, an welchen Hopfen und Malz verloren ist. Sagen Sie einem dieses, er sei mehr als Garrick, Schröder, Talma, Baron, Fleck rc. — er dankt mit Kopfnicken und meint, das verstehe sich von selbst; ersuchen Sie denselben, er möge das Knie weniger krümmen, oder den Federhut in die linke statt in die rechte Hand nehmen, so ist er Ihr unversöhnlicher Feind. Die minder großen nehmen noch Lehre an." Wer gelesen hat, was Prölß vor einigen Jahren aus dem Archiv des Dresdner Hoftheaters veröffentlichte, kann nicht in Zweifel darüber sein, daß zu diesem Porträt Emil Devrient gesessen hat. Und Carus meldet 1843 dem nach Berlin Übergesiedelten die Aufführung irgendeines Stückes von Shakespeare, nach welcher der Dichter sich gewiß dreimal im Grabe umgedreht habe. „Ich höre indeß, daß es bei Ihnen nicht besser geht."

Schließlich noch ein Bild einer Wanderbühne. Moriz Heydrich hat als Schauspieler und Kapellmeister in Bremerhaven einen „wahrhaft grauenvollen" Eindruck von dem Leben und Treiben solcher Zigeunerwelt gewonnen. „Ja wären es noch Shakespearesche Zettels, diese Schneider- und Schusterdirektoren — aber es sind eben nur Gauner und Gaukler. . . . Die Methode des Spielens war ziemlich holzhackermäßig. Früh sechs Uhr bekam man eine Rolle von zwei bis zwölf Bogen, die Probe war zehn Uhr, und die Vorstellung davon am nämlichen Tage. Dennoch spielten sie alle so, als wären sie Ludwig Devrients, und einige versicherten auch, ihr Genie werde schrecklich verkannt."

Genug, zwei Menschenalter hindurch, in Wien, Berlin, Dresden, Düsseldorf und Bremerhaven, bei Hofbühnen und „Schmieren" ist alles grundfaul, Intendanzen, Direktionen, Schauspieler und Publikum — aber, wohlgemerkt, immer nur „jetzt, heutzutage," dermaleinst ist es um alles dies besser bestellt gewesen! Und die Zeiten, aus welchen die klagenden, grollenden, zürnenden, verzweifelnden Stimmen zu uns herübertönen, sind dieselben, welche man uns als die goldenen im Vergleiche mit der Gegenwart schildert. Darnach wird wohl derjenige Recht behalten, welcher meint, daß auch in der Theaterwelt das Land Utopia zwar immer gesucht werde, aber immer ein Nebelbild bleiben werde; daß das Theatervölkchen jederzeit aus Menschen mit guten und schönen, mit schlechten und häßlichen Eigenschaften bestanden habe; daß man wohl thue,

beim Besuche des Theaters den idealen Maßstab zu Hause zu lassen oder aber — selbst zu Hause zu bleiben. Auf den Genuß an dramatischer Dichtung braucht einer ja deswegen nicht zu verzichten; denn — nichts für ungut! — den Faust und den Hamlet führen mir doch keine „Hof-“ und keine „Deutschen“ Schauspieler so auf, wie ich mir selbst im einsamen Zimmer!

Paris und die Franzosen.

Sie müssen Vertrauen zum Volke von Paris haben, sagte Gambetta, als er in Versailles mit Erfolg die Rückkehr der Kammern nach der Hauptstadt befürwortete. Andre Redner versicherten der Versammlung, daß man keinerlei Unfug zu befürchten habe, daß man sich in Ruhe und Frieden werde beraten können, und daß das Volk der großen Stadt, weit entfernt von Gedanken der Störung, vielmehr darauf bedacht sein werde, die Herren vor Angriffen Übelgesinnter zu bewahren. Die Ereignisse vom vorletzten Sonntage werfen ein eigentümliches Licht auf diese Prophezeiungen: sie zeigen, daß in Paris eine Bevölkerungsklasse herrscht, der es ebenso sehr an politischem Verstand als an der gewöhnlichsten Höflichkeit fehlt, und der sich gleichwohl die Regierung mit Einschluß des Präsidenten bis zu einem gewissen Grade fügen zu müssen meint. Man beleidigte und verhöhnte einen Nachbarfürsten, der als Gast Frankreichs erschien, man verletzte den Stolz der Spanier, man reizte damit Deutschland, man entfrembete der Republik alle Monarchen und vollendete so die Isolirung derselben. Europa erkannte von neuem, wie schwach die Regierung Grévys gegenüber der Unklugheit und Gemeinheit des Pariser Pöbels ist, diese Regierung gestand dies in der Entschuldigung, die sie an König Alfons richtete, selbst ein, nachdem sie es in der kühlen Haltung des Präsidenten beim Empfange des fürstlichen Besuches und in dem Wegbleiben des Kriegsministers von diesem Empfange schon sattsam bekundet hatte. Allerdings hat man sich entschuldigt, und Herr Thibaudin ist von seinem Amte zurückgetreten. Die Blamage aber, die Paris Frankreich wieder einmal zugezogen hat, wird bleiben, der Groll, den es in allen spanischen Parteien erweckt hat, gleichfalls, die Erkenntnis, daß hier sehr erbitterte Gegner der Monarchie und des Weltfriedens das Wort haben, ist gestiegen, und nicht leicht wird ein Nachbarfürst wieder wagen, den Franzosen durch Besuch ihrer Hauptstadt seine Sympathie zu bezeugen, nachdem der erste, der seit 1871 zu diesem Zwecke in Paris erschien, eine so schmachvolle Behandlung erfahren hat.

Man hat uns oft gesagt, Paris sei Frankreich. Nach den Auftritten des vorletzten Sonntags sollten alle Franzosen, die sich selbst achten, sich bemühen, der Welt den Beweis zu liefern, daß Paris nicht Frankreich ist. Es wird ihnen

aber nicht leicht fallen. Weitverbreitete Blätter hetzten dort gegen „Herrn Bourbon, den Ulanenkönig." Zeitungen, die notorisch von Mitgliedern der Familie des Präsidenten inspirirt werden, äußerten sich feindselig gegen den fürstlichen Besuch, und so ist der Schluß gestattet, daß Herr Grévy, wenn er die Gefühle der demonstrirenden Massen nicht teilte, wenigstens nicht in der Lage war, deren Brutalität offen zu verurteilen. Die Erklärung, die das offizielle Blatt brachte, enthält keinen Tadel der Vorfälle, mindestens keinen direkten. Ferner wissen wir, was Paris in den Augen der Partei bedeutet, die jetzt in Frankreich am Ruder ist. Ihr Dichter Victor Hugo hat uns 1871 gesagt, daß es „eine heilige Stadt," das „Mekka der modernen Gesittung," daß es „eine unermeßliche Gastfreundschaft," daß es „die Freiheit und das Licht" ist. Bombastischer Unsinn eines halbverrückten Phrasendrechslers! sagt man. Aber wir haben ernsten Grund, Paris als Herz und Gehirn der französischen Nation zu betrachten. Von hier sind alle Revolutionen derselben ausgegangen. Hier wurde 1792 die Schreckensherrschaft geboren. Der Pariser Pöbel vertrieb 1848 mit seinem drohenden Geheul die Herzogin von Orleans und zwang dann dem Lande eine kurzlebige Republik auf. Derselbe Pöbel schrie im Juli 1870: „Nach Berlin" und zerschlug nach Sedan den Kaiserthron. Die Kommune war die organisirte und für einige Wochen siegreiche Hefe der Pariser Bevölkerung. Jede Reaktion in Frankreich fand ihre Entschuldigung in der unruhigen Natur der Hauptstadt, und jeder kluge Herrscher des Landes wurde mit dem Hasse derselben beehrt. Thiers war in den Augen der Patrioten von Belleville der „schändliche Thiers," und zuletzt mußte auch Gambetta deren Schmähungen über sich ergehen lassen. Diesem Element der Pariser Bevölkerung gegenüber haben die meisten Regierungen Frankreichs sich schwach und unentschlossen bewiesen, und die jetzige macht davon keine Ausnahme. Wollte der Berliner Pöbel Preußen oder Deutschland eine Politik aufdrängen, so würde der Versuch unterdrückt werden, wo nötig mit Kartätschen. Frankreich dagegen nahm, ausgenommen einzig die Kommune, herkömmlich jede Politik und jede Regierung an, welche die schmutzigen Fluten der Emeute auf ihren Wellen emportrugen. So haben in Paris Straßenkrawalle geschichtliche Bedeutung: niemand weiß zu sagen, ob sie sich nicht zu staatliche Umwälzungen entwickeln werden. Angesichts dieser Möglichkeit mangelte es den hochstehenden und maßgebenden Persönlichkeiten Frankreichs beinahe immer an Kaltblütigkeit und Entschlossenheit, wenn sie in der Luft den Ansteckungsstoff einer erfolgreichen Revolution zu spüren glaubten. Ludwig der Sechzehnte, seine Minister und Hofleute, selbst seine Garden bahnten den Jakobinern ihre Wege durch fortwährendes ängstliches Nachgeben, durch Unentschiedenheit und Haltlosigkeit. Nur die Schweizersoldaten des Königs blieben von der Ansteckung frei und starben auf ihrem Posten. Sie waren nicht „empfänglich," sie ließen sichs nicht gefallen, sie teilten nicht die philosophische Bereitwilligkeit der Franzosen, das Unvermeidliche hinzunehmen — eine Bereitwilligkeit, welche auch später und bis auf den heutigen Tag die französischen Politiker beseelt hat, und welche sich ungefähr mit dem Satze charakterisiren läßt: Widerstand gegen die Gefühle und den Willen des Volkes der Straße ist nicht nur gefährlich, nicht nur ein Sakrileg, sondern unmöglich. Man muß sich ducken und mit dem Strome schwimmen. Als einmal während der Präsidentschaft Thiers' in Paris Gerüchte umliefen, eine Revolution bereite sich vor, schickte der Präsident einen Adjutanten zu den Direktoren der Bank von Frankreich, um die Herren zu beruhigen. Die aber verbeugten sich vor dem unerwarteten Besuche und fragten: „Sind Sie die neue Regierung?"

1871 war die Masse der Einwohner von Paris gegen die Kommune, hatte aber nicht das Kraftgefühl und den Mut, gegen die Minderheit verzweifelt entschlossener Fanatiker und Schurken zu kämpfen, welche den Befehl gegeben hatten, auf eine unbewaffnete Prozession zu schießen, und damit an einem einzigen Tage eine ganze Stadt lähmten und sich gehorsam machten. Taine hat uns gezeigt, wie wenig zahlreich die Jakobiner waren, die mit ihrer Dreistigkeit, Lautheit und Rührigkeit von Paris aus ganz Frankreich in Schrecken hielten und mehrere Jahre zwangen, ihren Willen zu thun. Und diese Herrschaft der Radikalen von Paris beruht nicht auf physischen oder moralischen Vorzügen, deren sich die Pariser im Vergleiche mit den Bewohnern der Provinzen Frankreichs etwa erfreuten. Die militärischen Behörden Frankreichs können bei der Aushebung feststellen, welchen Einfluß das großstädtische Leben auf die physische Verfassung des Volkes ausübt, und was haben sie gefunden? In den ländlichen Bezirken Frankreichs sind durchschnittlich von vierzehn jungen Leuten elf von Natur zum Soldatenstande geeignet, in Paris dagegen nur vier, die übrigen zehn müssen wegen Untermaß, Krankheit oder Verkrüppelung zurückgewiesen werden. Man kann nun im allgemeinen sagen: Die in Paris geborenen und erzogenen Franzosen gleichen ihre physischen Mängel durch größere geistige Gewecktheit aus. Aber wenn wir nach den Zeitungen, den Karikaturen, den populären Liedern und den Erzeugnissen der Volksbühne, die Paris hervorbringt, urteilen dürften, so würde der Stand des moralischen Thermometers ein sehr niedriger sein. Daß die Pariser ferner keine großen Helden sind, bewiesen sie reichlich während der Belagerung durch die Deutschen und während des Kampfes zwischen der Versailler Regierung und der Kommune. Sie verstanden zu hungern, aber ihre Ausfälle ermangelten fast durchgehends der Energie. Trochu war keine militärische Kapazität, aber wenn er nichts ausrichtete, so war es mehr noch als seine geringe Befähigung das Mißtrauen, das er in den Mut und die Gewandtheit der Nationalgarde setzte. Dieselbe war nur ihren Offizieren gefährlich und sonst ziemlich harmlos. Den eigentlichen Widerstand leisteten damals die Provinzen, die in diesen immer und immer wieder ausgehobenen Leute — Männer, über die der Pariser sich lustig zu machen und die er zu beherrschen gewohnt ist. Und so ists in der Geschichte Frankreichs immer hergegangen. Paris spielt Szenen, begeht Thorheit, macht Revolutionen, und Frankreich, die Gesamtheit der Franzosen hat dann die Folgen zu tragen. Paris schreit: à Berlin und verkriecht sich dann hinter seine Festungswerke, sodaß Frankreich den von der Hauptstadt angefangenen Streit auszufechten hat. Um sich vor dem Pöbel der letztern geschützt zu sehen, nimmt Frankreich bereitwillig jeden Diktator, König oder Kaiser an, der sich ihm vorstellt, und siehe da, ein paar Jahre später sieht es sich in einen Krieg verwickelt, den ihm die Unklugheit von Pariser Journalisten auf den Hals gezogen hat. Die Expeditionen der jetzigen französischen Politik in überseeischen Ländern sind das Werk von Pariser Advokaten, die zufällig Minister sind, und von Finanzjuden, die Paris zum Mittelpunkt ihrer Spekulationen machen. Das wahre Frankreich arbeitet, spart, blutet und stirbt, damit die Pariser Profit haben, Macht gewinnen und Ruhm erwerben. Das nimmt sich tragisch aus, wird aber komisch, wenn man sieht, daß die guten Leute in der Provinz dieses Verhältnis als ein solches betrachten und behandeln, das sich von selbst verstehe. Ein Franzose, der sich das an der Hand der Geschichte klar machen könnte, würde durch Thränen lächeln.

Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

3.

enngleich der äußere Anlaß der Ohnmacht Margarethens den anwesenden Besuchern der Ausstellung sich genügend offenbarte, so sollten sie die tiefere Ursache erst in den nächsten Tagen in dem Feuilleton des „Berliner Bürgerfreundes“ lesen. Der Artikel mit der Überschrift „Unedle Künstlerrache“ lautete folgendermaßen:

In unserm diesjährigen Salon zieht das Bild eines unsrer jüngeren Künstler aus doppeltem Grunde das allgemeine Interesse auf sich. Für die Kunstkenner bedarf es nicht erst der Bemerkung, daß der Künstler für dieses Bild die kleine goldene Medaille erhalten hat. Es stellt Judith dar, mit dem Haupt des Holofernes, sich von dem Lager des Getöteten erhebend. Zwar ganz biblisch ist die Darstellung nicht, und wir sind sicher, daß ein bekannter Hofprediger nicht in der Kommission gesessen hat, welche über die obige Auszeichnung an den Künstler Beschluß faßte. Wir können dem gedachten Herrn aber die Versicherung geben, daß, soweit sich dies konstatiren läßt, der Künstler keinen Tropfen semitischen Blutes in sich trägt. Judith ist freilich nicht das Heldenweib von Bethulien, sie ist eine zarte jungfräuliche Erscheinung, deren Gesicht nicht ohne koketten Zug ist. Sie scheint nicht sowohl gottvertrauend ihr Vaterland von einem mächtigen Feinde befreit, als vielmehr durch eine „abblitzende Antwort“ einen zudringlichen Anbeter abgewinkt zu haben. Auch Holofernes entspricht den biblischen und hofpredigerlichen Traditionen nicht. Nach seinem Kopfe scheint er ungeachtet des leicht angehauchten braunen Tones ein echter christlich-sozialer Germane zu sein, wie ihn selbst Dr. Bernhard Schütze nicht echter wünschen kann. Sein Gesicht zeigt tiefen Schmerz, als ob dieser, schon vor dem Tode vorhanden, denselben noch überdauerte. Läßt sich also vom geschichtlichen Stand-

Digitized by Google

punkt — wenn man jene Tragödie von Bethulien, welche es nicht einmal bis zu den vorschriftsmäßigen fünf Akten brachte, überhaupt als Geschichte bezeichnen darf — vielerlei gegen das Bild einwenden, so vergißt man diese antiquarischen Quängeleien vollständig gegenüber dem kühnen Schwung der Zeichnung, dem glänzenden Kolorit und jener Beleuchtung, die sowohl an Rembrandt als an Correggio erinnert.

Der von der Jury mit der kleinen Medaille ausgezeichnete Künstler heißt Oswald Hertel, ein noch jugendlicher Schüler Meyendorfs. Ohne uns weiter mit seiner Persönlichkeit aufzuhalten, sind wir in der glücklichen Lage, den Künstler unsern Lesern leibhaftig vorstellen zu können, indem wir sie einladen, seinen Holofernes näher ins Auge zu fassen, denn dieser ist das Porträt des Künstlers selbst. Judith aber ist die Tochter eines hier bekannten, hochangesehenen Bankiers, dessen Name an einen Refügié der französischen Kolonie erinnert und dessen geistvolle Frau in der T......... straße im Winter einer ausgesuchten Gesellschaft ihr gastfreies Haus öffnet. Auch der Künstler wurde dort mit Liberalität und Freundlichkeit aufgenommen, lohnte aber dieselbe mit schnödem Undank, indem er nach der noch ganz jugendlichen Tochter, dem „reichen Goldfisch,“ zu angeln versuchte. Bei der Tochter wie bei den Eltern erfuhr er eine ausreichende Zurückweisung seiner Bewerbung, und aus — Verstimmung hierüber malte er das Bild.

Es ist nur zu leicht begreiflich, daß die Jury von diesem ge—wöhnlichen Zug keine Ahnung hatte; sie würde sonst nicht das Bild mit dieser Auszeichnung beehrt haben, da sich Moral und Kunst nicht von einander trennen lassen. Sicherem Vernehmen nach soll die Medaille zurückgefordert und das Bild aus der Ausstellung entfernt werden. In der That ist diese Genugthuung die gesamte Künstlerschaft wie die Jury selbst unserm verehrten Mitbürger G ..... und dessen feinfühliger Gattin schuldig, die nicht bloß durch reiche Ankäufe in jedem Jahr die Ausstellung unterstützten, sondern auch auf allen Gebieten der Humanität und des Edelsinnes als erste Sterne voranleuchten. Es würde uns um die zahlreichen Künstler, die der in unsrer materiellen Zeit immer selteneren Mäcene bedürfen, besonders schmerzen, wenn der Vorstand der Akademie diese geringe Rücksicht für unsern Mitbürger außer Acht lassen und mit seiner Autorität die öffentliche Beschimpfung einer jungen Dame aus der Gesellschaft gutheißen sollte. Dr. Sp.th.

Den Schreiber dieses Artikels zu erraten war auch minder Eingeweihten nicht schwer, wenige aber wußten, wie der Artikel zu stande gekommen war.

Margarethens Erklärung, sobald sie von der Ausstellung nach Hause zurückgekehrt war, daß sie unwohl und der Ruhe bedürftig sei, fand bei ihrer Mutter warme Unterstützung. Frau Genève sah ein, daß etwas geschehen müsse, und wünschte bei allen Verhandlungen von etwaigen Einwürfen ihrer Tochter verschont zu sein. Es galt zunächst den sogenannten öffentlichen Skandal zu

vermeiden, d. h. einerseits der Presse Stillschweigen über den Vorfall aufzuerlegen, andrerseits durch eine bestimmte Kundgebung darauf hinzuwirken, daß das Bild aus der Ausstellung entfernt werde. Daß der Künstler nicht daran denken würde, das Bild an einen Privatmann zu verkaufen, das war bei seinem bekannten Charakter vorauszusehen. Sonstige Maßregeln gegen Oswald behielt sich Frau Bertha, die ihre Rache kalt genießen wollte, nach Erledigung dieser ersten notwendigen Maßregeln vor. Den Auftrag rücksichtlich der Presse erhielt Dr. Späth, der sich zu dieser Mission jedoch nur unter der Bedingung verstand, daß ihm zu etwaigen Auslagen unbeschränkte Vollmacht und volle Indemnität für dieselben erteilt würde, eine Bedingung, die Papa Genève nur mit vielem Widerstreben annahm. Bei den anständigen Zeitungen, deren es, Gott sei Dank, noch immer giebt, mußte sich der Abgesandte des Hauses Genève verschiedene Zurechtweisungen recht grober Art gefallen lassen; man erklärte schon die Vermutung daß ein ehrenhaftes politisches Blatt gemeinen Klatsch überhaupt aufnehmen könnte, für eine Frechheit, und gab dem Beauftragten nicht mißzuverstehende Winke, achtbare Redaktionen nicht nach dem eignen Maßstab beurteilen zu wollen — was Dr. Späth nicht hinderte, mit verbindlichster Miene für die freundliche Gesinnung zu danken und gleichzeitig ein Schmerzensgeld für diese Behandlung seinem Auftraggeber anzukreiden. Leider gab es andrerseits Blätter genug, welche gegen die Vorschläge Späths viel entgegenkommender waren, d. h. aber nur gegen baare Abfindungen, die in verschiedenen Abstufungen wechselten. Der Redakteur des „Coeur-Wenzel“ erklärte es für eine Pflicht der unabhängigen Presse, die Pestbeulen der sogenannten guten Gesellschaft vor den Augen des Volkes mit dem scharfen Messer der beleidigten Moral zu öffnen und meinte, daß schon, abgesehen von dieser Unabhängigkeit seiner Gesinnung, die Rücksicht auf die Vermehrung der Abonnentenzahl durch die Mitteilung einer so viel pikanten Stoff bietenden Geschichte ihn abhalten müsse, auf irgend welchen Pakt einzugehen. Der mitanwesende Verleger des Blattes glaubte jedoch, die letztgedachte Rücksicht selbst vertreten zu können, wenn ihm eine Quartalsrate von 250 Abonnenten — das Blatt selbst war bisher nur gratis den Straßenverkäufern und Restaurateurs eingehändigt worden, da es erst seit vierzehn Tagen bestand — als Entschädigung gezahlt würde. Dr. Späth mußte sich zu diesem Opfer bereit erklären und konnte nur froh sein, daß der Abonnementspreis vierteljährlich auf 15 Pfennige berechnet wurde, obgleich diese Zeitung morgens und abends erschien, eine belletristische Wochenbeilage, ein humoristisches Wochenblatt und ein besondres Organ für Skatspieler seinem Leserkreise bot. Der Redakteur protestirte gegen eine solche unwürdige Abmachung, legte seine Stelle nieder und war nur zu bewegen, gegen eine Aufbesserung seines Gehalts um 500 Mark jährlich sich weiter dem großen und unabhängigen Unternehmen zu widmen. Der Verleger, welcher eine so geschätzte Kraft nicht verlieren wollte, verstand sich auch zu diesem Opfer und verlangte großmütig, daß das Haus

Genève diese Mehrausgabe nur für ein Jahr übernehmen sollte. Auch hierzu mußte sich Dr. Späth verstehen. Nach drei Tagen saßen freilich Redakteur und Verleger wegen eines schamlosen Angriffs gegen die Sittlichkeit hinter Schloß und Riegel, und der „Coeur-Wenzel“ war aus dem Kreise der Vertreter der öffentlichen Meinung verschwunden. Die schwierigste Mission hatte Späth bei dem „Berliner Bürgerfreund,“ einem wegen seiner Klatschsucht und seiner Abonnentenzahl, die sich aus dem Kreise der mittlern Bürgerschaft zusammensetzte, einflußreichen Organ. Hier mußte gleichzeitig der Angriff gegen die Akademie in Szene gesetzt werden, um das Bild aus der Ausstellung zu entfernen. Der Chefredakteur witterte in dem ganzen Manöver des Künstlers eine antisemitische Tendenz, die von dem Akademievorstande und wahrscheinlich auch vom Reichskanzler selbst begünstigt werde. Das Schwergewicht des Artikels sollte daher in diese Richtung gelegt werden, und man wollte deshalb, um den Schein der Unparteilichkeit zu behaupten, umso rückhaltloser in das Lob des Kunstwerks als solchen einstimmen. Der heikle Punkt der Abfindung wurde mit Stillschweigen übergangen, doch erzählte der Redakteur, daß er gestern eine Brieftasche mit 500 Mark verloren habe, was ihn umsomehr schmerze, als sie zu einem Geburtstagsgeschenk für seine Frau bestimmt gewesen seien. Er sprach jedoch die Hoffnung aus, daß sich der Finder zur Rückgabe verstehen werde, noch ehe der Artikel über Judith und Holofernes erscheine. In der That fand sich der Redakteur in seiner Hoffnung nicht getäuscht; als er nach Hause kam, fand er einen Brief mit 500 Mark von Max Genève vor, in welchem dieser den Adressaten bat, ihm den Ersatz seines Verlustes als einen Beitrag zu gestatten, mit welchem ein schlichter Mann aus dem Volke den Heroismus der geistigen Vorkämpfer für Humanität und Freiheit zu ehren wage.

Wie man sieht, kam diese Korrektur der öffentlichen Meinung dem Hause Genève ziemlich teuer; auch ging es nicht ohne einige heftige Szenen ab, da Späth nicht über alle seine Liquidationen Belege vorlegen konnte oder wollte. Es bedurfte einer sehr energischen Dazwischenkunft von Frau Bertha, um eine Verständigung herbeizuführen.

Die Wirkungen standen aber in dem umgekehrten Verhältnis zu den Kosten. Es war eben nur erreicht, was der Vogel Strauß zu erlangen glaubt, wenn er seinen Kopf in den Busch steckt. In den Kreisen, in welchen die Angelegenheit unterdrückt werden sollte, wurde sie doch bekannt und ausgeschmückt. Außerdem schlug der Angriff gegen die Akademie völlig fehl. Der „Neue Berliner Bürgerfreund,“ ein Konkurrenzblatt des andern, wies in einem boshaften Gegenartikel nach, daß die Unterstützung der Ausstellung durch Herrn Genève sich auf die Abnahme von zwei Loosen beschränkte, die sogar noch mit dem Gewinn eines Aquarells und eines Kupferstichs gezogen wurden. Endlich erschien ein Freund des Künstlers Harold Stolberg in der Redaktion des „Berliner Bürgerfreundes“ und verlangte Widerruf der die Ehre seines Freundes in dem Artikel angrei-

fenden Worte. Indem er als seine Legitimation, abgesehen von dem Freundschaftsverhältnis zu dem abwesenden Maler, auch noch die Pflicht anständiger Leute anführte, gewissenlosen und feilen Ehrabschneidern entgegenzutreten, erhielt er nur eine sehr höhnische Antwort, die Harold mit einigen Stockschlägen in das Gesicht des Chefredakteurs erwiederte. Letzterer reagirte hierauf in keiner Weise, und sein Blatt schwieg von dem Vorfall selbst dann, als die gleichgeartete Oppositionspresse hiervon mit gefälliger Breite Notiz nahm. Dagegen hielt der Redakteur des „Berliner Bürgerfreundes" es für notwendig, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise ins Bad zu unternehmen, deren Kosten sich ebenfalls in dem Geheimbuche der Firma Genève und Comp. verzeichnet finden.

Das Bild blieb nach wie vor in der Ausstellung, und auch das Schildchen „gekrönt mit der kleinen goldnen Medaille" wurde nicht zurückgezogen. Für die Familie Genève war es störend, so lange die Ausstellung geöffnet war, in Gesellschaften zu gehen oder solche zu empfangen. Dr. Späth machte den Vorschlag, den Herbst zu einer italienischen Reise zu benutzen, wobei er der unentbehrliche Cicerone gewesen sein würde, allein der alte Genève zeigte sich diesmal gänzlich widerstrebend. Was er für das Bild ausgegeben habe, äußerte er, hätte gereicht, die ganze Ausstellung zusammenzukaufen und nach Australien zu gehen. Er machte auch das erste mal offen dem Unwillen gegen seine Frau Luft, die das ganze Unheil mit ihrer Bildung angerichtet hätte; bei andern großen Börsenleuten, wiederholte er oft, verkehrten keine Maler, und da kämen auch solche Bildergeschichten nicht vor. Auch an der Börse selbst wurde er von einigen scharfen Bemerkungen nicht verschont. Dieser übeln Laune ihres Gemahls konnte Bertha nicht Herrin werden, und so einigte man sich dahin, den Rest des noch schönen Herbstes in der Villa bei Potsdam zuzubringen. Da Gretchen seit ihrem Unfall in der Akademie schwermütig schien und das Köpfchen hängen ließ, so wurde zu ihrer Tröstung und Erheiterung Else Müller mitgenommen. Dr. Späth fehlte auch nicht; obwohl Max Genève gegen seine Mitnahme Einspruch erhob, so glaubte Bertha es ihrer Ehre und der bedrohten Fortdauer ihrer Alleinherrschaft schuldig zu sein, wenigstens in diesem Punkte nicht nachzugeben.

4.

Unterdeß saß derjenige, welcher an dem Eröffnungstage der Ausstellung den Anlaß zu soviel Unruhe gegeben hatte, zu derselben Stunde in der Eisenbahn auf dem Wege nach München und Italien.

Ehe wir ihn dahin begleiten, müssen wir zu erforschen suchen, ob seinem Bilde in der That die unedle Rache eines Künstlers zu Grunde lag.

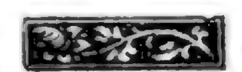
Es war richtig, daß er seit einem Jahre in dem Hause von Genève verkehrt hatte. Einer jener Schriftsteller, welche sich an die Künstler zu heften verstehen und von diesen mit Rücksicht auf eine spätere Kritik zu schonen und

zu fürchten sind, hatte Oswald Hertel an einem Gesellschaftsabend zu Frau Genève gebracht. Diese, welche noch niemals einen wahrhaften Künstler bei sich gesehen hatte, empfing ihn mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit; zu seiner Freude fand Oswald einen entfernten Verwandten des Hauses, den Buchhändler Meyer Großheim, mit welchem er zusammen die Schule besucht und in einem freundschaftlichen Verkehr gestanden hatte. Großheim, der Sohn eines kleinen Händlers, hatte sich unter den größten Entbehrungen die Mittel zu erschwingen gesucht, um zu studiren. Er war der fleißigste Schüler und von Lehrern und Kameraden geliebt; allein er sah ein, daß das Studium ihn verhindern würde, schon frühzeitig für Eltern und Geschwister zu sorgen, und so ging er von der Prima des Gymnasiums in die Lehre zu einem Buchhändler und nach beendigter Lehrzeit nach Paris und London, um sich in den Sprachen und in den Verhältnissen des ausländischen Büchermarktes zu vervollkommnen. Seit wenigen Wochen war Großheim nach Berlin als Prokurist der großen Verlagsfirma D. Zorndorf eingetreten, ohne daß er noch mit Oswald, mit welchem der Verkehr seit dem Aufenthalt in Paris sich gelockert hatte, zusammengetroffen wäre. Die Begrüßung der beiden Jugendfreunde war herzlich und trug nicht wenig dazu bei, für Oswald den Verkehr im Hause Genève zu einem angenehmen zu gestalten. Außerdem veranlaßte Bertha ihre Tochter, dem Maler alle Aufmerksamkeit zu widmen und ihn mit besondrer Auszeichnung zu behandeln. Margarethe kam diesem Wunsche umso bereitwilliger nach, als sie in Hertel bald einen Mann fand, wie sie einem solchen in ihren Kreisen bisher noch nicht begegnet war. Anstatt der gedrechselten Phrasen des Feuilletonstils hörte sie geistvolle Reden, statt fader Witze fand sie glänzenden Humor; niemals verlor Oswald seine Würde, noch verriet er eine Schwäche. Margarethe gab sich dem vollen Genuß der Unterhaltung mit ihm hin. Diese Aufnahme verfehlte auch bei Oswald ihre Wirkung nicht; er war noch zu naiv in den Künsten jener Aftergeselligkeit, um zu fühlen, daß Frau Genève nur den einen Zweck hatte, ihn an ihren Salon zu fesseln. Er war zu treuherzig, um zu glauben, daß das Benehmen des jungen Mädchens ein Gemisch von Gefallsucht und Vergnügen an seiner Unterhaltung sei, und er fühlte sich bald zu diesem Hause und zu dessen Tochter mehr angezogen, als er es sich eingestehen mochte. Denn nur selten wird ein Mann unempfänglich für Freundlichkeiten sein, die ihm von einer Frau gespendet werden, und seine Empfindung wird sich steigern, wenn diese Frau auch noch schön und anmutig ist. Unzweifelhaft kann einem Verkehr junger Männer und Mädchen nicht lediglich der Gedanke und das Ziel einer ehelichen Verbindung zu Grunde liegen. Nichtsdestoweniger konnte und mußte sich Oswald sagen, daß er zu alt war, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein. Er versuchte, der ganzen Situation so kühl wie möglich gegenüberzutreten; denn es gehörte keine besondre Beobachtungsgabe zu der Erkenntnis, daß Max Genève eine Heirat seiner Tochter lediglich von dem Gesichtspunkte

materiellen Vorteils behandeln und daß er deshalb einen Künstler zurückweisen werde, dessen ganzer Reichtum in seinem Talent und dessen Aussichten nur in der Zukunft lagen. Oswald war auch nicht blind gegen Frau Genève und ihre Art, deren Grundzug, die Eitelkeit und der äußere hohle Glanz, sich bei jeder Begegnung mehr als einmal verrieten. Ja oft sagte er sich selbst, daß der Erwerb solcher Schwiegereltern nicht gerade als eine Gunst des Schicksals betrachtet werden könne. Aber wenn dann Margarethe bei seinen Besuchen sich nur ihm widmete, ihn bat, mit ihr zu Tisch zu gehen, damit sie in der Öde und Wüste ihres Tagesverkehrs eine Oase finde, um sich zu erholen und neue Kraft zu schöpfen, wenn bei den tausend Redewendungen und Freundlichkeiten ihre zärtlichen Blicke auf ihm ruhten, dann vergaß er doch die Zurückhaltung, welche er beobachten wollte, und gab sich sprühend und begeistert dem Genuß dieses Umgangs hin. Es konnte auch nicht fehlen, daß die Auszeichnungen, die er von Mutter und Tochter unausgesetzt erfuhr, die Aufmerksamkeit des ganzen Kreises erregten, der in dem Hause verkehrte, und es blieben auch die Anspielungen und Sticheleien nicht aus, die mit mehr oder weniger Indiskretion in Gegenwart aller Beteiligten geäußert wurden. Auch Großheim waren alle diese Dinge nicht entgangen, wenn er auch nicht so häufig bei Genèves verkehrte. Er hatte sich seinen Verwandten gegenüber stets die volle Unabhängigkeit zu wahren verstanden, und wenn er gerade wegen dieser Eigenschaften und der Aufrichtigkeit seiner Sprache wenig Sympathien bei der Herrin des Hauses fand, so war er doch von ihr respektirt. Aber er verkehrte nicht gerade gern in diesem Hause und kam nur Oswalds wegen häufiger hin, als er es bisher pflegte. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß auch zwischen den Freunden die zarten Beziehungen zwischen Oswald und Margarethe berührt wurden. Der erste Anlaß zu einer solchen Unterhaltung kam nach einer Gesellschaft, in welcher Frau Genève mit großer Begeisterung vom Künstlerberufe gesprochen und mit ganz unverkennbaren Andeutungen auf Oswald ausgeführt hatte, daß ein Mann seines Schlages überall mit Freuden nicht nur aufgenommen, sondern auch geliebt werden müsse. Als darauf geloost werden sollte, welcher Herr der einzelnen Dame als Tischnachbar zufalle, hatte Margarethe mit Unterstützung ihrer Mutter und so, daß es allen Anwesenden auffallen mußte, es einzurichten verstanden, daß sie mit Oswald zusammenkam. Beim Nachhausegehen suchte Großheim zunächst die Ernsthaftigkeit der Gesinnung Oswalds zu erforschen, und als er sah, wie dieser, der noch unter dem Eindrucke des ganzen Abends stand, aus seiner Begeisterung für Margarethe kein Hehl machte, so ermunterte er den Freund zu dem entscheidenden Schritte. Nur Margarethe und deren Mutter, so äußerte sich Großheim, sind allein maßgebend; mein Onkel Genève wird zwar aus freien Stücken seine Tochter einem unbemittelten Künstler nicht in die Ehe geben, aber den gemeinsamen Wünschen von Frau und Kind keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Über die Anschauungen dieser letztern beiden kann nun nach dem Urteil aller gar kein Zweifel mehr bestehen. Meine Tante Bertha hat zwar, um es vulgär zu bezeichnen, Rosinen im Kopfe, und es wäre ihr gewiß lieber, wenn Margarethe, mit einer freiherrlichen Krone geschmückt, in eitel Glanz und Herrlichkeit bei Hofe und in den ersten Kreisen der Residenz, welche ihnen zur Zeit verschlossen sind, verkehren könnte. Andrerseits zollt aber die Tante auch dem Ruhme des Künstlers volle Bewunderung, zumal da du bei aller Bescheidenheit nicht leugnen kannst, daß dir noch eine große Zukunft blüht. Du weißt, daß ich von meinen Verwandten nicht gerade begeistert bin, aber das

ganze Benehmen von Mutter und Tochter würden ja das Maß jeder Koketterie überschreiten, wenn du in dieser Art, dich zu behandeln, nicht eine Ermutigung, den entscheidenden Schritt zu thun, sehen sollst.

Oswald teilte diese Zuversicht noch nicht, war aber damit einverstanden, daß Großheim selbst bei seinen Verwandten sich eine stärkere Gewißheit verschaffen sollte. (Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Rumänien und die Londoner Konferenz. Die Wiener Kongreßakte von 1815 bestimmte, daß die Mächte, deren Staaten von demselben Strome getrennt oder durchströmt werden, sich verpflichten, in gemeinschaftlicher Übereinkunft (comman accord) die Beziehungen der Schifffahrt zu regeln, wobei folgende Grundsätze maßgebend sein sollten: 1. Daß die Schifffahrt auf diesen Strömen mit allen Nebenströmen vom Anfangspunkte ihrer Schiffbarkeit bis zu ihrer Ausmündung in das Meer (jusqu'à la mer) gänzlich frei und in Bezug auf den Handel niemand untersagt sein soll; 2. daß zwar jedem Uferstaat seine Hoheitsgewalt über das Flußgebiet innerhalb seiner Grenzen verbleibt, die Schifffahrt selbst aber nicht gehemmt werden soll (daher keine Stapelplätze, kein Zwang zum Umschlag); 3. daß keine Waarenzölle erhoben werden dürfen; 4. daß die Schifffahrtspolizei für die gemeinsame Flußstrecke durch gemeinsames Einverständnis zu regeln ist, wobei jedoch dem Uferstaat die Unterhaltung der Leinpfade und Treppelwege und die Vertiefung des Flußbettes zufällt.

Diese Grundsätze gelangten nur allmählich und mittelst besondrer Vereinbarungen, keineswegs vollständig zur Anerkennung. Es darf hingewiesen werden auf die verschiednen Rheinschifffahrts- und Elbschifffahrtsakte, die vom Jahre 1821 an beginnen, namentlich auf die unerquicklichen Verhandlungen wegen des Stader Zolles, dessen Erhebung das souveräne Hannover rechtswidrig durchsetzte, ferner auf die Zwistigkeiten wegen der Schelde, auf die Streitigkeiten zwischen England und Nordamerika wegen des Lorenzstromes. Was die Donau betrifft, so ist erst durch den Pariser Vertrag von 1856 vereinbart worden, daß in Zukunft die Grundsätze der Wiener Kongreßakte auch auf die Donau anwendbar sein sollten, eine Bestimmung, welche die Zweifel dieser Akte auf jenen großen Strom, dessen letzter Lauf von souveränen und nicht souveränen Uferstaaten begrenzt wurde, übertrug. Durch denselben Vertrag wurden zwei Kommissionen eingesetzt, eine europäische, welche von Isaktscha an die notwendigen Arbeiten bezeichnen und ausführen lassen sollte, um die Mündungen der Donau und der angrenzenden Meeresteile schiffbar herzurichten, sowie eine Kommission der Uferstaaten (mit Einschluß der damaligen Donaufürstentümer), welche Schifffahrtsreglements und Strompolizeivorschriften erlassen, die Stromarbeiten ausführen und nach Auflösung der europäischen Kommission über die Schiffbarkeit der Mündungen und angrenzenden Meeresteile wachen sollte. Diese Uferstaaten vereinigten sich später zu der Donauschifffahrtsakte vom 7. November 1857, welche diese Bestimmungen unter Fortbestehen der ständigen Kommission ausführte. Durch einen Akt, gezeichnet zu Galatz am 2. November

1865, konstatirten die europäischen Großmächte, welche den Pariser Frieden geschlossen hatten, die von der europäischen Kommission vorgenommenen Arbeiten, übertrugen derselben neben dem Sulinaarm noch die Verbesserung des St. Georgarmes, wobei sich die Türkei verpflichtete, dieser Kommission die erforderliche Unterstützung zu leihen. Durch den Londoner Vertrag vom 13. März 1871 wurde die Dauer der europäischen Kommission auf weitere zwölf Jahre, bis zum 24. April 1883, erstreckt und die Uferstaaten übernahmen die Verpflichtung, sich untereinander wegen Beseitigung der Schiffahrtshindernisse am Eisernen Thor zu verständigen. Artikel 53 des Berliner Vertrages berief Rumänien zur Teilnahme an der europäischen Kommission, und die dieselbe bildenden Mächte vereinigten sich zu einer neuen Akte (Galatz, den 28. Mai 1881), worin unter Aufrechterhaltung der frühern Bestimmungen die Rechte der gedachten Kommission bis nach Galatz hin ausgedehnt wurden. Der Berliner Vertrag war jedoch noch weiter gegangen; er bestimmte einerseits, daß die Reglements betreffend die Polizei und Beaufsichtigung der Flußschifffahrt auf der Straße vom Eisernen Thor bis Galatz durch die europäische Kommission unter Mitwirkung der Delegirten der Uferstaaten ausgearbeitet und mit den abwärts von Galatz bereits geltenden oder noch zu erlassenden Reglements in Übereinstimmung gesetzt werden sollten, sowie daß Österreich die erforderlichen Arbeiten zur Beseitigung der am Eisernen Thor bestehenden Hemmungen übernehmen sollte. Die Uferstaaten an diesem Teile des Flußlaufes wurden verpflichtet, alle diejenigen Erleichterungen zu gewähren, welche im Interesse der betreffenden Arbeiten erforderlich erscheinen könnten (Artikel 55, 57). Den Schlußstein zu diesen Bestimmungen bildet der neue Londoner Vertrag der Pariser Signatarmächte vom 10. März d. J. In ihm liegt für Rumänien der Stein des Anstoßes. Die europäische Kommission wird auf 21 Jahre erneuert, ihr jedoch der Kiliaarm, soweit er nur von Rußland oder nur von Rumänien begrenzt wird, entzogen. Wo dieser Arm an rumänischen und russischen Ufern anliegt, sollen auf ihn die auf den Sulinaarm bezüglichen Vorschriften unter Aufsicht der zur europäischen Kommission abgeordneten Delegirten Rußlands und Rumäniens Anwendung finden. Gegen diese Bestimmung hat Rumänien nichts einzuwenden, da hierin alle seine Rechte als Uferstaat gewahrt sind, wohl aber gegen Vorschriften des dem Vertrag beigefügten Schifffahrts- und Strompolizeireglements. Dessen Ausführung wird nämlich unter die Aufsicht einer gemischten Kommission gestellt, in welcher Österreich-Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Serbien, sowie ein alle Semester wechselndes Mitglied der europäischen Kommission vertreten sein und Österreich das Präsidium führen soll. Die Dauer dieser gemischten Kommission ist wie die der europäischen 21 Jahre, ihre Entscheidungen werden nach Stimmenmehrheit gefällt. Die Folge dieser Beschlüsse ist, daß Österreich-Ungarn auf einem Gebiete des Stromes, auf welchem es selbst nicht Uferstaat ist, unterhalb des Eisernen Thores ein Aufsichtsrecht erhält, und daß Rumänien an dem Teil, wo es selbst Uferstaat ist, sich in seinen Territorialgrenzen der Stimmenmehrheit der Kommission (mixte) unterwerfen soll, während es auf commun accord Anspruch macht.

Die Versuche Rumäniens, an diesen Abreden etwas zu ändern, sind vorläufig gescheitert; dahingestellt muß bleiben, ob sie bereits als beendet zu betrachten sind. Die Tagespresse hat die Reise des rumänischen Königs nach Wien und Berlin, die Zusammenkunft des Reichskanzlers mit dem Grafen Kalnoky, die Reise des rumänischen Ministerpräsidenten Bratiano in Zusammenhang mit der Donaufrage zu bringen gesucht. Abgesehen von diesen diplomatischen Verhandlungen bemüht sich aber Rumänien, auch die öffentliche Meinung Europas für sich zu gewinnen, und

das junge Königreich hat einen ebenso beredten wie geistreichen Anwalt in Professor v. Holtzendorff gefunden, der soeben sein von der rumänischen Regierung erfordertes Gutachten veröffentlicht hat.*) Holtzendorff giebt zunächst eine Übersicht über die Entwicklung des europäischen Flußschifffahrtsrechtes seit 1815, wobei namentlich die Verhältnisse an der Donau seit dem Pariser Frieden einer genauen Prüfung unterworfen werden. Sodann beantwortet er neun von ihm aufgestellte Donaufragen, wobei er davon ausgeht, daß die Ausführung des Schifffahrtsreglements und die Ausübung der Flußpolizei auch auf internationalen Strömen jedem Uferstaat kraft seiner Territorialhoheit zusteht; er erachtet es auch vom Standpunkte der Billigkeit für unzulässig, daß Rumänien unter Mißachtung der Reziprozität dem mächtigen Österreich gegenüber zurückgesetzt wurde; er findet in der geschichtlichen Entwicklung des Donauschifffahrtsrechtes, daß stets die Einwilligung des Uferstaates die Rechtsbasis selbst für die europäische Kommission gebildet habe; er erachtet die Gleichheit der Uferstaaten bei der Aufsichts- und Überwachungskommission auf internationalen Strömen als eine Konsequenz der vollkommenen Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten der Uferstaaten und gelangt demgemäß dahin, Österreich-Ungarn für den Teil unterhalb des Eisernen Thors keinen andern Rechtstitel zuzuerkennen, als wie es ihn lediglich von der europäischen Kommission ableiten könnte. Das Gutachten sieht in dem Londoner Traktat vom 10. März d. J. eine Verletzung der von der Wiener Kongreßakte aufgestellten Grundsätze und eine Rückkehr zu den alten Zuständen, wonach die Flußschifffahrt von der Lage und Macht der Uferstaaten abhängig war, demgemäß vindizirt der Verfasser Rumänien das Recht, in seiner Stellung als Uferstaat, als Mitglied der europäischen Kommission und als Mitunterzeichner der Akte von 1881 an allen die Donauschifffahrt betreffenden Konferenzen Teil zu nehmen, und bestreitet den Londoner Signatarmächten das Recht, unter Ausschluß Rumäniens Änderungen an dieser Konvention vorzunehmen. Das Gutachten berührt zwar auch die Frage, ob die Legitimation der gedachten Mächte nicht in dem Berliner Vertrag zu finden sei; es leugnet jedoch diese Grundlage des Vorgehens derselben, und unsrer Ansicht nach liegt hier der schwache Punkt der Ausführung und der Rechte Rumäniens. Dasselbe hat zwar in blutigem und heldenmütigem Verteidigungskampf seine Unabhängigkeit erstritten, völkerrechtliche Grundlage derselben ist aber der Berliner Vertrag, und dieser hat gleichzeitig von der Regelung der Donaufrage Besitz ergriffen.

Es soll jedoch hier nicht entschieden werden, ob ein Recht Rumäniens in dem Londoner Vertrag verletzt ist oder nicht, denn bei Fragen von so hochpolitischer Bedeutung und bei dem Mangel rechtsverbindlicher Grundsätze haben juristische Gründe keine Bedeutung. Es darf nicht verkannt werden, daß Österreich, auch wenn es unterhalb des Eisernen Thores kein Territorialstaat ist, seit Jahrhunderten an der Donau Blut und Geld geopfert und sich dadurch einen Rechtstitel auf eine vorherrschende Stellung an diesem Strom erobert hat. Unmittelbar und mittelbar hat Österreich auch für die Unabhängigkeit Rumäniens gekämpft, und im großen und ganzen ist materiell ja auch Rumänien damit einverstanden, daß die Schifffahrt auf der Donau nur durch Österreichs Beitritt gefördert werden kann, sodaß zuletzt die ganze Frage sich in eine Etikettenfrage zuspitzt, für deren alle Teile befriedigende Lösung sich gewiß ein Ausweg finden wird.

---

*) Rumäniens Uferrechte an der Donau. Ein völkerrechtliches Gutachten von Dr. Franz von Holtzendorff, Professor in München, Mitglied des völkerrechtlichen Instituts. Leipzig, Duncker und Humblot, 1883. 168 S.

Die Andauer des Sozialistengesetzes. Ein Artikel der Provinzial-Korrespondenz, welcher die Notwendigkeit einer demnächstigen Verlängerung der mit dem September 1884 ablaufenden Geltungskraft des Sozialistengesetzes andeutete, hat der Nationalzeitung (Nr. 447) Veranlassung gegeben, diese Frage schon jetzt zu besprechen. Die Besprechung erkennt an, daß die sozialdemokratische Partei auch heute noch eine starke Organisation habe, daß sie überall, in der Presse, bei Wahlen u. s. w., ihre Wirksamkeit zu entfalten suche, kurz, daß die von derselben drohende Gefahr in keiner Weise vorüber sei. Aber sie meint doch, ein solcher Ausnahmezustand, wie der durch das Sozialistengesetz geschaffene sei, dürfe nicht zu lange dauern; man müsse „auf den Boden des gemeinen Rechts" zurückkehren, wenn auch vielleicht ein gewisser Übergangszustand zuzugestehen sei.

Es ist in der That wunderbar, daß eine Partei, welche gerade auf diesem Gebiete so überaus bittere Erfahrungen gemacht hat, schon jetzt wieder dies alles vergessen zu haben scheint und mit dem frühern Winde zu segeln versucht. Erinnern wir uns doch einmal des ganzen Verlaufs dieser Angelegenheit.

Die Versuche der Reichsregierung, Schutz gegen die wachsenden Gefahren der Sozialdemokratie zu gewinnen, begannen im Herbst 1875. Damals legte die Regierung dem Reichstage eine Novelle zum Strafgesetzbuche mit einem Paragraphen vor, welcher öffentliche Angriffe gegen Ehe, Familie und Eigentum, sowie öffentliche Aufreizung der Bevölkerungsklassen gegeneinander mit Strafe bedrohte. Graf Eulenburg der ältere vertrat den Entwurf. Unter ausführlicher Darlegung der offenkundigen Bestrebungen der Sozialdemokratie bat er dringend, mit diesem Paragraphen den Regierungen eine Waffe in die Hand zu geben, durch welche sie in den Grenzen der Ordnung den drohenden Gefahren begegnen könnten, damit nicht diese Bewegung heranwachse, „bis die Flinte schießt und der Säbel haut." Mit einer an Hohn grenzenden Entschiedenheit wiesen die Reden der Abgeordneten Lasker und Bamberger diese Darlegung zurück. Lasker ging zunächst wieder von dem unzerstörbaren liberalen Dogma aus, daß die Presse in sich selbst die Kraft trage, ihre Ausschreitungen zu zügeln. Er fand aber auch den neuen § 130 in seiner allgemeinen Fassung gefahrbringend für alle Parteien. Der Paragraph ward hiernach abgelehnt, und die sozialdemokratischen Wühlereien nahmen ihren ungestörten Fortgang.

Da fiel am 11. Mai 1878 ein Schuß nach dem Haupte unsers Kaisers. Ein verlotterter Bube, der sich mit sozialdemokratischen Lehren vollgesogen, hatte ihn abgefeuert. Fast noch schlimmer aber war es, daß hier und dort in der Hefe des Volkes Stimmen auftauchten, welche laut die Frevelthat billigten, und daß die sozialdemokratische Presse, statt Abscheu kundzugeben, es unternahm, die That durch Bezugnahme auf die sozialen Zustände zu beschönigen. Darin trat klar zu Tage, welche Verwilderung in den Massen des Volkes eingerissen war. Nun wenigstens schien es Zeit, gegen die Verhetzungen einzuschreiten. Die Regierungen legten also dem Reichstage ein gegen die Sozialdemokratie gerichtetes Spezialgesetz vor, welches allerdings in der Eile der Arbeit formell nicht ganz glücklich geraten war. Aber die liberalen Parteien bekämpften dasselbe nicht bloß aus diesem Grunde, sondern prinzipiell. Sie hielten auch jetzt noch besondre Maßregeln nicht für nötig. Der Abgeordnete Lasker, welcher zwei Jahre zuvor den gegen die Sozialdemokratie gerichteten Strafparagraphen wegen seiner zu großen Allgemeinheit bekämpft hatte, fand nun, daß gegen die Sozialdemokratie nur „im Wege des gemeinen Rechts" vorgeschritten werden dürfe, ein Satz, den leider auch der Abgeordnete von

Bennigsen in seiner die Vorlage ablehnenden Reichstagsrede sich aneignete. So fiel auch dieses Gesetz in der Abstimmung vom 24. Mai 1878.

Von dieser verhängnisvollen Abstimmung datirt der Niedergang der nationalliberalen Partei und mit ihm die Zerklüftung unsers gesamten parlamentarischen Lebens. Acht Tage später fiel fast an derselben Stelle abermals ein Schuß, der dem Leben unsers Kaisers noch näher trat. In allen bessern Schichten des Volkes regte sich mächtig der gesunde Sinn dafür, daß es so nicht weiter gehen könne. Der Reichstag wurde aufgelöst. Aus den Neuwahlen kehrten die Nationalliberalen in sehr verminderter Anzahl zurück. Und nun waren sie genötigt, ein Spezialgesetz gegen die Sozialdemokratie zu bewilligen, welches, wenn auch formell besser gestaltet, doch seinem Inhalte nach weit schärfer war als das früher abgelehnte. — Wem fiele nicht, wenn er den ganzen Verlauf dieser Dinge überblickt, die Geschichte von den sibyllinischen Büchern ein?

Allerdings wurde das neue Gesetz vorläufig nur auf drei Jahre gegeben. Aber kein Verständiger dachte daran, daß mit drei Jahren die Sache abgethan sei. Ein Gift, das seit zwei Jahrzehnten sich tief in unser Volksleben eingefressen hatte, konnte nicht binnen wenigen Jahren wieder verschwinden. Soll eine Hungerkur dieser Art anschlagen, so muß sie geraume Zeit fortgesetzt werden. Die Bewilligung des Gesetzes auf kurze Frist hatte in der That keine andre Bedeutung, als daß sie eine Garantie gegen etwaigen Mißbrauch desselben gewähren sollte. Ein solcher Mißbrauch hat, wie allseitig anerkannt wird, nicht stattgefunden. Das Gesetz ist unter strenger Beschränkung auf die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie gehandhabt worden. Bereits einmal hat eine Verlängerung seiner Geltungsdauer stattgefunden. Eine zweite steht binnen kurzem in Frage. Da tritt nun das hervorragende Organ der Nationalliberalen mit der Ansicht auf, es sei doch endlich Zeit, die Sozialdemokratie wieder freizugeben. Nur einen Übergangszustand will es gestatten, den es sich praktisch dahin ausmalt, daß „nach mehrfacher gerichtlicher Verurteilung wegen schweren Mißbrauchs der Preß- und Versammlungsfreiheit gegen die schuldige Zeitung, Vereinigung oder Person wieder von dem Sozialistengesetze Gebrauch gemacht werden könne." Was glaubt man wohl, das bei einer solchen Freigebung herauskommen würde? Glaubt man, die Sozialdemokratie habe inzwischen gelernt, ihre Theorien auf platonische Betrachtungen zu beschränken? Oder glaubt man, sie habe inzwischen neue Gedanken ersonnen, die der Welt nicht vorenthalten werden dürften? Der Vorschlag der Nationalzeitung läuft in der That auf eine ähnliche Weisheit hinaus, wie wenn bei der Belagerung von Paris unser Generalstab etwa im Dezember 1870 die Belagerung einmal auf acht Tage sistirt hätte, um zu sehen, ob nicht dadurch die belagerte Besatzung vielleicht zu einer gütlichen Übergabe sich bewogen finde. Ist nicht etwa jener Vorschlag bloß dazu bestimmt, der Reichsregierung Verlegenheiten zu bereiten, so können wir ihn nur als die Frucht eines unverbesserlichen Doktrinarismus kennzeichnen.

Nimmt in Fragen dieser Art die nationalliberale Partei wirklich eine solche Stellung ein, so ist die natürliche Folge die, daß die Reichsregierung wieder beim Zentrum Hilfe suchen und diese irgendwie erkaufen muß. So arbeiten nun schon geraume Zeit die Fehler der liberalen Parteien dahin, daß der Ultramontanismus sich Stellung auf Stellung wiedererobert. Was aber geschehen würde, wenn wirklich die Mehrheit des Reichstages eine von der Regierung für notwendig erachtete Verlängerung des Sozialistengesetzes ablehnte, mögen wir garnicht erörtern. Wir glauben indeß, daß eine deutsche Regierung unter allen Umständen, koste es, was

es wolle, es nicht dahin kommen lassen wird, daß Zustände eintreten, welche dem Leben unsers ruhmgekrönten und geliebten Kaisers ein Ende, wie Zar Alexander II. es gefunden, bereiten könnten.

Wer in Deutschland Bücher kauft. Die Verlagsbuchhandlung von Böhlau in Weimar hat soeben ein Probeheft der in ihrem Verlage erscheinenden großen kritischen Gesamtausgabe von Luthers Werken versandt, um dem Publikum eine Vorstellung von der Einrichtung und Ausstattung dieses Unternehmens zu geben. Das Probeheft enthält zwei vollständige Bogen des ersten Bandes, den ersten und den fünfundzwanzigsten, aus denen sich die Druckeinrichtung der neuen Ausgabe sowohl für die deutschen wie für die lateinischen Schriften Luthers ersehen läßt, außerdem das Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes, das Vorwort des Herausgebers, D. Knaake in Drakenstedt, und ein „erstes" Verzeichnis der Subskribenten.

Die beiden Probebogen zeigen, daß die Ausstattung der neuen Ausgabe durchaus des großartigen Unternehmens würdig sein wird. Format, Papier, Schriften, typographische Anordnung — alles ist von gleicher Schönheit, Gediegenheit und Vornehmheit, wenigstens nach deutschen Begriffen, die ja im Vergleich zu französischen und englischen bescheiden sind. Störend ist nur eins: daß man Facsimiles von Initialen und Zierleisten von Originaldrucken Lutherscher Schriften ohne weiteres mit den heutigen modernen Schriftgattungen verbunden hat. Es ist unbegreiflich, daß fortwährend dieser Fehler gemacht wird. Jedes Laienauge sieht doch, daß die grobgeschnittenen, oft stumpf und klexig gedruckten Holzstöcke des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu dem scharfen und saubern Letterndruck unsrer Zeit passen. Das einzig richtige wäre es gewesen, neue typographische Zieraten zeichnen und schneiden zu lassen, die sich in ihren Motiven an die Druckverzierungen der alten Originalausgaben anlehnen, so wie es der Seemansche Verlag in dem Werke Thausings über Albrecht Dürer gemacht hat.

Höchst interessant ist das Vorwort des Herausgebers, welches über die Geschichte des Unternehmens und über die bei der Anordnung und Textgestaltung angewandten Grundsätze kurz und klar Rechenschaft giebt. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie sorgfältig hier bis ins kleinste hinein alle Fragen erwogen und wie verständig sie alle entschieden worden sind. Nicht ein einziger Punkt ist uns begegnet, wo wir nicht mit dem Herausgeber von Herzen übereinstimmten. Ebenso sind die kleinen Einleitungen, die den einzelnen Schriften beigegeben sind, und in denen ein besondres Gewicht auf die Bibliographie gelegt ist, Muster von Vollständigkeit, Übersichtlichkeit und Genauigkeit.

Nicht minder interessant aber als die eben besprochenen Teile des Probeheftes ist das demselben beigefügte Subskribentenverzeichnis. Es zeigt einmal, wer eigentlich in Deutschland Bücher kauft. Derjenige Teil des deutschen Verlagsbuchhandels, der sein Geschäft nicht fabrikmäßig betreibt, klagt ja schon längst darüber, daß in Deutschland fast niemand mehr Bücher kaufe, daß gerade die vornehmsten und wohlhabendsten Kreise unsers Volkes durch die massenhaft produzirte buchhändlerische Fabrikwaare derart in ihren literarischen Bedürfnissen heruntergekommen sind, daß sie sich vollständig an dem neuesten „illustrirten Prachtwerk" und dem neuesten Weihnachtsroman genügen lassen. Gute und gediegene populärwissenschaftliche Werke, die noch vor zwanzig, dreißig Jahren jeder Gebildete besitzen zu müssen geglaubt hätte, finden in Privatkreisen von Jahr zu Jahr dürftigeren Absatz und sehen sich immer mehr auf die paar Bibliotheken angewiesen. Kein Wunder, daß dabei die Bücherpreise in Deutschland in horrender Weise in die Höhe gehen: gerade

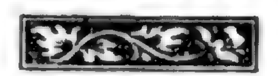
von den besten Sachen können die Verleger ja nur kleine Auflagen drucken und müssen den Preis des einzelnen Exemplars natürlich darnach bemessen.

Für ein Unternehmen wie die neue Gesamtausgabe von Luthers Schriften sollte man meinen, müßte sich in jeder größern deutschen Stadt in den Kreisen der wohlhabenden und auf Bildung Anspruch machenden Kreise ein paar Dutzend Käufer finden. Ja, wenns ein Ebersscher Roman wäre, und wenn er zwölf Bände hätte, oder irgend ein noch nicht dagewesenes Land der Erde „in Wort und Bild" (will sagen: in Phrase und Klischee) — sofort würden zwei-, drei-, fünftausend Subskribenten bei der Hand sein. Das erste Subskribentenverzeichnis von Luthers Werken weist in Deutschland — höre und staune, du deutsches Volk! — 357, sage dreihundertsiebenundfünfzig subskribirte Exemplare auf! Und zwar haben von diesen Exemplaren bestellt

Fürstliche Personen	58,
Oeffentliche Anstalten	159,
Privatpersonen	140,
Summa	357.

Die öffentlichen Anstalten sind natürlich Kirchen- und Schulbibliotheken, Universitäts- und Magistratsbibliotheken und ähnliche, die Privatpersonen zum größten Teile Geistliche, Lehrer, Universitätsprofessoren, unter den Lehrern gewiß einzelne, die sich das Geld dazu am Munde absparen müssen, auch ein paar Frauen und — ein Gymnasiast (Ehre dem wackern Jungen! Er wohnt in Frankfurt a. M. und heißt Karl Sattler) — aber wo bleibt der reiche Kaufmannsstand Deutschlands? Wo bleibt der reiche Grundbesitz? Wo bleibt der „christliche Adel deutscher Nation"?

Es wäre eine Schmach für unser Volk, wenn wir bei einer vierhundertjährigen Feier von Luthers Geburtstag faktisch über kostümirte Umzüge, Pfennigliteratur und Zinnmedaillen nicht hinauskämen, und wenn die großartige Festgabe, die unserm Volke bei dieser Gelegenheit geboten wird, eine erste kritische und dabei in ihrer äußern Erscheinung wahrhaft monumentale Ausgabe von Luthers Werken, über ein paar hundert Käufer nicht hinauskäme.



Literatur.

Staat und katholische Kirche in Preußen. Von Dr. L. v. Bar, Geh. Justizrat und Professor an der Universität Göttingen. Berlin, Julius Springer, 1883.

Der Verfasser dieses Buches hat die löbliche Sitte geübt, am Schlusse selbst den Inhalt desselben zusammenzufassen. Er giebt ihn mit folgenden Worten:

„Die preußischen Kirchengesetze der Jahre 1873 u. folg. sind weder durchaus aufzuheben noch durchaus zu konserviren. Sie haben gewissermaßen einen doppelten Charakter. An einigen Stellen haben sie den rechtlichen Zusammenhang zwischen Staat und Kirche zerschnitten, an andern ihn durch Aufsichts- und Zwangsrechte des Staates umso enger geschürzt und zugleich unter einer modernen Form der Regierung ein reiches Maß diskretionärer Befugnisse gewährt. In ersterer Beziehung sind die Gesetze im ganzen richtig und zweckmäßig, in letzterer aber enthalten sie einen vollkommenen Rückfall in ein veraltetes und fast von allen andern Kulturstaaten mehr und mehr verlassenes Prinzip. Diese letzteren Bestimmungen

sind aufzuheben, und an ihre Stelle haben Bestimmungen zu treten, welche, indem sie Glauben und Lehre vollkommen frei lassen, und auch nicht durch Einspruch und Absetzung von Kirchendienern in das innere Lebensgebiet der Kirche einzugreifen unternehmen, der Kirche dafür auf dem Gebiete der materiellen Mittel bestimmte Schranken setzen, Schranken, die es zugleich verhindern, daß nicht [nicht?] die Kirche ein selbst in materieller Beziehung vollkommen abhängiges Personal auch zu politischer Verwendung sich schaffe. Und diese Schranken sollen derartige sein, daß sie möglichst ohne weiteres Eingreifen der Behörden gleichsam von selbst sich geltend machen; in den wenigen Fällen aber, in denen ein solches nicht entbehrt werden kann, soll dasselbe nicht von dem diskretionären Ermessen eines möglicherweise auf parlamentarische Kombinationen angewiesenen Ministers abhängig sein. Mit andern Worten: es soll wirklich der Versuch gemacht werden, gleichsam das rein Geistige der Kirche frei zu überlassen, ihr auf materiellem Gebiete und da, wo es sich um noch nicht reife Personen handelt, die volle und uneingeschränkte Souveränetät des Staates entgegenzusetzen. So allein scheint es möglich, daß der große Kampf der Religion und der Kirchen in einer segenbringenden Weise, d. h. mit den Waffen des Geistes, ausgefochten werde. Wir sind dabei keineswegs der Meinung, daß es etwa wünschenswert wäre, die katholische Kirche für absehbare Zeiten in Deutschland vom Schauplatze verschwinden zu sehen. Es würde das nach unsrer Ansicht dem deutschen Volke nicht günstig und selbst der protestantischen Kirche schließlich nicht ersprießlich sein. Wie selbst eine gemäßigt liberale Partei das Verschwinden aller strenger konservativen Elemente im Staate nicht wünschen sollte, so kann auch unsrer Ansicht nach ein Protestant, der die historisch der protestantischen Kirche anhaftenden, doch nicht so leicht zu überwindenden Schwächen kennt, es nicht wünschen, daß jener in mancher Beziehung so wohlthätige und anregende Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus ohne Weiteres völlig verschwinde, umsoweniger, als so vielfach die Tendenz hervortritt, das Individuum mehr und mehr völlig im Staate aufgehen zu lassen. Hier bildet vor der Hand doch noch die katholische Kirche eine wirklich feste Mauer; aber auch nur dann, wenn man sie vom Staate trennt, nicht wenn man sie mit dem Staate in mittelalterlicher Weise verquickt und verwickelt.

Freiheit heißt in unserm Sinne nicht Freiheit, zu lassen und zu thun, was man irgend will. In diesem letztern Sinne wollen auch wir keine Freiheit der Kirche. Aber Freiheit heißt allerdings die Abwesenheit von Beschränkungen, welche dem Lebensprinzipe der Individuen und der Gemeinschaften entgegenlaufen, oder, was dasselbe ist, da in der Geschichte sich schließlich die Vernunft der Dinge geltend macht, welche nicht geschichtlich als unumgänglich notwendig für Zusammenleben und Fortentwicklung der Menschheit dargethan sind.

In diesem Sinne halten wir trotz aller kleinmütigen Sorgen der deutschen Liberalen, die in ihrem Kampfe gegen den Klerus thatsächlich sich der Staatspolizei in die Arme geworfen haben, an dem Worte fest, welches als Motto des großen italienischen Staatsmannes eingegraben ist in den leuchtenden Marmor seines weithin sichtbaren Denkmals auf der Piazza Carlo Emanuele zu Turin: Libera chiesa in libero stato!"

Ja, die freie Kirche im freien Staat! Ein schönes Wort — wenn man nur wüßte, was es bedeuten soll! Eine absolute Freiheit beider kann doch wohl, solange beide neben einander auf der Erde wirken, nicht gemeint sein. Eine solche will ja auch der Verfasser nicht. Er will nur eine relative Freiheit der Kirche neben der des Staates. Nun entsteht aber die Frage, wie diese relative Freiheit abge-

grenzt werden, und vor allem, wer über die Abgrenzung entscheiden soll? Der Staat oder die Kirche? Das war eigentlich die Kardinalfrage des ganzen preußischen Kirchenkampfs. Die Ultramontanen behaupteten, es gebe ein Gebiet, auf welchem der Staat nicht „kompetent" sei; und dieses Gebiet habe die Kirche zu bestimmen. Damit war der Begriff des Staates negirt. Es giebt keinen stärkeren Gegensatz, in den man sich zum Staate stellen kann. Allerdings soll der Staat der Kirche, wie allem in seinem Gebiete sich entfaltenden Leben, soviel Freiheit gewähren, als das Interesse der Gesamtheit, welches der Staat vertritt, ertragen kann. Wieviel Freiheit das aber ist, läßt sich nur nach den Verhältnissen jeder einzelnen Kirche, und selbst dieser gegenüber nur nach den Verhältnissen von Zeit und Ort bemessen. Und die Bestimmung darüber kann nur der Staat üben. Diese Grundsätze kann kein Staat hintansetzen, ohne sich selbst aufzugeben. Die Sätze nun, die der Verfasser über das Maß der der katholischen Kirche zu gewährenden Freiheit in seinem Schlußwort aufstellt, klingen ja recht schön. Aber es sind eitel Worte, mit denen praktisch nichts anzufangen ist. Wir haben auch in dem vorausgehenden Inhalt des Buches keine ausreichende Aufklärung darüber gefunden. Dasselbe beschäftigt sich zum größten Teile mit einer Kritik der preußischen Maigesetze. Eine solche ist in der jetzigen Lage der Dinge nicht allzu schwer zu üben. Wir würden ihr nur dann einen wirklichen Wert beilegen können, wenn sie mit einer überwiegenden Überzeugungskraft geübt wäre. Einen derartigen Eindruck haben wir aber nicht gewonnen. Vielleicht dient es am besten dazu, sich von der Anschauungsweise des Verfassers ein Bild zu machen, wenn wir das Neue, was in seinem Schlußworte enthalten ist, hervorheben. Der Verfasser preist es als einen glücklichen Umstand, daß ein erheblicher Teil von Deutschland der katholischen Kirche angehört, und wünscht bei Leibe nicht, diese etwa verschwinden zu sehen. Nun müssen wir ja jene Thatsache als eine geschichtlich gegebene hinnehmen; und wir wollen auch mit unsern katholischen Landsleuten, wofern sie nur ihrerseits nicht aggressiv gegen den Protestantismus vorgehen und nicht für ihre Kirche eine für uns übrigen unerträgliche Stellung im Staate beanspruchen, gern in Frieden und Freundschaft leben. Es aber für ein Glück anzusehen, daß das soeben erst geeinigte Deutschland neben den unzähligen andern politischen und religiösen Gegensätzen, die es in seinem Innern trägt, auch noch diesen schweren Gegensatz zu bewältigen hat, es als ein Glück anzusehen, daß in unser kaum gefestigtes Staatswesen eine mächtige Organisation hereinragt, die ihre Leitung von einem auswärtigen, zu unserm Staate vielfach in Gegensatz stehenden Mittelpunkte empfängt, das ist in unsern Augen eine so wunderliche Anschauung, wie sie nur in dem Kopfe eines theoretischen Denkers erwachsen kann. In dieser Anschauung aber charakterisirt sich der Inhalt des ganzen Buches. Wir können nicht finden, daß dadurch die schwierigen Fragen unsrer Zeit gelöst oder auch nur ihrer Lösung näher gebracht seien.

Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Neunter Teil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882.

Von den drei Biographien, welche der neunte Band des neuen Plutarch enthält, stammt die erste, „Kurfürst Moritz," aus der Feder von Hans Prutz. Es ist eine fleißige Arbeit, die aber weder im Stoff noch in der Auffassung neues bringt. Auch vermag sie nicht, die Gestalt des großen Wettiners lebendig von dem Hintergrunde der Zeitverhältnisse abzuheben und ihr Fleisch und Blut zu geben. Besser als Prutz wird Adolf Beer, welcher das Leben Kaiser Josefs II. schildert, der Auf-

gabe des Biographen gerecht. Das von ihm gezeichnete Bild, welches bei aller Begeisterung für den Kaiser in den wichtigsten Linien durchaus wahrheitsgetreu ist, ist auch künstlerisch wohl gelungen. Als der wertvollste Beitrag des Bandes erscheint uns die Biographie Lord Beaconsfields von Friedrich Althaus. In so klarer und anschaulicher Weise wie hier haben wir noch nirgends den Entwicklungsgang dieses eigentümlichen Schriftstellers und Staatsmannes dargelegt gefunden.

Expedition nach den Seen von Zentral-Afrika in den Jahren 1878 bis 1880 im Auftrage der königlichen brittischen geographischen Gesellschaft von Joseph Thomson, Befehlshaber der Expedition. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit zwei Landkarten in Farbendruck. Zwei Teile in einem Bande. Jena, Hermann Costenoble, 1882.

Die Verlagshandlung von Costenoble hat es sich zur Aufgabe gemacht, wichtige, in fremden Sprachen abgefaßte Reisewerke durch Übersetzungen deutschen Lesern zugänglich zu machen. Sie hat so allmählich eine „Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen“ zusammengestellt, welche die Werke von Livingstone, Prschewalski, Shaw u. a. enthält. Der Verfasser des vorliegenden Werkes schildert in dramatischer Weise zwar vorzugsweise seine persönlichen Erlebnisse und Abenteuer, versäumt aber darüber keineswegs auch die Resultate seiner Untersuchungen über die Bodenbeschaffenheit, das Klima, die Flora und Fauna und die Ethnographie der durchreisten Gebiete mitzuteilen. Einige Anhänge liefern Berichte über die von Thomson aus Zentral-Afrika mitgebrachten Sammlungen, welche eine große Zahl Pflanzen- und Tierformen und unter den Conchylien sogar einige neue Gattungen enthalten. Die geologischen Notizen über das östliche Zentral-Afrika, deren Wert durch eine sauber ausgeführte Karte noch erhöht wird, geben ein anschauliches Bild über den geognostischen Bau jener Länder. Es wäre freilich zu wünschen gewesen, daß der Übersetzer sich der in der deutschen Sprache üblichen Bezeichnungsweise der geologischen Perioden und Formationen bedient hätte.

Briefe von Jakob Grimm an Hendrik Willem Tydeman. Mit einem Anhang und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Alexander Reifferscheid. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1883. VI und 151 S.

Seinen „Freundesbriefen von Wilhelm und Jakob Grimm“ (1878) läßt Reifferscheid jetzt 26 auf der Leidener Universitätsbibliothek im Original vorhandene Briefe Jakobs an Hendrik Willem Tydeman folgen. Tydeman war Professor der Rechte und Staatswissenschaften zu Leiden, bethätigte aber während eines langen Lebens (1778—1863) ein reges Interesse für Geschichte, Sprache und Literatur seines Vaterlandes. Dies bildet auch das Hauptthema der vom 1. Juli 1811 bis zum 15. September 1832 — jedoch nicht ohne fühlbare Lücken — reichenden Briefe, die an Bedeutsamkeit zwar den oben genannten „Freundesbriefen“ nicht gleichkommen, aber für die Geschichte der deutschen Studien im ersten Drittel unsers Jahrhunderts nicht unwichtig sind. Im Anhang teilt der Herausgeber noch zwei französische Briefe von Jakob Grimm an Bilderdyk (1817 und 1822), ferner einen Brief von Wilh. Grimm (1815), fünf von Hoffmann von Fallersleben (1820—53) und sechs von Ch. de Villers (1808—14) mit, sämtlich an Tydeman gerichtet. In den reichlichen Anmerkungen, die er hinzufügt, geht er wohl insofern etwas zu weit, als er lange Parallelstellen aus den „Freundesbriefen“ und den „Jugendbriefen“ wieder in extenso mit abdrucken läßt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Die christlich-soziale Bewegung in England.

In einem glanzvollen Aufsatze, dem man anmerkt, daß er mit ebenso warmem Herzen wie hellleuchtendem Verstande geschrieben ist, schildert im siebenten Bande der Schmollerschen Jahrbücher der Straßburger Professor der Nationalökonomie Lujo Brentano die christlich-soziale Bewegung in England, die bereits länger als ein Menschenalter und zwar mit größtem Erfolge bemüht ist, den Druck der arbeitenden Klassen zu erleichtern und Verständnis und Annäherung unter den verschiednen Ständen der Gesellschaft anzubahnen.*) Ausgegangen ist diese Bewegung von zwei Geistlichen der englischen Hochkirche, Denison Maurice, später Professor der Moralphilosophie in Cambridge, und Charles Kingsley, später Erzieher des Prinzen von Wales, Kaplan der Königin und Professor der Geschichte an derselben Universität, auch in Deutschland als Dichter schöner Balladen und Romane bekannt. Die praktisch bewegende Kraft des Ganzen aber war der Advokat Ludlow, jetzt königlicher Generalregisterführer der Arbeitergenossenschaften (Friendly societies) im Vereinigten Königreich. Den äußern Anlaß zu dem segensvollen Wirken dieser Männer boten die Chartistenunruhen im Jahre 1848; innerlich aber waren sie schon längst ergriffen von dem trostlosen materiell und sittlich verwahrlosten Zustande der Arbeiter, von der spottsüchtigen Unwissenheit der höhern Klassen über diese Zustände und von der Indifferenz der Staatskirche. Die Reformer erkannten nicht minder wie die Chartisten das Elend der

*) Die Arbeit L. Brentanos ist soeben auch in einer verbesserten und durch einen Anhang vermehrten Separatausgabe erschienen: Die christlich-soziale Bewegung in England (Leipzig, Duncker & Humblot, 1883).

Digitized by Google

bestehenden Verhältnisse an, aber sie erklärten die Reform der eignen Person auf dem Wege der Religion als das einzige Mittel zur Abhilfe. Denn nicht durch Parlamentsbeschlüsse lasse sich das Herz des Menschen ändern, wohl aber durch Unterordnung des einzelnen Ichs unter das Ganze, durch Assoziation statt durch Konkurrenz. Die Bibel aber wurde zum Führer für eine solche Reform erklärt, denn „statt ein Buch zu sein, um die Armen in Ordnung zu halten, ist sie von Anfang bis zum Ende geschrieben, um die Reichen in Ordnung zu halten.... Für einmal, wo sie die Rechte des Eigentums predigt und die Pflichten der Arbeit, predigt sie zehnmal über die Pflichten des Eigentums und die Rechte der Arbeit."

Der Beginn der Thätigkeit der genannten Männer, die bald aus den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft Mitarbeiter erhielten, bestand in der Herausgabe einer Wochenschrift, die später aus Mangel an Fonds einging, in der aber nicht bloß soziale Fragen, sondern alle Themata berührt wurden, welche für Geist und Herz des Volkes bildend sein konnten. Von größerer Bedeutung war die Anbahnung eines persönlichen Verkehrs mit den Arbeitern durch Broschüren, Zeitungen und Vorträge in öffentlichen Versammlungen, und hier stellten sie einen Grundsatz auf, der niemals von den christlichen Sozialreformern in England verlassen wurde: „Niemals sollen diejenigen, die nicht Christen sind, wegen ihres Unglaubens von uns angegriffen oder geschmäht werden." Brentano bemerkt hierbei ausdrücklich, daß niemals von den Teilnehmern der Bewegung ein christliches Bekenntnis verlangt wurde, und daß man, wo es sich um die Arbeit für die Lösung der sozialen Frage handelte, nicht die Gemeinschaft mit völlig ungläubigen Oweniten und den extremsten Chartisten scheute, sofern diese nur nicht die gemeinsame Arbeit in ihrem Sinne ausbeuten wollten. In der ganzen Darstellung Brentanos findet sich nichts davon, daß die Christlich-Sozialen in England durch Wahlagitationen in die Tagespolitik eingegriffen hätten. Die Beweggründe hierfür vermögen wir nicht zu beurteilen. Sie sind sicher auch darin begründet, daß das Wahlrecht jenseits des Kanals bekanntlich noch immer ein sehr begrenztes ist und nicht bis zu den Arbeitern reicht. Aber gerade dadurch, daß jene Männer in jenen immerhin unerquicklichen und oft wüsten Kämpfen ihre Kräfte nicht verbrauchten, konnten sie dieselben zur Besserung der schreiendsten Not verwenden. Es gelang ihnen, bald Fühlung mit den Arbeitern selbst zu bekommen, und so konnten sie ihren Kampf gegen die Konkurrenz und für die Assoziation bald in praktische Reformen umsetzen. Das ganze große Genossenschaftswesen, von dem nur ein Ableger durch V. A. Huber und Schulze-Delitzsch auf den Kontinent verpflanzt wurde, ist das Werk der christlich-sozialen Bewegung in England.

Bei uns hat leider das Genossenschaftswesen eine andre Richtung eingeschlagen. Selbst die Konsumvereine halten sich hier in engen Grenzen, und das Schwergewicht liegt in den Kreditgenossenschaften, die fast garnicht den arbei-

tenden Klassen, sondern höchstens dem kleinen Bürgertum zu Gute kamen und mehr und mehr in Bank- und Börseninstitute ausarteten. Die englischen Friendly societies dagegen sind gerade für das Wohl und die Verbesserung in der Lage der Arbeiter von großem Einfluß gewesen, deren Konsum billiger und besser gestaltet wurde und für die man überall die Grundlagen zu einem besseren und menschenwürdigeren Dasein schuf. Unterrichtsanstalten, Schulen für die Arbeiter und für das Volk im allgemeinen wurden geschaffen, Einigungsämter bei Arbeitseinstellungen gebildet und Institute hervorgerufen, welche die Annäherung der verschiednen Bevölkerungsklassen vermittelten. Kurz, es war ein Werk des Friedens und der Versöhnung.

Freilich ein Hauptziel der Bewegung ist ohne Erfolg geblieben, die Schaffung der Produktivgenossenschaften und Produktivassoziationen der Arbeiter. Auch bei uns in Deutschland sind gerade diese Vereinigungen, die so recht eine Lösung der sozialen Frage hätten anbahnen können, in einer gegenüber den andern Genossenschaften verschwindenden Minderheit geblieben, und soweit sie existiren, sind es Verbindungen von Handwerkern, nicht von Arbeitern. Für die Handwerker aber liegt ein Bedürfnis nicht vor, da für sie die Innung viel geeigneter und viel förderlicher wirkt. Die englischen Christlich-Sozialen haben es zwar an Bemühungen zur Schaffung solcher Assoziationen nicht fehlen lassen, allein hier zeigte es sich, daß das Konkurrenzprinzip nicht minder seine Berechtigung hat als die Assoziation. Die einzelnen Genossenschaften mußten notwendigerweise einander Konkurrenz machen, und die Kräfte fehlten, um aus den Arbeitern tüchtige Leiter für solche Unternehmungen zu finden. Nichtsdestoweniger scheint es uns, als ob bei uns in Deutschland auch auf diesem Gebiete noch etwas geschehen könnte, und wir glauben, daß die englischen Erfahrungen uns in keiner Weise abzuschrecken brauchten.

Die Hauptwirkung der christlich-sozialen Bewegung in England sieht Brentano in der moralischen Umbildung. Während früher die Chartisten ganz in derselben Weise wie die deutsche Sozialdemokratie auf den Umsturz des Staates und der bestehenden Gesellschaft gerichtete Ziele verfolgten, ja sogar nicht weit davon waren, diese gewaltsamen Ziele zu verwirklichen, ist ihre Partei aus dem heutigen England verschwunden, und wenn die Mehrzahl der Arbeiter auch noch politisch radikal und religiös freidenkerisch ist, so ist sie doch der bestehenden Ordnung der Dinge nicht feindlich. Aber auch die höheren Klassen sind durch die christlich-soziale Bewegung moralisch gehoben worden. In der That — so schließt Brentano —, der Abgrund, der ehemals in England die höheren und die unteren Klassen trennte, ist heute überbrückt. An Stelle der früheren beiderseitigen Entfremdung herrscht heute bei den höheren Klassen ein sympathisches Verständnis für das Bedürfen und Streben der unteren, bei den unteren das Verständnis für die Notwendigkeit einer höheren Klasse, welche die Funktionen der Führer des Volkes auszuüben versteht und ausübt. Gewiß ist noch viel zu

thun. Aber Enormes ist geschehen. Und fast in allem, was geschah, haben die christlichen Sozialisten die Initiative genommen, haben sie den Mut gehabt, mit Lehre und Beispiel voranzugehen. Und welche Stellung auch der einzelne Beobachter zu den verschiedenen Theoremen und Handlungen der christlichen Sozialisten einnehmen mag, in dem einen Satz wird das Urteil aller über die christlich-soziale Bewegung immer übereinstimmen: Pertransivit benefaciendo.

Fürwahr, auch bei uns giebt es noch viel zu thun. So groß zwar ist die Kluft zwischen den höhern und niedern Klassen in Deutschland nie gewesen, als sie es in England war, denn wir besitzen einen breiteren Mittelstand, und großer Reichtum grenzt nicht so hart an grenzenloses Elend. Aber eine immerhin breite Kluft ist durch die sozialdemokratische Bewegung hervorgerufen worden, und von seiten der höheren Klassen geschieht noch immer nichts, um die getrennten Brüder wieder zurückzurufen. Nur der Reichskanzler, unterstützt von dem greisen Kaiser, ist der einzige, welcher die sozialdemokratische Bewegung nicht bloß mit der Polizei niederhalten will. Aber welche Mühe und Kämpfe für ihn, ehe er mit seinen sozialpolitischen Reformen durchdringen kann, und welche Mühsal steht noch bevor! Der Staat aber kann allein nicht alles durchführen, auch die Gesellschaft muß das Ihrige thun. Der Liberalismus kennt keine andern Ziele als die Entfesselung von den politischen Schranken, wodurch seine Herrschaft gesichert werden soll; er ist trotz aller hochtönenden Phrasen nichts als die Politik des Egoismus. Die konservative Partei aber verbohrt sich in Velleitäten einer nicht mehr lebenskräftigen Orthodoxie; sie, die vor allem berufen wäre, dem erhabenen Beispiele des Kaisers und seines ersten Gehilfen zu folgen. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Die Überwindung des Materialismus durch die Anerkennung des Waltens eines ewigen Sittengesetzes und durch die Wahl der Richtschnur desselben für die Thätigkeit im öffentlichen und privaten Leben gewinnt immer größeren Boden in allen Schichten unsers Volkes, und passender als zu der Zeit, wo es ausgesprochen wurde, erscheint heute das Wort Uhlands:

Unheilvoll ists doch allerwärts,
Doch seh' ich manches Augen glühen,
Und pochen hör' ich manches Herz.

Zur Vereinfachung des gegenwärtigen Strafvollzuges.

enn man erwägt, daß täglich ungefähr 200000 Landstreicher die deutschen Gaue durchstreifen und gegen 80000 Gefangene aller Gattungen sich in deutschen Gefängnissen befinden, so ist diese Thatsache nicht allein ein betrübendes Zeichen der wirtschaftlichen und sittlichen Zustände unsers Vaterlandes, sondern unwillkürlich gestaltet sie sich auch zu einer Finanzfrage, die zu ernstem Nachdenken Veranlassung bietet.

Berechnet man den Unterhalt eines Landstreichers, zu dessen Beschaffung er selbst durch Bettelei, Marodiren und Schwindeleien das arbeitende und produzirende Volk in Mitleidenschaft zieht, unter Zurechnung der Organe, die zur Abwehr dieser Landplage immer zahlreicher angestellt werden müssen, für den Kopf und den Tag nur zu einer Mark, so ergiebt diese unproduktive Zwangssteuer die kolossale Summe von 73000000 Mark, welche dem Nationalvermögen alljährlich unrettbar verloren geht. Der Unterhalt der Gefangenen ist im großen und ganzen noch kostspieliger als der eines Landstreichers, der wenigstens keine besondern und teuern Apparate persönlicher und sachlicher Art zu seiner „Erziehung" erheischt, wie sie die moderne Strafvollzugswissenschaft mit so viel Vorliebe, aber so wenig Erfolg den Gefangenen gegenüber anwendet. Indeß nehmen wir an, um eine feste Unterlage für unser Rechenexempel zu erlangen, daß auch der Unterhalt eines Gefangenen für den Kopf und den Tag die Summe von einer Mark nicht überschreite, so ergiebt dieser Aufwand jährlich 29000000 Mark. Mithin muß Deutschland jährlich 102000000 Mark aufbringen, um die Kosten zu decken, welche das Landstreichertum und das Gefangenwesen verursachen.

Was das Landstreichertum anlangt, so verlautet neuerdings, daß dasselbe in einigen Ländern, z. B. im Königreiche Sachsen, einigermaßen nachgelassen habe. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser erfreulichen Nachricht umso weniger, als gleichzeitig ein erheblicher wirtschaftlicher Aufschwung in denjenigen Ländern stattgefunden hat, in welchen das Landstreichertum abgenommen hat, und zu diesen bevorzugten Ländern gehört Sachsen in erster Reihe. Es ist dies ein notwendiges Wechselverhältnis. Denn abgesehen von jenen gewohnheitsmäßigen und unverbesserlichen Landstreichern, welche sowohl die Lust wie die Fähigkeit verloren haben, jemals zu geordneter Arbeit und geordneten Lebensverhältnissen zurückzukehren, ist das Landstreichertum mehr oder minder der negative Ausdruck der jeweiligen wirtschaftlich-sozialen Gesamtlage des betreffenden Landes. Befinden sich Handel und Industrie in günstigem Zustande, ist die Land-

wirtschaft in der Lage, für Boden- und sonstige bleibende Verbesserungen Geld auszugeben, so findet der bessere, arbeitsfähige und fleißige Teil jener Leute, die sich aus Not dem Landstreichertum ergeben mußten, lohnende Beschäftigung und Verdienst, das Heer der Landstreicher vermindert sich. Dagegen vermehrt es sich, wenn die genannten Gebiete Not leiden und zur Unproduktivität gezwungen sind.

Nicht unerheblich mögen auch die neuerdings in verschiednen Teile Deutschlands errichteten provinziellen Zwangsarbeitshäuser nach dem System des Pastors von Bodelschwingh zur Verminderung des Landstreichertums beitragen; allein der Einfluß dieser Anstalten wird in der Hauptsache doch nur ein lokaler bleiben, der großen Masse der Landstreicher gegenüber werden sich vereinzelte derartige Anstalten ziemlich machtlos erweisen.

Wir wollen keine Betrachtungen darüber anstellen, welche nützlichen und produktiven Zwecke durch jene 102 000 000 Mark, welche das Landstreichertum und das Gefangenwesen in Deutschland alljährlich in der unproduktivsten Weise verschlingen, gefördert werden könnten; unsre Absicht geht vielmehr dahin, zu untersuchen, wie der gegenwärtige Strafvollzug, ohne seinen Zweck zu schädigen, vereinfacht, d. h. minder kostspielig gemacht werden könne.

Um im voraus den Vorwurf abzuweisen, der uns von seiten engagirter Strafanstaltsbeamten unter allen Umständen gemacht werden wird, daß nämlich unsre Rechnung, nach welcher der Unterhalt eines Gefangenen täglich mindestens eine Mark kostet, falsch sei, möge folgendes zur Begründung vorangehen.

Wir wissen sehr wohl, daß sich namentlich unter den zu langen Zeitstrafen oder auf Lebenszeit verurteilten Züchtlingen eine erhebliche Anzahl von Individuen befindet, die sich durch Fleiß und Geschick auszeichnen und somit wesentlich zu ihren Unterhaltskosten beitragen, unter Umständen und in Ausnahmefällen sogar mehr verdienen und Überschuß machen. Doch sind das, wie jeder vorurteilsfreie Praktiker ohne weiteres zugeben wird, eben nur Ausnahmen, welche die Regel nicht umstoßen und dadurch wieder wesentlich an Wirkung verlieren, daß auf der andern Seite unter den Züchtlingen sich nicht wenige befinden, die infolge ihrer Gefährlichkeit nicht mit Arbeiten beschäftigt werden können, zu deren Betriebe Instrumente und Materialien erforderlich sind, welche zu Fluchtversuchen, Angriffen gegen das Leben und die Gesundheit der Beamten oder sonstigen Ausschreitungen verwendbar sind. Solche Züchtlinge werden mit Federschleißen, Kaffeelesen, Dütenkleben u. dergl. beschäftigt, Arbeiten, die sich natürlich nur schlecht lohnen und bei denen von Überverdienst nicht die Rede sein kann.

Außer diesen aus sicherheitspolizeilichen Gründen nur mit wenig lohnenden Arbeiten zu beschäftigenden Züchtlingen giebt es aber auch eine Anzahl solcher, die man in den sogenannten Irrenstationen unterbringt oder die durch lange Haft arbeitsunfähig geworden sind. Die Irrenstationen, besondre Gebäude innerhalb der Anstaltsmauern und zur allgemeinen Krankenstation gehörig, sind Institute,

welche man bis vor wenig Jahren überhaupt nicht kannte. Irren wir nicht, so hat Belgien, welches im modernen Strafvollzuge überhaupt die humanistische schiefe Ebene zuerst und am entschiedensten betreten hat, mit dieser Neuerung den Anfang gemacht. Die Irrenstationen beherbergen solche Züchtlinge, welche geistig gestört sind oder es verstehen, zu simuliren.

Was das Simuliren betrifft, so liegt es keineswegs in unsrer Absicht, den beteiligten Ärzten irgend welchen Vorwurf zu machen. Solange sich Ärzte im bürgerlichen Leben bezüglich der Diagnose geistiger Störungen irren, solange es noch immer möglich ist, vollkommen geistig Gesunde zu irgend welchem Zwecke oder in unerlaubter Weise in Irrenanstalten unterzubringen — wir erinnern an die Erlebnisse des amerikanischen Bankier Heine in Paris —, solange kann man billigerweise nicht verlangen, daß Anstaltsärzte unfehlbar seien. Es muß vielmehr zur Ehre ihres mühevollen Standes angenommen werden, daß allenthalben optima fide verfahren wird.

Hinsichtlich des Regimes sind die Irrenstationen der Disziplin des Direktors entzogen und stehen lediglich unter dem ärztlichen Ermessen. Gleichwohl hat der Direktor für die sichere Aufbewahrung der dort Untergebrachten zu sorgen, eine Aufgabe, die nicht zu den leichtesten und angenehmsten zu zählen ist, indem die sicherheitspolizeilichen Maßregeln des Direktors mit den therapeutischen Experimenten der Ärzte häufig kollidiren — ein Staat im Staate!

In den Irrenstationen sind bei weitem mehr Individuen untergebracht, als man gewöhnlich glaubt. So sollen sich in der allerdings über 2000 Köpfe zählenden Strafanstalt zu Waldheim i. S. dreißig Irre in der dortigen Station befinden; natürlich meistens langjährige, die absolut nichts thun, nichts verdienen, dem Staate also sehr viel kosten, denn der Arzt nimmt von seinem Standpunkte aus auf ökonomische Verhältnisse wenig Rücksicht, er verordnet souverän, was seine Behandlungsmethode erfordert.

Rechnet man die Verdienstlosigkeit der sicherheitsgefährlichen, irrsinnigen und sonst arbeitsunfähigen Züchtlinge von dem Verdienste normaler Arbeiter ab, so bleibt eine Produktion übrig, die sich von der mittleren in keiner Weise unterscheidet.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß unter den ins Zuchthaus Eingelieferten sich viele befinden, die irgend ein Handwerk professionsmäßig oder infolge häufigen Rückfalles in den Arbeitssälen der Strafanstalten so fertig erlernt haben, daß sie ohne weiteres zu lohnender Arbeit verwendbar sind. Allein diesen Leuten steht wieder die große Menge derjenigen gegenüber, die erst eine oft recht lange Lehrzeit durchmachen müssen, ehe sie etwas verdienen können; andre bleiben ungeschickte oder nachlässige Arbeiter, die stets der Schrecken der Unternehmer sind; noch andre müssen in großer Anzahl zu den sogenannten Hausarbeiten und zwar in progressivem Verhältnis zur Belegungsziffer der Anstalt bei ideellem Arbeitslohne verwendet werden. Es leuchtet ein, daß mit

der Zahl der Gefangenen auch die Größe und Menge der zu ihrer Unterbringung erforderlichen Räume wächst; je weitläufiger, je unübersichtlicher eine Strafanstalt ist, desto mehr braucht sie neben einem zahlreichen Aufsichtspersonal auch Arbeitskräfte, um im Innern Ordnung und Sauberkeit aufrecht zu erhalten, und zwar nicht in arithmetischer, sondern in geometrischer Progression.

Wir wollen endlich nicht vergessen, daß auch gewisse Professionen aus naheliegenden sicherheitspolizeilichen Gründen in einer Gefangenanstalt nicht betrieben werden können. Was nützt z. B. der beste Pyrotechniker oder der geschickteste Pharmazeut, der vielleicht wegen Giftmordes verurteilt ist?

Immerhin muß man zugestehen, daß die Züchtlinge noch die erheblichsten Beiträge zu ihrem Unterhalte liefern, zumal da sie nach den Vorschriften des Strafgesetzbuches zur Arbeit gezwungen werden können, nötigenfalls unter Anwendung drastischer Strafen, wovon freilich in neuerer Zeit ein viel zu wenig ausgiebiger Gebrauch gemacht zu werden scheint, sonst würden die Fälle, wo Verbrechen begangen werden, um im Zuchthause wieder Aufnahme zu finden, nicht so häufig vorkommen, wie es thatsächlich geschieht. Die Verdienstfähigkeit der Gefangenen ist schon eine weit geringere. Nach den Vorschriften des Strafgesetzbuches ist der Arbeitszwang den Gefangenen gegenüber mindestens sehr zweifelhafter Natur. Es kommt hinzu, daß Gefangenschaft schon mit einem Tage beginnen, aber niemals fünf Jahre überschreiten kann. Sie bewegt sich mithin innerhalb einer nicht allzu langen mittlern Strafdauer, die es in der größten Mehrzahl der Fälle nicht gestattet, mit Erfolg auf Erlernung einer lohnenden Beschäftigung hinzuarbeiten. Was soll man z. B. mit einem Redakteur anfangen, der wegen eines Preßvergehens vierzehn Tage Gefängnis zu verbüßen hat, oder mit einem Bischof, der, weil er mehr dem kanonischen wie dem staatlichen Gesetz Folge leistete, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde? Die Verdienstunfähigkeit der Gefangenen wächst also mit der Abschwächung der zu verbüßenden Strafart und erreicht bei den Haft- und Untersuchungsgefangenen den Gipfelpunkt. Haftstrafe soll in einfacher Entziehung der Freiheit ohne jeglichen sonstigen Zwang bestehen. Man kann Haftgefangene, die nicht arbeiten wollen, obgleich sie es könnten, aber auch keine Mittel besitzen, sich selbst zu verpflegen, unmöglich sechs Wochen oder auch nur einen Tag lang hungern und frieren lassen, sondern sie müssen wie alle andern Gefangenen angemessen verpflegt werden. In Wirklichkeit freilich bitten die meisten Haftgefangenen um Arbeit, schon um sich die Langeweile zu vertreiben, manchmal auch um etwas zu verdienen. Letzteres wird allerdings bei aller Koulanz der Verwaltung nur selten möglich sein, denn was soll ein Haftgefangener für kurze Zeit Lohnendes unternehmen? Es fehlen ihm alle Hilfsmittel, die Anstalt aber ist nicht imstande, solche auf ihre Kosten zu beschaffen. Die Untersuchungsgefangenen endlich verdienen erst recht ein kaum nennenswertes Minimum und kosten dem Staate das meiste.

Im großen und ganzen glauben wir also nicht zu irren, wenn wir die täglichen Verpflegungskosten eines Gefangenen, sei er nun Züchtling, Gefangener, Haft- oder Untersuchungsgefangener, im mittleren Durchschnitt auf eine Mark berechnen.

Das sind aber sozusagen nur die direkten Unkosten, die ein Gefangener verursacht; die indirekten, welche noch hinzukommen, gestalten unser Rechenexempel noch viel unvorteilhafter. Zu diesen indirekten Kosten rechnen wir die Gehalte der Beamten, die Aufwendungen für Neu- und Umbauten und andre notwendige Ausgaben, die in keinem direkten Verhältnis zu den Gefangenen stehen, z. B. die Kosten der Oberaufsichtsbehörden u. dergl.

Die Gehalte der Strafanstaltsbeamten sind an sich durchaus nicht hoch und verdienen höchstens die Bezeichnung „auskömmlich." Wenn ein Direktor bei seiner schwerverantwortlichen, gefährlichen, Geist und Körper gleich aufreibenden Thätigkeit einen Jahresgehalt von 4500—6000 Mark, ein vielgeplagter Inspektor 3000—4000 Mark, ein Aufseher 1200—1500 Mark, eine Aufseherin 900 bis 1100 Mark bezieht, so ist das für die Leistungen der betreffenden ein recht bescheidenes Äquivalent. Rechnet man aber die Gesamtsumme dieser Gehalte zusammen und verteilt sie auf die einzelnen Gefangenen, so kommt man zu einem sehr unerfreulichen Resultate. Ein Beispiel, für dessen Unterlagen wir freilich bis in die kleinsten Details nicht aufkommen können, soll unsre Behauptung erhärten.

Im Zuchthause zu Waldheim, welches neben 2000 Männern in einer räumlich vollständig getrennten Anstalt noch etwa 60 „Korigendinnen" zählt, sind folgende Beamten mit nachstehenden Jahresgehalten angestellt:

1	Direktor	6000	Mark,
1	Oberinspektor	4000	„
12	Oberbeamte (inkl. Ärzten, 3 Geistlichen und Lehrern) à 3000 M.	36000	„
10	Oberaufseher und Expeditionsbeamten à 1500 M.	15000	„
100	Aufseher à 1200 M.	120000	„
6	Aufseherinnen à 1000 M.	6000	„
4	Maschinisten und Boten à 900 M.	3600	„
	Summa:	175600	Mark.

Da die vorgenannten Ziffern nach früheren Jahren bemessen, mithin wahrscheinlich zu niedrig gegriffen sind, so kann man in runder Summe 200000 Mark rechnen. Es kommen also auf jeden Züchtling ca. 100 Mark jährlicher Beitrag zu den Gehalten der erforderlichen Beamten.

Hierzu kommt der Aufwand, den Umbau- und Neubauten erheischen. Um bei dem konkreten Beispiele stehen zu bleiben, so kann ohne Übertreibung behauptet werden, daß in der Strafanstalt zu Waldheim mit alleiniger Ausnahme der Kirche und des äußerst mangelhaften Isolirgebäudes und einiger kleinen

Baulichkeiten seit dreißig Jahren kein Stein auf dem andern geblieben ist. Fortwährend war man genötigt, entweder baufällige Gebäude durch neue zu ersetzen oder unzweckmäßige zu einigermaßen zweckentsprechenden zu „adaptiren“ — wie sich die Herren Anstaltsbautechniker ausdrücken —, ohne damit etwas wirklich Vollkommenes zu erreichen. Verteilt man diese Bauausgaben auf die einzelnen Jahre, so geht man sicherlich nicht fehl, wenn man behauptet, daß jährlich etwa 100 000 Mark verbaut worden seien, ein Aufwand, der trotz seiner Höhe auch heute noch nicht abgeschlossen ist, ohne daß damit den Anforderungen des jetzigen Strafvollzuges allenthalben genügt worden wäre.

Auch bei diesem Kapitel denken wir nicht entfernt daran, den betreffenden ausführenden Bautechnikern irgend welchen Vorwurf zu machen; wir konstatiren nur eine Thatsache, die wahrscheinlich niemand aufrichtiger beklagt als jene Herren selbst, denn es ist gewiß nicht befriedigend, nach jahrelangem Bemühen zuletzt doch nur bei einem mangelhaften Erfolge angelangt zu sein. Wenn bei dieser Adaptionsmethode irgend jemand ein Tadel trifft, so sind es die früheren höheren Aufsichtsbehörden, die sich zu jenen Zeiten, wo Geld in genügender Menge für dergleichen Ausgaben vorhanden war, nicht entschließen konnten, mit einem rationellen Neubauplan vor die Kammern zu treten. Heute läßt sich wenig mehr ändern. Die jetzigen Behörden stehen vor einer vollendeten, unabänderlichen, verpfuschten Thatsache!

Was die Neubauten betrifft, so können wir nicht umhin, das in neuerer Zeit in allen Ländern befolgte System im allgemeinen zu verwerfen. Anstatt in schlichter, kasernenmäßiger Weise einfache, lediglich auf ihren eigentlichen Zweck berechnete Strafanstalten zu erbauen, hat man Monumentalbauten errichtet, die jedem idealen Zwecke entsprochen haben würden. Wir verweisen z. B. auf die neue Zentralstrafanstalt zu Fuhlsbüttel bei Hamburg, ja selbst auf die kleineren Gefängnisse, die an den Sitzen der Landgerichte erbaut worden sind. Die Kosten, welche speziell die Erbauung von Zellenhäusern verursachen, entsprechen vollkommen dem Humbug, den man neuerdings mit dem Isolirsystem betreibt. In dieser Richtung hat die moderne Strafvollzugswissenschaft ihre Ansprüche an die Bautechnik so hoch gesteigert, daß eine einzige vollkommen eingerichtete, mit allen nötigen und unnötigen Apparaten versehene Zelle im mittleren Durchschnitt 4000 Mark kostet, mithin einen jährlichen Mietertrag von 200 Mark repräsentirt. Wie glücklich müßten die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Deutschlands sich gestalten, wenn jeder freie, ehrliche Arbeiter, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen, eine zahlreiche Familie ernähren und dabei Steuern und Abgaben zahlen muß, sich sollte den Luxus gestatten dürfen, eine freundliche, allen Ansprüchen der Hygieine genügende und bequeme Wohnung für 200 Mark Jahresmiete zu erwerben! Wie viel kleine Handwerker streben einem solchen Ideale nach, wie wenige erreichen es! Der Gefangene, der seine Mitbürger an Leben, Gesundheit, Eigentum und Ehre geschädigt hat, genießt

diesen Vorzug. Ist es nicht verzeihlich, wenn man angesichts derartiger Mißverhältnisse einigermaßen an die „verkehrte Welt“ erinnert wird?

Doch genug der Kritik. Wir konnten uns aber der Aufgabe nicht entziehen, durch Thatsachen zu beweisen, daß die Kosten des heutigen Strafvollzuges eine Höhe erreicht haben, die vom staatswirtschaftlichen Standpunkte aus nicht länger gerechtfertigt werden kann, und daß es an der Zeit ist, darüber nachzudenken, wie diesem Übelstande begegnet werden könne. Und wenn irgend ein Umstand uns damit zu versöhnen vermag, daß dem allgemeinen deutschen Strafgesetzbuch nicht ein Strafvollzugsgesetz auf dem Fuße gefolgt ist, so ist es der, daß man in maßgebenden Kreisen durch diese Verzögerung Zeit gewinnt, Vorschläge über Vereinfachung des Strafvollzuges entgegenzunehmen und zu würdigen.

Eine Verminderung des Verbrechertums ist in keiner Weise zu erwarten; im Gegenteile, je höher der allgemeine Kulturstand steigt, desto zahlreicher werden die Verbrechen sich zeigen. Denn mit der Vervollkommnung der Kultur werden die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse immer komplizirter, die Gegensätze zwischen Reich und Arm immer schroffer werden. Jedes Verbrechen ist im abstrakten Sinne als das Resultat sozialer und wirtschaftlicher Reibungen anzusehen, letztere müssen aber umso häufiger und unabsehbarer hervortreten, je dichter und künstlicher die menschliche Gesellschaft sich gruppirt. Auf einer einsamen Insel, wo es nichts zu stehlen giebt, wird man keinen Spitzbuben finden, in den menschenleeren und bis heute unerforschten afrikanischen Sandwüsten, wo der Mensch keine bleibende Wohnstätte errichtet hat und höchstens eine Beduinenschaar ihr Zeltlager für die kurze Dauer einer Nacht aufschlägt, sind Brandstiftungen nicht möglich; in den endlosen Savannen Südamerikas, wo es keine reichen Bankiers giebt, werden keine eisernen Kassenschränke erbrochen; Robinson Crusoë konnte beim besten Willen niemanden ermorden, bevor er den Neger Freitag angetroffen hatte. Wie ganz anders gestalten sich diese Verhältnisse in unsern riesenhaften Städtezentren. Mit der verfeinerten Kultur, der raffinirtern Genußsucht auf der einen Seite wächst die Begehrlichkeit der Armut auf der andern. Neid und Haß der niedern Volksschichten gegenüber den vom Glücke Bevorzugten nehmen an Stärke zu, die Fähigkeit, sich in das Unvermeidliche zu fügen, vermindert sich mit der steigenden Not und — die Verbrechen werden zahlreicher. Die heutige Gesetzgebung, selbst von Rechtsgrundsätzen zweifelhaften moralischen Werts durchdrungen, bietet schon lange keine Schutzwehr mehr für den sogenannten „Dummen,“ sondern überläßt ihn unerbittlich seinem Schicksale; dagegen gestattet sie dem Schlauen, der zu Reichtum und Wohlleben mühelos gelangen will, das Zuchthaus mit dem Ärmel zu streifen. Den Begriff „Schwindel“ kennt sie nicht und läßt seine Ausführung unbestraft. Sie ist vollkommen in den Begriffen des unsozialen römischen Rechts befangen und wird zuletzt dahinführen, wo das römische Reich trotz seiner Größe und Herrlichkeit schließlich anlangte: zum Untergange, wenn sich das germanische

Volksbewußtsein nicht noch rechtzeitig ermannt und gegen die Verwälschung kräftig reagirt. Wir müssen uns also vorläufig schon mit der Thatsache abfinden, daß das Verbrechertum in schnellen Wachstum begriffen ist und für die nächsten Jahrhunderte schwerlich einen andern Charakter annehmen wird.

Wenn wir nun unter diesen Umständen jeden direkten Kampf gegen das Verbrechertum für nutzlos halten, so tritt an die Gesellschaft umso dringlicher die Frage heran, auf welche Weise dieser soziale Schaden zu beherrschen ist und möglichst abgeschwächt werden kann, namentlich in finanzieller Richtung. Es fragt sich, wie ist den wirtschaftlichen Nachteilen dieser Erscheinung am erfolgreichsten vorzubeugen, wie sind die Verbrecher neben sicherer Aufbewahrung am besten zu verwenden? Ist die Methode des gegenwärtigen Strafvollzuges genügend, nach dieser Richtung hin befriedigende Resultate zu erzielen?

Wir erblicken in der Vereinfachung des Strafvollzuges das geeignetste Mittel, die Einwirkungen des Verbrechertums aufzuheben.

Die jetzigen gesetzlichen Bestimmungen erheischen eine vollständig bis in die kleinsten Details durchgeführte räumliche Trennung der Gefangenen aller Gattungen. Soweit sich diese Forderung auf die Untersuchungsgefangenen bezieht, so ist sie nur zu billigen, denn der Untersuchungsgefangene wird nur zur Erleichterung des Instruktionsverfahrens und zur Verhütung von Berührung mit der Außenwelt in Gefangenschaft gehalten; er muß so lange als Unschuldiger betrachtet und somit vom Verurteilten getrennt gehalten werden, bis das Gegenteil erwiesen ist. Wir vermögen aber nicht einzusehen, weshalb man rückfällige Verbrecher so sorgfältig von einander trennt. In Wirklichkeit sind die meisten Rückfälligen alte Bekannte, die sich in verschiedenen Anstalten, sei es Zuchthaus oder Gefängnis, längst „kennen und achten" gelernt haben, daher wohl wenig zu ihrer gegenseitigen Verschlechterung beitragen werden. Der Buchstabe des Gesetzes, zufällig als mildernd angesehene Umstände bestimmen über Verurteilung zu Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe; die Ehrlosigkeit der Verurteilten ist stets dieselbe. Und gerade nach der Gesinnung sollten die Strafen verhängt werden. So gut der Richter nach seinem Ermessen bei gewissen Angeklagten auf Zuchthaus oder Gefängnis erkennen und zu diesem Zweck mildernde Umstände zur Geltung bringen kann, mit demselben Rechte könnte man es ihm überlassen, darüber zu entscheiden, ob ein Vergehen aus ehrloser Gesinnung hervorgegangen ist oder nicht.

Hiernach brauchte es nur eine einzige Art von Bestrafung zu geben: nämlich Entziehung der Freiheit, die sich durch nichts als durch die Dauer und die bürgerlichen Folgen unterscheidet. Diese allgemeine Freiheitsentziehung müßte für solche Leute, die bei ihrem Vergehen keine ehrlose Gesinnung bewiesen haben, in custodia honesta erfolgen, bei den übrigen Verurteilten in custodia inhonesta mit Arbeitszwang und sonstigen erschwerend wirkenden Strafübeln. Schon

diese Zweiteilung nach der vorhandenen Gesinnung würde den Strafvollzug außerordentlich vereinfachen.

Weiter würde es sich empfehlen, von allen Experimenten abzusehen, die nicht unmittelbar zur Strafverbüßung zu rechnen sind. So sehr wir uns für einen möglichst guten Schulunterricht der Jugend begeistern und von seiner Notwendigkeit nach allen Richtungen hin durchdrungen sind, so wenig halten wir es für zweckmäßig, Gefangene, die längst die Kinderschuhe ausgezogen und vielleicht schon verschiedene Strafanstalten besucht haben, zu unterrichten und zwar in Gegenständen, die in der Mehrzahl der Fälle keinen reellen Nutzen mehr bringen. Man unterrichte Gefangene in mechanischen Arbeiten und mache sie dadurch erwerbsfähig; alles andre lasse man als unnötige Dekoration beiseite.

Auch in ärztlicher Beziehung wird über das Maß der Notwendigkeit hinausgegangen. Wer fragt denn den Handwerker oder Arbeiter im Zustande der Freiheit, ob er zufällig an einer leichten Indigestion leide oder ob er das wissenschaftlich-theoretische Normalgewicht besitze? Er muß eben arbeiten, auch wenn er nicht ganz disponibel ist und das Normalgewicht nicht ganz erreicht, denn sonst verdient er nichts und muß hungern oder stehlen. Man gewöhne also den Verbrecher nicht an Rücksichten, welche der freie Arbeiter nicht kennt und nicht beachten darf.

Hinsichtlich der Ausnutzung der Arbeitskräfte befindet sich der heutige Strafvollzug gleichfalls auf irrtümlichen Wegen. Es kann selbstverständlich dagegen nichts eingewendet werden, daß, soweit es das Gesetz zuläßt, Arbeitszwang ausgeübt wird, allein man sollte im Arbeitswesen nicht erziehliche Zwecke verfolgen, die nur dazu führen, den Arbeitsertrag zu schmälern und die Kosten der Gefangenschaft zu erhöhen. Man beschäftige den Gefangenen in den Zweigen, die er erlernt hat und am lohnendsten betreiben kann, aber experimentire nicht, indem man aus „edukatorischen" Gründen z. B. einen fertigen Tischler das Cigarrendrehen erlernen läßt, angeblich, um seinen Willen zu brechen oder ihm die Strafhaft empfindlicher zu machen. Um diese durchaus berechtigten Ziele zu erreichen, giebt es einfachere, näherliegende drastische Mittel, die weit billiger ausführbar sind.

Der größte und zugleich kostspieligste Unfug endlich wird mit der „rationellen Isolirhaft" getrieben. Wir haben schon oben die Kosten berührt, welche mit der Erbauung von Isolirhäusern verbunden sind, aber das System der heutigen Isolirhaft verteuert mit seinen zahlreichen persönlichen und sachlichen Apparaten den Strafvollzug in noch weit höherem Grade. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf das gegenwärtige Isolirsystem näher einzugehen oder eine detaillirte Kritik auszuüben; soviel steht aber fest, daß der ursprüngliche Zweck des Isolirens, wie ihn der amerikanische Quäker Penn im Auge hatte, ein von dem heutigen weit verschiedener ist. Während Penn in der Einzelhaft eine generelle Verschärfung der Strafhaft erblickte und

erreichte, will der heutige Strafvollzug durch Isoliren in erster Reihe erziehen und hat sich zu diesem Zwecke ein System konstruirt, welches, ohne auch nur entfernt diesen Zweck zu erreichen, nur dazu führt, sich und andern Illusionen zu bereiten. Man isolire aus sicherheitspolizeilichen Gründen gefährliche Verbrecher; man isolire jugendliche, relativ minder verdorbene Verbrecher, um sie dem Einflusse erwachsener und gewohnheitsmäßiger Zuchthausbrüder möglichst zu entziehen und eine Ansteckung zu verhindern; man isolire Schwächliche, mit körperlichen Gebrechen oder ekelerregenden Krankheiten Behaftete; aber die große, breite Masse der Gefangenen verschone man mit einem System, welches mit so großen Kosten verbunden ist und in der Hauptsache doch nur Heuchler erzeugt und die Rückkehr in die Freiheit dadurch erschwert, daß der Isolirte, künstlich zur Unselbständigkeit erzogen und halb und halb zum Idioten geworden, unfähig gemacht wird, mit andern in jener friedlichen Gemeinschaft zu leben, die gegenseitiges Unterordnen und Sichfügen erfordert. Man kann doch die Isolirzelle den Entlassenen in die Freiheit nicht mitgeben.

Die Berücksichtigung dieser Vorschläge würde allein schon wesentlich dazu beitragen, den Strafvollzug zu vereinfachen und seine Kosten zu vermindern. Noch erfolgreicher aber wäre dieses Ziel zu erreichen, wenn man sich entschließen würde, für mehrfach Rückfällige ein besonderes Regime einzuführen. Bekanntlich rekrutirt sich der Bestand der Gefangenen bis zu 88 Prozent aus Rückfälligen, also aus Subjekten, die wiederholt dasselbe Verbrechen begangen und somit den vollgiltigen Beweis erbracht haben, daß frühere Erziehungsversuche im Gefängnis nutzlos waren und sie nicht befähigen konnten, ohne äußeren Zwang ein geordnetes Leben zu führen. Wie wäre es nun, wenn der Staat sich entschlösse, von einer gewissen Anzahl des Rückfalles an die Pforten der Freiheit für immer zu verschließen? Könnte man es eine ungerechtfertigte Härte nennen, wenn man Leute, die wiederholt Gelegenheit hatten, sich aufzuraffen und nach der Entlassung aus der Strafanstalt sich einer geordneten Thätigkeit zu widmen, aber im Sturme des Lebens immer von neuem Schiffbruch erlitten und vielleicht zum zehntenmale in die Gefangenschaft — halb zog sie ihn, halb sank er hin — zurückgekehrt sind, für die menschliche Gesellschaft ein für allemal dadurch unschädlich machte, daß man sie als Unverbesserliche stets in Gefangenschaft hielte, gleich geistig Irren, die unfähig sind, einen vernünftigen, selbständigen Gebrauch von dem sonst so kostbaren Gute der Freiheit zu machen? Wir wollen nicht allzu rigoros sein, meinen aber, daß z. B. ein Dieb, der zum viertenmale rückfällig geworden ist, niemals von der Sucht zu stehlen geheilt werden wird. Das Stehlen ist ihm entweder angeboren oder zur Gewohnheit geworden. Der Mann will vielleicht, aber kann ohne drastischen Zwang nicht arbeiten, also auch nichts verdienen, diesen Beweis hat er wiederholt bis zur Evidenz geliefert. Weshalb nun von neuem das Experiment der Entlassung in die Freiheit an ihm versuchen, da man doch im voraus weiß, daß es mißlingen wird? Ganz zu schweigen von den Kosten der Unter-

suchung und Verurteilung, von denen namentlich erstere seine kaum glaubliche Höhe erreichen können. Unser Vorschlag geht dahin, für mehrfach Rückfällige — nehmen wir das viertemal an — besondre Arbeitshäuser und Anstalten zu errichten, in welchen sie für die fernere Dauer ihres Lebens für Rechnung der Gesellschaft möglichst vorteilhaft zu beschäftigen sind. Man verwende solche Rückfällige zu öffentlichen Arbeiten, zu Eisenbahn-, Straßen- und Kanalbauten, zur Entwässerung der Torfmoore, zur Bewässerung steriler Ödungen, zur Beforstung von Haiden u. dergl. Man verpflege sie nicht wie Sträflinge, sondern wie Leute, die täglich angestrengt arbeiten müssen, sehe aber von jeder erziehlichen oder sonstigen zweifelhaften Maßregel ab. Man führe eine strenge, dem Zwecke angepaßte Disziplin ohne grausame Härte ein; man lasse sie tüchtig schaffen, strafe aber Faulheit und Widersetzlichkeit hart. Für Unterbringung derartiger Rückfälligen genügen im Sommer einfache Baracken oder transportable Zeltlager. Im Winter, solange er die Arbeit im Freien unterbricht, bringe man sie in einfachen, kasernenmäßigen Gebäuden, leerstehenden Schlössern ꝛc. unter und beschäftige sie mit sich darbietenden oder zu beschaffenden gewöhnlichen Hausarbeiten, wie Holzmachen, groben Schneider- und Schuhmacherarbeiten und sonst nach ihrer individuellen Fähigkeit. Man wende nicht ein, daß die sicherheitspolizeiliche Bewachung dieser Rückfälligen, wenn sie im Freien arbeiten, Schwierigkeiten bereiten würde; erfahrungsgemäß macht ein Rückfälliger nur selten den Versuch, zu entfliehen. Und wenn auch wirklich ein einzelner eine Ausnahme machen sollte, so würde es ihm doch sehr schwer werden, ohne jegliche Geldmittel und in der kennzeichnenden Anstaltskleidung Fortkommen und Obdach zu finden. Die Franzosen helfen sich derartigen Rückfälligen gegenüber mit Deportation. Allein die französischen Erfahrungen sind keineswegs zur Nachahmung ermutigend, und Deutschland hat noch so zahlreiche Gelegenheiten, derartige Leute zweckmäßig und lohnend zu verwerten, daß es volkswirtschaftlich sicher falsch wäre, ihre Kräfte dem Vaterlande zu entziehen, abgesehen von dem Umstande, daß wir zur Zeit überseeische Kolonien noch nicht besitzen.

Indem wir diese Betrachtungen schließen, sind wir uns vollkommen bewußt, daß uns von gewissen Seiten der Tadel der Grausamkeit oder wenigstens der Inhumanität treffen wird. Allein die ernstesten, objektivsten Reflexionen veranlaßten uns, mit unsern Vorschlägen an die Öffentlichkeit zu treten. Von der Ansicht durchdrungen, daß der Staat nicht allein das Recht, sondern in noch weit höherm Grade die Pflicht habe, nichts zu unterlassen, was zu seiner Selbsterhaltung nötig ist, vermögen wir in unsern Betrachtungen weder Grausamkeit noch Unerreichbares zu erblicken. Wir wünschen und hoffen, daß man unsre Wünsche an maßgebender Stelle, wenn es sich darum handeln wird, ein allgemeines Strafvollzugsgesetz einzuführen, nicht ganz unberücksichtigt lassen möge, denn der Überzeugung kann sich kein denkender Mann verschließen, daß irgend etwas geschehen muß, um die wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen

des immer wachsenden Verbrechertums abzuschwächen, selbst auf die Gefahr hin, mit einem System zu brechen, welches zwar der jetzigen Zeitströmung angepaßt ist, aber bisher keine greifbaren Erfolge gezeitigt hat.

Dresden. **Rittner.**

Levin Schücking.

ie „Lebenserinnerungen," welche Levin Schücking seit längerer Zeit in den Westermannschen Monatsheften veröffentlichte, sind in der That der Abschluß einer langen und überaus vielseitigen literarischen Thätigkeit geworden. Der vielgenannte Romanschriftsteller, der nach gewissen Seiten hin eine der eigentümlichsten Erscheinungen der modernen Literatur war, hat sein Dasein am 31. August d. J. in Bad Pyrmont beschlossen.

Die äußern Lebensschicksale des westfälisch-rheinischen Schriftstellers verdienen ein tiefergehendes Interesse, nicht nur weil sie reich, mannichfaltig und im guten Sinne wechselnd gewesen sind, sondern weil sie auch den Schlüssel zu der literarischen Besonderheit Schückings und der Wirkung seiner zahlreichen Arbeiten geben. Levin Schücking ist ein namhafter, aber niemals ein erfolgreicher Schriftsteller gewesen in dem Sinne, in welchem man das Wort „Erfolg" in der Gegenwart versteht. Er hat eine merkwürdige Zwischenstellung in unsrer Literatur eingenommen. Durch Geburt, Erziehung, mannichfache Traditionen und Verbindungen, wohl auch durch Regungen eignen Gefühls gehörte er zur katholischen Gruppe innerhalb der neuern deutschen Literatur, welche in ihrer Eigenart und Bedeutung noch nicht hinreichend gewürdigt ist, obschon sich ihre Wirkungen auf den verschiedensten Gebieten empfindlich geltend machen. Durch gewisse Momente seiner Bildung, durch die Tendenzen, welchen er sich in den dreißiger und vierziger Jahren angeschlossen hatte, durch die Einsicht, daß der wesentlichste Teil der deutschen Kultur und Geistesentwicklung aus protestantischem Geiste stamme, schied er sich von jenen ultramontanen Dichtern und Journalisten, welche in seiner Heimat erwuchsen. Aber auch hiervon abgesehen, stimmte Levin Schückings Erscheinung nicht mit den hergebrachten Gruppirungen überein. Die deutsche Literatur hat zwar immer Talente seiner Art gehabt, aber diese sind nie durch allzudeutliche Anerkennung verwöhnt worden. Im Sinne unsrer Gelehrten war Schücking trotz einer vielseitigen und auf gewissen Punkten sehr gründlichen wissenschaftlichen, namentlich historischen Bildung immer

nur ein „Belletrist," ein Schriftsteller für den Tagesbedarf. Wenn er etwas wußte und gelernt hatte, um so schlimmer für ihn. Die Formen, in denen sein reich genährter Geist, sein Wissen sich aussprach, waren unzünftige. Unter den Männern der „Berufsliteratur" aber blieb Schücking, trotz des Respekts, den er einflößte, immer isolirt. Er war eine zu vornehm angelegte Natur, um mit der Masse unsrer Belletristen und Journalisten übereinzustimmen. Er gehörte, trotz seiner mannichfachen Verbindungen mit sehr verschiedenartigen Kreisen, niemals einer literarischen Klique an. Dieselbe tiefere Bildung, die in den Augen gewisser Privatdozenten neuesten Stiles als absolut unzulänglich und wertlos galt, war großen Gruppen der literarischen Berufsgenossen höchst unbequem. Sie legte ihm selbst und andern Verpflichtungen auf, welche den Leuten, die mehr auf hohen Lohn als auf gute Leistungen sehen, immer höchst unbequem blieben. So galt Schücking längst, ehe er die Grenze des Alters erreicht hatte, gewissermaßen für eine veraltete Berühmtheit.

Doch selbst hiermit ist die Summe der Gründe nicht erschöpft, die diesem Schriftsteller eine Zwischenstellung anwiesen. Denn auch diejenigen, welche ein lebendiges Interesse an ihm hegten und gar wohl wußten, daß er wirkliches Talent, eine umfassende Bildung, seltene Kenntnis eigentümlicher Lebensverhältnisse und Menschencharaktere, eine ehrenhafte und lautere Gesinnung besaß, waren der Fülle seiner Arbeiten gegenüber keineswegs immer in der Lage, sich daran zu erfreuen und rückhaltlos zu genießen. Schücking war zwar eine dichterische Natur, und seinen besten Schriften fehlt ein Hauch echt poetischer Stimmung, poetischen Empfindens nicht. Gewisse Partien seiner Romane, namentlich einzelne Anfänge, entfalten eine Kraft und Plastik der Gestaltung, welche viel mehr erwarten und hoffen läßt, als die Durchführung leistet. Die Kraft Schückings gehörte zu den Kräften, welche selten konzentrirt wurden, der moderne Fluch allzuhastiger Produktion lag auch über ihm, obschon, soviel wir sehen können, ihn, den ernsthaften Westfalen, das äußere Bedürfnis und das Verlangen nach Luxus oder Genuß, nicht in der Weise beherrscht und gespornt haben, wie so viele andre Talente der Zeit. Karl Hillebrand sagt in jener vortrefflichen Charakteristik der französischen Literatur und Gesellschaftszustände, welche dem zweiten Bande seiner „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III." vorausgeht, ein Wort, welches ohne weiteres auf unsern Autor Anwendung leidet. „Ist es immer schwer, die Linie zu ziehen, welche die Erzeugnisse reinen Geschäftssinnes zur Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses von den Werken trennt, wo sich schon eine künstlerische Absicht zugesellt, so war es schwerer als je bei der ungeheuern Produktion einer Zeit, in welcher Gutes und Böses so nahe beisammen lag, sich so oft gegenseitig durchdrang, eines Geschlechtes, das zugleich so Hohes erstrebte und sich von so Niederem hinreißen ließ, dem es so schwer gemacht war, der reinen willenlosen Anschauung zu leben, das immer und immer wieder zur Teilnahme am Tages-

kampfe gedrängt wurde.“ Levin Schücking stand, wie die neuern französischen Autoren, die Hillebrand hier im Sinne hat, in der Mitte zwischen den poetischen Künstlern und der großen Menge bloßer Unterhaltungsschriftsteller, welche in hergebrachten Formen, mit überlieferten Mitteln arbeiten und deren Erzählungen namentlich jenem Spiele mit bunten Glasstücken gleichen, die geschüttelt und in immer neuen Verbindungen vor das Auge gebracht werden. Die reine willenlose Anschauung war bei Schücking nicht dürftig, aber er ließ sich allerdings durch die Forderungen des Tages oft genug von ihr hinwegdrängen. Und es gelang ihm nicht, in einigen größern, wahrhaft vertieften und ausgereiften Werken seine Besonderheit scharf und rein von der Mehrzahl scheinbar Gleichstrebender abzuheben. Vom großen Publikum ist Unterscheidung garnicht zu erwarten, wir sind überzeugt, daß Schücking zum weitaus größten Teile Leser gehabt hat, die seinen Romanen und Erzählungen den Platz neben den plattesten und alltäglichsten Unterhaltungsschriftstellern anwiesen und niemals merkten, daß in diesen Gebilden eine reichere Anschauung, ein vornehmerer Geist enthalten waren. In Frankreich und England sind dergleichen Schriftsteller häufiger und in gewissem Sinne besser am Platze als bei uns. Auch die Gebildetsten verzeihen es dort leichter, wenn sich eine poetische Natur nicht zur höchsten Wirkung und jenen Schöpfungen konzentrirt, welche die Bürgschaft der Dauer in sich tragen. Auf der andern Seite wissen sie Unterschiede zu machen und Belletristen, die Geist, poetische Anlagen und eigentümliche Lebensanschauungen besitzen, von bloßen Buchmachern, die den schlechten Instinkten der Halbbildung und flachen Zerstreuungssucht dienen, wohl zu trennen.

Levin Schückings Eigenart wurzelte zum guten Teil in dem Boden, dem er entstammte. Da die obenerwähnten Erinnerungen jedenfalls bald als selbständiges Buch erscheinen werden, so können hier wenige Andeutungen genügen. Der Schriftsteller war am 6. September 1814 zu Klemenswerth in der Nähe von Meppen geboren. Zur Zeit seiner Geburt war die neue Verteilung des alten Münsterlandes bereits eine definitive, aber das Gefühl ursprünglicher Zusammengehörigkeit lebte in den Bewohnern des ehemaligen Bistums, eines der wenigen geistlichen Staaten des alten Reiches, die eine bedeutende und im ganzen nicht ungewöhnliche Geschichte hatten, entschieden noch fort. Beziehungen und Verbindungen seiner Eltern wiesen nach Münster, wo er das Gymnasium besuchte und von wo aus er häufig nach Ruschhaus, dem Sitz der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, kam. Von seiner Knabenzeit an und bis zu ihrem Tode im Jahre 1848 blieb er mit dieser hervorragendsten und originellsten aller deutscher Dichterinnen in sehr intimer Verbindung. Das kleine biographische Denkmal, das er ihr gestiftet, gehört zu Schückings besten literarischen Arbeiten und ist an frischer Wiedergabe der persönlichen Erscheinung und feinsinniger Würdigung der Begabung Annettens von den ausgeführteren Lebensbildern weder erreicht noch übertroffen worden. Im Elternhause wie in

Digitized by Google

dem Lebenskreise der Dichterin machte sich Schücking den ganzen Schatz von Überlieferungen und Erinnerungen zu eigen, welcher aus dem ehemaligen Münsterschen Staate stammte. Geschichte, Sage, Natur, Sitte, Volksart der engern Heimat, mit der das ehemalige Kurköln und der ganze Komplex jener kleinen geistlichen und weltlichen Staaten in Verbindung und Bezug gestanden hatten, die hier im Nordwestwinkel des Reiches die bunte Mannichfaltigkeit des Südwestens wiederholten, gaben ihm Eindrücke, welche für seine literarischen Anfänge ausreichten und welche sich auch in der Folge stärker und nachhaltiger erwiesen, als alle spätern Anschauungen, die er erwarb.

Schücking, der das Mißgeschick gehabt, seine hochbegabte Mutter Katharina Schücking (Annette Drostes Freundin) früh zu verlieren, studirte die Rechte und bereitete sich auf das juristische Examen vor. Da ward er, weil der Teil des Münsterlandes, in dem seine Wiege gestanden, bei der großen Teilung zu Anfang des Jahrhunderts nicht mit an Preußen, sondern zuerst an Arenberg und danach an Hannover gefallen war, zurückgewiesen. Ob die Entscheidung unabwendbar gewesen wäre, läßt sich nicht sagen. Dem jungen für die Literatur schwärmenden und die Freiheit einer rein literarischen Laufbahn ersehnenden Manne gab sie einen willkommenen Vorwand, seinen Entschluß als einen notgedrungenen und unabwendbaren anzusehen. Mit Erzählungen, Gedichten und mit dem Buche „Das malerische Westfalen“ (einer Abteilung des unter dem geschmacklosen Titel „Das malerische und romantische Deutschland“ damals in Leipzig erscheinenden, mit schauderhaften Stahlstichen verzierten Werkes) debütirte er. Die poetische Jugend Schückings fiel nun in die Tage des jungen Deutschlands. Die geistigen Elemente, welche in dieser Zeit die herrschenden waren, schienen gar keine Mischung mit jenen Elementen zuzulassen, welche Schücking von Haus aus mitbrachte. Doch gab es eine gewisse Vermittlung und Verbindung: zahlreiche Glieder auch der westfälischen Aristokratie hatten der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts nahe gestanden und die französische Bildung der Encyclopädistentage hatte auch im gläubigen katholischen Boden des Münsterlandes Wurzel gefaßt. Eine bewegliche Natur wie die Schückings konnte manche Widersprüche mit einander versöhnen und vermitteln. Seine nächsten Umgebungen, namentlich die treubesorgte poetische Freundin, waren inzwischen bemüht, ihn durch allerhand Auskunftsmittel vom Betreten der Schriftstellerlaufbahn (der Journalistik namentlich) zurückzuhalten.

Schücking übernahm denn auch willig eine Art von Bibliothekarstellung auf dem Schlosse Meersburg am Bodensee, wo er in der Bibliothek des gelehrten Freiherrn Josef von Laßberg sich mit Leben und Literatur des deutschen Mittelalters vertrauter machte, als er es bis dahin gewesen war, und darnach die Würde eines Erziehers der beiden Söhne des Fürsten Wrede. Er trat in beiden Stellungen immerhin ganz andern Lebenskreisen näher, als diejenigen waren, welche die „Literaten“ der dreißiger und vierziger Jahre mit ausgesprochener

Vorliebe aufzusuchen pflegten. Aber die Neigung für eine rein literarische Existenz ward dadurch nicht besiegt, und nach seiner Verheiratung mit einer gleichfalls poetisch begabten jungen Dame, Fräulein Luise von Gall, trat er bei der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" ein und nahm seinen Wohnsitz einige Jahre hindurch in Augsburg. Von dort siedelte er nach Köln über und leitete mehrere Jahre hindurch das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung." In diese Zeit fielen auch seine Wanderjahre im weitern Sinne; Paris und Rom, die er nicht bloß von außen sah, sondern auch gesellschaftlich kennen lernte, fesselten ihn längere Zeit. Über seine italienische Reise hatte schon das Buch „Eine Römerfahrt" berichtet, welches im Strudel von 1848 unterging, über Erlebnisse und interessante Begegnungen der ganzen mittleren Periode von Schückings Leben teilen die mehrerwähnten Lebenserinnerungen prätensionslos viel Interessantes mit.

Von 1852 wohnte Schücking abwechselnd in Köln, Münster und auf einem ihm gehörigen Gute Sassenberg bei Warendorf. Die Sammlung seiner „Ausgewählten Romane," welche in zwei Folgen von je zwölf Bänden (1864 und 1874) erschien, bedeutete keineswegs einen Abschluß seines literarischen Lebens. Fast alljährlich verließen neue Schriften des Autors, wie schon angedeutet, sehr ungleichen Wertes, die Presse. Die Lust des Fabulirens blieb in ihm mächtig, auch nachdem er längst ausgesprochen, was es ihn zu sagen drängte, und die Schückingsche Produktion ging daher zuletzt beträchtlich mehr in die Breite als in die Tiefe. Aber immer fuhr er fort, der Literatur wirkliche Dienste zu leisten, seine Übertragung von Rousseaus „Bekenntnissen," seine Thätigkeit für Herausgabe der letzten Gaben seiner Freundin Annette von Droste-Hülshoff, das Lebensbild derselben, eine Reihe seiner Aufsätze und Kritiken für die „Allgemeine Zeitung" und die „Kölnische Zeitung," seine Bilder aus Westfalen und mancherlei andre Arbeiten wogen ein paar oberflächliche Romane und Novellen wohl auf. Und überdies gehörte er auch darin zu den schwer zu charakterisirenden Talenten, daß er nach einer Folge von flüchtigen Produkten wieder Bedeutendes hervorzubringen wußte. Zwei seiner besten und gehaltreichsten Romane „Luther in Rom" und „Die Heiligen und die Ritter" gehörten der Spätzeit an. Wie seine letzten Lebensjahre verliefen, wissen wir nicht, jedenfalls wird es ihm bis zuletzt nicht an Freunden gefehlt haben, deren einer das von ihm selbst entworfene Lebensbild vervollständigen und ergänzen mag.

Levin Schückings Erstlingsromane erschienen in den vierziger Jahren: „Ein Schloß am Meer" 1843 und „Die Ritterbürtigen" 1845. Sie gehörten der Übergangszeit zwischen den Tendenz- und Reflexionsprodukten der jungdeutschen Periode und zwischen den Bestrebungen an, sich wärmer und inniger an die Erscheinungen hinzugeben, die in die poetische Anschauung fielen. Schücking war nicht völlig frei geblieben von den Einwirkungen des kapriziösen, unerquicklich journalistischen, nach Geist haschenden Stils der eben verflossenen Zeit.

Wenn er einen französischen Emigranten zu schildern hatte, versagte er sich Wendungen wie etwa: „Mit einer wunderbaren Geistesbeweglichkeit wußten sich diese Franzosen in jede Lage zu finden; ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, ließen sie sich zu jeder Arbeit herab, und ein solcher Marquis-Strohkästchenmacher blieb eine ebenso vornehme und Achtung fordernde Gestalt, als er früher gewesen, wo er noch nie mit anderm Stroh umgegangen als mit dem leeren allenfalls, das er damals gedroschen," eine Wendung Theodor Mundts würdig, keineswegs; er schachtelt, wenn es den Grafen Vittorio Alfieri in seinen Roman einzuführen gilt, ohne jede poetische Form einen ganzen Auszug aus des Dichters Selbstbiographie ein, er verflicht eine Fülle von Reflexionen in seine Darstellung. Doch andrerseits wieder, wie vorteilhaft unterschied sich die Jugendarbeit „Ein Schloß am Meer" von den Reisenovellen und Gedankensymphonien der damaligen Modeschriftsteller! Eine Fülle eigentümlichen Lebens, interessante Gestalten, mit denen die Phantasie des Knaben genährt war, eine romanhafte Erfindung, die jugendlich unreif heißen mochte, aber einer gewissen Natürlichkeit nicht entbehrte, sprachen für Schückings Begabung.

Wenige Jahre später erscheint diese Begabung gereift in dem Romane „Der Bauernfürst" (1851). In gewissem Sinne blieb er die beste Schöpfung des Schriftstellers: eine so prächtig-kräftige, bedeutungsvolle und farbenreiche Exposition, wie sie der genannte Roman zeigt, hat keine andre Schückingsche Erzählung. Die Entwicklung und der Ausgang entsprechen der ersten Anlage nicht ganz, doch offenbart sich das eigentümliche Streben Schückings, den historischen Roman ganz in einen Phantasieroman umzuwandeln, hier in der gewinnendsten Weise. Er zeichnet den Hintergrund mit wenigen charakteristischen Strichen, versetzt den Leser sehr rasch auf das Terrain, auf welchem seine Erfindungen spielen, nimmt aber die Hauptteilnahme niemals für die Zustände, sondern immer für die Menschengestalten und ihre besondern romanhaften Schicksale in Anspruch. Gerade der „Bauernfürst" ist es, der uns eine gewisse Leichtigkeit des Schückingschen Talents, ein Verschwenden gleichsam der originellen Anschauungen, die der Autor besaß, beklagen läßt. Die Erfindung dieses Romans hätte eine sorgfältigere Ausführung jedenfalls verdient.

Auch der nächste Roman „Ein Staatsgeheimnis" (1854) stellt wieder auf historischem Hintergrunde ein eigentümliches Abenteuer dar. Der Schauplatz sind die linksrheinischen Lande, die Zeit die letzten Jahre von Bonapartes Konsulat, in der alle Welt jeden Tag erwartet, daß der erste Konsul sich zum Kaiser aufwerfen wird, das Ganze selbst ist die sehr glänzende und geistig belebte Ausführung jener Abenteuer, welche der angeblich aus dem Temple gerettete, am Leben gebliebene Dauphin von Frankreich (der Uhrmacher K. W. Naundorf) als seinen Lebensroman erzählte. Sowie man die Berichte des angeblichen Ludwigs XVII. als wahr betrachtet (und das scheint unser Autor allen Ernstes gethan zu haben), ergiebt sich gleichsam von selbst eine spannende Verwicklung,

eine große und mannichfaltige Intrigue, welche in den unhistorischen Kreisen des Lebens spielt, doch überall auf die historischen hinausweist. Schücking ging zufolge seiner Auffassung des Romans derartigen Stoffen nicht aus dem Wege. Das Abenteuerliche, Geheimnisvolle, Unerklärte hatte für ihn wie für seine poetische Freundin Annette von Droste einen unwiderstehlichen Reiz. Während sich die Dichterin mehr dem zuwandte, was mit den Nachtseiten der Natur und dem Hereinragen einer andern Welt in die unsre zusammenzuhängen schien, suchte der Romanschriftsteller mit Vorliebe die Rätsel in der Geschichte, im Menschenverkehr auf. Schücking hatte jenen naiven Zug der Erzähler andrer Zeit, welche dem Seltsamen, erst allmählich Aufzuhellenden einen gewissen Vorzug gaben. Gerade in dem Roman „Ein Staatsgeheimnis" macht sich aber auch wieder geltend, wie er dergleichen Dinge zu beleben verstand und wie sie ihm als Basis für eine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Gestalten dienten. Gegenwärtig, wo die Söhne Naundorfs als angebliche Prinzen von Bourbon einen Aufruf an Frankreich erlassen haben und gegen die Ansprüche des Grafen von Paris protestiren, vermöchte der vergessene Roman wieder eine gewisse, freilich nicht dem Kunstwerk geltende Teilnahme zu finden.

Unter den nächstfolgenden Romanen „Die Sphinx" (1856), „Günther von Schwarzburg" (1857), „Der Held der Zukunft" (1859) müssen wir dem letztgenannten dem geistigen Gehalt nach den Vorzug geben. Er gehört zu den kürzeren Romanen des Schriftstellers, aber zu denen, in welchen er einen bedeutenden Teil seiner reichen Lebenserfahrungen und seiner Empfindungen über die Lebenserscheinungen der Gegenwart aufgenommen hat. Die Erfindung hat hier nichts Abenteuerliches, sonderlich Ungewöhnliches, doch die Charakteristik ist tiefer und lebendiger und die poetische Stimmung anheimelnder als in zahlreichen Romanen, welche Bilder aus der Gegenwart geben. „Der Held der Zukunft" ist offenbar unter den Eindrücken jener ersten fünfziger Jahre entstanden, in denen die Gemüter nach einer Trostformel für das Scheitern aller ein paar Jahre früher gehegten politischen Hoffnungen suchten. Der Titel hat einen ironischen Beigeschmack, insofern wenigstens ein Held der Zukunft, der zum Tode verurteilte Demokrat und Sozialist Wallheim, einen gewaltigen Umschlag erlebt, als er die Entdeckung macht, daß er ein Reichsgraf von Merwing ist. Der tiefere Grundgedanke des Werkes ist, daß das bloße Streben der Gegenwart, das leidenschaftliche Verlangen nach der That schlechthin, ohne tieferes Seelenleben und Gemütsanteil, ohne innere Hingabe des Menschen an sein Thun in der gleichen Weise verödet, wie die bloße Beschaulichkeit und jenes Innenleben, das nur ein verfeinerter thatunkräftiger Egoismus ist. Gewisse leise Einwirkungen von Gutzkows „Rittern vom Geist," die um jene Zeit in großem Ansehen standen, sind nicht zu verkennen, aber die feine Natur Schückings bildet auch diese Einwirkungen um und giebt mit wärmerem Anteil an seinen Gestalten und unendlich größerer Knappheit ein sehr lebendiges Zeitbild. Eigen-

tümlich ist dem Roman die Polemik gegen eine gewisse Facheinseitigkeit, die zur Zeit seiner Entstehung eben anfing als Evangelium verkündet zu werden. „Nicht Hugo ist es, sondern Manfred, der mir die rechte Antwort auf unsre alte Lebensfrage gegeben,“ sagt die Heldin, Gräfin Constanze Merwing, nachdem sie in Italien die Frau des Malers Manfred Walpott geworden ist, zu ihrem Verehrer, dem Erbprinzen August. „Sie ist schwer in Worte zu fassen. Beobachten Sie ihn und beobachten Sie jenen andern jungen Mann aus unserm Vaterlande dort. Er ist auch ein Künstler, er ist Dichter. Ihr gnädigster Vater hat sich ihm so gnädig erwiesen, ihm ein Reisestipendium zu geben, damit er Italien sehen könne. Das führt ihn zu uns. Aber ich glaube, er wird aus Italien heimkehren, wie er hingegangen ist. Er ist ein Strebender, er strebt rastlos mit allen Kräften seiner Seele, ein großer Poet zu werden. Aber auch nur das. Er denkt nur an Stoffe für seine Gedichte, an Bilder für seine Gedichte, an Reime für seine Gedichte. Weder die andern Künste, noch das Leben der Völker, noch die Verhältnisse der Einzelnen gewinnen ihm irgendein Interesse ab. Und so bleibt er bei allem Streben eine dürftige Natur und wird sein Ziel nicht erreichen. Anders Manfred. Er strebt auch, er strebt mit intensiver Kraft vorwärts auf der Bahn zum höchsten Ausdruck des Schönen. Aber er hält dabei Ruhepunkte inne, welche ihm zu neuen Ausgangspunkten werden; er hält sein großes Auge offen für die Betrachtung, er verschließt sich keiner Erscheinung des Lebens und keinem Rufe der Zeit. Er gönnt seiner Seele Ruhe, die Ruhe, zu wachsen. Oft wirft er das Handwerksgerät fort, wir machen kleine Reisen und suchen die schönsten Punkte Italiens auf, oder wir lesen zusammen und suchen große Bilder oder große Gedanken in uns aufzunehmen, die unsre Anschauung erweitern.“ Der Protest der Bildung gegen die rohe Einseitigkeit, den der Roman unsers Autors erhielt, verhallte natürlich ungehört wie tausend ähnliche Proteste. Freilich läßt sich nicht sagen, daß Schücking vermocht hätte, ihm einen starken, zwingenden Ausdruck zu geben. Bei diesem wie bei manchem andern Buche des Autors treten wir immer wieder an die Frage heran, wie weit Schückings poetisches Vermögen, seine Vertiefungs- und Konzentrationskraft gereicht haben? Denn das Höchste, auch nur in dem Sinne, wie es Immermann in den „Epigonen“ und im „Münchhausen“ erreicht hat, läßt uns die gebildete Auffassung und Darstellung des Schriftstellers doch immer vermissen. Es ist auch hier, als hätten wir nicht sowohl ein völlig ausgestaltetes, gleichmäßig durchgeführtes Bild, als vielmehr eine geistvolle, vielversprechende Skizze vor uns.

Unter den nächstfolgenden Werken Schückings „Die Marketenderin von Köln“ (1861), „Historische Novellen“ (1862), „Frauen und Rätsel“ (1865), „Eine Künstlerleidenschaft“ (1867), „Die Malerin aus dem Louvre“ (1869) verdient der erstgenannte Roman den Vorzug. Alle diese Arbeiten aber hinterlassen den Eindruck, daß bei dem Autor Zeiten einer gewissen Ermattung, eines

geistigen Ausruhens eintraten, die er doch nicht nach seiner eignen Theorie zu Ruhepunkten der Seele benutzen wollte oder — konnte. Erst am Ausgange der sechziger und Eingange der siebziger Jahre beginnen einige seiner Produktionen wieder aus der großen Anzahl derer herauszuragen, in denen sich Schücking trotz all seiner Feinsinnigkeit und Bildung, trotz aller Klarheit seines Stils und einem gewissen Fonds von Lebensbeobachtung und Lebenserfahrung, den er auch auf die leichtesten Arbeiten verwendete, der Leihbibliothekenliteratur bedenklich näherte. Eine bezeichnende Probe für die Art, in welcher der Schriftsteller dem Unterhaltungsbedürfnis auf seine Weise genügt, haben wir in dem Roman „Verschlungene Wege" (1867) vor uns. Hier ist es wieder einmal die Schilderung heimatlicher Besonderheiten, jener äußersten westdeutschen Landschaften, die von zehntausend anderwärts gebornen Deutschen immer nur einige erblicken, der Emslande und der westfälischen Ebene, der eigentümlichen Menschencharaktere und Sitten, welche sich in ihnen erhalten haben, was einer abenteuerlichen und keineswegs durch besondern geistigen oder leidenschaftlichen Gehalt ausgezeichneten Familiengeschichte nicht sowohl eine höhere Bedeutung als einen gewissen Reiz verleiht. Es ist interessant, an dieser wie an andern Schückingschen Erzählungen zu beobachten, daß die Mitwirkung der angedeuteten Schilderungselemente an der Originalität eines Romans immerhin nicht gering ist. Unsers Wissens hat noch niemand versucht, die neuere deutsche Romanliteratur auf ihre ethnographischen Teile hin zu betrachten und den Einfluß von „Land und Leuten," um mit Riehl zu reden, auf die Phantasie der Dichter und Erzähler genauer zu untersuchen. Bei einer Charakterisirung der landschaftlichen Bestandteile, umfassender Lebensdarstellungen würden Schückings Romane Westfalen und das gesamte Land am Niederrhein in hervorragender Weise vertreten. Aber freilich wäre es bedenklich, darauf allzu großes Gewicht zu legen, die Empfindung für das, was von der einzelnen Kunstgattung zu erwarten und zu fordern sei, ist ohnehin schon unklar genug — sehe jeder zu, daß er nicht, statt zu besserer Erkenntnis der schaffenden Naturen, zu noch sinnloseren gestempelten Kunstphrasen Anlaß giebt, als ohnehin im Schwange gehen.

Eine wesentliche tiefere Idee und eine künstlerisch weit bedeutendere Ausführung muß dem historischen Roman „Luther in Rom" (1870) zugesprochen werden. Bekanntlich hat der deutsche Reformator in Geschäften seines Ordens Rom besucht und wenige Jahre vor dem Beginn des folgenschweren Ablaßstreites mit Tetzel die päpstliche Stadt im höchsten Glanze ihrer Herrlichkeit, als Mittelpunkt der gewaltigen literarischen und künstlerischen Kultur der Hochrenaissance, des Luxus und des schwelgerischen Genusses gesehen, welche jenen Jahrzehnten eigen waren. Mit sicherm Instinkt hat Levin Schücking herausgefühlt, daß in dieser Anwesenheit des einsamen deutschen Mönches, des asketischen Augustiners, in der Prachtstadt Julius' II. und Leos X. einer der größten weltgeschichtlichen Gegensätze Fleisch und Blut gewonnen hat und ein poetisch dar-

stellbares Erlebnis geworden ist. Die spärlichen Berichte, welche wir über Luthers Aufenthalt in Rom besitzen, legen zudem dem Dichter keinen Zwang auf, er darf seiner Phantasie gestatten, dem Wittenberger Mönch und Professor so viel von den Eindrücken Roms zu geben, als mit der Naturwahrheit und der psychologischen Wahrscheinlichkeit vereinbar sind. Der Vorwurf war so groß, daß das poetische Vermögen und die gestaltende Kraft Schückings sich ihm nicht völlig gewachsen zeigt. Aber der ganze Roman ist nicht nur durch jenen lebendigen Fluß der Darstellung und jene leichte, frische Schreibweise ausgezeichnet, welche wir fast immer bei ihm finden, sondern enthält auch Partien von echt poetischer Schönheit und glänzendem historischen Kolorit. Dazu zählen wir namentlich die Charakteristik der Gräfin Corradina, des Signor Callisto, das Auftreten Rafael Santis und einige verwandte Episoden. Es war im höchsten Maße charakteristisch, daß sich der völlig unter katholischen Anschauungen und Auffassungen erwachsene Schücking, angesichts des bevorstehenden vatikanischen Konzils gedrängt sah, der Person und Sache Luthers näherzutreten und sich in die Stimmungen hineinzuleben, die im sechzehnten Jahrhundert den großen Glaubenskampf und die Trennung des deutschen Volkes von Rom veranlaßt hatten.

Den größten Anlauf in seiner späteren, allzusehr in die Breite wachsenden Produktion nahm Schücking in dem umfassenden Roman „Die Heiligen und die Ritter" (1873). Hier stand er wiederum auf heimatlichem westfälischen Boden und mitten in der Gegenwart. Aber diesmal handelte es sich nicht um eine Familiengeschichte oder um noch so eingehende Sittenschilderungen. Soweit der moderne Romandichter der Forderung, ein Weltbild aufzustellen, überhaupt nachzukommen vermag, giebt hier der Schriftsteller ein solches. Und zwar ist dasselbe von eigenster Empfindung und Leidenschaft erfüllt. Der ungeheure Konflikt, in welchen die Kirche mit dem Dogma des Jahres 1870 und mit ihrer fortschreitenden Romanisirung tausende von gläubigen Katholiken versetzte, und welchen der Sohn der roten Erde in seiner ganzen Schwere und Tiefe mitempfunden hat, ist hier in seiner Wirkung auf die grundverschiedensten Naturen und Lebenskreise dargestellt. Das abenteuerliche Element, das in keinem der Romane Schückings ganz fehlt, ist in diesem, wenigstens in den ersten und besten Teilen des Werkes, ganz in den Hintergrund gedrängt, um der lebendigen Wiedergabe von Lebensschicksalen und Charakteren Raum zu lassen, in denen der gedachte Konflikt verkörpert ist. Die Exposition des Buches muß vorzüglich genannt werden, und leise, aber bestimmt und dann immer stärker, immer energischer schlägt Schücking die Töne an, welche durch „Die Heiligen und die Ritter" hindurchklingen sollen. In den Gestalten des Bischofs von Sebenstein, des Pfarrers Gerwin, des Fräuleins Ludmilla von Uechtenberg, des Freiherrn von Bungenhausen sind die verschiedenen Wirkungen, welche die neueste Phase des Ultramontanismus auf gläubige deutsche Katholiken gehabt, mit feiner Abstufung und zum Teil ergreifend dargestellt. In der Gestalt des aristokratischen, von der Poesie des Glaubens

glutvoll durchdrungenen Bischofs hat Schücking den bedeutendsten Vertreter der alten Kirche, dessen wir uns aus seinen Dichtungen erinnern, geschaffen. Wie prachtvoll und aus dem tiefsten Herzen heraus klingt der Ton des Bischofs, wenn er seinen Überzeugungen über die Zukunft der Kirche Worte leiht. Er verteidigt gegen den echt konservativen Grafen Rinkerode die Agitationsmittel der streitenden Kirche. „Wenn die Welt von heute noch die alten Gesellschaftszustände kennte, würde ich mit Ihnen sprechen: Der Priester gehört an den Altar und in die Kirche, nicht auf die Rednerbühne von Vereinen, welche die Gefahr, sich zu Klubversammlungen zu gestalten, in ihrem Schoße tragen mögen. Unsre Gesellschaftszustände aber sind in einer großen und raschen Umwandlung begriffen — der Mörtel des alten Gebäudes ist überall zerbröckelt und fällt aus allen Fugen heraus. . . . Wir haben das Schauspiel einer Auflösung vor Augen, wie sie noch nie gewesen: alle irdischen Autoritäten sind bis in den Grund erschüttert; die einzelnen Länder sind durchwühlt vom Hader der Parteien, die sich von einander nur dadurch unterscheiden, daß die eine weniger bewußt und ausgesprochen als die andre die atomistische Zersetzung des alten Staatengebildes erstrebt. In den romanischen Ländern werden wir nach wenig Jahren den Sieg des republikanischen Prinzips erleben; in den germanischen arbeitet der egoistische Individualismus, der dem Massenabfall vom Christentum gefolgt ist, auf das Chaos hin. Wie wird sich unter solchen Umständen die Zukunft gestalten, eine Zukunft voller Stürme und wilder Gährung, in der die alten Errungenschaften der durch das Christentum geleiteten Zivilisationsarbeit verloren gegangen sind, die unantastbare Obrigkeit mit ihren Zuchtmitteln noch viel mehr verschwunden ist als heute in Amerika, dem Richter für seine Themisschaalen die Gewichte geraubt sind, dem Liktor seine Fasces — eine Zukunft, wo das bellum omnium contra omnes dem Einzelnen nur noch den Rechtsboden übrig läßt, den er verteidigen kann und mit dem rohen Triebe der Selbsterhaltung rücksichtslos verteidigt! Nichts wird mehr feststehen, nichts mehr die Sturmflut jener Tage überdauern als das letzte Element der Ordnung, als die Kirche; sie wird die Schwachen, die Schutzbedürftigen zu sich flüchten sehen — die Starken, aber vereinzelten werden sich um sie sammeln, die ohne Haupt und Führer sind, werden sich ihrer Leitung hingeben; mit einem Wort: die Kirche wird den Krystallisationspunkt für alle Elemente bilden, welche Ordnung, Zucht, Rechtsschutz und Ruhe für die heimgesuchte Menschheit verlangen, und wird an ihrer Spitze diese Güter erkämpfen und der Welt gewähren. Es wird das keine neue Erscheinung sein. Wie sie naturgemäß ist, wird sie in Zeiten, welche denen ähnlich waren, denen wir entgegengehen, bereits ans Licht getreten sein. Betrachten wir die Periode der Völkerwanderungen, so erblicken wir die Fürsten der Kirche, die einzelnen großen und mit der Kraft Gottes erfüllten Bischöfe als die Schützer, Retter, Wiederhersteller der Gesellschaft. So war es namentlich in Gallien, als die Hunnen es unter Attila überschwemmten und der Bischof

Agnanius der Retter Aurelianiums ward; so sammelte der große Bischof Ulfilas einen Teil der Gothen um sich, und ordnete ihr christliches Staats- und Volksleben im Drang und Sturm seiner Tage. Als Krystallisationspunkt für die Elemente der Wiederherstellung wird der Bischof der Zukunft eine große Mission erfüllen; im Bewußtsein dieser Mission mag er schon heute der Welt zeigen, was sein apostolisches Amt ihm einst gewähren wird."

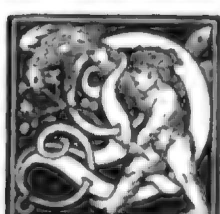
Furchtbar kontrastirten mit diesem königlichen Stolz und dieser heiligen Überzeugung der Ausgang des Bischofs und die Erkenntnis, welche den Edelsten und Besten seiner Gläubigen, deren Repräsentanten der junge Bungenhausen und Gerwin von Tungern sind, über die eigentliche Natur der letzten kirchlichen Bewegungen wird. Der Schriftsteller steht hier durchaus auf dem Boden des Altkatholizismus; er kann daher seinen Helden, wenn er sie nicht wie den Bischof in Wahnsinn enden lassen will, die Verzweiflung an und den Abfall von der Kirche nicht ersparen. Nun läßt sich nicht verkennen, daß Schücking bei allem Verständnis für die gewaltige Macht und das ethische Pathos der Kirche doch kein rechtes Verständnis für die Momente gewonnen hat, kraft deren die Mehrzahl der Katholiken auch nach 1870 bei der Einheit und in der Disziplin der Kirche verblieben ist und ohne Zustimmung zu den Anschauungen und Plänen der Gesellschaft Jesu doch den Schritt zur protestantischen Anschauung hinüber nicht gewagt hat. Doch nicht das ists, warum wir dem Buche „Die Heiligen und die Ritter" gegenüber mit unserm Schriftsteller rechten müssen. Der Reichtum der Lebensanschauung und die Freude am naiven Schaffen werfen ihren besondern Glanz auch auf diesen, wenn man will, Tendenzroman. Gestalten wie die des prächtigen Junkers Erich von Tungern, dessen Liebe und Ehe mit der Bauerntochter Marianne vom Lendruper Hofe zu Schückings besten Erfindungen gerechnet werden muß, wie die lebensvolle Prinzessin Justine, Gestalten selbst wie Mathilde von Rinckerode, Erfindungen wie die beiden Haupthandlungen des Romans hätten ein gutes Recht, künstlerisch völlig ausgestaltet und durch keinerlei Beiwerk weder reflektirender noch äußerlich romanhafter Natur in ihrer Wirkung beeinträchtigt zu werden. Nun geschieht aber auch hier, was bei Schücking so oft die letzte Vollendung gehindert hat: er schlingt und verknüpft eine Menge von Fäden, die er dann hastig und ohne innere Notwendigkeit entwirren muß, er zieht in dem Bestreben, den Leser mittlern Schlages durch die angeblich unerläßliche „Spannung" zu befriedigen, ganz äußerliche und unausgereifte Konflikte herein. Schon das Verhältnis des abenteuerlichen Barons Soldesca zu dem ältern und jüngern Bungenhausen und der Verzweiflungsentschluß des ältern ist zwar nicht psychologisch unmöglich, aber es müßte, um wahrscheinlich und anteilerweckend zu wirken, doch ganz anders gestaltet und detaillirt sein. Die Komposition ist breiter, mannichfaltiger, polyphoner, als die Kraft und Kunst Schückings sie durchzuführen vermag. So ist es denn auch unausbleiblich, daß der Schluß des Buches überhastet erscheint: die Seelenkämpfe des Bischofs von Sebenstein

werden uns nicht vorgeführt, sondern es wird uns bloß berichtet, daß sie stattgefunden haben. So drängt sich jenes rein prosaische, journalistische Referirelement, welches in der modernen Belletristik eine so ärgerliche Breite erlangt hat, auch in dies gehaltvolle Buch Schückings herein.

Das Beste, was der Schriftsteller in seinen letzten Lebensjahren geschrieben hat und was seinen Namen jedenfalls erhalten hilft, sind die mehrerwähnten „Erinnerungen" des eignen Lebens. Wer außerdem nach Zeugnissen eines innern Daseins verlangt, welches neben der Arbeit des Tages sich fortspann und dem Dichter die Frische erhielt, die fast bis zuletzt in seinen Arbeiten waltet, der sei an die unbeachtet gebliebenen „Gedichte" Schückings (1846) und an das dramatische Gedicht „Ein Redekampf in Florenz" (1854) erinnert. In den erfolglosen Werken gewisser Naturen erhalten sich oft Eigenschaften und Elemente, die in den erfolgreichen entweder ganz verschwunden oder doch, wie es in Schückings letzten Erzählungen oft der Fall war, allzusehr verflüchtigt sind. Nach seinem Tode, dünkt uns, hat ein Autor wie dieser immer das Recht, in seiner Totalität erfaßt und darum auch diejenigen Schöpfungen beachtet zu sehen, mit denen er in Literaturgeschichtsabrissen und Konversationslexicis nicht „rubrizirt" ist.

*

Die Publikationen der Berliner Museen.



as Jahr 1878 bezeichnet einen folgenreichen Wendepunkt in der Geschichte der königlich preußischen Kunstsammlungen. Am 19. November erließ der Kronprinz in Stellvertretung seines kaiserlichen Vaters das neue Statut, welches die Befugnisse der Abteilungsdirektoren feststellte und überdies präzise Bestimmungen über die Kommissionen von Sachverständigen und die Verwendung der Fonds enthielt, welche im Etat der Museen zur Vermehrung der Sammlungen ausgeworfen sind. Kurz vorher war der Geheime Regierungsrat Dr. Schöne, bisher vortragender Rat und Dezernent für Kunstangelegenheiten im Kultusministerium, in der wissenschaftlichen Welt als feinsinniger und geistvoller Archäolog wohlbekannt, mit der Führung der Geschäfte eines Generaldirektors betraut worden. Diese Maßregeln bezeichneten einen völligen Bruch mit der Vergangenheit. Während bisher die Stelle eines Generaldirektors als Sinekure für einen schöngeistigen Hofbeamten galt, welcher sich auf einigen Vergnügungsreisen nach Italien ein gewisses Quantum von Touristenweisheit angeeignet hatte, trat

nun ein Mann der Wissenschaft an die Spitze eines Instituts von unermeßlicher Bedeutung, und damit zog ein wissenschaftlicher Geist in Räume ein, in welchen bisher nur Dilettantismus und, was schlimmer ist, Unverstand und Willkür gehaust hatten. An den Namen des ersten Generaldirektors sind für alle Zeiten beklagenswerte Verluste unsrer Gemäldegalerie verknüpft. Unter der Leitung und auf Veranlassung des Herrn von Olfers sind drei Perlen der Galerie, die „Bußfertigen Sünder vor Christo“ von van Dyk, der „Raub der Proserpina“ von Rembrandt und die „Thronende Maria mit dem Kinde und Heiligen“ von Andrea del Sarto, einer verständnislosen Restauration unterzogen worden, welche einer vollkommenen Vernichtung dieser köstlichen Bilder gleichkam. Bekanntlich hat dieser Akt den damaligen Direktor der Gemäldegalerie, den alten um die Kunstwissenschaft hochverdienten Waagen, in ein frühes Grab getrieben. Der zweite Generaldirektor ließ es ruhig geschehen, daß die antiken Gipsabgüsse, eine in ihrer Art einzig dastehende Sammlung, mit Ölfarbe überschmiert und dadurch für das wissenschaftliche Studium unbrauchbar gemacht wurden.

Im Frühjahr 1880 erfolgte die definitive Ernennung des Geheimrats Schöne zum Generaldirektor der Museen, und als das Institut am 3. August desselben Jahres das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens feiern durfte, hatten sich bereits in allen Abteilungen Spuren einer kräftigen Reorganisation bemerkbar gemacht. Schon vor der Berufung Schönes waren einige wichtige Direktorenstellen durch tüchtige Männer der Wissenschaft besetzt worden, zuerst die der Gemäldegalerie durch Dr. Julius Meyer und Dr. Wilhelm Bode, dann die des Kupferstichkabinets durch Dr. Lippmann und endlich die der Galerie antiker Skulpturen durch Professor Conze. Unter der Leitung dieser bewährten Männer nahmen zunächst die Sammlungen einen bedeutenden Aufschwung. Es ist bekannt, wie Schlag auf Schlag, dank der unvergleichlichen Liberalität der königlichen Staatsbehörden und des Landtages, die glänzendsten Erwerbungen einander folgten. Mit dem Ankauf der Galerie Suermondt begann diese Reihe, und mit der Erwerbung der Hamiltonschen Sammlung von Manuskripten und Miniaturen hat sie einen vorläufigen Abschluß gefunden. Zwischen diese großen Erwerbungen fallen noch einzelne Ankäufe von hervorragender Bedeutung, unter denen wir nur den der Marmorstatue des jugendlichen Johannes des Täufers von der Hand Michelangelos, des Porträts des Senators Muffel von Dürer und der beiden farbigen Rembrandts, einer „Susanna im Bade“ von 1647 und einer „Frau des Potiphar, welche den Joseph verklagt,“ von 1655 hervorheben wollen. Eine unmittelbare Folge dieser Reorganisation und unablässigen Bereicherung der Sammlungen war es, daß auch die wissenschaftliche Ausbeutung derselben und in erster Linie die lange schmerzlich vermißte Katalogisirung von jenen Männern unternommen wurden, welche an die Spitze derselben berufen worden waren. Die Direktoren der Gemäldegalerie begannen die Reihe mit einem Verzeichnis der Sammlung Suermondt, welches nach den vom kunst-

wissenschaftlichen Kongreß in Wien festgestellten Grundsätzen und auf Grund der Resultate der neuesten Forschungen bearbeitet worden war und namentlich in Bezug auf die niederländischen Schulen viel neues und wertvolles Material beibrachte. Die Direktoren des Münzkabinets folgten mit einer Geschichte und einer Übersicht der Sammlung, von denen die letztere die Stelle des Katalogs vertreten muß, da sich ein solcher bei einem Bestande von 200000 Nummern naturgemäß nicht anfertigen oder doch wenigstens nicht gedruckt in den Verkehr bringen läßt. Auch das Münzkabinet, welches im Jahre 1840 nur 100000 Nummern zählte, ist während der neuen Ära so ansehnlich gewachsen, daß es heute nicht mehr hinter den Sammlungen von London und Paris zurücksteht.

Ein neuer Katalog der Gemäldegalerie war seit dem Jahre 1860 nicht erschienen, auch eine Folge des gespannten Verhältnisses zwischen Waagen und dem damaligen Generaldirektor, welcher die wissenschaftliche Autorität Waagens mit allen Kräften unterdrücken zu müssen glaubte und deshalb die Herausgabe einer neuen Auflage des Katalogs verhinderte, welche mit einer Reihe hergebrachter Bezeichnungen aufgeräumt haben würde. Ein neuer Katalog war demnach eine der Hauptsorgen der neuen Direktoren. Schon im Herbst 1878 konnte derselbe erscheinen, nach dem damaligen Stande der Forschungen eine musterhafte Arbeit, welche nur den einen Mangel zu haben schien, daß die Monogramme und Künstlerinschriften nicht in Facsimilenachbildungen beigegeben waren. In diesen Tagen ist nun eine zweite Auflage des Katalogs*) erschienen, welche sich äußerlich von der ersten dadurch unterscheidet, daß sie diesem Mangel abgeholfen hat. Aber dieser äußerliche Unterschied ist nur gering im Verhältnis zu der Umgestaltung, welche der Text erfahren hat. In die Zwischenzeit fallen zwei wichtige Ereignisse auf dem Gebiete der kunstwissenschaftlichen Forschungen, das Erscheinen der Untersuchungen des feinsinnigen Bilderkenners J. B. Morelli über Gemälde italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden und Berlin, und die Durchforschung der belgischen und holländischen Archive, welche zwar bei weitem noch nicht zum Abschluß gelangt ist, aber doch schon so bedeutende Ergebnisse gebracht hat, daß nicht nur eine Anzahl neuer Künstler in die Kunstgeschichte eingeführt, sondern auch über bekannte ein neues Licht verbreitet, eine Reihe von Pseudo-Existenzen ausgemerzt worden ist. Ein Blick in den neuen Berliner Katalog lehrt, welch eine Fülle von Urkunden über die Lebensverhältnisse niederländischer Künstler, namentlich durch die Bemühungen des Herrn Abraham Bredius im Haag, ans Tageslicht gezogen worden ist. Da der letztere einen Teil seiner Forschungen dem Direktor Meyer uneigennützig zur Verfügung gestellt hat, gewinnt der neue Katalog eine doppelte Bedeutung. Als ein besondrer

*) Königliche Museen zu Berlin. Beschreibendes Verzeichnis der Gemälde. Zweite Auflage. Unter Mitwirkung von L. Scheibler und W. Bode bearbeitet von Julius Meyer, Direktor der Gemäldegalerie. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Vorzug desselben verdient seine Beschränkung auf das Notwendigste umsomehr anerkannt zu werden, als neuerdings gewisse Galeriedirektoren den Gemäldesammlungen ihrer Vaterländer dadurch ein höheres Relief zu geben vermeinen, daß sie Verzeichnisse derselben publiziren, welche noch den Umfang des schrecklichen Louvrekatalogs übertreffen.

In Bezug auf die italienischen Meister sind die Untersuchungen von Crowe und Cavalcaselle, welche lange genug auf diesem Gebiete als „Kunstpäpste" galten, sorgfältig gegen diejenigen Morellis abgewogen und dadurch manches interessante Werk für die Galerie gewissermaßen neu gewonnen worden, indem es dem richtigen Meister zugeschrieben wurde. Wir erwähnen nur die interessante kleine „Caritas," welche bisher für ein Werk des Architekten und Malers Baldassare Peruzzi galt, jetzt aber mit vollem Recht als eine Arbeit des in deutschen Galerien fast garnicht vertretenen Sodoma bezeichnet wird. Auch mag hervorgehoben werden, daß der neue Katalog die schönen allegorischen Deckengemälde aus dem Fondaco dei Tedeschi in Venedig ihrem wirklichen Urheber, Paolo Veronese, wieder zurückgiebt. Endlich hat sich auch der Verfasser des Katalogs zu der Ansicht bekehrt, daß Raffael am 6. April und nicht, wie Vasari angiebt, am 28. März geboren ist. Anton Springer, welcher auch in der zweiten Auflage seines „Raffael und Michelangelo" am 28. März festhält, steht also in Bezug auf diese Frage mit den Italianissimi so ziemlich allein da.

Die Bedeutung der Berliner Gemäldegalerie wird im übrigen Deutschland und im Auslande allgemein dahin aufgefaßt, daß die Galerie arm an Meisterwerken aus der Periode der Blütezeit sei, dafür aber instruktive Beispiele aus allen Schulen enthalte, welche sie besonders zu kunstgeschichtlichen Studien geeignet mache. Dieses Urteil hat bis zur Mitte der siebziger Jahre seine Richtigkeit gehabt. Seit dieser Zeit aber ist eine so stattliche Reihe von Werken ersten Ranges — wir nennen nur die Meister Luca Signorelli, Tizian, Dürer, Frans Hals, Rembrandt, Pieter de Hooch, Claude Lorrain — in die Galerie gekommen, daß das Gleichgewicht zwischen ästhetischem Genuß und instruktivem Nutzen vollkommen hergestellt worden ist. Mit seinen sechzehn Rembrandts, von denen mehr als die Hälfte ersten Ranges ist, übertrifft die Berliner Sammlung bereits die Dresdner, und selbst die Kasseler Galerie hat mit ihren zweiundzwanzig Rembrandts nur das numerische Übergewicht. Was die Berliner Galerie aber vor allen übrigen des Kontinents auszeichnet, ist ihre musterhafte Ausstellung, die allerdings erst durch einen vollständigen Umbau erzielt werden konnte, wobei die neuesten Erfahrungen in Bezug auf Beleuchtung und Dekoration von Gemälderäumen verwertet worden sind. Durch diesen Umbau sind einerseits große Oberlichtsäle geschaffen, in welchen die umfangreichsten Altarbilder eine genügende Beleuchtung finden, andrerseits kleine Kabinette eingerichtet worden, in welchen die Perlen der niederländischen Kleinmeister mit ruhigem Behagen

studirt und genossen werden können. Wer die kahlen, frostigen Louvresäle und die ungemütlichen Räume der Münchener Pinakothek kennt, wird die in jeder Beziehung anheimelnde Einrichtung der Berliner Galerie zu würdigen wissen.

Mit Spezialkatalogen ist aber mehr den Männern der Wissenschaft, den Liebhabern und denjenigen, die Spezialstudien treiben, gedient, als den Bedürfnissen des großen Publikums, und für diese letzteren mußte durch die Veröffentlichung eines allgemeinverständlichen Führers durch sämtliche Abteilungen der königlichen Museen gesorgt werden. Das war eine der Hauptsorgen des neuen Generaldirektors. Bisher war auf dem Platze vor den Museen der Verkauf von solchen populären Katalogen der Privatspekulation überlassen gewesen, und daraus hatten sich Unzuträglichkeiten ergeben, deren Beseitigung dringend notwendig war. Der neue offizielle Führer wurde in den einzelnen Abteilungen so rüstig gefördert, daß dem erlauchten Protektor der Museen, dem Kronprinzen, das erste Exemplar desselben bereits am Tage des fünfzigjährigen Jubiläums der Anstalt, am 3. August 1880, nebst der eigentlichen Jubiläumsschrift, einer ausführlichen Geschichte der Museen, überreicht werden konnte. Seitdem hat dieser von der Generalverwaltung herausgegebene Führer, welcher alle sieben Abteilungen des Museums umfaßt, bereits die vierte Auflage erlebt. Diese sieben Abteilungen bestehen aus der Sammlung der Skulpturen und Gipsabgüsse, dem Münzkabinet, der Gemäldegalerie, der ägyptischen Sammlung, der ethnologischen und der Sammlung heimischer und nordischer Altertümer, dem Antiquarium und dem Kupferstichkabinet. Die sogenannte Kunstkammer, welche teils Objekte der Kunstindustrie, teils historische Denkmäler für die Geschichte des Hauses Hohenzollern enthielt, war schon vor der Reorganisation der Museen von diesen abgetrennt worden. Die kunstindustriellen Gegenstände waren in das neue Kunstgewerbemuseum, die historischen in das Hohenzollernmuseum übergegangen. Noch jetzt verbleibt den Museen in der ethnologischen Sammlung und der Abteilung nordischer und heimischer Altertümer ein heterogener Bestandteil. Aber auch dieser wird demnächst ausgeschieden werden, da die Überführung desselben in den Neubau des ethnologischen Museums bevorsteht. Da inzwischen auch die Beseitigung des Packhofes von der Museumsinsel durchgesetzt worden ist und die Vorarbeiten zu einer vollständigen Bebauung derselben für Kunstzwecke bereits begonnen haben, so ist das Projekt Friedrich Wilhelms IV., welcher die Museumsinsel gewissermaßen als ein der Kunst geheiligtes Asyl betrachtet sehen wollte, der Verwirklichung nicht mehr fern.

Den letzten und entscheidenden Anstoß zu diesem Vorgehen gab die Auffindung und Erwerbung der pergamenischen Skulpturen und die außerordentliche Erweiterung der Sammlung der Gipsabgüsse. Die Abteilung der antiken Skulpturen war, abgesehen von einer ziemlich reichhaltigen Sammlung von römischen Kaiserbüsten, bisher nur von geringer Bedeutung gewesen, und da die Aussicht auf eine Hebung derselben nicht groß war, so ließ sich Friedrich Wilhelm IV.

die Gründung einer möglichst umfassenden Sammlung von Gipsabgüssen angelegen sein. Diese Gründung hat sich für Studien- und Unterrichtszwecke in einem Grade bewährt, daß die Sammlung unaufhörlich vermehrt worden und augenblicklich die bedeutendste dieser Art ist, welche überhaupt existirt. Auch für diese Sammlung sind die Räume bei weitem zu klein geworden, besonders nachdem die Abgüsse der Skulpturen von Olympia, die gegenwärtig außerhalb des Museums ein Obdach gefunden haben, und die Abgüsse italienischer Bildnisse des Mittelalters und der Renaissance hinzugekommen sind, welche, dank dem Entgegenkommen der italienischen Regierung, von öffentlichen Denkmälern in Italien genommen werden konnten. Ein vom Direktor Conze verfaßtes Verzeichnis giebt übrigens über die antiken Gipsabgüsse, soweit sie Aufstellung finden konnten, eine kurze Auskunft. Ein ausführlicher Katalog derselben ist ebenso wie für die Abteilung der Originalskulpturen in Vorbereitung. Für die pergamenischen Bildwerke existirt ein besonderes Verzeichnis, von welchem bereits die sechste Auflage erschienen ist. Dasselbe faßt in knapper Form die Ergebnisse der Ausgrabungen und der daran geknüpften Untersuchungen zusammen, welche in zwei ausführlichen Berichten (1880 und 1882 erschienen) von seiten der an den Ausgrabungen beteiligten Gelehrten und Architekten niedergelegt worden sind.

Diese Berichte wurden zuerst in dem „Jahrbuche der königlich preußischen Kunstsammlungen“ veröffentlicht, welches im Herbste des Jahres 1879 ins Leben trat und in welchem die wissenschaftlichen Bestrebungen der Beamten der königlichen Museen einen Mittelpunkt finden sollten. In einem ersten amtlichen Teile sollte regelmäßig Bericht erstattet werden über die Vermehrung der Sammlungen und über die Bearbeitung derselben. Der zweite Teil sollte der Veröffentlichung von Studien und Forschungen gewidmet sein, welche im wesentlichen auf dem Material der königlichen Sammlungen beruhen würden. Eine besondere Sorgfalt sollte auf die Herstellung der Abbildungen verwendet werden. Der letzte Punkt des Programms insbesondre ist mit solcher Gewissenhaftigkeit erfüllt worden, daß das „Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen,“ dessen vierter Band gegenwärtig seiner Vollendung entgegengeht, als ein nahezu mustergiltiges Publikationsorgan von Werken der Kunst betrachtet werden kann. Freilich darf man dabei nicht außer Acht lassen, daß dem Jahrbuch in der Reichsdruckerei, welche neuerdings den Druck der Kupferstiche und Radirungen und die Ausführung der Heliogravüren übernommen hat, eine Summe technischer Kräfte zu Gebote steht, über welche die private Konkurrenz nicht verfügt. Der letztern thut das Jahrbuch freilich insofern keinen Eintrag, als es bei seiner Beschränkung auf ein begrenztes Forschungsgebiet immerhin nur auf ein kleines Publikum reflektiren darf. Insofern aber, als es dieses eng begrenzte Gebiet sehr eingehend und mit entsprechendem Aufwand an Illustrationsmaterial kultivirt, füllt es eine Lücke zwischen der alle Gebiete der Kunst umfassenden

„Zeitschrift für bildende Kunst“ und dem fast ausschließlich kritisch thätigen „Repertorium für Kunstwissenschaft“ aus.

Die Berichte über die Bewegung innerhalb der öffentlichen Kunstsammlungen erstrecken sich nicht bloß auf die königlichen Museen, sondern auch auf die Nationalgalerie und das Kunstgewerbemuseum und auf die Sammlungen in Kassel, Breslau, Frankfurt a. M. u. s. w., und ebenso ist der Kreis, welcher ursprünglich den Abhandlungen gezogen war, allmählich, nicht zum Schaden des Jahrbuchs, erweitert worden. Wenn wir von den Berichten über die pergamenischen Ausgrabungen, welche naturgemäß von besonders spannendem Interesse sind, absehen, so stehen unter den wertvollen Beiträgen, deren sich das Jahrbuch bisher rühmen durfte, die Abhandlungen von Dr. Bode aus dem Gebiete der niederländisch-deutschen Malerei und der italienischen Plastik obenan. Die eingehende Biographie Adam Elsheimers, dieses „römischen Malers deutscher Nation,“ und die Charakteristik seiner Gemälde brachte eine Menge neuen Materials über diesen Künstler bei, der bisher nur aus einzelnen dürftigen Notizen bekannt gewesen war und über dessen Bilder ein tiefes Dunkel herrschte. Von großer Bedeutung für die Geschichte der deutschen Kunst war auch Bodes Entdeckung des Namens des sogenannten Meisters der Sammlung Hirscher als Bernhard Strigel von Memmingen, und nicht minder bedeutungsvoll das Licht, welches er auf den künstlerischen Entwicklungsgang des holländischen Meisters Gerard Terborch d. j. warf, welchen Bode in seiner Eigenschaft als Porträtmaler zuerst nach Verdienst und in seinen übrigens noch nicht ganz aufgeklärten Beziehungen zu Velasquez gewürdigt hat. Ferner begann er eine Reihe von Aufsätzen über die italienischen Renaissanceskulpturen des Museums mit einer feinsinnigen Beurteilung der Marmorstatue des kleinen Johannes des Täufers und der Bildwerke des Verrocchio.

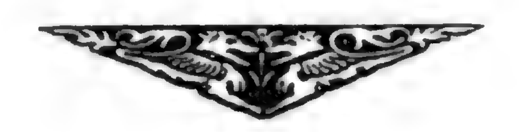
Die Abteilung der mittelalterlichen Skulpturen, die jüngste des Museums, deren Grund erst in den vierziger Jahren durch gelegentliche Ankäufe Waagens gelegt wurde und die später wieder in den Hintergrund trat, hat gerade während des letzten Jahrzehnts durch eine Reihe glücklicher Erwerbungen und durch die unablässige Wachsamkeit des auf ihre systematische Erweiterung bedachten Direktor Bode eine solche Erweiterung erfahren, daß sie fast ebenbürtig neben die beiden einzigen außerhalb Italiens existirenden Sammlungen dieser Art, die des Louvre und des Kensingtonmuseums, getreten ist. Insbesondre besitzt sie eine Anzahl ausgezeichneter italienischer Porträtbüsten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, unter welchen sich Meisterwerke ersten Ranges von der Hand des Desiderio da Settignano und des Mino da Fiesole befinden. Dieser einzige Schatz hat Dr. Bode den Anlaß zu einer zusammenfassenden Arbeit über „Italienische Porträtskulpturen des fünfzehnten Jahrhunderts in den königlichen Museen zu Berlin“ gegeben, welche, eine typographische Meisterleistung der Reichsdruckerei, als Festgabe der Museumsbeamten zur silbernen Hochzeit des Kronprinzen und der Kronprinzessin erschienen ist. Der Text geht von allgemeinen Betrachtungen über die Entwicklung und Hervorkehrung der Individualität im Zeitalter der Renaissance und die dadurch bedingte Entstehung und Blüte der Porträtbildnerei aus, charakterisirt dann die allmähliche Ausbildung derselben auf Grund des verschiedenartigen Materials und schildert endlich die Büsten von Bronze, Marmor und Thon, welche sich im Besitze des Museums befinden, indem zugleich daran eine Charakteristik der Meister geknüpft wird, denen diese Büsten mit größerer, geringerer oder vollkommener Sicherheit zugeschrieben

werde können. Mino da Fiesole, Desiderio da Settignano und Benedetto da Majano treten dabei besonders in den Vordergrund. Bei der Publikation der in Betracht kommenden Monumente sind alle reproduzirenden Künste thätig gewesen. Zinkätzungen, Heliogravüren, Radirungen und Stiche sind in den Text gedruckt, und auf acht besondern Tafeln sind ebenso viele Büsten in Stich, Radirung und Heliogravüre wiedergegeben worden, wobei mit richtiger Beurteilung des Charakters einer jeden Technik für die Marmorbüsten der Lichtdruck, für die Bronzen der Stich und für die Terracotten die Radirung gewählt worden ist. Insbesondre hat es die Reichsdruckerei in der schwierigen Technik der Heliogravüre, in welcher man die Franzosen bisher für unerreichbar hielt, schon zu einer großen Virtuosität gebracht. Einem Aufsatze des Jahrbuches über die aus Anlaß der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares veranstaltete Ausstellung von Gemälden und plastischen Kunstwerken alter Meister in Berliner Privatbesitz sind einige Lichtdrucke nach Bronzen beigegeben, welche in zarter Wiedergabe auch der feinsten Details das Höchste leisten und in der grünlichen Färbung mit Glück den Ton der Bronze andeuten. So bieten die vom Museum ausgehenden wissenschaftlichen Bestrebungen auch andern Instituten Gelegenheit, ihre Kräfte an höheren Aufgaben zu erproben und zu entwickeln.

Aus dem reichen Inhalt des Jahrbuches heben wir noch die umfassende und für den Gegenstand grundlegende Abhandlung Julius Friedländers über die italienischen Schaumünzen des fünfzehnten Jahrhunderts hervor, welche mit zahlreichen Abbildungen in Lichtdruck versehen ist, denen selbst die Franzosen das Prädikat „vorzüglich“ nicht vorenthalten konnten. Das Kupferstichkabinet hat durch seinen Direktor Lippmann einige Abhandlungen, u. a. über den italienischen Holzschnitt des fünfzehnten Jahrhunderts und den von Sandro Botticelli illustrirten Dantekodex, durch seinen Direktorialassistenten W. von Seidlitz eine sehr fleißige Arbeit über das Kupferstich- und Holzschnittwerk des Hans Sebald Beham beigesteuert. Außerdem hat der Direktor, unabhängig von den Publikationen der Museen, hundertundsechzig der wertvollsten Zeichnungen in treuen Nachbildungen durch den Lichtdruck herausgegeben, welche von einem erläuternden Texte begleitet sind, der in der Einleitung interessante Mitteilungen über die Zeichentechnik der alten Meister enthält.

Wenn wir noch der Vollständigkeit halber erwähnen, daß von dem Verzeichnis der ägyptischen Altertümer und Gipsabgüsse bereits die fünfte Auflage erschienen ist, so haben wir einen Überblick über die rege wissenschaftliche Thätigkeit gegeben, welche seit dem Beginn der neuen Ära in den Räumen der königlichen Museen herrscht. Wir dürfen ohne Überhebung sagen, daß alle Faktoren bestrebt sind, die Stiftung zweier hochherzigen Könige zu einem Institute auszubilden, welches in Europa seines gleichen sucht, und daß die großen Summen, welche während der letzten Jahre, ganz im Geiste jener edeln Stifter, für Kunstzwecke geopfert wurden, eine würdige Verwendung gefunden haben.

Berlin. Adolf Rosenberg.



Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

In sechs Wochen sollte der fünfzigjährige Geburtstag von Max Genève gefeiert werden. Frau Bertha hatte beschlossen, ein glänzendes Fest zu veranstalten, bei welchem lebende Bilder den Hauptmittelpunkt bilden sollten. Selbstverständlich war der Löwenanteil bei diesen Arrangements Oswald zugedacht, der bereits verschiedene Skizzen entworfen hatte. In dieser Zeit der Vorbereitung hatte Großheim die Unterredung mit Onkel und Tante wegen Oswald. Wie er erwartete, wollte Papa Genève von dem armen Teufel, der kaum sich selbst ernähren könne, nichts wissen. Aber auch Frau Bertha nahm die Mitteilung, daß Oswald sich mit diesem Gedanken trage, sehr kühl auf und behauptete, daß ihre wie Gretchens Aufmerksamkeiten gegen denselben das Maß gesellschaftlicher Höflichkeiten nicht überschritten hätten. Sie erklärte jedoch, daß sie einer wirklichen Liebe ihrer Tochter niemals entgegentreten würde, bezweifelte aber, daß Margarethe bei ihrem berechtigten Ehrgeiz eine ernsthafte und unwandelbare Neigung zu Oswald hege. Endlich meinte sie, daß der gegenwärtige Zeitpunkt, in welchem sie den Kopf mit den Vorbereitungen zum Feste voll habe, sehr schlecht gewählt sei, um in so wichtige Erörterungen einzutreten, und sie bat ihren Neffen, auf alle Fälle die Hoffnungen Oswalds bedeutend herabzustimmen, vor allem aber ihn von jedem Schritt vor dem Feste zurückzuhalten. Großheim durchschaute freilich die Absicht seiner Tante; sie wollte nur Zeit gewinnen, um noch von dem Talente Oswalds für ihr Fest Nutzen zu ziehen, im übrigen dachte sie nicht im geringsten daran, Oswald mit Margarethe zu verbinden; nach dem Feste glaubte sie genügend Gelegenheit zu finden, wieder abzuwiegeln.

Oswald war von dem ihm berichteten Inhalt dieser Unterredung tief erschüttert und wollte sich sofort von dem Verkehr im Hause Genève zurückziehen,

Digitized by Google

aber in einer Weise, die jedes Aufsehen vermeiden sollte. Großheim wurde beauftragt, diesen Entschluß des Freundes den Verwandten zu überbringen. Aber noch ehe dieser Oswald von dem Ergebnis seiner Mission benachrichtigen konnte, kam ein Brief von Frau Genève, in welchem sie die Absicht Oswalds, sich zurückzuziehen, als eine Künstlerlaune bezeichnete, ihn beschwor, von so düsteren Plänen abzustehen und ihrem Hause wie seiner Zukunft mehr Vertrauen entgegenzubringen. Ohne ihn würde das Fest jedes Glanzes entbehren, und sie lud ihn daher für den Abend zu einer ganz vertraulichen Besprechung ein. Oswald kam der Aufforderung nach; er fand am Abend nur die Familie anwesend, wurde von den Eltern mit einer auszeichnenden Vertraulichkeit behandelt und vor deren Augen bei der Verabschiedung allein von Margarethe zur Thür begleitet, die ihn zu seiner großen Überraschung bat, ein wenig seine Ungeduld zu dämpfen und alles, was sie beide so bewege, bis nach dem Feste aufzuschieben. Wie berauscht von diesen Worten hatte Oswald den Heimweg angetreten. Wie auf den antiken Gedenksteinen der lapidare Stil mit wenigen Worten ein ganzes Leben enthüllt und eine reiche Vergangenheit aufdeckt, so reichte dieser eine hingeworfene Satz hin, ihn einen kurzen Blick auf eine lange, freudenreiche Zukunft werfen zu lassen. Wie trunken von dem Becher höchster Lust war er nach Hause gewankt, mitten im Winter durch den schneebedeckten Park, der ihn nach seiner Wohnung führte. Wie er dort ankam, vermochte er kaum zu sagen, instinktiv nur hatte er den Weg gefunden; denn seine Gedanken gehörten nicht mehr der Gegenwart, sie saugten sich fest an dem, was er soeben von ihren Lippen vernommen, sie schwelgten in den heitern Bildern einer glückverheißenden Ferne.

> Denke der Nacht ich zurück, da zuletzt ich in deinen Mauern,
> Roma, verweilt —

Kein Schlummer schloß die Augen, alles in ihm zitterte und bebte; daß so schnell das Ziel erreicht würde, wer hätte es nur ahnen können! Er prägte sich aufs neue jedes Wort ein, das sie ihm gesagt hatte; er zerlegte es, er zerquälte sein Hirn mit jeder nur möglichen Auslegung. Aber nur zu deutlich war ja alles und noch dazu gleichsam unter den Augen der Eltern geschehen. Er wußte nicht, daß auch das Glück erschüttern konnte, und sehnte den Morgen herbei, um zu seinem Freunde Großheim zu eilen und in dessen treue Brust sein volles Herz auszuschütten.

Der Freund teilte den Enthusiasmus keineswegs, weil er immer nur ausweichende Antworten von Onkel und Tante erhalten hatte; auch erachtete er die Neigung Margarethens nicht für unwandelbar. Oswald jedoch hielt sich, wie er sagte, an seinen Schein, an jene Worte des Mädchens, die einen Zweifel nicht zuließen. In den nächsten Wochen ging er ganz in den Vorbereitungen zu dem Feste auf, er übertraf sich selbst in seinen Zeichnungen und Arrangements, und sein Verkehr mit Margarethe, die er bei den vielen Proben und

Beratungen oft mehr als einmal täglich sah, war ein heiterer und ungezwungener. Es war zwischen den Beiden wie in einem Kinderspiel, jeder kannte das Geheimnis des andern und verriet es nicht. Oswald selbst hatte sich anfangs keine Rolle in den Schaustellungen zugedacht, da ihm die Leitung des Ganzen oblag; auch nutzte Margarethe seine Stellung als Regisseur aufs gründlichste aus, er mußte fortwährend an ihrer Seite sein, ihr bald auf diese, bald auf jene Frage Antwort geben, ihr bald diese, bald jene Pose darstellen helfen und wie alle jene Künste waren, die kokette Liebe erfindet, um sich selbst und dem Geliebten ein Genüge zu thun. Später änderte Oswald das Schlußtableau, in welchem die Genien des Hauses ihre Wünsche darstellen sollten. In dem Bilde hatte er den Kindern des Hauses und sich selbst eine Rolle zugedacht. Frau Genève meinte jedoch, daß dieses Bild nur von Verwandten gestellt werden dürfte und daß, da ja Oswald vorläufig nur der beste Freund des Hauses sei, seine Stelle im Bild von Großheim eingenommen werden müßte. Trotz der verbindlichen Worte und jenes zweideutigen Lächelns, welches ebensogut die bittere Medizin versüßen oder eine schöne Hoffnung erwecken konnte, fühlte sich Oswald tief verletzt. Er war aber zu loyal, um am Vorabende des Festes die Leitung im Stich zu lassen; allein diese Rede lastete auf seiner Seele, und um sich von dem Druck zu befreien, schrieb er an Margarethen einen Brief, worin er ihr eröffnete, was sie schon längst wisse, daß er sie tief und innig liebe. Er erklärte ihr, daß ihm die Gesinnungen der Eltern immer wieder zweifelhaft geworden wären, daß aber, wenn sie selbst in der ihm geoffenbarten Liebe standhaft bliebe, ihm die Erfüllung ihrer und seiner Wünsche gewiß sei. Er wußte am Abend der Vorstellung den Brief Margarethen heimlich zuzustecken; sie hatte ihn noch vor dem Souper gelesen, und als sie und Oswald bei Tische zusammensaßen, noch die Möglichkeit gefunden, mit ihm darüber zu sprechen. Ihre Sprache war eine andre, als Oswald erwartete. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er ihr hinter dem Rücken der Eltern geschrieben habe, denen sie als gehorsames Kind den Brief eigentlich zeigen müßte. Auch bat sie ihn, sein stürmisches Drängen zu zügeln und ihr die nötige Zeit zu einem Schritt zu gönnen, der über ihr ganzes Lebensschicksal entscheide. Oswald war es unmöglich, etwas zu erwiedern; Frau Genève hatte ihrem Sohne den Auftrag gegeben, das Paar zu überwachen und jede intime Unterredung zu verhindern, und Martin hatte als zukünftiger Diplomat seine Mission zur vollen Zufriedenheit der Mutter erfüllt. Mit schwerem Herzen hatte Oswald das Fest verlassen; Großheim, der ihn, wie gewöhnlich begleitete, versprach, ihn in einigen Tagen aufzusuchen, nachdem er vorher bei Genèves weitere Forschungen angestellt hätte.

5.

Am nächsten Tage nach dem Feste verließ die Familie die Stadt, um ihre Villa bei Potsdam zu beziehen, ohne Oswald hiervon in Kenntnis zu setzen.

Auf Margarethe hatte dieser plötzliche Wechsel verstimmend gewirkt. Als natürliche Folge des Festjubels war das Gefühl schmerzlicher Vereinsamung über sie gekommen; sie vermißte Oswald; es beschwerte sie, ihn in seinen Hoffnungen herabgedrückt zu haben, und sie entschloß sich, um ihrem Herzen Luft zu machen, den Brief Oswalds ihren Eltern zu zeigen. Er erregte bei diesen einen Sturm der Entrüstung; Frau Genève fand es unritterlich, die Tochter in seine Garne zu ziehen, ohne sich vorerst der Zustimmung der Eltern versichert zu haben. Sie fand es illoyal, daß Oswald versucht habe, das junge Mädchen durch einen Liebesbrief, dessen Zustecken auch von andern hätte gesehen werden können, zu kompromittiren, und stellte seine Handlungsweise als ein Manöver dar, welches nur darauf abziele, sich durch eine reiche Heirat eine bequeme Existenz zu schaffen. Margarethe erklärte jedoch, daß sie Oswald liebe und in diesem Entschlusse nicht wankend gemacht werden könne. Mit diesen Verhandlungen vergingen mehrere Tage. Frau Genève hatte inzwischen ihren Freund Späth beauftragt, Erkundigungen über Oswalds Familie einzuziehen und diese namentlich auf die ungünstige Seite zu richten. Eben deshalb hatte sie den zunächst liegenden Weg, der auf ihren Neffen wies, vermieden. Max Genève hatte seiner drängenden Tochter endlich das Versprechen abgeben müssen, ihrer Neigung keinen Widerstand entgegenzusetzen, wenn er dieselbe als eine ernste und wohlüberlegte erkannt haben würde; die Ernstlichkeit sollte aber sich erst nach einer gewissen Zeit der Trennung herausstellen. Mit dieser Erklärung hatte sich das Mädchen zufriedengegeben. Großheim, der bei einem Besuche auf der Villa eine Rücksprache mit dem Onkel hatte, erhielt keine weitere Auskunft, als daß dieser sich über den Schritt Oswalds in hohem Grade erbittert zeigte.

Auf diese von dem Freunde überbrachte Nachricht richtete Oswald einen Brief an Max Genève. Er bat um Verzeihung für das an Margarethe gerichtete Schreiben und glaubte eine Rechtfertigung für dasselbe in der Erwägung zu begründen, daß er sich zuerst der Neigung der Tochter habe versichern wollen, ehe er um die Einwilligung der Eltern nachsuchte. In treuen und warmen Worten schilderte er seine Liebe zu Margarethe und die Ermutigungen, die ihm von ihrer Seite und auch von der Seite der Eltern zuteil geworden wären. Er entwickelte seine Aussichten für die Zukunft, daß ihm namentlich der Erbgroßherzog von Hessen in inniger Freundschaft zugethan sei und eine Berufung an die Akademie in Darmstadt in nicht allzuferne Aussicht gestellt habe. Oswald erklärte, bis zu jener Berufung erforderlichenfalls mit der Heirat warten zu wollen und bat zum Schluß um die Zustimmung der Eltern.

Auf den Brief kam keine Antwort, wohl aber stellte sich Dr. Späth ein, der es am geratensten hielt, unter der Maske der Freundschaft den Anfang seiner Erkundigungen bei Oswald selbst zu machen. Er zeigte sich gänzlich eingeweiht, bestärkte den Künstler in seinen Hoffnungen und brachte das Gespräch auf Oswalds Jugendzeit und Eltern. Letzterer, der den Einfluß Späths

kannte, legte ihm in aller Offenheit seinen Lebenslauf dar, dessen Inhalt folgender war.

Oswalds Mutter war die Tochter eines evangelischen Pastors, welcher in einer protestantischen Enklave der Provinz Posen die Seelsorge leitete. Der Gutsherr war ein polnischer Edelmann, welcher seine beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter, von dem Prediger unterrichten ließ. Um die ungebundene Natur der Kinder in bessere Wege zu lenken, hatte der Gutsherr die einzige Tochter des Pastors in sein Haus genommen und mit seinen Kindern erziehen lassen. Hedwig blieb noch in dem Schlosse, als schon der Sohn die Heimat verlassen hatte, um eine Universität zu beziehen. Auf dieser hatte sich der ungestüme Charakter des jungen Barons zu noch größerer Zügellosigkeit entwickelt; er war bei seinen Ferienbesuchen auf dem Gute der Schrecken und die Furcht der Dienerschaft und Bauern geworden. Für Hedwig war er freilich ein andrer: ihr gegenüber war er gefügig und schmiegsam und verhehlte ihr nicht, daß er sie liebe, während ihn diese stets mit Entschiedenheit und Kälte zurückwies. Zwischen Weihnachten und Neujahr war auf einem Nachbargute ein Ball, der Gutsherr war mit seinen Kindern dorthin gefahren, Hedwig allein auf dem Schlosse zurückgeblieben. Mitten in der Nacht war der junge Kasimir, der sich heimlich vom Balle entfernt hatte, zurückgekehrt. Unter dem Vorwande, daß die Schwester plötzlich erkrankt sei, hatte er sich den Eintritt in das Zimmer Hedwigs zu verschaffen gewußt und, da er die Diener vorsorglicher Weise entfernt hatte, das Mädchen vergewaltigt. Am andern Tage war Kasimir verschwunden. Der Gutsherr, von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt, hatte seinen Sohn aufgefordert, durch eine sofortige Ehe mit Hedwig seine Schandthat wieder gutzumachen und ihm im Weigerungsfalle mit Verstoßung und Enterbung bedroht. Kasimir leistete den väterlichen Ermahnungen keine Folge; der inzwischen eingetretene Ausbruch der polnischen Revolution führte ihn in die Reihen der Insurgenten; in einem Scharmützel von den Russen gefangen genommen, wurde Kasimir erschossen. Bei dem Aufstande, welcher auch die preußische Provinz Posen ergriffen hatte, wurde das Gut des Edelmannes von den empörten Bauern eingeäschert. Der Baron starb bald nach dem Untergange des Hauses, die überlebende Tochter ging in ein Kloster. Der Zuspruch des Vaters ließ Hedwig ihr trauriges Schicksal überleben, und in den Wirren der Insurrektion war es namentlich Großheims Vater — den der Pastor oftmals vor den Quälereien des rohen Kasimir geschützt hatte —, welcher ihnen mit Aufgebot aller seiner Kräfte zur Seite stand und des Pastors Haus und das Leben der Familie gegen die wütenden Schaaren der Bauern schützte. Auf seinen Wunsch erhielt der Pastor seine Emeritirung und siedelte in das kleine Städtchen über, in welchem Esther Meyer, die für Max Genève bestimmte Braut, lebte. Hier war es wiederum Großheim, der arme Jude, welcher den von kärglicher Pension lebenden Pastor nach Möglichkeit unterstützte und seiner Tochter manchen kleinen

Erwerb verschaffte, sodaß diese auch nach dem Tode des Vaters in Unabhängigkeit zu leben und ihrem Sohne Oswald eine gute Erziehung zu geben vermochte. Diese Mutter war für Oswald der Gegenstand schwärmerischer Zuneigung; sie war seine Vertraute, und ihr hatte er auch von dem Keimen seiner Neigung zu Margarethe Mitteilung gemacht. Hedwig hatte immer bei dem Gedanken an eine eheliche Verbindung ihres Sohnes gebebt, nicht weil sie die Teilung ihrer Liebe zu demselben mit einer andern Frau fürchtete, sondern weil sie davor zitterte, daß der Makel seiner Geburt einer Ehe hindernd in den Weg treten würde. Gleich nachdem sie von der Neigung Oswalds zu Margarethe unterrichtet war, hatte sie Erkundigungen über die Familie der letztern angestellt und hierbei von dem Fehltritt Berthas Kenntnis erhalten. Sie empfand hierüber eine aufrichtige Genugthuung; denn wer selbst Verzeihung anzurufen hatte, konnte nach ihrer Ansicht auch aus ihrem Unglück keinen Vorwurf gegen den Sohn erheben. Sie beeilte sich daher, auch Oswald von dem Ergebnis ihrer Forschungen zu unterrichten, indem sie ihm zum erstenmale den Grund ihrer nunmehr gehobenen Angst auseinandersetzte.

Alles dies erzählte Oswald mit Freimut seinem Besucher, der diese Nachrichten mit außerordentlichem Interesse und kaum zu verbergendem Behagen entgegennahm. Dr. Späth hielt es zunächst nur für geraten, seiner Auftraggeberin mitzuteilen, daß Oswald ein uneheliches Kind sei, dessen Vater der Sohn des Gutsherrn gewesen, bei welchem die Mutter als Gesellschafterin fungirt habe. Alle näheren Umstände verschwieg der Abgesandte, ebenso wie die Kenntnis Oswalds von dem Fehltritt Berthas. Späth hatte keinen Grund, die Bewerbung Oswalds um Margarethe, die ihm selbst verweigert worden war, zu begünstigen. Das Geheimnis Berthas aber war für ihn zu kostbar, als daß er es nicht als letzte Waffe in seiner Rüstkammer aufbewahrt hätte, wenn es einmal im Hause Genève zu einem Kampf um seine Existenz kommen sollte. Vorläufig galt es, Margarethens Eltern mit diesen Mitteilungen zufriedenzustellen, und diese nahmen die letzteren mit großer Befriedigung entgegen.

Eine ganze Zeit lang wurde es in der Familie vermieden, den Namen Oswalds auch nur auszusprechen, Margarethe selbst, die Widerspruch fühlte, wollte ebenfalls vorerst das Thema nicht berühren, sie hatte ja nur zu warten. Auch begann in Potsdam bald ein neues gesellschaftliches Leben. Genève hatte die benachbarte Villa angekauft, um die eigne zu vergrößern. Ein Oberst aber, der eben eine junge Frau geheiratet hatte und um eine Wohnung in Verlegenheit war, bewog Genève, ihm die neue Villa bis auf weiteres zu vermieten. Höflichkeit wurde mit Höflichkeit erwiedert, es entspann sich ein Verkehr zwischen den beiden Familien, und bald sah sich Margarethe von den Offizieren der Garnison umschwärmt, denen das Mädchen mit ihrem lebhaften Wesen Objekt einer angenehmen Unterhaltung war, während die Eltern bald mehr oder minder der Spielball schlechter Witze wurden. Freilich nur im Geheimen — denn

offen ließen die Offiziere es sich an der reich besetzten Tafel Genèves recht gut schmecken und verkehrten mit den Damen des Hauses in einer ungezwungenen Weise. Wenn sie unter sich waren, wurden dagegen alle Schwächen der Emporkömmlinge schonungslos bloßgelegt. Frau Genève glaubte sich auf dem Gipfel ihres Strebens; endlich war sie mitten in dem aristokratischen Verkehr, endlich war die Aussicht, ihre Tochter mit einer freiherrlichen Krone geschmückt zu sehen, näher getreten. Sie machte auch Margarethe gegenüber kein Hehl von ihren Hoffnungen, und obwohl diese dergleichen Reden zuerst mit Unwillen zu hören schien, allmählich ließ sie sich diese gefallen, ja sie stimmte selbst zuweilen in das Lob des einen oder andern Offiziers ein und fand, daß es sich in ihren Kreisen recht angenehm lebe.

Auf Großheims Zureden hatte auch Oswald mehrere Wochen Stillschweigen beobachtet und versprochen, weitere Schritte erst dann unternehmen zu wollen, wenn die Familie Genève nach Berlin zurückgekehrt sein würde. Als diese Rückkehr stattgefunden hatte, machte er mehrfache Besuche bei Genèves, wurde aber immer mit dem Vorgeben, daß die Herrschaft abwesend sei, von den Dienern zurückgewiesen. Oswald hatte offenbare Beweise, daß diese Abweisungen beabsichtigte Ausflüchte waren, er wurde immer unruhiger und begann allmählich auch an Margarethens Gesinnung zu zweifeln, sodaß er endlich beschloß, ihr einen Brief zu schreiben, in welchem er ihr die Qualen seines Seelenzustandes schilderte, sie an ihre ermutigende Äußerung erinnerte und sie beschwor, ihm durch eine versichernde Antwort ein Zeichen ihrer fortdauernden Liebe zu geben. Mit vieler List hatte er es verstanden, den Brief durch einen Diener in Margarethens Hände zu spielen. Oswald war an der Grenze des Harrens angelangt; wie ein zum Tode Verurteilter, welcher der Bestätigung des Urteils oder der Begnadigung entgegensieht, wollte er lieber die vernichtende Gewißheit als den mit langsamer Todesqual verbundenen Zweifel. Margarethens Antwort war ein Gemisch von Liebe und Zurückweisung, von Hingebung und Abwendung. Der Hauptinhalt aber war, daß sie den Widerstand der Eltern nicht würde überwinden und ohne deren Einwilligung nicht würde heiraten können. Nachdem sie die Antwort an Oswald abgeschickt hatte, machte sie ihren Eltern von derselben und dem Briefe Mitteilung. Die Eltern zeigten sich über diese neue hinter ihrem Rücken gespielte Intrigue empört. Sie ergriffen aber gleichzeitig die Gelegenheit, der Tochter zum erstenmale die uneheliche Geburt Oswalds vorzustellen und fragten sie, ob sie ihrer Mutter zumuten könnte, eine Person wie Hedwig als nahe Verwandte aufzunehmen. Wäre Oswald ein offener und ehrlicher Charakter, so hätte er dem Mädchen von seiner Geburt bei seiner Werbung Kenntnis geben müssen, sein Schweigen über diesen so wichtigen Gegenstand — so argumentirte Frau Bertha — sei aber der gröbste Betrug, und er sei nur darauf bedacht gewesen, Margarethe in sein Netz einzufangen, ehe ihr klar werden sollte, in welche Familie sie trete. Diesen Anschuldigungen gegen-

über hatte Margarethe für Oswald keine Verteidigung, sie ergriff diesen Anlaß vielmehr, um sich von ihm loszumachen. Ihre Liebe hatte nicht stand gehalten, es war nur das Aufflackern einer Neigung gewesen, welcher der sittliche Boden fehlte; gegenüber ihren neuen, glänzenden Anbetern war der bescheidene Oswald, der Mann ohne Namen und ohne Geburt, in den Hintergrund getreten. Nichtsdestoweniger würde sie sich mit ihm verbunden haben, wenn sie die Zustimmung der Eltern gehabt hätte, aber sie fühlte keine Neigung, einen Kampf mit ihnen zu bestehen und vielleicht Jahre lang in Zurückgezogenheit auszuharren. Sie erklärte deshalb ihren Eltern, der Kindesliebe das Opfer ihrer Entsagung zu bringen und ließ durchblicken, daß sie niemals heiraten würde, vielleicht um durch diese Ausflucht vor dem eignen Gewissen eine Rechtfertigung zu finden. Max Genève, der eine größere Geschäftsreise nach dem Elsaß antreten wollte, um sich dort die Konzession einer Eisenbahn zu erwirken, wünschte noch vorher an Oswald einen förmlichen Absagebrief zu schreiben. Margarethe bat jedoch in einem Anflug von Hochherzigkeit, dies zu unterlassen, vielmehr Großheim mit dieser Mission zu beauftragen, und die Eltern, welche so viele Willfährigkeit von ihrer Seite nicht erwartet hatten, gaben in diesem Punkte der Tochter nach.

Oswald hatte schon aus der Antwort Margarethens entnommen, daß ihre Neigung im Schwinden begriffen sei; er nahm daher die Nachricht von seinem Freunde mit dumpfer Resignation entgegen und ermächtigte ihn ausdrücklich zu der Erklärung, daß er sich mit diesem Bescheide begnüge, und daß es einer schriftlichen Beantwortung seines Briefes, in welchem er vor Monaten bei dem Vater um die Hand der Tochter angehalten hatte, nicht mehr bedürfe.

Margarethe hatte jedoch ihren Entschluß halb und halb wieder bereut; sie war melancholischer geworden und hatte sogar mehrere Einladungen zu ihren neuen aristokratischen Freunden abgelehnt, da sich um dieselbe Zeit ein junger Graf, für den sie sich in Potsdam lebhafter interessirte, mit der Schwägerin des Obersten verlobt hatte. Frau Genève fürchtete einen Rückfall und glaubte diesem am besten durch einen Brief an Oswald vorbeugen zu können, der den Bruch von seiner Seite zu einem unheilbaren machte. In dem Briefe wies sie in ihrem und ihres Mannes Namen in Beantwortung des früher an diesen gerichteten Schreibens die Bewerbung in aller Form zurück, mit dem Hinzufügen, daß auch ihre Tochter, nachdem sie von dem unmoralischen Charakter der Mutter Oswalds in Kenntnis gesetzt sei, sich und ihrer eignen Familie nicht zumuten könne, in eine Verwandtschaft einzutreten, die der Bewerber bisher wohlweislich verschwiegen habe.

Oswald geriet durch diesen Brief in eine nicht zu beschreibende Aufregung; nicht mehr Herr seiner selbst, eilte er spornstreichs zu Genèves und drang trotz der Abweisung des Dieners, den er bei Seite schob, in das Zimmer, wo Mutter und Tochter zusammen saßen. Den Brief in der Hand erklärte er, daß er keine Rücksicht mehr kenne, nachdem seine Mutter, das Heiligste, was er auf Erden

besitze, in so schmählicher Weise angegriffen sei. In fliegender Hast und noch ehe sich die Frauen über seinen ungestümen Eintritt fassen konnten, erzählte er die Geschichte von dem Unglücke seiner Mutter und fragte Frau Genève, ob sie es wagen dürfte, eine edle Märtyrerin zu verleumden, sie, die sich selbst eines unentschuldbaren Fehltritts bewußt sei. Frau Bertha fiel in Ohnmacht, Margarethe nannte, während die Dienerschaft in das Zimmer stürzte, Oswald den Mörder ihrer Mutter und befahl ihm, sofort das Haus zu verlassen und sich nie wieder ihren Augen zu zeigen.

6.

Oswald war nach Hause gelangt und hier erst zur Besinnung gekommen. Causa finita! Auf den plötzlichen Ausbruch seines orkanähnlichen Zornes war eine innere Ermattung gefolgt. Nicht an den letzten Vorfall dachte er mehr, nicht daran, ob der Weg, wie er seiner Mutter Genugthuung verschaffte, ein angemessener gewesen war. Jetzt erst schien er Margarethe für immer verloren zu haben. Wenn er auch vorher darüber keinen Zweifel haben konnte, so war ihm doch dieser Verlust erst jetzt mit dramatischer Schärfe entgegengetreten und hatte sich ihm wie mit Krallen ins Herz gebohrt. Aber bald hatte der höchsten Anspannung, in welche seine Nerven versetzt waren, eine Ruhe Platz gemacht, welche mit der tiefen Stille seines nach dem Garten gelegenen Ateliers zu harmoniren schien. Oswald warf sich auf den Divan und ließ seine Blicke über die Wände schweifen, wo unter verschieden bunt ineinander gewürfelten Trophäen auch die Werke großer Meister aufgehängt waren. Sein Blick haftete sich zuerst auf das jüngste Gericht aus der Sixtinischen Kapelle. Aber er fühlte nicht mehr die elementarische Kraft in sich, um den Tag des Zornes nachzuempfinden. Er sah die Engel, wie sie dem furchtbaren Weltrichter entgegenstürmend ihm die Marterwerkzeuge brachten, um ihn zur Rache gegen das sündige Menschengeschlecht zu entflammen. Auch seinen Gedanken traten die verschiedenen Zeichen näher, mit welcher Margarethe ihm ihre Liebe entdeckt hatte. Aber diese Erinnerung erregte in ihm keinen Zorn mehr; er empfand nur Schmerz, physischen Schmerz in seinem Innern, das Herz that ihm weh, und er fühlte doch gleichzeitig auch die Wollust des Schmerzes. Immer tiefer grub er das Messer in die Wunde und erinnerte sich dieser und jener Vorfälle, in denen die freundliche und anscheinend harmlose Koketterie des Mädchens ihm die Aussicht auf eine freudenvolle Zukunft verhieß. Und dann verglich er sich mit jenem Verdammten, der schon die Region der Seligen erreicht zu haben glaubte und, als er eben dem Kreise der heiligen Märtyrer nahe war, von schrecklichen Dämonen herabgezerrt wurde, die sich um seinen Leib wanden und ihn unter beängstigenden Qualen durch ihre Wucht herabdrückten zu der Schaar der Verfluchten, an den Ort, wo die Hoffnung des Entrinnens für den entschwindet, welcher ihn einmal betreten hat. Oswald studirte die martervollen Züge des Gequälten und fand in jedem schmerzhaft bewegten Muskel nur einen Reflex dessen, was in seinem Innern vorging. Ja, dort auf der andern Seite schwebten die auserwählten und berufenen Seelen leichtbeschwingt zum Himmel empor. Nichts war hier, was an den gewaltigen und dämonenhaften Künstler Michel Angelo erinnerte. Wie matt und farblos schienen die Seligen im Vergleich zu den Verdammten. Deutet nicht alles darauf hin, daß es ihnen auf Erden schon nach Wunsch gegangen ist? An sie ist keine Versuchung, keine Verlockung der Sünde herangetreten, in gleicher Einförmigkeit wechselten ihnen die Tage; sie konnten nicht sündigen, weil sie zu

sündigen keine Gelegenheit fanden, und so schweben sie in ihrer nichtssagenden Existenz mit derselben Leichtigkeit zum Himmel empor, mit welcher sie ihre irdische Laufbahn durchmessen hatten — ohne Hindernis, ohne Anstoß, mit Zügen ewig lächelnder Gleichgiltigkeit. Sie empfinden es nicht in ihrem sanften Emporsteigen, daß der Gottrichter für sie kein Auge hat, daß ihm jene Tugendhelden, für welche die Tugend eine billige Waare ist, ohne Interesse erscheinen. Ihr Paß ist in Ordnung, und so öffnen sich ihnen mühelos die Pforten des Paradieses, während jene Sünder, ob sie gleich verzweifelnd in den Abgrund gestoßen werden, doch das Auge der Gottheit fühlen, das sie zornblitzend so schwer trifft. Von der Hand Gottes war der Stahl geführt, den Oswald in seiner Brust fühlte; war er auch verwundet und schwer getroffen worden, ein göttlicher Funke war es, der das Feuer entflammte, an dem er zu Grunde ging. Und Oswalds Auge glitt auf den Zug des Todes, den er gleich nach dem für ihn so schmerzlichen Verlauf des Festes bei Genève unmittelbar vor seiner Staffelei angebracht hatte, um jederzeit an den erlösenden Mittler erinnert zu werden. Wie zuversichtlich schreitet das Totengerippe seinem Ziel entgegen. Es sieht sich nicht um nach denen, welche ihm folgen; es weiß, daß es nicht allein geht, daß dem Lockruf der Glocke niemand widerstehen kann. Wie beneidenswert der Jüngling, für den das Mädchen beim ewigen Abschied doch noch eine Thräne hat; aber freilich, sie wird gleich trocknen, wenn sich jemand findet, der nicht bloß im Händedruck und in feuchten Augen seine Liebe zeigt. Doch auch der Tod kennt keine Gerechtigkeit; treulos lockt er die Kinder an sich von dem Schoß der liebenden Mutter, er entreißt die verzweifelnde Sünderin, noch ehe sie zur Reue gelangt; er rafft das blühende Leben dahin, das sich eben zur vollen Thätigkeit entfalten will. Geht auch in dem langen Totenzuge, der sich in der unendlichen, nebelhaften Ferne verliert, Hoch und Niedrig, Arm und Reich ohne Unterschied nebeneinander, so ist es doch nur der Zufall, der sie zusammenfügt. Das arme Weib, dem Mann und Kinder dahingestorben sind, das einsam und hülflos, verwaist und schwerbeladen zurückgelassen ist, vergebens bittet es den Tod um Erlösung von den großen Qualen. Herzlos läßt er die Arme am Weg und ist für ihre Schmerzen taub.

Da che prosperitade ci ha lasciati,
O morte, medicina d'ogni pena
Deh! vieni a darci omai l'ultima cena.

So ist es auch ihm! Auch seiner erbarmt sich der Tod nicht, auch ihn läßt er am Wege. Soll er ihn freiwillig aufsuchen, soll er sich in das ewige Nichts stürzen, wo ihm nicht einmal die Empfindung des Schmerzes zurückbleibt, der ihn doch auch an das genossene Glück erinnert? (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Eine ultramontane Lohntheorie. Vor kurzem ist ein Schriftchen erschienen: Die Gesetze für Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn. Von Fr. Albert Maria Weiß, O. Pr. (Freiburg im Breisgau, Herdersche Buchhandlung, 1883). Der Verfasser desselben, der sich selbst als Frater Ordinis Praedicatorum bezeichnet, lebt in Graz, gehört dem Dominikanerorden an, und gilt innerhalb seiner Kirche als ein Vertreter der strengern Richtung. Er hat vor kurzem ein vierbändiges Werk „Apologie des Christentums vom Standpunkte der Sittenlehre" vollendet, welches in kirchlichen Kreisen hohes Ansehen genießt. Das

Vorwort des gegenwärtigen Schriftchens belehrt uns, daß dasselbe ursprünglich einen Anhang dieses Werkchens habe bilden sollen. Umsomehr erstaunt man, darin eine Besprechung der Lohnfrage zu finden, welche der Verfasser mit Hilfe algebraischer Formeln zu lösen gedenkt. Der Ideengang des Verfassers ist kurz folgender. Alle Güterwerte werden erzeugt durch Kapital und Arbeit. Beide schließen einen Gesellschaftsvertrag ab. Beide haben daher auch gleichen Anspruch auf den Gewinn. Es ist deshalb unrecht, wenn die Arbeit nur mit ihrem „Verbrauchswerte" gelohnt wird, d. h. mit demjenigen Betrage, der zur Erzeugung der Arbeit unumgänglich notwendig ist. Vielmehr muß die Arbeit auch an dem Gewinn teilnehmen, und zwar in dem Verhältnis des „Verbrauchswerts der Arbeit" zu dem „Verbrauchswerte des Kapitals." Diesen erhöhten Lohn der Arbeit nennt der Verfasser den „Gebrauchswert der Arbeit," welchem er den „Gebrauchswert des Kapitals" gegenüberstellt. Die ganze Lehre läuft also darauf hinaus, den Arbeitern in der Form eines Gewinnanteils einen höhern Lohn angedeihen zu lassen. Diese Lehre sucht dann der Verfasser noch durch Zurückführung auf algebraische Formeln besonders anschaulich zu machen, eine Methode, die wohl nur denjenigen imponiren wird, welche nichts von Mathematik verstehen.

Die nächste Frage, die wir erheben möchten, würde nun die sein: Wie denkt sich wohl der Verfasser, daß seine Lehre sich im Leben verwirklichen solle? Soll etwa ein Gesetz gegeben werden des Inhalts: Dem Arbeiter soll nicht bloß der Verbrauchswert, sondern der Gebrauchswert seiner Arbeit vergütet werden? Selbst wenn ein solches Gesetz bestünde, wer sollte es denn ausführen? Daß die Berechnung, was „Verbrauchswert" und „Gebrauchswert" der Arbeit und des Kapitals sei, sich nicht ganz von selbst macht, wird wohl auch der Verfasser zugeben. Wer sollte aber nun diese Berechnung mit entscheidender Wirkung vornehmen? Schon diese Unmöglichkeiten beweisen die Wertlosigkeit der ganzen Aufstellung.

Aber die ganze Aufstellung beruht auch auf einer irrigen Grundlage. Nicht Arbeit und Kapital allein erzeugen die Güterwerte, sondern es muß noch ein drittes hinzukommen: die Thätigkeit des Unternehmers. Ihre Aufgabe ist es, die obwaltenden Bedürfnisse der Gütererzeugung aufzusuchen und dann dem Kapital und der Arbeit die Richtung ihrer Verwendung und Wirksamkeit anzuweisen. Diese Thätigkeit des Unternehmers bewegt sich aber meist auf einem unsichern Gebiete und ist daher ein gewagtes Geschäft. Sie kann gelingen und kann auch mißlingen. Mißlingt sie, so gereicht es weder dem Arbeiter noch dem Kapitalisten zum Schaden. Der Arbeiter bezieht, so lange er arbeitet, seinen Lohn. Der Kapitalist (diesen einmal vom Unternehmer verschieden gedacht) behält seine Forderung an Kapital und Zinsen wider den Unternehmer. Nur der Unternehmer trägt den Schaden. Er verliert den Wert seiner Arbeit und nach Umständen auch sein Vermögen. Für diese Gefahr, die der Unternehmer im Falle des Mißlingens trägt, muß ihm notwendig im Fall des Gelingens auch ein Vorteil zuwachsen. Das ist der Gewinn des Geschäftes. Stünde nicht der Gefahr des Verlustes die Hoffnung auf einen Gewinn gegenüber, wer möchte wohl noch Unternehmer sein? Und doch hängt davon, daß sich Menschen finden, welche „wetten und wagen, das Glück zu erjagen," jeder Fortschritt ab. Die Anerkennung des Unternehmergewinnes als eines berechtigten Bezugs ist daher unbedingt notwendig für das Gedeihen des Menschengeschlechts. Weil nun aber häufig der Unternehmer zugleich Besitzer des Kapitals ist, welches für ein Geschäft nutzbar gemacht wird, so sieht der Verfasser dasjenige, was berechtigter Unternehmergewinn ist, lediglich für einen unberechtigten Kapitalgewinn an, und schmäht deshalb das eigennützige Kapital, welches dem Ar-

beiter keinen Anteil am Gewinn gönnen wollte. Dieser ganze Vorwurf beruht auf einer Verkennung der wahren Sachlage.

Hätte der Verfasser in ansprechender Weise dargelegt, daß Christentum, Humanität und auch Klugheit es demjenigen, der ein gewinnreiches Geschäft betreibt, zur Pflicht machen, auch seinen Arbeitern gegenüber nicht mit dem Lohne zu kargen, so würde er ein dankenswertes Ziel verfolgt haben. Auch wenn er dieses Ziel nur mit seinen mathematischen Formeln zu begründen versucht hätte, würden wir sein Schriftchen für mindestens unschädlich halten. Am Schlusse erhebt sich aber der Verfasser zu folgender Apostrophe: „Darüber wird wohl ein Streit nicht mehr möglich sein, daß solche Zustände, welche das tote Kapital sogar, nicht bloß das auf Risiko angelegte Kapital, auf Kosten der Arbeiter so enorm fruchtbar machen, wie man sagt, nicht mehr haltbar sind. Entweder müssen sich die Arbeiter aus einer solchen Zwangslage mit Gewalt und Unrecht befreien, oder man muß auf rechtlichem Wege ihnen zu ihrem Rechte verhelfen. So aber, wie es jetzt steht, raubt alles an ihnen, was rauben kann. Das Kapital nimmt ihnen die sauerverdienten Gebrauchswerte der Arbeit weg, das Geld saugt ihnen vollends selbst die Verbrauchswerte der Arbeitskraft aus den Knochen. Hier muß eine Änderung eintreten." Das sind Worte, wie man sie sonst nur aus dem Munde eines Sozialdemokraten zu hören bekommt. Daß aber ein christlicher Geistlicher, der den Frieden predigen sollte, solche Worte in das Volk wirft, und zwar auf Grund von Theorien, die so wenig Haltbarkeit aufweisen, ist jedenfalls eine beklagenswerte Erscheinung, welche auch durch keine subjektive Überzeugungstreue entschuldigt werden kann. Es bestätigt sich aber darin die schon öfters gemachte Erfahrung, daß der Ultramontanismus unter Umständen keinen Anstand nimmt, auch mit der Sozialdemokratie Hand in Hand zu gehen.

Wir sind gewiß jeder Ausbeutung des Volkes durch das Kapital von Herzen feind und werden stets bemüht sein, derselben nach Kräften entgegenzutreten. Aber das vorliegende Schriftchen hat uns doch wieder den bekannten Vers von Schiller ins Gedächtnis gerufen:

Einstweilen, bis den Bau der Welt 2c.

Auch wir möchten sagen: Einstweilen, bis die mathematischen Formeln des Verfassers die Lohnfrage regeln, wird wohl noch die Regelung erfolgen durch die trivialen, aber unüberwindlichen Gesetze des Angebots und der Nachfrage.

Lutherliteratur. Wiederholt schon haben wir es beklagt, welche Flut von literarischer Kleinwaare das bevorstehende Lutherjubiläum hervorgerufen hat. Was mag im Laufe der letzten Monate Köstlins „Martin Luther" ausgeschrieben worden sein! Wenn es noch immer Köstlins Buch gewesen ist, so kann man sich das Ausschreiben, sobald es nur mit Verstand geschehen, noch gefallen lassen. Aber wie viele von den Lutherbüchelchen, die jetzt einander Konkurrenz machen, mögen aus veralteten Darstellungen geschöpft sein und längst widerlegte Irrtümer und abgethanen Anekdotenkram wieder aufwärmen! Und dazu diese Lutherdramen, hier eins in plattester Prosa zusammenhangslose Szenen aus Luthers Leben vorführend, dort ein andres zusammengestoppelt aus Reminiscenzen an Faust, Wallensteins Lager und wer weiß was sonst noch! Und dazu diese Lutherbilder! An den Schaufenstern unsrer Buchhandlungen sieht man Bildnisse Luthers hängen, auf deren Beseitigung vonseiten der Polizei gedrungen werden sollte, so unwürdige Pfuschereien sind es. Ein glatt frisirtes, süßlich lächelndes Kellnergesicht in einem Priestermantel — das soll Luther sein, Luther „nach Cranach"!

Glücklicherweiser fehlt es unter all der Tandelwaare nicht ganz an echten, vollwichtigen Gaben. Auf die bedeutendste von allen, die große kritische Ausgabe von Luthers Werken, haben wir schon hingewiesen und erst kürzlich noch auf Grund des ausgegebenen Probeheftes dem ganzen Unternehmen wie seiner Ausführung warmes Lob gespendet. Inzwischen ist der lange erwartete erste Teil erschienen, ein stattlicher Band in Lexikonoktav, der die Schriften Luthers bis zum Jahre 1518 enthält (Weimar, Böhlau). Freilich ist diese neue Gesamtausgabe von Luthers Werken ein weitausschauendes und kostspieliges Unternehmen, an dessen Anschaffung immer nur Wohlhabendere werden denken können. Es sollen jährlich zwei bis drei Bände, der Band zum Preise von 18 Mark, ausgegeben werden. Weniger Bemittelte werden sich mit einem Teile des Ganzen begnügen müssen, und da möchten wir denn ein vortreffliches Buch empfehlen: die vor kurzem mit dem dritten Bande abgeschlossene Auswahl aus den deutschen Schriften Luthers, die unter dem Titel Martin Luther als deutscher Klassiker im Verlage von Heyder und Zimmer (Homburg v. d. Höhe) erschienen ist. Diese Auswahl, veranstaltet von einem der beiden Verleger selbst, erhebt nicht den Anspruch, eine „kritische" zu sein, sie schließt sich vielmehr im wesentlichen an den Text der Erlanger Ausgabe an und giebt die Sprache Luthers, was für das größere Publikum gewiß das erwünschteste ist, in der heutigen Orthographie. Die Hauptsache ist, daß die Auswahl sachlich überall die kundige und taktvolle Hand zeigt. Diese drei Bände sollten in keiner deutschen Hausbibliothek fehlen.

Endlich möchten wir für heute die Aufmerksamkeit unsrer Leser — und diesmal wieder der Begüterten! — noch auf ein Verlagswerk der Groteschen Buchhandlung in Berlin lenken: auf den soeben erschienenen herrlichen Facsimiledruck der sogenannten Septemberbibel, d. i. der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testamentes. Bekanntlich ist die Luthersche Bibelübersetzung sehr allmählich entstanden und gedruckt worden. Die erste vollständige Bibel Luthers druckte Hans Luft in Wittenberg 1534, nachdem einzelne Teile derselben schon in den Jahren 1522—1532 erschienen waren. Zuerst erschien das Neue Testament, das Luther im Januar und Februar 1522 auf der Wartburg übersetzt hatte, nach seiner Rückkehr nach Wittenberg dem Leipziger Buchdrucker Melchior Lotter, der auf seinen Wunsch schon 1519 nach Wittenberg übergesiedelt war, zu drucken gab, und das im September 1522 erschien, ein stattlicher Folioband, in der Offenbarung Johannis geschmückt mit 21 blattgroßen Holzschnitten aus der Werkstatt Lucas Cranachs d. Ä. Diese Ausgabe ist es, welche der Grotesche Verlag durch Photolithographie hat facsimiliren, auf Büttenpapier drucken und mit einem ebenso kostbaren wie geschmackvollen Einbande versehen lassen. Die Auflage ist nicht groß. Es sind 500 numerirte Exemplare hergestellt worden, die in Liebhaberkreisen bald vergriffen sein dürften, zumal da der Preis verhältnismäßig ein niedriger ist: 50 Mark für das broschirte, 60 für das gebundene Exemplar. Als Luthers Neues Testament 1522 erschien, wurde es mit $1^1/_2$ Gulden bezahlt, d. i. nach heutigem Geldwerte etwa mit 25 Mark. Der Grotesche Nachdruck würde also doppelt so teuer sein als damals das Original. Diese Reproduktion des Neuen Testaments bildet übrigens den ersten Band eines neuen großen Verlagsunternehmens der Groteschen Buchhandlung: „Deutsche Drucke älterer Zeit in Nachbildungen, herausgegeben von Dr. Wilhelm Scherer," auf das wir demnächst zurückkommen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Aus den Thüringer Manövertagen.

Vor mir liegt die neueste Nummer der Leipziger Illustrirten Zeitung. Sie bringt das Bild eines Kavallerieregiments aus den Manövertagen zu Pettstedt, gezeichnet von Lüders in seiner bekannten steifbeinigen, stereotypen Manier und so gehalten, daß der Vorgang überall zwischen Eydtkuhnen und Wesel der gleiche hätte sein können. Denn ein Kürassierregiment reitet, hat einen Obersten und muß manchmal auch Gräben überschreiten. Wenn ich das Gegenteil nicht genau wüßte, würde ich fast vermuten, daß Herr Lüders garnicht zugegen gewesen sei. Und doch boten jene Manövertage eine Fülle von interessanten Situationen, die sich sehr wohl für bildliche Darstellung geeignet hätten. Die artistische Berichterstattung ist offenbar etwas petrefakt geworden. Ich sah wiederholt einen Photographenwagen, das heißt einen Jagdwagen mit einem eisernen Gestelle, an dem das Objektiv befestigt war. Man nahm zahlreiche Augenblicksbilder auf. Ich bin begierig zu erfahren, was daraus geworden ist, sollte aber meinen, daß sich der zeichnende Künstler nicht auf gleichen Standpunkt stellen, sondern das zeichnen sollte, was für das Manövergesamtbild charakteristisch ist, wenn er auch Panoramenformat wählen müßte.

Die gleichen Mängel müssen aber auch bei der literarischen Berichterstattung konstatirt werden. Was liest man andres als den Abdruck der militärischen General- und Spezialideen und einige unverständliche Details? Nach meinem Laienverstande gehört dergleichen in die Fachzeitungen, aber nicht in die Tagespresse. Dagegen sollte größere Sorgfalt verwendet werden auf die Schilderung des Terrains und der militärischen Vorgänge. Die dürftigen Ortsbestimmungen, die Namen der Dörfer sollten wenigstens richtig sein; es dürfte nicht vorkommen, daß am Anfange die ganze Ordre de Bataille abgedruckt wird und später Re-

Digitized by Google

gimenter, ja selbst Divisionen mit einander verwechselt werden. Die Zeitungen klagen über Raummangel — natürlich, denn sie schleppen eine Menge Ballast mit sich, für den von hundert Lesern kaum einer Interesse hat. Sie mögen nur fachmännische Details den Spezialblättern überlassen und prinzipiell nur unter dem Gesichtspunkte des allgemeinen Interesses schreiben.

Ich beabsichtige in nachstehendem keineswegs einen Mustermanöverbericht zu geben — es muß das Fachleuten überlassen bleiben. Ich gebe einige subjektive Eindrücke wieder und nehme für mich kein Verdienst weiter in Anspruch, als daß ich getreulich Staub und Regen mit unsern Truppen geteilt habe.

Es ist aber auch garnicht das Militär allein, welches bei solchen Gelegenheiten zu interessanten Beobachtungen Anlaß giebt, sondern nicht minder auch das Publikum.

Bei Gelegenheit der Anwesenheit unsers Kaisers hat es an Ovationen nicht gefehlt. Alle Welt wollte den greisen königlichen Helden sehen und begrüßen, alle Welt war von seiner herzgewinnenden Freundlichkeit entzückt. Schöppen und Schulzen, Magistrate und Stadtverordnete beeiferten sich, die Orte, welche der Kaiser passiren sollte, zu schmücken und konstatirten mit Genugthuung, daß der betreffende Ort das Menschenmögliche gethan habe. Ja es fand sich bei den kleinern eine gewisse Schadenfreude, wenn den größern die Freude verdorben wurde, wie es leider Halle ergangen ist; ich hörte wiederholt die Äußerung: „Es ist nur gut, daß der Kaiser nicht in Halle gewesen ist." — „Warum?" — „Ei, da stehen wir doch mit unsrer Ausschmückung um soviel größer da." Nun zweifle ich nicht daran, daß jene Äußerungen der Sympathie aufrichtig gewesen sind, muß aber, indem ich Orte und Personen einigermaßen kenne, mich wundern und fragen: Wie paßt das zusammen? Heute jubeln und morgen fortschrittlich wählen, heute die deutsche Einheit und den Schöpfer derselben hoch preisen und morgen alles mögliche thun, sich selbst die Freude zu verderben und das Werk zu verkümmern? Es muß wohl in unsrer querköpfigen deutschen Art liegen; wenigstens haben wir Deutschen es von jeher so gemacht. Es wird bei Beurteilung großer Männer und Thaten der deutschen Vergangenheit nur zu wenig in Rechnung gezogen, wieviele Reibungen und Widerstände auch sie im eignen Lande zu überwinden hatten, wieviel engherzigen Geiz, wieviel Spießbürgerei, wieviel Querelen, Bedenken und Gravamina. Das sind Arbeiten, die man beim fertigen Resultate nicht mehr wahrnimmt, deren Überwindung aber keinen geringen Teil des Verdienstes bedeutet.

Es ist aber auch das anzuerkennen, daß dem Deutschen, wenn er erst warm wird, sein gutes Herz mit seinem thörichten Kopfe durchgeht. Auf der Chaussee vor Roßbach stand ich bei einem Trupp Bauern, welche auf die Vorüberfahrt des Kaisers warteten. Man war gespannt und erzählte sich große Dinge. Ein Bäuerlein, einer von den Hellen („mir sein helle!"), machte abfällige Bemerkungen und meinte: „Wozu soviel Spektakel? Mehr wie ein Mensch ist der

Kaiser auch nicht!" Da fuhr der kaiserliche Wagen vorbei, und alles schwenkte die Hüte und rief Hurrah. „Sie da, alter Freund, fragte ich in strengem Tone unser Bäuerlein, haben Sie Hurrah gerufen?" — „Jawohl." — „Das ist Ihr Glück!" Hierauf folgte eine längere patriotische Pauke, zu welcher der Kreis der übrigen das Echo machte.

Die größte Zahl der Manöverbesucher besteht aus der neugierigen Menge, welche sich freut, wenn es glitzert und knallt. Für sie ist die Parade der Haupttag. Dazu löst man einen Platz, den man später nicht finden kann, frühstückt sehr ausführlich, sieht aus der Entfernung mehr oder weniger nichts, schluckt Staub und kommt in einem schauderhaften Zustande wieder nach Hause.

Bei der diesjährigen Parade auf dem Janushügel waren die Kriegervereine der Umgegend, gegen 6000 Mann, aufgestellt. Der Kaiser hat das ganze riesige Viereck abgeritten und mit vielen der Leute gesprochen. Einer der schönsten Züge in dem Charakter unsers Kaisers ist seine unverlöschliche Dankbarkeit. Es that ihm wohl, die Leute zu begrüßen, die 1870 mit ihm in Frankreich gestanden hatten, und denen er ja die Erfolge jenes Jahres auch verdankte. Ob diese Leute jedoch in der Gestalt von Kriegervereinen eines so hohen kaiserlichen Wohlwollens würdig sind, möchte billig bezweifelt werden. Das Land hält von den Kriegervereinen nicht allzuviel, es weiß, was sie eigentlich sind. Übrigens sahen sie mit ihren hohen, schäbigen Cylindern nicht gerade elegant aus, noch weniger am Nachmittag, wo schon manche unter ihnen des Guten zu viel gethan hatten.

Der gewesene Füsilier oder Musketier geht schon mit etwas mehr Verständnis „aufs Manöver." Er weiß, was Patrouille, Gros und Korpsartillerie ist, er begiebt sich nach der Rendezvousstellung und interpellirt die jüngern Kameraden in Sachen der Schnapsfrage. Der Reserveleutnant, sei es in Zivil, sei es in Uniform, fühlt sich halb im Dienst und sucht die „Kame'aden" vom „Re'ment" oder die Einquartierung des letzten Tages auf — freilich meist mit wenig Erfolg. Die Herren Rittergutsbesitzer und Amtleute sind mit ihren wohlgefüllten Kutschkasten integrirende Bestandteile des strategischen Gedankens und pflegen beim Biwack mit großer Freudigkeit begrüßt zu werden.

Manöverbesucher von spezifischem Charakter sind auch die Schulmeister und Pastoren. Letztere sind der Mehrzahl nach große Militärfreunde, was aus der Anziehungskraft der Gegensätze erklärt werden mag. Sie pflegen auch große Strategen zu sein, betrachten die Sache ziemlich phantasiereich im Sinne oftgelesener Schlachtenmalereien und wittern überall Umgehungen, Kniffe, Hinterlisten und Krisen. Es kann ihnen begegnen, daß sie, einer vorgefaßten Meinung folgend, vom Gange der Dinge weit abkommen — aber sie haben doch immer alles ausgezeichnet gesehen. Die Schulmeister sind große Terrainkundige, was nicht Wunder nimmt, wenn man sich erinnert, daß ja die Schule Heimatskunde treibt. Da steht eine Gruppe von ihnen vor Lunstedt. Ein Offizier kommt,

die Karte in der Hand haltend, angejagt: „Ist das Lunstedt?“ — „Nein.“ — „Was denn?“ — „Das ist Nahlendorf.“ Die vorderste Häuserreihe heißt nämlich allerdings in der Katasterrolle Nallendorf, was ein Schulmeister wissen muß. Gleich darauf kommt ein andrer angesprengt: „Ist das Lunstedt?“ — „Jawohl,“ rapportirt ein dabeistehender alter Landstürmler. — „Wenns wahr ist,“ setzt unser Schulmeister hinzu. — „Das ist nicht Lunstedt?“ — „Nein, Nahlendorf.“ Kluge Leute, die Schulmeister!

Nichts ist gefährlicher, als einen Standpunkt zu wählen und zu behaupten: Hier muß das Manöver herkommen. Ist es doch selbst dem kommandirenden General begegnet, daß er seine Freunde falsch dirigirte, weil das Gefecht einen andern Gang genommen hatte, als man zuvor annahm. Da hatte sich nun am letzten Manövertage die Meinung gebildet, daß ein Übergang über die Saale stattfinden würde. Der Übergang hatte zwar schon am Tage zuvor stattgefunden, und das Manöver hatte sich bereits auf Naumburg zu gezogen; das hinderte aber nicht, daß Tausende an diesem Tage auf einem Berge des Saalrandes standen und den ganzen Tag über weder den Kaiser noch einen Soldaten, sondern nur eine einsame Schiffbrücke sahen.

Eine Neueinrichtung waren die Armeegendarmen, d. h. die Vermehrung derselben durch Kavallerieunteroffiziere. Die mit großen Vollmachten ausgerüsteten Herrn Sergeanten hatten sichtlich an ihrer neuen Würde schwer zu tragen und trugen selbst zur Annehmlichkeit des Tages wenig bei. Ein grober Gendarm, welcher die Leute aus den Kartoffeln jagt, mag angehen, ist am Ende in der Ordnung, aber ein Gendarm, der die Gönnermiene aufsteckt, dem Publikum strategische „Weisungen erteilt“ und mit der Kraft seines Amtes unterstützt, ist nicht mehr schön zu nennen. Übrigens war der große Apparat den paar hundert Menschen gegenüber, die sich auf dem Manöverterrain befanden und sich durchweg anständig betrugen, kaum nötig. Aber köstlich war der Moment, wie einer von den Herren Gendarmen den Stadtrat S. wutschnaubend aus seinem eignen Rübenfelde hinausjagte. Seitdem entstand die Schwierigkeit, daß jeder erst examinirt werden mußte, ehe man ihn zum Teufel schickte.

Der Kaiser hat sich wiederholt höchst anerkennend über die Leistungen der Infanterie ausgesprochen. Man hat aber auch von ihr sehr viel verlangt. Der schlimmste Tag dürfte das Korpsmanöver vom 15. September gewesen sein, welches auf dem historischen Schlachtfelde von Roßbach gegen einen markirten Feind ausgeführt wurde. Natürlich vermutete man im Publikum eine Aufführung der Schlacht von 1757; aber um solche Schaustellungen handelt es sich bei den deutschen Manövern bekanntlich nicht, sondern um sehr reale Dinge. Bei einem Korps-Gefechtexerzieren sind die Bewegungen allerdings im voraus bestimmt, dafür giebt es aber auch das Bild eines Normalgefechtes. Das vorstehend erwähnte ging nach dem Paradigma der Schlacht von Sedan, das heißt: eine lange, durch die natürliche Position geschützte Artillerielinie im Zentrum,

die entscheidenden Schläge durch die Infanterie auf beiden Flügeln und eine Endstellung, die sich der Kreislinie nähert. Hierbei fielen vor allem die kolossalen Dimensionen auf, mit denen man infolge der weittragenden Schießwaffen heutzutage rechnen muß. Die Front des Angreifenden in der Stärke eines Korps betrug gegen Ende des Manövers nicht weniger als 6½ Kilometer.

Das markirte Korps hatte den aus der Roßbacher Schlacht wohlbekannten Janushügel besetzt, einen Höhenzug, der in der Mitte zwischen Merseburg und Weißenfels in westöstlicher Richtung gelagert ist, nach Westen zu deutliche Kammform hat und sich nach Osten plateaumäßig ausbreitet. Das Volk, welches den pp. Janus nicht kennt, hat einen Johanneshügel aus ihm gemacht. Er ist völlig kahl, ebenso eine Mulde, die sich südlich vor ihm, sich nach Westen zu vertiefend, entlang zieht. Vor dem Hügel liegen nach rechts dicht bei einander die Dörfer Lunstedt und Roßbach; hier hatte das markirte Nordkorps seine Avantgarte eingenistet. Weitab nach links liegt Reichardtswerben. Die Aussicht nach Süden wird durch eine den Janushügel noch überhöhende parallele Bodenwelle abgeschlossen, deren Entfernung etwa vier Kilometer beträgt. Hinter derselben wurde der Anmarsch des Südkorps erwartet. Man sah eine auf dem Kamme des Hügelzuges sich hinziehende Baumallee, davor leere, nach dem Thale vor dem Janushügel sich senkende Feldflächen und eine Chaussee, die in nördlicher Richtung von dem nicht sichtbaren Pettstedt auf Lunstedt zu und über den Janushügel führte.

Da stiegen hohe dichte Staubwolken auf, sie näherten sich auf der ebenerwähnten Chaussee, einzelne Reiter hüpften wie die Mäuse auf dem Acker herum. Jetzt erkennen wir eine Schwadron Dragoner; sie reitet bis auf Lunstedt heran, erhält von dem Dorfrande aus Feuer und verschwindet, wie sie gekommen ist. Nach einiger Zeit taucht rechts von der Chaussee aus einer Bodenfalte in weiter Ferne Artillerie auf. Die Batterie fährt vor, giebt Feuer auf die Dorfränder und erhält Antwort von den rückwärts auf dem Janushügel postirten Batterien des Nordkorps. Das ist eine Entfernung von nahezu 3000 Metern. Auf diese Entfernung sind selbst Batterien nur als eine Reihe von Punkten erkennbar. Nach einiger Zeit reitet ein Kavallerieregiment der äußersten linken Flanke des Südkorps zu, und über den Höhenkamm kommen breitgezogene Infanteriefronten herab. Es ist offenbar mehr als eine Brigade, vielleicht eine ganze Division. So rücken die Angreifenden in langen Zeilen neben- und hintereinander („gerade durch die Zuckerrüben," sagte mein Nachbar) auf die beiden Dörfer zu. Jetzt sind sie in Gewehrschußweite, auf der ganzen Linie rasselt das Schützenfeuer, untermischt mit Gewehrsalven, immer schneller, immer hastiger, die angreifenden, in lange zweigliedrige Reihen aufgelösten Bataillone gehen aus dem Geschwindmarsch in Laufschritt über, aber noch ist die Entfernung bis zum Dorfrande sehr groß. Der Angriff kommt ins Stocken. Die Aufregung legt sich, das Gefecht steht. Doch nur für kurze Zeit. Das zweite

Treffen kommt heran, verlängert und verstärkt das erste, abermals flammt das Schnellfeuer auf, ein neuer Anlauf — die Dorflinie ist genommen. Die Verteidiger der beiden Dörfer ziehen sich auf den Janushügel zurück. Die Felder werden leer, die beiden Dörfer liegen so harmlos in ihrem grünen Gebüsch, als gäbe es gar keine Soldaten auf der Welt. Wer freilich scharf hinsah, erblickte längs der Wiesengräben und Gebüsche ein eigentümliches goldenes Funkeln von tausenden von Helmspitzen. Aber man blieb verborgen und wartete auf den günstigen Moment.

Während dieser Zeit, als noch der Angriff auf Roßbach vorbereitet wurde, war, die Angriffslinie des Südkorps nach Osten verlängernd, Batterie auf Batterie, schließlich die gesamte Korpsartillerie aufgefahren. Es entwickelte sich ein Geschützkampf zwischen dieser Artillerie und der auf dem Janushügel postirten. Da sendet das Nordkorps eine Kavalleriedivision gegen die rechte Flanke der feindlichen Artillerie. Die vier (markirten) Regimenter sausen hinüber wie Raketen; ehe sie jedoch an den Feind kommen, flutet in unabsehbarer Front über den Hügelkamm herüber die Kavalleriedivision des Gegners, es giebt eine Attake großen Stils, gleich darauf ist alles in undurchdringliche braune Wolken eingehüllt. Die angreifende Division ist geworfen und kehrt zum Janushügel zurück, verfolgt von den siegreichen Regimentern, die jedoch bald in Artillerie- und Infanteriefeuer geraten und auch ihrerseits umkehren müssen. Jetzt tritt auch hier eine Gefechtspause ein, während deren sich die Entscheidung auf den Flügeln vorbereitet. Die achte Division war, hinter dem sie verdeckenden Hügel marschirend, auf dem ihre Artillerie stand, und eine Bodensenkung benutzend, ungesehen bis in das Dorf Reichardtswerben gelangt, welches, wie erwähnt, dem linken Flügel der feindlichen Position gegenüberliegt. Jenseits desselben erschien sie unvermutet in Gefechtsordnung, indem sie nach rechts ausholte und den Gegner weit überflügelte. Dieser, der im Zentrum und in seinem rechten Flügel bereits angagirt war, hatte keine äquivalenten Kräfte entgegenzubringen, und so mußte seine Korpsartillerie die Aufgabe der Abwehr übernehmen. Aber in dem Maße, wie der Infanterieangriff vorschritt, rückte ihm auch die gegnerische Artillerie, batterieweise heranjagend, auf den Leib. Jetzt entbrennt überall auf dem linken Flügel das Infanteriegefecht. Die Feuerlinien schreiten sprungweise vorwärts, jetzt im Laufschritt vorrückend, jetzt Salve auf Salve gebend. Die Umfassung dieses Flügels ist nicht mehr abzuwehren. Aber auch der rechte Flügel ist bedroht. Die siebente Division erscheint an dem Westende von Roßbach und bereitet ihren Angriff vor, nicht geradeaus die steile Böschung des Hügels hinan, sondern indem sie den Hügel umfaßt und in der Richtung seiner Längslinie, also in die Flanke des Verteidigers vorgeht. Zu derselben Zeit, wo gegen den linken Flügel der Angriff der achten Division geschieht, ersteigt auch die siebente Division den Hügel. Ihr Angriff, man spürt das selbst jetzt, wo doch nur blind geschossen wird, ist von vernichtender Wucht. Das Kesseltreiben beginnt, die

Truppen des Nordkorps verschwinden von der Bildfläche. Sie würden freilich in einem ernsten Gefecht schwerlich entkommen sein; durch die Zwischenräume der Infanterie jagt die Kavallerie zur Verfolgung hindurch, mehrere Batterien desgleichen, sie protzen ab und geben den Geleitgruß.

Wie unähnlich ist ein solches Gefecht den Schlachten der alten Schule, die ihre ganze Sorgfalt darauf wendete, das Zentrum stark und undurchbrechbar zu machen, andrerseits beim Angriffe gewaltige Massen auf einen Punkt zu werfen! Bei der furchtbaren Wirkung des gegenwärtigen Schnellfeuers läßt sich mit Gewalt nichts mehr erzwingen. Es kommt darauf an, an entscheidenden Stellen mit überwältigender Übermacht zu erscheinen; es müssen soviel kommen, daß sie in der Eile garnicht alle totgeschossen werden können. Diese entscheidenden Stellen sind die Flanken. Es kommt darum für das Gelingen — wie beim Schach — alles auf ein wohldurchdachtes und glückliches Eröffnungsspiel an.

Dies Spiel wird jedoch blindlings, gleichsam mit verdecktem Brette gespielt, die Gegner treffen aufeinander, nicht an festgesetzten Punkten, sondern nicht selten ohne auch nur die Richtung und Ausdehnung ihrer Fronten zu kennen. Daraus erhellt, wie wichtig trotz der Stärke der Infanteriewaffe für die gegenwärtige Kriegführung gerade die Reiterei ist. Ein nicht gut ausgefallener Aufklärungsdienst kann für den weiteren Verlauf verhängnisvoll werden und die überraschendsten Resultate herbeiführen, wie es am 19. September in der That der Fall war.

An diesem Tage manövrirten die beiden Divisionen gegen einander. Die siebente hatte bei Roßbach, die achte an der Unstrut bei Freiburg biwackirt. Es war als das wahrscheinliche Resultat angenommen, daß die siebente Division die achte zurückwerfen, zum Übergang über die Saale bei Naumburg zwingen und darnach selbst die Saale bei Uichtritz nächst Weißenfels überschreiten würde. Die Brücke bei Uichtritz war, wie üblich, bereits im voraus geschlagen und wurde von einem Bataillon des 27. Regiments und Ulanen gedeckt; es blieb zum Übergange nur noch nötig, die achte Division zurückzuwerfen. Aber es kam anders.

Wieder haben wir den Höhenzug von Pettstedt vor uns, aber diesmal von der entgegengesetzten Seite. Auf dem Kamme läuft die schon neulich gesehene Baumallee. Gerade vor uns liegt ein einsames Wirtshaus, das sogenannte Luftschiff. Auf der jenseitigen Roßbach-Pettstedter Chaussee ist der Anmarsch der siebenten Division zu erwarten. Aber wo steckt die achte? Von der Haupthöhe des Luftschiffes aus ziehen sich in schräger Richtung auf die Saale zu mehrere parallele Bodenwellen. Das unsern Standort von dem Hauptkamme trennende Thal beginnt links vor uns als flache Mulde und läuft, sich vertiefend, bei Uichtritz aus. Hinter uns in einem Parallelthale liegt Markröhlitz, noch weiter zurück auf weit sichtbarer Höhe Goseck. In das Thal zwischen Markröhlitz und Goseck kann vom Luftschiffe aus trotz der größern Höhe nicht hineingesehen werden;

ebensowenig ist von unserm Standpunkte auf der Höhe vor Markrölitz zu sehen, was hinter dem Luftschiffe sich vorbereitet.

Da kommt ein Zug grüner Husaren, welche zur achten Division gehören, über das Feld herangetrabt, reitet keck bis unmittelbar ans Luftschiff heran, ja über dasselbe hinaus, und sieht sich in aller Gemütsruhe die Aufstellung der siebenten Division an. Nun erst werden sie bemerkt und auf den Trab gebracht, aber es gelingt nicht, sie abzufangen. Jetzt erscheint das ganze Husarenregiment, dies und die Kürassiere der Gegendivision reiten auf der Ackerfläche scheinbar zwecklos hin und her, nach rechts und nach links. „Was bedeutet denn das?" frage ich einen mir bekannten Offizier. „Ich habe keine Ahnung." Inzwischen geraten die Kürassiere immer weiter nach links, aber dort ist alles still und leer — keine Helmspitze zu sehen. Da, wie mit einem Schlage, ändert sich das Bild. Aus dem Markrölitzer Thal hinter uns tauchen Schützenlinien auf. Diese gehen bis zu der vorderen Abdachung des Hügels vor und graben sich daselbst ein. Zugleich fährt rechts davon eine lange Reihe Artillerie auf. Jetzt wird es auch oben am Luftschiffe mobil. Batterie auf Batterie fährt vor, das Konzert beginnt, und zwar mit einem energischen Angriffe auf die eben eingenommene Position, den linken Flügel der achten Division. Aber es fehlt nicht an Reserven, die Stellung ist fest, und was ein Angriff auf einer glatten geneigten Ebene gegen weittragendes Infanteriefeuer bedeutet, haben ihrer Zeit die Hannoveraner bei Mars-la-Tour zu erfahren gehabt. Das angreifende 26. Regiment gelangt bis in den Thalgrund, klammert sich daselbst an und sitzt fest. Nun aber geht die achte Division ihrerseits zum Angriffe über, und zwar von ihrem rechten Flügel aus, was niemand gedacht hätte. Wäre es der Kavallerie gelungen, Einblick in den Aufmarsch des Gegners zu gewinnen, so hätte die siebente Division sich vorsehen können. Es hilft ihr nichts, ihre Kavallerie und Korpsartillerie auf den bedrohten Flügel zu werfen, die Kavallerie wird geworfen, die Batterien jagen zurück, der Tag ist verloren. Das Manöver hat kaum anderthalb Stunden gedauert und ein Resultat ergeben, das dem vorausgesetzten entgegengesetzt ist.

Auch der vorherige Tag hatte interessante Überraschungen gebracht. Das Philisterium witterte Unheil und „aalte" sich bereits in dem Gedanken, daß etwas faul im Königreiche sei. Wir meinen aber, daß solche Resultate beweisen, daß wir tüchtige Generale haben, und daß unsre Manöver keine unfruchtbaren Spiegelfechtereien sind. Es ist bei diesen Manövern enorm viel geknallt worden — wenn das Eugen Richter wüßte! Wenn nun auch nicht von langer Hand her jede Kompagnie, jede Batterie sich ihre Platzpatronen zum Manöver gespart hätte, wenn diese Patronen auch nicht so schwach geladen gewesen wären, wie es der Fall war, es wäre dennoch nicht verschwendetes Pulver gewesen, das verknallt wurde. Mag es jeder sehen, der will, was deutsches Schnellfeuer zu besagen hat.

Wir hatten zahlreichen Besuch von fremdländischen Offizieren. Es war auffallend, daß unter diesen allen, die Herren Chinesen einbegriffen, deutsch gesprochen wurde. Bloß die beiden Franzosen sprachen — wahrscheinlich aus Patriotismus — nur französisch. Sie hielten sich von den übrigen Herren abseits und gingen ihre eignen Wege. Es wird versichert, daß sie sich um alles bekümmert und großen Eifer entwickelt haben. Einer meiner Bekannten hat auch gehört, daß sie auf dem Manöverfelde grandes fautes konstatirten. Übrigens wurden sie in ihren schlichten Uniformen meist nicht erkannt, während die österreichischen Kavallerieoffiziere mit ihren roten Hosen und ihren treuherzigen österreichischen Gesichtern unabsichtlich die Rolle der Franzosen spielen mußten.

Es war unverkennbar ein ernsterer Ton als sonst in den diesjährigen Herbstmanövern vorhanden. Es war nicht unbekannt geblieben, daß man in Rußland wegen der Truppenansammlungen an der Westgrenze angefragt und keine befriedigende Antwort erhalten hatte. Seitdem ist die Lage nicht behaglicher geworden. Was wird bis zur Manöverzeit des nächsten Jahres geschehen sein? Sollte das schöne Schauspiel auf den thüringer Vorbergen die Probe für ein blutiges Drama bedeuten?

F. A.

Ein Reichsmonopol auf Getreide-Einfuhr.

Von J. G. Weiß.

Erfahrungen der letzten Jahre haben bereits gezeigt, daß gegenüber den kolossalen Mengen importirter ausländischer Körnerfrüchte, sowie gegenüber den niedrigen Preisen derselben der im Jahre 1879 eingeführte Schutzzoll fast machtlos ist*) und daß die deutsche Getreideproduktion in die Lage geraten muß, erdrückt zu werden, wenn nicht tiefer einschneidende staatliche Maßregeln zu ihrem Schutz und ihrer

*) Als Beleg für diese Behauptung mag folgendes dienen. Wenn wir für Norddeutschland die Berliner, für Süddeutschland die Mannheimer Notirungen als ungefähr maßgebend annehmen, so stellt sich für das Jahr 1881 der Durchschnittspreis für 1000 Kilogr. der verschiednen Getreidearten wie folgt:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
Mannheim	249,83	212,63	194,28	157,87
Berlin	223,67	172,79	170,94	141,95
Gesamtdurchschnitt	236,75	192,71	182,61	149,91.

Daß diese Preise auf dem platten Lande nicht bezahlt wurden, sondern daß der Bauer sich mit weit geringern Preisen begnügen mußte, wird jedermann zugeben. Nun stellen sich

Hebung eintreten. Der Verfasser dieser Zeilen ist weit entfernt, die Schattenseiten solcher Maßregeln zu verkennen; er hat vielmehr als Verfasser des Jahresberichts der Thorner Handelskammer für 1879 Anlaß genommen, die Nachteile, welche der bisher blühende Getreidegroßhandel der an den Einfuhrwegen ausländischen Getreides gelegenen Städte schon durch den Einfuhrzoll voraussichtlich erleiden mußte, scharf genug zu kennzeichnen; ja er hat sogar — mit bäuerlichen Verhältnissen damals wenig bekannt und denselben deshalb nicht genug Rechnung tragend — geglaubt, gegen jede Beeinträchtigung des Getreide-Importhandels sich aussprechen zu müssen, zumal da bekanntlich die gegenwärtige inländische Getreideproduktion selbst in den besten Jahren den Bedarf der Bevölkerung des Reichs nicht deckt, und somit unter den gegebenen Verhältnissen eine mehr oder minder große Einfuhr als unerläßlich erscheinen muß. Umsomehr glaubt er aber auch, daß noch viele, gleich ihm, zu einer andern Überzeugung gelangen würden, wenn sie Gelegenheit fänden, von den schlechten Verhältnissen, unter welchen die Landwirtschaft laborirt, sich durch eigne Anschauung zu überzeugen und dadurch in die Lage versetzt würden, die einander entgegenstehenden Interessen sorgfältig abzuwägen und zu entscheiden, wem hier die meiste Berücksichtigung gebührt: dem Handel oder der Landwirtschaft.

Durch Worte allein freilich wird wohl keiner bekehrt werden, der an der Notlage der Landwirtschaft zweifelt, und es mag deshalb davon abgesehen werden, hier all den gerechtfertigten Klagen ein Echo zu geben, welche von Vertretern der Landwirtschaft in öffentlichen Blättern wie in den Volksvertretungen erhoben worden sind. Nur sei es gestattet, hier in Kürze auf die Verhältnisse hinzuweisen, welche sich wenigstens in Südwestdeutschland aus der bestehenden Lage im letzten Jahre ergeben haben.

Die Ernte des Jahres 1882 war — soweit nicht einzelne Gegenden von Hagelschlag und ähnlichen schweren Elementarereignissen heimgesucht wurden — wenigstens quantitativ recht gut. Unsre Getreideproduzenten durften hoffen, bei normalen Preisen nach etlichen mehr oder minder ungünstigen Jahren wieder einmal eine leidliche Einnahme verzeichnen zu können. Aber sie warteten vergeblich auf Käufer; nicht einmal zu schlechten Preisen konnten sie sich ihrer Produkte entledigen, so sehr sie auch durch dringende Verpflichtungen (rückständige Steuern und Umlagen) genötigt wurden, sich eifrig

die Produktionskosten für 1000 Kilogr. Getreide bei einem Ertrage von 8—10 Zentnern auf den Morgen je nach den besondern Umständen auf 150—200 Mark. Was also dem Produzenten jährlich für ein Reingewinn bleibt, zumal wenn man bedenkt, daß die Preise des Jahres 1881 noch keineswegs zu den ungünstigsten gehören, ist leicht zu ermessen. Unter diesen Verhältnissen wird nur der Besitzer sehr ausgedehnter Güter in der Lage sein, die Kosten seines Lebensunterhaltes bestreiten zu können; allenfalls auch noch der Kleinbauer, der mit seiner Familie den größten Teil der auf seinen Produkten haftenden Arbeitslöhne selbst verdient; aber der bäuerliche Mittelstand wird und muß zu Grunde gehen.

nach Absatzgelegenheiten umzusehen. Der Grund war leicht ersichtlich. Es hatte eben ein Import stattgefunden, der zum wirklichen Bedarfe in gar keinem Verhältnisse stand. Die Bauern hatten nun allerdings den schlechten Trost, daß die Importeure in ihre eigne Grube mit hineingefallen waren, aber die Lage war dadurch um nichts gebessert, und die Bauern mußten bis tief in den Winter, ja teilweise bis in den Frühling hinein warten, ehe sie zu erbärmlichen Preisen*) ihre Produkte absetzen konnten, und das alles ungeachtet des Umstandes, daß die Aussichten auf die 1883er Winterfrucht sich bereits ungünstig gestalteten, indem durch anhaltende Nässe an vielen Orten die Aussaat verdarb.

Der im allgemeinen gute Sommer des laufenden Jahres hat nun inzwischen die Sachlage gebessert; man darf wohl sagen, daß die 1883er Ernte nicht eben schlecht ausgefallen sei. Aber die Hoffnungen, welche der Produzent hieran knüpft, sind gering, denn er wird unter den bestehenden Verhältnissen seine guten, vielleicht vorzüglichen Körnerfrüchte trotz geringer Menge zu so niedrigen Preisen verkaufen müssen, als ob die Qualität mittelmäßig oder die Ernte in Bezug auf Menge unermeßlich reich ausgefallen wäre.

Daß wenige Jahre wie das geschilderte Jahr 1882 genügen werden, um in den meisten Fällen das umlaufende Betriebskapital des Landwirtes aufzuzehren, liegt auf der Hand. Es bleibt dann nur die Beschaffung von Geld durch Veräußerung von Vieh oder Gütern, oder die Aufnahme von fremden Kapitalien. Wohin beide Wege führen, braucht auch nicht weiter erörtert zu werden.

Wie schon gesagt, soll eine förmliche Darlegung der landwirtschaftlichen Mißstände im Rahmen dieses Artikels nicht gegeben werden. Es ist von niemandem zu verlangen, daß er auf Treu und Glauben hinnehme, was hier von einem, der ja möglicherweise pro domo schreiben und deshalb übertreiben könnte, vorgetragen wird. Wer sich die Mühe geben will, den angedeuteten Verhältnissen selbst näherzutreten, wird finden, daß wir keineswegs zu schwarz sehen, sondern daß die Lage der Dinge thatsächlich gerade schlecht genug ist, um schleunige Abhilfe zu erfordern.

Auf welche Art könnte nun solche Abhilfe bewerkstelligt werden?

Zunächst möchte man sich versucht fühlen, wie dies die Vertreter des Handels gern thun, der deutschen Landwirtschaft den Rat zu geben, sich in dem Maße, in welchem der Körnerbau weniger lohnend wird, von demselben abzuwenden und sich mehr auf den Bau von Handelsgewächsen zu legen. Hat man doch Beispiele, daß Gegenden, die sich beim Bau von Körnerfrüchten keineswegs glänzend stellten, durch Einführung der Tabak-, Hopfen- oder Rübenkultur

*) Mannheimer Notirungen vom 1. Februar 1883: Weizen (einheimischer) für 1000 Kgr. 190—195, Roggen 155—160, Gerste 150—160, Hafer 130—140. Also Preise, welche für manchen Produzenten die Produktionskosten nicht deckten! Noch ein Beispiel: Berliner Notirungen vom 25. November 1882: Weizen 145—205, Roggen 125—145, Hafer 118—155.

große Vorteile erreichten. Aber ein solcher Rat müßte schweren Bedenken unterliegen. Man könnte doch nur die Absicht im Auge haben, durch Verkauf der überschüssigen Handelsgewächse an das Ausland die Summen zurückzuerhalten, welche alljährlich durch den Ankauf von Getreide dem Auslande zuwandern. Nun hat aber auf dem Weltmarkte die Nachfrage nach den sogenannten Handelsgewächsen ihre natürlichen Grenzen, und man kann nicht eben sagen, daß das Angebot unter den heutigen Verhältnissen dieser Nachfrage nicht genügte. Würden etwa zwei Dritteile*) des bisher dem Körnerbau gewidmeten Landes in Deutschland dem Bau von Handelsgewächsen zugewendet, so würde hierdurch das Angebot solcher Erzeugnisse auf dem Weltmarkte schon um ein beträchtliches steigen. Die Preise müßten weichen, und Deutschland wäre mit seinen Handelsgewächsen wieder in derselben Lage wie jetzt mit seinem Getreide, d. h. es könnte bei den niedrigen Preisen nicht bestehen, weil es teurer produzirt als die meisten Länder des Auslandes. Schon hieraus geht hervor, daß das Aufgeben der Getreideproduktion zu Gunsten des Baues von Handelsgewächsen, so lohnend es für den einzelnen, ja selbst für einzelne Gegenden sein mag, als eine ganz verfehlte Spekulation betrachtet werden müßte, wenn es für ganz Deutschland zur Durchführung kommen sollte. Aber auch politische Bedenken fallen ins Gewicht. Ein Land darf sich nur dann allenfalls außer stand setzen, die zur eignen Ernährung notwendigen Früchte wenigstens zum größten Teil auch auf eignem Boden zu produziren, wenn es ausgedehnte Kolonien besitzt, aus denen es jederzeit der nötigen Zufuhr gewiß sein darf, sowie eine ungeheure Seemacht, die unter allen Umständen in der Lage ist, den Verkehr mit den Kolonien zu sichern. England konnte seinerzeit dem Kontinentalsystem zur Not trotzen, und Napoleon mußte sich in den Hoffnungen, die er auf sein Dekret vom 21. November 1806 setzte, getäuscht sehen. Deutschland würde sich unter ähnlichen Umständen, sofern es auf Zufuhr von außen angewiesen wäre, in schwierigerer Lage befinden, und wenn auch nicht bezweifelt werden soll, daß es sich schließlich noch Rat schaffen würde, so dürfen doch die Gefahren eines solchen Falles nicht zu niedrig angeschlagen werden, sondern wir müssen uns vielmehr der Ansicht zuneigen, daß das Abgehen vom Getreidebau, auch vom politischen Standpunkte aus, sich für Deutschland als ein nationales Unglück darstellen würde.

Wenn nun eine wesentliche Verminderung der inländischen Körnerproduktion als höchst verwerflich erscheinen muß, so wird man alle erlaubten Mittel aufbieten müssen, um die deutsche Landwirtschaft vom Verlassen des Getreidebaues abzuhalten, was eben nur durch eine thatkräftige Förderung des letzteren geschehen kann. Die Versuche, welche man in dieser Richtung durch Einführung unsrer gegenwärtigen Getreidezölle gemacht hat, haben sich bisher nicht bewährt.

*) Es wird hier angenommen, daß der inländische Landwirt wenigstens seinen Hausbedarf an Getreide immer noch selbst bauen würde.

Warum wohl? Die einen meinen, der Zoll sei lediglich zu niedrig, die andern halten das Mittel überhaupt für verfehlt.

Werfen wir deshalb zunächst — so oft auch diese Angelegenheit schon erörtert worden sein mag — einen kurzen Blick auf die Frage, ob künstliche Mittel zum Schutze der inländischen Produktion überhaupt als zulässig zu erachten sind. Die Vertreter des Freihandels sagen uns, aus dem freien Spiele der Kräfte müsse sich die richtige Gestaltung der Dinge von selbst ergeben. Hiergegen läßt sich auch garnichts einwenden. Es ist nicht zu leugnen, daß beim unbeeinflußten Walten der einander widerstreitenden Kräfte sich derjenige Zustand ergeben muß, der den Naturgesetzen am meisten entspricht. Auf unsern konkreten Fall angewendet, heißt das aber einfach, daß unter den Ländern der Erde ein jedes wirtschaftlich denjenigen Rang einnehmen muß, zu welchem es vermöge seiner natürlichen Hilfsmittel berechtigt ist, daß also Deutschland mit seinem ausgesogenen Ackerlande u. s. w. zurückstehen muß hinter Nordamerika und vielen andern Ländern, die auf fast jungfräulichem Boden die reichsten Ernten unter unglaublich geringem Aufwande zu produziren vermögen. Wohl wird sich auch hier mit der Zeit wieder ein Ausgleich vollziehen, indem die Länder, welche heute so billig produziren, bei dem Raubbau, den sie treiben, nicht imstande sein werden, die Fülle ihrer Produktionsfähigkeit nachhaltig zu bewahren. Aber es liegt auf der Hand, daß es lächerlich sein würde, diesen Ausgleich abwarten zu wollen. Wer sonach nicht wünscht, Deutschland auf der niedrigen wirtschaftlichen Rangstufe zu sehen, welche seinen relativ geringen natürlichen Hilfsmitteln entsprechen würde, muß künstliche Mittel zur Erhaltung der wirtschaftlichen Selbständigkeit und zur Hebung des Nationalwohlstandes im Prinzip gutheißen.

Nehmen wir nun als erwiesen an, daß die deutsche Getreideproduktion einer künstlichen Aufhilfe bedürftig sei, wozu die bisherigen Zölle als unzureichend erscheinen, und gleicherweise, daß weitere Mittel zu diesem Zwecke sich rechtfertigen lassen, so bleibt noch zu erörtern, ob eine günstigere Wirkung von einer mehr oder minder großen Erhöhung des Zolles zu erwarten sein würde, oder ob es nicht vielleicht zweckmäßig sein würde, anderweitige Schutzmaßregeln ins Auge zu fassen.

Jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß eine bedeutende Erhöhung der Getreidezölle die unnatürlich gesteigerte Einfuhr vorerst lahmlegen würde, was eine Erhöhung der Getreidepreise im Gefolge haben müßte. Die Nachhaltigkeit dieser Wirkung wird indessen von den Gegnern der Zölle bestritten. Man behauptet, die inländischen Getreidepreise würden in einem solchen Falle rasch zu einer Höhe emporgetrieben werden, welche das ausländische Getreide, ungeachtet des Zolles, wieder konkurrenzfähig machen würde; dadurch würde aber das alte Sachverhältnis wiederhergestellt werden. Letzteres ist nun durchaus nicht einleuchtend. Es ist keineswegs gleichgiltig, ob der inländische Produzent nur bei hohen oder auch bei niedrigen Preisen sich mit der ausländischen Konkurrenz zu

messen hat. Ist der Zoll hoch genug bemessen, so wird der deutsche Landwirt in der Lage sein, seine Produkte mit Nutzen abzusetzen, ehe die Preise eine Höhe erreicht haben, bei welcher sich das ausländische Getreide auf den Markt wagen darf. Hält er aus falscher Berechnung zu lange zurück und wartet, bis ihm die Konkurrenz auf den Hals kommt, so ist das seine Sache; er wird die Schuld an etwaigem Schaden sich selbst zuzuschreiben haben.

Soweit also könnte eine Zollerhöhung von wesentlichem Vorteil sein. Nun ist aber nur zu befürchten, daß die Importeure, wenn sie ihre Zeit gekommen glauben, sich über Bedarf mit Vorräten versehen werden, und daß sie häufig große Bestände, für die kein Absatz zu finden ist, in das folgende Jahr mit hinübernehmen werden, zu ihrem eignen Nachteil zwar, aber auch zum Nachteil der inländischen Produzenten. Nicht minder ist es möglich, daß das Ausland, wenn es großen Überfluß besitzt, billigere Preise stellen wird, um sich den deutschen Markt zu erhalten, wodurch dann die Wirkungen des Zolls wenigstens teilweise aufgehoben werden würden. Endlich ist es wohl denkbar, daß der inländische Konsument, in Erwartung des Eintritts derartiger Verhältnisse, seine Einkäufe so lange als möglich verschieben wird, was die Wirkung haben könnte, daß es bis tief in den Winter hinein dauert, ehe Leben in das Getreidegeschäft hineinkommt.*)

Es sind dies Schattenseiten des Getreidezolles, welchen nur dann wirksam begegnet werden könnte, wenn der Zoll in solcher Höhe festgesetzt würde, daß er einem Einfuhrverbot gleichkäme. Ein solches Radikalmittel wird aber niemand befürworten wollen, einfach schon deshalb nicht, weil die inländische Produktion zur Zeit nicht hinreicht, den Bedarf zu decken. Aber selbst dann würde das Mittel als verwerflich zu betrachten sein, wenn die inländische Produktion sich rasch so weit heben würde, daß diese Rücksicht wegfiele. Denn man muß ja immer auf Mißernten gefaßt sein, die eine mehr oder minder große Einfuhr selbst da nötig machen könnten, wo in normalen Jahren die Produktion die Konsumtion weit überragt.

Viel besser könnte die Hebung der heimischen Getreideproduktion und möglicherweise die Förderung derselben bis zur Fähigkeit der Lieferung des gesamten Bedarfs bewerkstelligt werden durch ein andres Schutzmittel, das je nach den augenblicklichen Verhältnissen mehr oder minder stark eingreifend, seine Wirkungen bald zu Gunsten der Produzenten, bald zu Gunsten der Konsumenten äußern könnte. Dies Mittel wäre ein *Reichsmonopol auf die Getreideeinfuhr*.

Vielleicht wird es gut sein, hier nochmals zu wiederholen, was wir schon eingangs sagten: daß die Nachteile, die dem Importhandel aus den Maßregeln

*) Dieser letztere Umstand fällt namentlich für die südwestdeutschen kleinbäuerlichen Verhältnisse schwer ins Gewicht, da der Kleinbauer tausend Gründe hat, vor Eintritt des Winters sich Geld ins Haus zu wünschen.

erwachsen müssen, welche zum Schutze der Landwirtschaft erforderlich sind, keineswegs in Abrede gestellt werden sollen, daß sie aber in den Hintergrund treten müssen gegenüber den Vorteilen, welche für die allgemeine Wohlfahrt aus einer Hebung der Landwirtschaft sich ergeben würden. Durch Einführung des Monopols würde nun allerdings der Getreide-Import durch Private nicht nur beeinträchtigt, sondern überhaupt verhindert werden. Wollten aber die Interessenten sich hierüber beklagen, so dürfte man ihnen füglich erwiedern, sie könnten sich ja einer andern Handelsbranche zuwenden, und das mindestens mit demselben Recht, mit welchem man heute der Landwirtschaft zumuten will, den Körnerbau zu verlassen und sich auf den Bau andrer Gewächse zu werfen.

Was nun das Monopol selbst anlangt, so soll unser Aufsatz keineswegs nähere Vorschläge bezüglich der Einführung und Handhabung desselben geben, sondern er soll nur die Gründe entwickeln, welche, wenn die deutsche Landwirtschaft nicht völlig verkommen soll, notwendig an allen andern Hilfsmitteln vorbei zum Einfuhrmonopol treiben müssen. Immerhin wird es aber am Platze sein, hier einige kurze Andeutungen darüber zu geben, wie wir uns das Monopol etwa denken.

Durch Reichsgesetz würde lediglich zu bestimmen sein:

Die Getreide- und Mehleinfuhr durch Private ist verboten. Der Reichsregierung steht es zu, nach Maßgabe des Bedarfes für die inländische Konsumtion Getreide aus dem Auslande einzuführen und in jeder ihr geeignet erscheinenden Weise im Inlande abzusetzen. Der Transitverkehr wird von diesen Bestimmungen nicht berührt.

Weiter würde an Stelle der §§ 73 und 74 der Gewerbeordnung zu setzen sein:

§ 73. Die Bäcker und Verkäufer von Backwaaren haben die Preise und das Gewicht ihrer verschiednen Backwaaren je für die laufende Woche durch einen von außen sichtbaren Anschlag am Verkaufslokale zur Kenntnis des Publikums zu bringen. Bei Bestimmung ihrer Preise haben sich dieselben jedoch nach einer ihnen von den Behörden nach Billigkeit und mit Rücksicht auf die laufenden Getreidepreise vorgeschriebenen Maximaltaxe zu richten. Die Bezeichnung derjenigen Behörden, welche je für ihren Wirkungskreis diese Taxe festzusetzen haben, hat in den einzelnen Bundesstaaten auf dem Verordnungswege zu geschehen. Die Ortspolizeibehörden haben den Verkäufern durch Aufdrücken des polizeilichen Stempels auf die Preislisten kostenfrei zu bestätigen, daß die angesetzten Preise die Maximaltaxe nicht übersteigen.

§ 74. Die Bäcker und Verkäufer von Backwaaren haben im Verkaufslokale eine Wage mit den erforderlichen geaichten Gewichten aufzustellen und die Benutzung derselben zum Nachwiegen der verkauften Backwaaren zu gestatten.

Soweit wäre alles ganz einfach. Die schwierigere Frage wäre nur, in welcher Weise der Vollzug zu bewerkstelligen wäre.

Was zunächst die Durchführung des Verbotes der Getreideeinfuhr durch Private anlangt, so würden unsre bestehenden Einrichtungen vollkommen ge-

nügen, und es würde das Personal unsrer Zollbehörden auch nicht um einen Mann vermehrt zu werden brauchen. Anders steht es mit dem Ankauf und der Verwertung, wofür besondre Einrichtungen geschaffen werden müßten. Übrigens ließe sich auch hier eine ziemlich einfache Form finden, indem man eine Zentralstelle für die Geschäftsführung schüfe, die es wiederum in der Hand hätte, kautionsfähige, selbständige, gegen einen Gewinnanteil arbeitende Agenten an geeigneten Orten aufzustellen. Außerdem würde nur noch bei jedem Depot ein Verwalter nebst einem Magazinaufseher nötig sein. Sehr wünschenswert wäre es endlich, daß nicht nur in größern Handelsstädten, sondern auch an geeigneten Orten auf dem Lande bestimmte Getreidemarkttage festgesetzt würden, zu denen sich Produzenten und Konsumenten, der betreffenden Gegend und gleicherweise auch die obengenannten Agenten einfinden könnten.

Bei so beschaffenen Einrichtungen dürfte sich dann der Gang der Dinge etwa gestalten, wie folgt.

Schon vor Einbringung der inländischen Ernte würde die Zentralstelle auf Grund vorläufiger Ernteberichte den ungefähren Bedarf an ausländischem Getreide zu ermitteln suchen, um darnach ihre Ankäufe im Auslande einzurichten. Die Irrtümer, die sich hierbei allerdings ergeben müßten, würden nicht von großem Belang sein, da sie sich jedenfalls nur auf einen relativ kleinen Prozentsatz des Gesamtbedarfes erstrecken würden und nachträglich leicht regulirt werden könnten. Im übrigen hätte die Zentralstelle sich beim Ankauf lediglich nach soliden geschäftlichen Prinzipien zu richten, über welche hier kein Wort zu verlieren ist.

Die Einfuhr selbst könnte aus Billigkeitsrücksichten auf denselben Wegen erfolgen, auf welchen sie sich bisher bewegte; denn in den Handelsstädten, die sich mit dem Getreide-Import befassen, finden sich viele Magazinbesitzer, Magazinarbeiter u. s. w., welche die bisher aus dem Getreideverkehr gezogenen Vorteile einbüßen müßten, wenn der Import andre Wege nähme.

Das Getreide könnte sodann ja am ersten Ankunftsorte lagern bis nach geschehenem Verkauf, wonach die verkauften Quantitäten von den Ankunftsorten direkt nach den endgiltigen Bestimmungsorten versandt werden könnten.

Zunächst könnte aus dem Import der Bedarf des Reichsheeres und der Marine zum Einfuhrpreise entnommen werden, woraus sich eine bedeutende Ersparnis für die Militärverwaltung ergeben müßte.

Zum Verkaufe des Restes (noch etwa neun Zehntel der importirten Menge) würden die einzelnen Agenten mit Mustern aus dem nächstliegenden Depot, sowie mit einem Minimalpreisansatz versehen werden, der je nach Bedürfnis geändert werden könnte, und über dem sie ohne besondre Genehmigung verkaufen dürften. Zur Vereinfachung des Geschäftes könnten ja für größere Bezirke Hauptagenten bestehen, die die Bestellungen der Einzelagenten sammeln und dieselben zur Ausführung an die Depots einreichen würden. Die Zentralstelle würde durch die

Hauptagenten von den geschehenen Verkäufen, durch die Depotverwaltungen von der Ausführung der Lieferungen benachrichtigt werden. Die Verkäufe würden nur gegen Baarzahlung erfolgen. Den Agenten würde der Geldeinzug obliegen, und sie würden der Zentralstelle für die richtige Einlieferung der Gelder haften, gleich als ob sie Selbstkäufer wären.

Die Befürchtung, daß etwa gewissenlose Spekulanten die importirten Vorräte aufkaufen könnten, in der Hoffnung, durch zeitweiliges Zurückhalten den Preis bedeutend steigern und dann bei dergestalt erhöhten Preisen verkaufen zu können, dürfte wohl grundlos sein; denn durch eine solche Manipulation würde lediglich der inländische Produzent in die Lage kommen, seine Vorräte rasch und vorteilhaft zu verwerten, den Spekulanten aber müßte der erhoffte Gewinn entgehen, da die Zentralstelle für den Vertrieb des importirten Getreides eine abnorme Preissteigerung sofort durch vermehrte Angebote beantworten würde. Zum Überfluß könnte den Agenten ein- für allemal die Instruktion erteilt werden, unter sonst gleichen Bedingungen den Konsumenten (bez. Müller, Bäcker) als Käufer dem Händler vorzuziehen.

Was die Regulirung der Brottaxe anlangt, so müßten durch Anhörung solider Geschäftsleute aus dem Müller- und Bäckergewerbe zunächst das normale Verhältnis zwischen Brot- und Getreidepreisen einigermaßen festgestellt werden. Denn es handelt sich keineswegs um Schmälerung des redlichen Verdienstes dieser beiden Gewerbe, sondern um thunlichste Verdrängung der zahllosen müßigen Hände, die sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen durch den Zwischenhandel bereichern. Auf Grund solcher Aufstellung, welche je nach gewissen Zeiträumen zu erneuern wäre, könnte eine Tabelle angefertigt werden, nach welcher die mit der Regulirung der Brottaxe betrauten Behörden zu verfahren haben würden. Die Notirungen der Getreidepreise für die betreffenden Bezirke würden den Behörden durch die Agenten der Monopolverwaltung geliefert werden.

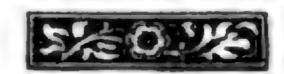
Aus dem Gesagten wird zur Genüge ersichtlich sein, daß es keineswegs der Zweck des Monopols sein würde, die deutschen Getreideproduzenten auf Kosten der Konsumenten zu bereichern. Was die Landwirtschaft verlangt und verlangen kann, ist nicht glänzender Verdienst, sondern lediglich der Schutz vor völligem Ruin. Und dieser Schutz wird ihr wohl durch das Monopol werden können.

Zum Schluß mag es nicht unerwähnt bleiben, daß mit den staatlichen Maßregeln, welche die Landwirtschaft heben sollen, auch die eigne verbessernde Thätigkeit der deutschen Landwirte Hand in Hand gehen muß.*) Es liegt da

*) Namentlich muß — neben der Steigerung der Produktionsfähigkeit — auch die Verringerung der Produktionskosten als Ziel ins Auge gefaßt werden. Die bekannten und erfolgreichen Versuche des preußischen Gutsbesitzers Schultz-Lupitz auf diesem Gebiete sind sehr bemerkenswert. Aber wenn auch Herr Schultz sich in der Lage sieht, sein Getreide wesent-

noch manches im Argen. Aber der richtige Unternehmungsgeist, die nötige Schaffensfreudigkeit kann sich nicht einstellen, solange die schlechten Preise der landwirtschaftlichen Produkte jeglichen Erfolg vereiteln.

Wie manchen Bauern kann man sagen hören: „Ich habe alles versucht, was die wissenschaftlichen Lehrer der Landwirtschaft angeraten haben; ich habe dies und habe jenes gethan, und meine Wirtschaft wird weit und breit als eine Musterwirtschaft gepriesen. Aber der Erlös aus meinen Produkten hat meinen Aufwand nicht gedeckt, und ich bin ein armer Mann geworden!"



Machiavelli.

1.

Unter den Namen und Wörtern, die in politischer Rede, von der Tribüne und in der Presse häufig gebraucht werden, ohne daß man sich an ihrer Quelle klar gemacht hätte, was sie von Rechts wegen bezeichnen sollten, nehmen der Name Machiavelli und das Wort machiavellistisch eine hervorragende Stelle ein. Man folgt dem Herkommen, ohne zu fragen, warum, obwohl man sich längst schon belehrt haben könnte, daß man damit dem Träger des Namens Unrecht thut und die Sache, um die sichs handelt, falsch charakterisirt. Nach dem sprachlichen Herkommen wäre Machiavelli die Verkörperung der Politik ohne Gewissen, der Anwalt eines ebenso gewaltthätigen als tückischen und verlogenen Despotismus, der Urheber einer diplomatischen Afterkunst gewesen, die nur das persönliche Interesse des betreffenden Fürsten im Auge hätte, gewohnheitsmäßig und unter allen Umständen die krummen Wege den geraden, die Täuschung ehrlichem Verfahren vorzöge und Gott sei Dank! — hier folgt ein erleichternder Seufzer — in unserm erleuchteten und moralischen Jahrhundert alle Geltung verloren hätte

---

lich billiger zu produziren als früher, und wenn ähnliche Versuche sich allenthalben bewähren — was doch gewiß nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann —, so werden dennoch staatliche Maßregeln nötig sein, weil es leider eine Thatsache ist, daß die amerikanische Konkurrenz auch dann noch wird bestehen können, wenn unsre Getreidepreise noch um ein bedeutendes sinken. Besagt doch eine Berechnung aus amerikanischer Feder (D. Landw. Presse, Jahrg. 1882, Nr. 27), daß amerikanischer Weizen in stets wachsender Quantität um den Preis von 34 Schillingen für den Quarter in Europa gelandet werden könne, und daß durch Verringerung der Transportkosten für die Zukunft ein noch weiteres Sinken des Minimalpreises in Aussicht stehe.

und, wo sie noch Anwendung fände, sofort vom allgemeinen Abscheu gebrandmarkt werden würde. Prüfen wir diese Verurteilung an dem Leben und den Schriften Machiavellis, so läßt sie sich nur mit einem Teile seines kleinen Buches vom Fürsten rechtfertigen, und auch hier fragt sichs in vielen Fällen, ob die Mittel und Wege, die er empfiehlt, dem Geiste der Zeit und der damaligen Lage der Dinge gegenüber nicht erlaubt und zweckentsprechend waren. An sich, als ein System von Maximen für alle Zeiten betrachtet, enthalten die Erörterungen und Anweisungen der genannten Schrift neben unleugbar Wahrem, Tiefem und Gutem allerdings nicht wenig, was uns wie die Rede eines eiskalten Realisten, ja wie mephistophelische Weisheit anmutet.

Der Principe Machiavellis entwickelt in 26 Kapiteln die Methode, wie Fürstentümer erhalten und erweitert werden können. Der Gedankengang des Verfassers ist dabei in der Hauptsache folgender. Erblande sind leichter zu behaupten als eroberte oder sonstwie erworbene, weil es dort schon genügt, die Ordnungen der Vorfahren nicht zu überschreiten und sein Thun den Verhältnissen anzupassen.

Wenn (Kapitel 2) ein solcher Fürst nur gewöhnliche Geschicklichkeit besitzt, wird er sich immer in seinem Staate halten, wofern nicht eine außergewöhnliche und übermächtige Gewalt ihn desselben beraubt, und ist er desselben beraubt worden, so wird er ihn, wenn der Eroberer den geringsten Unfall erleidet, sogleich wiedergewinnen.... Der Fürst von Geburt hat nämlich weniger Anlaß zu verletzen, woraus folgt, daß er mehr geliebt wird, und wenn nicht außergewöhnliche Fehler ihm Haß zuziehen, ist vernunftgemäß zu erwarten, daß er von Natur sich der Liebe seines Volkes erfreut. Bei der langen Fortdauer der Herrschaft [der Dynastie] sind die Erinnerungen an die Neuerung [durch welche sein Haus auf den Thron gelangte] und die Ursachen derselben in Vergessenheit geraten; denn immer bleiben bei einer Umwälzung im Staate die Grundlagen zum Aufbau neuer Verhältnisse zurück.

Anders verhält es sich mit einer neubegründeten Herrschaft. (Kapitel 3.)

Die Menschen wechseln gern die Herren, indem sie sich zu verbessern glauben.... Darin täuschen sie sich aber gewöhnlich, und zwar infolge der in der Natur der Sache liegenden Notwendigkeit, nach welcher man diejenigen, deren neuer Fürst man wird, durch eine bewaffnete Umgebung und durch zahllose andre Unbilden verletzen muß, sodaß man alle diejenigen zu Feinden hat, die man bei Besitznahme der neuen Herrschaft erbitterte, und sich doch nicht diejenigen als Freunde erhalten kann, die einen zur Herrschaft gerufen haben, da man sie nicht in dem Maße zu befriedigen vermag, wie sie erwarteten, und doch keine starken Mittel gegen sie anwenden darf, weil man ihnen verpflichtet ist. . . . Wenn man die empörten Länder zum zweitenmale unterwirft, gehen sie weniger leicht wieder verloren, da der Herrscher bei Benutzung der Gelegenheit, die ihm die Empörung zur Befestigung seiner Herrschaft bietet, weniger Rücksichten zu nehmen braucht, wenn es gilt, die Schuldigen zu strafen, die Verdächtigen zur Verantwortung zu ziehen und sich an schwachen Punkten zu decken. Staaten, die durch Eroberung mit dem Staate des Besitzergreifers verbunden wurden, sind, wenn sie demselben Gesamt-

volke und derselben Sprache wie dieser angehören, leicht zu behaupten, weil die Menschen, wenn die alten Verhältnisse [abgesehen von der bisherigen Herrscherfamilie] fortbestehen und Sitte und Brauch nicht verschieden sind, ruhig weiter zu leben pflegen. . . . Wer solche Länder erwirbt, muß, wenn er sie festhalten will, zweierlei ins Auge fassen: er muß den Stamm ihres frühern Fürsten ausrotten und weder ihre Gesetze noch ihre Abgaben ändern; so werden sie binnen kurzem sich mit der alten Herrschaft zu einem organischen Ganzen verschmelzen. Wenn dagegen Staaten in einem nach Sprache, Sitten und Einrichtungen verschiednen Lande erworben werden, treten Schwierigkeiten ein, und man muß viel Glück und Geschick haben, wenn man sich behaupten will. Eins der wirksamsten Mittel dazu ist, daß der Eroberer dort seine Residenz aufschlägt. . . . Denn ist man zugegen, so sieht man die Unordnungen im Entstehen und kann sie rasch dämpfen; ist man nicht zugegen, so wird man sie erst gewahr, wenn sie groß geworden sind und es keine Abhilfe mehr giebt. Sodann wird dieser Landesteil nicht von den Beamten ausgesogen, und die Unterthanen erfreuen sich der nahen Zuflucht zum Fürsten. Deshalb haben sie auch mehr Ursache, ihn zu lieben, wenn sie gute Unterthanen sein wollen, wo nicht, ihn zu fürchten. Ein noch besseres Mittel ist, Kolonien an einem oder zwei Punkten anzulegen, die gleichsam Schlüssel zum Anschluß des einen Landes an das andre sind. Sonst muß man darin viel Kriegsvolk zu Roß und zu Fuße halten. Auf jene Kolonien verwendet der Fürst nicht viel, und er verletzt hier nur die, welchen er die Felder und die Häuser nimmt, um sie den neuen Ansiedlern zu geben, die doch von jenem Staate nur einen kleinen Teil bilden. Diejenigen, welche er verletzt, bleiben vereinzelt und arm und können ihm somit niemals schaden, alle übrigen werden einerseits verschont und beruhigen sich deshalb leicht, andrerseits hüten sie sich vor Ausschreitung, indem sie fürchten, es werde ihnen dasselbe wie jenen widerfahren, die ihres Eigentums verlustig gegangen sind. Kurz, jene Kolonien, welche nichts kosten, sind zuverlässiger und geben weniger Anstoß, und die, welche beeinträchtigt worden sind, können als mittellos und wenig zahlreich nicht benachteiligen. Denn man mag sich merken, daß man entweder den Menschen schmeicheln oder sie erdrücken muß, weil sie sich für leichte Kränkungen rächen, für schwere es nicht können; folglich muß die Beleidigung, die man jemand zufügt, derartig sein, daß man die Rache nicht zu fürchten hat. Wenn man aber statt der Kolonien Soldaten hält, so giebt man weit mehr aus, da man auf die bloße Bewachung jenes Landesteils die gesamten Einkünfte desselben verwenden muß, sodaß sich der Gewinn des Fürsten in Verlust verwandelt und obendrein weit mehr erbittert; denn er schadet dem ganzen Staate, wenn er seine Truppen die Quartiere wechseln läßt. Von dieser Unannehmlichkeit empfinden alle etwas, und jeder wird ihm gram, und das sind Feinde, die ihm schaden können, da sie, vor den Kopf gestoßen, in ihren Besitzungen bleiben. . . . Ferner muß der, welcher in einem verschiedenartig zusammengesetzten Lande herrscht, sich zum Haupt und Verteidiger der benachbarten kleinern Herren machen und die mächtigern zu schwächen suchen. . . . Der gewöhnliche Verlauf der Dinge ist hier, daß, wenn ein neuer Machthaber den Fuß in ein Land setzt, alle dort weniger Mächtigen sich, angespornt von dem Neide, den sie gegen jeden hegen, der Obmacht über sie ausgeübt hat, auf seine Seite stellen, sodaß er sich mit der Gewinnung dieser kleinen Machthaber nicht zu bemühen braucht. . . . Er hat einzig darauf zu achten, daß sie nicht zu viel Macht und Ansehen erlangen; dann wird er leicht mit seiner Macht und ihrer Gunst die Mächtigen niederhalten und in allen Stücken unumschränkter Beherrscher jenes Landes bleiben. . . . Hieraus

folgt die allgemeine Regel, welche niemals oder doch selten trügt, daß derjenige, welcher einen andern mächtig werden läßt, selbst zu Falle kommt, weil seine eigne Macht entweder durch List oder Gewalt von ihm erworben worden ist und das eine wie das andre von beidem dem mächtig Gewordenen Verdacht einflößt.

Im 5. Kapitel beantwortet Machiavelli die Frage, wie Städte oder Fürstentümer zu regieren seien, die vor ihrer Eroberung nach ihren eignen Verfassungen und in Freiheit gelebt haben.

Es giebt drei Arten, sie festzuhalten: Erstens, indem man sie zu Grunde richtet, zweitens, indem man dort in eigner Person seinen Wohnsitz aufschlägt, drittens, indem man sie nach ihren Gesetzen leben läßt, nur Tribut von ihnen erhebt und eine Regierung von wenigen einsetzt, die sie dem neuen Herrscher wohlgesinnt erhält. Wer Herr einer Stadt wird, die frei zu leben gewohnt gewesen ist, und sie nicht zu Grunde richtet, der erwarte von ihr zu Grunde gerichtet zu werden, weil sie immer als scheinbaren Grund für Aufstände den Namen der Freiheit und ihre alten Ordnungen hat, welche weder durch die Länge der Zeit noch durch Wohlthaten jemals der Vergessenheit anheimfallen. . . . In den Freistaaten ist mehr Leben, größerer Haß, mehr Rachbegierde [als in den Monarchien], und die Erinnerung an die einstige Freiheit läßt sie nicht ruhen; folglich ist der sicherste Weg [zu ihrer Behauptung], daß man sie vernichtet oder bei ihnen seine Residenz aufschlägt.

Diejenigen, welche auf dem Wege der Tüchtigkeit Fürsten werden (6. Kapitel), gelangen unter Schwierigkeiten zur Herrschaft, behaupten sie aber mit Leichtigkeit. . . . Man muß bedenken, daß nichts schwerer zu bewerkstelligen, von zweifelhafterem Erfolge und gefährlicher bei der Ausführung ist, als wenn man sich bei der Einführung einer neuen Staatsordnung an die Spitze stellt. Denn der, welcher sie einführt, hat zu Gegnern alle die, welche sich unter der frühern Einrichtung der Dinge wohl befunden haben, und zu lauen Verteidigern alle die, welche sich bei der neuen Ordnung vielleicht wohlbefinden werden — eine Lauheit, die zum Teil aus der Furcht vor der Gegenpartei entspringt, welche die Gesetze auf ihrer Seite haben, zum Teil aus der Zweifelsucht der Menschen, die an nichts neues wirklich glauben, solange sie nicht eine sichere Erfahrung daraus hervorgehen sehen. . . . Wenn man diesen Punkt gehörig betrachten will, so hat man zu prüfen, ob jene Neuerer allein mächtig sind oder von andern abhängen, ob sie zur Ausführung ihres Werkes bitten müssen oder zwingen können. Im erstern Falle fahren sie immer schlecht und richten nichts aus, dagegen brauchen sie sich, wo sie nur von sich selbst abhängen und Zwang anwenden können, nur in seltenen Fällen zu fürchten. Daher geschah es, daß alle Propheten in Waffen siegten, ohne Waffen zu Grunde gingen; denn der Charakter des Volkes ist wankelmütig, und es ist zwar leicht, die Leute zu etwas zu überreden, aber schwer, sie bei dieser Überzeugung zu erhalten, und so ist es erforderlich, solche Einrichtungen zu treffen, daß man sie, wenn sie nicht mehr glauben wollen, mit Gewalt zum Glauben bringen kann.

Besonders charakteristisch für Machiavellis Anschauung sind das 15. Kapitel seiner Schrift und die zunächstfolgenden. Dort heißt es in Betreff der Dinge, um deretwillen die Fürsten gelobt oder getadelt werden, u. a.:

Da ich etwas Nützliches zu schreiben vorhabe, so erschien es mir zweckmäßiger, der thatsächlichen Wahrheit der Sache nachzugehen als einer Einbildung von ihr; denn es ist zwischen dem, wie man lebt, und dem, wie man leben sollte, ein so

großer Unterschied, daß der, welcher dasjenige, was geschieht, über dem, was geschehen sollte, vernachlässigt, vielmehr seinen Untergang als seine Erhaltung herbeiführt, weil ein Mensch, der in allen Fällen nur das Edle erstrebt, unter so vielem Nichtedeln erliegen muß. Daher ist es für einen Fürsten, der sich behaupten will, erforderlich, daß er lerne, nicht gut sein zu können und je nach der Notwendigkeit davon Gebrauch zu machen oder nicht. . . . Der eine Fürst gilt für freigebig, der andre für filzig, einer für verschwenderisch, ein andrer für räuberisch, einer für grausam, ein andrer für gütig, einer für treulos, ein andrer für einen Mann von Wort, dieser für weibisch und kleinmütig, jener für tapfer und unerschrocken, dieser für herablassend, jener für hochmütig, dieser für ausschweifend, jener für keusch, dieser für offenherzig, jener für hinterlistig, der eine für ernst, der andre für leichtfertig, der eine für gottesfürchtig, der andre für ungläubig u. s. w. Jeder wird zugestehen, daß es sehr rühmlich sein würde, wenn ein Fürst von allen jenen Eigenschaften die, welche für gut gehalten werden, sich erwürbe; da man aber infolge der menschlichen Unvollkommenheit nicht alle besitzen und ausnahmslos anwenden kann, so muß er klug den schlechten Ruf der Fehler, die ihm den Staat entreißen würden, zu vermeiden wissen und vor denen, welche ihm denselben entreißen, sich nach Möglichkeit hüten; geht dies jedoch nicht an, so darf er sich darin mit weniger Furcht etwas erlauben. Und er möge auch nicht Anstand nehmen, in den Ruf derjenigen Fehler zu geraten, ohne welche er die Herrschaft sehr schwer behaupten kann; denn, alles recht erwogen, wird man vielerlei finden, was wie Tugend aussieht, aber, wenn er darnach verfährt, seinen Untergang zur Folge hat, und manches andre, was ein Fehler zu sein scheint, aus dem aber, wenn er darnach verfährt, Sicherheit und Wohlfahrt für ihn entspringt. . . . Ich meine, daß es gut sein würde, für freigebig gehalten zu werden. (16. Kapitel.) Trotzdem schadet die Freigebigkeit, wenn sie in der Weise geübt wird, daß man nicht in den Ruf kommt, freigebig zu sein; denn übt man sie tugendhafterweise und wie man sie üben soll, so wird sie nicht bekannt, und die üble Nachrede ihres Gegenteils bleibt uns nicht erspart. Man darf also, wenn man sich unter den Leuten den Namen eines Freigebigen erhalten will, keine Art von Aufwand unterlassen, sodaß ein derartiger Fürst sein ganzes Vermögen zu solchen Zwecken aufbrauchen und schließlich genötigt sein wird, wenn er den Ruf eines Freigebigen behalten will, sein Volk außergewöhnlich zu belasten, immer nur an Füllung seines Schatzes zu denken und alles mögliche zu thun, um sich Geld zu verschaffen. Dies macht ihn allmählich bei seinen Unterthanen verhaßt und setzt ihn als Verarmenden in der Achtung eines jeden herab, sodaß er, der mit seiner Freigebigkeit viele verletzt und nur wenige beschenkt hat, den ersten besten Unfall empfindet und der ersten Gefahr, die sich einstellt, preisgegeben ist. Sobald er das nun bemerkt und von seinem Verfahren abgehen will, verfällt er der übeln Nachrede, geizig zu sein. Kann also ein Fürst die Tugend der Freigebigkeit nicht ohne Schaden für sich in der Art üben, daß sie bekannt wird, so darf er sich um den Ruf, geizig zu sein, nicht kümmern; denn mit der Zeit wird er immer mehr für freigebig angesehen werden, wenn man gewahr wird, daß bei seiner Sparsamkeit sein Einkommen ihm genügt; er kann sich gegen Angreifer verteidigen, er kann selbst allerlei unternehmen, ohne dem Volke Lasten aufzulegen, sodaß er dahin gelangt, daß er allen, welchen er nichts nimmt, und deren giebt es unzählige, freigebig, und allen, welchen er nichts giebt, und deren sind wenige, geizig erscheint. . . . Um also die Unterthanen nicht zu berauben, um sich verteidigen zu können, um nicht arm und verachtet zu werden, braucht ein Fürst sich wenig daraus zu machen, wenn er sich

den Namen eines Geizigen zuzieht; denn das ist einer von den Fehlern, welche ihm die Herrschaft bewahren. . . . Von dem, was nicht dir oder deinen Unterthanen gehört [die Kriegsbeute und das Eigentum Fremder überhaupt ist gemeint], kannst du freigebiger verschenken; denn Verschwendung fremden Gutes vermindert dein Ansehen nicht, sondern mehrt es, nur das deinige durchzubringen schadet dir. Es giebt nichts, was sich selbst so sehr aufzehrt als die Freigebigkeit; denn während du sie übst, verlierst du die Möglichkeit, sie zu üben, und wirst arm und verachtet, oder, um der Armut zu entgehen, räuberisch und verhaßt. . . . Darum zeugt es von mehr Weisheit, sich den Namen eines Geizigen gefallen zu lassen, der übeln Ruf ohne Haß erzeugt, als, um den Namen eines Freigebigen zu erlangen, sich mit dem Namen eines Räubers bezeichnen lassen zu müssen, der übeln Ruf mit Haß gebiert.

Jeder Fürst muß sich bemühen (17. Kapitel), für gnädig und nicht für grausam zu gelten, doch darf er seine Milde nicht ungeschickt walten lassen und, wenn er seine Unterthanen einträchtig und Ergebenheit gegen sich erhalten will, sich nicht an die üble Nachrede der Grausamkeit kehren. Denn durch wenige Beispiele eines scharfen Verfahrens wird er gütiger erscheinen als diejenigen, welche durch übergroße Güte Unordnungen einreißen lassen, aus welchen Raub und Mord entsteht; denn diese pflegen eine ganze Gemeinde zu erbittern, aber jene vom Fürsten ausgehenden Einrichtungen verletzen immer nur einen Einzelnen. Und unter allen Fürsten ist es besonders dem neuen unmöglich, dem Rufe der Grausamkeit zu entgehen, da neuerworbene Staaten voll von Gefahren sind. . . . Doch muß der neue Fürst klug und menschlich zu Werke gehen, sodaß weder zu großes Vertrauen ihn unvorsichtig, noch zu viel Argwohn ihn unerträglich macht. Hieraus entspringt die Streitfrage, ob es besser sei, geliebt als gefürchtet zu sein. Darauf kann nur geantwortet werden, daß man beides sein sollte, daß es aber, da beides sich schwer vereinigen läßt, viel sicherer ist, gefürchtet als geliebt zu sein. . . . Denn man kann von den Menschen im allgemeinen sagen, daß sie undankbar, unbeständig, heuchlerisch, scheu vor Gefahren und habgierig sind, und während wir ihnen Gutes erweisen, sind sie ganz die Unsrigen, sie bieten uns ihr Blut, ihr letztes Hemde vom Leibe, Leben und Kinder an, solange wir nicht in Not sind; tritt sie aber an uns heran, so lehnen sie sich auf. Und der Fürst, der sich ganz auf ihre Worte verläßt, geht zu Grunde. Die Freundschaften, welche durch Gaben und nicht durch Größe und Adel des Geistes erworben werden, verzinsen sich wohl, aber man hat sie nicht sicher in der Hand und kann mit ihnen, wenn man ihrer bedarf, nicht zahlen, und die Menschen besinnen sich weniger, einen, der sich beliebt, als einen, der sich gefürchtet macht, zu verletzen. . . . Indeß muß der Fürst sich auf die Art gefürchtet machen, daß er, wenn er sich auch keine Liebe erwirbt, doch den Haß vermeidet, und das kann er bewerkstelligen, wenn er sich allezeit des Vermögens seiner Unterthanen und ihrer Frauen enthält . . ., weil die Menschen eher den Tod des Vaters als den Verlust des Vermögens verschmerzen. . . . Aber wenn der Fürst beim Heere ist und eine Menge Soldaten unter seinem Befehle hat, ist es durchaus notwendig, daß er den Ruf eines Grausamen nicht scheut, weil man ohne diesen Ruf niemals ein Heer festgeschlossen und zu Thaten geschickt erhält.

Das Stärkste, was Machiavelli in diesem Zusammenhange vorträgt, findet sich im 18. Kapitel, wo er Vorschriften giebt, auf welche Weise die Fürsten Treue und Glauben halten müssen. Er sagt hier u. a.:

Jeder begreift, wie löblich es ist, wenn ein Fürst redlich und ohne Trug lebt. Dennoch lehrt die Erfahrung unsrer Tage, daß nur diejenigen Großes ausgerichtet haben, die wenig auf Treue gaben und mit List die Leute zu bethören verstanden, und daß sie schließlich diejenigen überwunden haben, welche rechtlich verfuhren. Ihr müßt nun wissen, daß es zwei Arten zu streiten giebt, eine gesetzliche und eine gewaltthätige. Die erstere ist den Menschen, die letztere den wilden Tieren eigen, aber weil jene häufig nicht genügt, bleibt nichts übrig, als sich dieser zu bedienen. Der Fürst muß also dem wilden Tiere und dem Menschen geschickt zu folgen wissen. Dies ist ihm bildlich schon von den alten Schriftstellern gelehrt worden, welche erzählen, wie Achilles und viele andre Fürsten dem Centauren Chiron zur Erziehung übergeben wurden.... Daß sie ein Wesen, das halb Tier, halb Mensch ist, zum Lehrmeister haben, will nichts andres bedeuten, als daß es für einen Fürsten unerläßlich sei, die eine wie die andre Natur anwenden zu können und zu wissen, daß die eine ohne die andre keinen Bestand hat. Da also ein Fürst sich darauf verstehen muß, das wilde Tier geschickt zu gebrauchen, so soll er davon den Fuchs und den Löwen nehmen, weil der Löwe sich nicht vor Schlingen, der Fuchs sich nicht vor Wölfen zu schützen vermag. Er muß Fuchs sein, um die Schlingen zu entdecken, und Löwe, um die Wölfe zu verscheuchen.... Ein kluger Herr kann und darf also die Treue nicht halten, wenn dies zu seinem Schaden ausschlagen würde, und wenn die Gründe, die ihn zu Versprechungen bewogen, nicht mehr vorliegen. Wenn die Menschen alle gut wären, so würde diese Vorschrift nicht gut sein; weil sie aber schlecht sind und uns nicht Wort halten würden, brauchen wir es auch ihnen nicht zu halten. Und niemals werden einem Fürsten rechtliche Gründe fehlen, wenn es gilt, den Bruch einer Zusage zu beschönigen. Hiervon könnte man unzählige Beispiele aus der neuesten Zeit anführen und zeigen, wie viele Friedensverträge, wie viele Versprechen durch Treulosigkeit von Fürsten null und nichtig gemacht worden, und wie der dabei am besten gefahren ist, der den Fuchs am geschicktesten zu spielen verstanden hat. Aber man muß diese Natur gut zu verbergen wissen und im Heucheln und Verhehlen sehr gewandt sein; die Menschen sind so einfältig und geben sich dem Bedürfnisse des Augenblicks so unbedacht hin, daß der, welcher hintergehen will, immer Leute finden wird, die sich hintergehen lassen.

Es ist also nicht nötig, daß ein Fürst alle obenerwähnten Eigenschaften besitze, wohl aber ist es unumgänglich, daß er sie zu besitzen scheint. Ja, ich wage zu behaupten, daß sie, wenn er sie hat und immer anwendet, schädlich, und wenn er sie zu haben scheint, nützlich sind. Die Regel ist also: man scheine gütig, treu, menschenfreundlich, fromm und offenherzig und sei es auch, setze sich aber dabei in die Gemütsverfassung, nach der man, wenn es erforderlich ist, nicht so zu sein, es ins Gegenteil zu verwandeln Kraft und Geschick hat.... Ein Fürst und besonders ein neuer Fürst kann nicht stets die Grundsätze beobachten, um deretwillen die Menschen für gut gelten, weil er oft gezwungen ist, zur Behauptung seiner Herrschaft gegen die Treue, gegen die Liebe, gegen die Menschlichkeit oder gegen die Religion zu handeln. Darum muß er einen Geist haben, der sich zu drehen bereit ist, wie es die Winde und die Wechselfälle des Schicksals erheischen; er soll, wo möglich, vom Guten nicht weichen, aber auch, wenn er gezwungen ist, zum Bösen zu greifen wissen. Ein Fürst muß daher sorgfältig sich hüten, daß jemals ein Wort über seine Lippen gehe, das nicht von den obenerwähnten fünf Eigenschaften erfüllt wäre; er scheine in dem, was man sieht und hört, ganz Güte, Treue, Menschlichkeit, Offenherzigkeit und Frömmigkeit. Nichts ist notwendiger

als der Schein, daß man diese Eigenschaften besitze, denn die Menschen urteilen im allgemeinen mehr nach den Augen als nach den Händen, weil zu sehen jedem, zu begreifen wenigen gegeben ist. Jedermann sieht, wie wir zu sein scheinen, wenige fühlen heraus, wie wir sind, und diese wenigen getrauen sich nicht, der öffentlichen Meinung zu widersprechen, welche von der Majestät der Herrschaft gedeckt ist, und bei den Handlungen aller Menschen, am meisten aber der Fürsten, bei denen es kein Gericht giebt, an das man appelliren könnte, blickt man auf den schließlichen Erfolg. Ein Fürst sorge daher immer, daß er siege und seine Herrschaft behaupte, dann werden die Mittel [die er dazu anwendet] immer für ehrenvoll gehalten und von jedermann gelobt werden. Denn der Pöbel läßt sich immer von dem, was scheint, und dem Erfolge der Unternehmungen fortreißen, und in der Welt giebt es nur Pöbel, und die wenigen haben in ihr nur eine Stätte, wenn die vielen nicht wissen, wo sie sich anlehnen sollen.

Aus den weitern Abschnitten des Principe teilen wir noch eine Auswahl besonders charakteristischer Stellen mit und wollen dann versuchen, den Geist und die Absicht des Verfassers richtig zu verstehen.

Wenn ein Fürst einen Staat in Besitz nimmt, der sich seinem alten als Glied anschließt, so ist es nötig, daß er jenen Staat entwaffne, ausgenommen diejenigen, die bei der Besitzergreifung auf seine Seite getreten sind, und auch diese muß er mit der Zeit und Gelegenheit weichlich und weibisch machen und sich derartig einrichten, daß alle Waffen seines [neuerworbenen] Staates in den Händen der Soldaten sind, die ihm in seinem alten Staate nahegestanden haben. (Kapitel 20.) Ohne Zweifel werden die Fürsten durch Überwindung von Widerstand und Schwierigkeiten groß, und darum läßt das Glück, besonders wenn es einen neuen Fürsten groß zu machen beabsichtigt, der es mehr als ein Erbfürst nötig hat, sich Ansehen zu erwerben, ihm Feinde erstehen und Unternehmungen gegen ihn machen, damit er Gelegenheit bekomme, sie zu überwinden und auf der Stufenleiter, welche die Gegner ihm zugetragen haben, immer höher zu steigen. Und viele meinen deshalb, daß ein weiser Fürst, wenn er dazu Gelegenheit findet, schlau einige Feindschaft gegen sich nähren muß, damit durch deren Unterdrückung seine Größe sich in noch hellerem Glanze zeige. (Ebda.) Wenn die Männer, welche im Anfang einer Herrschaft ihr feindlich waren, von der Art sind, daß sie, um sich zu halten, einer Stütze bedürfen, so wird der Fürst sie sehr leicht gewinnen können, und sie wiederum werden ihm umso treuer dienen, je mehr sie die Notwendigkeit begreifen, die ungünstige Meinung, die man von ihnen hegte, durch die That zu beseitigen, und so zieht der Fürst von ihnen stets mehr Vorteil als von denen, die, weil sie ihren Dienst in allzu großer Sicherheit versehen können, seine Angelegenheiten nachlässig betreiben.... Ein Fürst, der einen Staat mit Hilfe einer ihm günstigen Bewegung im Innern neu gewonnen hat, möge wohl erwägen, welche Ursache die, welche ihm günstig gewesen sind, bewogen hat, ihn zu begünstigen, und wenn es nicht natürliche Zuneigung zu ihm gewesen, sondern bloß deshalb geschehen ist, weil sie mit ihrer Regierung unzufrieden gewesen sind, so wird er sie sich nur sehr schwer als Freunde erhalten; denn es ist ihm unmöglich, sie zu befriedigen. Und wenn man bei jenen Beispielen, die sich der alten und neuen Geschichte entnehmen lassen, über den Grund wohl nachdenkt, so wird man erkennen, daß es dem Fürsten weit leichter fällt, sich die Männer zu [bleibenden] Freunden zu machen, welche mit der frühern Regierung zufrieden und darum seine

Gegner waren, als die, welche, mit ihr unzufrieden, seine Freunde wurden und ihm bei der Besitznahme halfen. (Ebda.) Vor allem (21. Kapitel) muß ein Fürst sich bemühen, durch jede seiner Handlungen sich den Ruf eines großen und ausgezeichneten Mannes zu erwerben. Auch dann wird ein Fürst geachtet, wenn er wahrer Freund und wahrer Feind ist, d. h. wenn er ohne Nebengedanken sich für einen und gegen einen andern erklärt, ein Auftreten, welches immer nützlicher sein wird als Neutralität. Denn geraten zwei Machthaber in unsrer Nachbarschaft in Streit, so sind sie entweder so geartet, daß wir, falls einer Sieger bleibt, von ihm zu fürchten haben, oder sie sind nicht so. In beiden Fällen wird es uns immer nützlicher sein, wenn wir uns offen erklären und ehrlichen Krieg führen. Denn im erstern Falle wirst du, wenn du dich nicht erklärst, immer die Beute des Siegers zur Freude und Befriedigung des Besiegten und hast keinen Anspruch auf Schutz und Zuflucht; denn wer siegt, mag keine Freunde, die Verdacht erwecken und ihm im Unglücke nicht beistehen, und wer unterliegt, gewährt dir keine Zuflucht, weil du nicht mit den Waffen in der Hand sein Geschick hast teilen wollen. . . . Immer wird es geschehen, daß der, welcher nicht unser Freund ist, uns zur Neutralität bestimmen will, und der, welcher unser Freund ist, verlangen wird, daß wir uns offen mit den Waffen erklären. In den meisten Fällen schlagen unentschlossene Fürsten, um der augenblicklichen Gefahr zu entgehen, diesen Weg der Neutralität ein und führen dadurch meist ihren Sturz herbei. Wenn aber der Fürst sich entschieden für die eine Partei ausspricht, so hat derjenige, auf dessen Seite er sich gestellt, falls er siegt, Verpflichtungen gegen ihn, wenn er auch noch so mächtig ist und wir seinem Belieben überlassen wären. . . . Die Menschen sind nie so ehrlos, daß sie uns mit solchem Undank unterdrückten. Ferner sind die Siege nie so entscheidend, daß der Sieger nicht einige Rücksicht nehmen müßte, und zwar namentlich auf die Gerechtigkeit. Wenn aber der, an den man sich angeschlossen hat, unterliegt, so hat man eine Zuflucht bei ihm, und solange er imstande ist, unterstützt er uns, und wir werden Genossen bei einem Geschick, das sich wieder bessern kann. Im zweiten Fall aber, wenn die, welche mit einander kämpften, von der Art sind, daß wir vom Sieger nichts zu fürchten haben, ist es umso klüger, Partei zu nehmen, weil wir auf den Untergang des einen mit Hilfe dessen hinstreben, der ihn, wenn er klug gewesen wäre, hätte retten müssen, und dieser, wenn er die Oberhand behält, unserm Belieben preisgegeben ist, und es ist unmöglich für ihn, mit unsrer Unterstützung nicht zu siegen. Hier ist aber zu bemerken, daß ein Fürst wohl darauf zu achten hat, niemals, um andern Schaden zuzufügen, mit einem Mächtigern, als er selbst ist, ein Bündnis einzugehen, es sei denn, daß die Not ihn dazu triebe; denn wenn er siegt, so bleibt man seiner Willkür überlassen, und die Fürsten müssen soviel als möglich vermeiden, von der Willkür andrer abzuhängen.

(Schluß folgt.)

Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

2. Stände.

Das Zusammenleben der Menschen, naturgeschichtlich bestimmt, sondert sich je nach der Beschäftigung in getrennte Gruppen, jede mit eigenem, durch die Stellung und das Verhältnis zum Ganzen ihr aufgedrücktem Gepräge. So fand es schon, wie wir gesehen haben, ein ehrwürdiger Gesetzgeber des Altertums, der weise Solon, sechshundert Jahre vor der christlichen Ära, ja in noch früherer Zeit zeigen sich uns in Griechenland leichte Abbilder des ägyptischen und indischen Kastenwesens, durch Abkunft und Vererbung befestigte Arten der Thätigkeit: so die Sänger, denen wir das älteste Epos verdanken, die Homeriden, oder die Ärzte, die Asklepiaden, auf der Insel Kos und anderswo; sie tragen alle gleichen Namen, zum Zeichen, daß das Individuum außer dem Geschlechte und Berufe nichts ist und nichts zu sein verlangt.

Auch die germanische Welt erscheint, wo sie uns zuerst bekannt wird, in die drei Stände der Knechte, Freien und Edeln geteilt; aus den letztern gingen die Könige hervor, die zugleich das Amt des Priestertums übten. Dieselben drei Stände leitet das altnordische Rigsmâl in mystischer Weisheit aus der Familie und deren Erbfolge ab. Von dem Ältervater und der Ältermutter (ai und edda) stammen die Knechte (thraelar), vom Großvater und der Großmutter (afi und amma) die Freien (karlar, noch heute deutsch Karl, Kerl), endlich von Vater und Mutter (fadir und môdir) die Edeln (iarlar, das angelsächsische eorl, englische earl.) Die erstern sind mißgestalt und schmutzig, nähren sich von grober Speise, die letztern schön, leuchtend, tapfer und kriegerisch. Im christlichen Mittelalter zerfällt die Gesellschaft noch immer in drei Teile, aber als eine durch fremde Kultur und den Gang der Völkergeschichte bewirkte Gliederung: es sind die Bauern, die Ritter, die Priester. So in Freidanks „Bescheidenheit“ 7, 1:

Got hât driu leben geschaffen,
Gebûre, ritter, phaffen —

was andre mit den drei Worten: stole, swert unt phluoc bildlich ausdrücken. Gegen Ende des Mittelalters, als die adliche Romantik, die aus Frankreich gekommen war, und die religiöse Phantastik, die die Kreuzesfahne nach Jerusalem getragen hatte, verblüht war, kam eine vierte Abstufung von mehr prosaischem und nüchternem Charakter hinzu — die Bürger der Städte, die Zünftler und ihre

Obrigkeiten. Die Reformation entfernte dann in allen Gegenden, wo sie sich durchgesetzt hatte, die Pfaffheit oder Stola als eigne, der Welt der Laien gegenüberliegende Schicht, und es blieben wiederum die drei sich über einander bauenden Stockwerke: Bauern, Bürger, Adel. Im achtzehnten Jahrhundert endlich, zur Zeit Goethes, war im modernen Staate das Leben mannichfacher geworden und zerfiel innerhalb der genannten, noch immer geltenden Grundzüge in eine Menge besondrer Gestalten und individueller Berufskreise. Aurelie im „Wilhelm Meister" (4, 16) zählt einige auf, mit kurzer, scharfer Charakteristik: der kühne Soldat (fortis et animosus, Egmont im Kerker: „wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt," Soldatenlied im Faust: „kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn," „Mädchen und Burgen müssen sich geben"),*) der rasche Prinz („der flüchtige Junker" am Anfang von „Wilhelm Meister" ist soviel als der Offizier), der derbe Landbaron, der phantastisch aufgestutzte Student (auch innerlich phantastisch, erfahrungslos, hohl-begeistert, seine Kräfte vergeudend), der bewegliche Ladendiener (der dienstwillig und gefällig im Laden hin und her fährt, auf- und abklettert), der schwankfüßige genügsame Domherr, der freundlich glatt-platte Hofmann, der eingebildete Kaufmannssohn (anspruchsvoll und halbgebildet, mit Ringen und Ketten), der gewandte, abwiegende Weltmann, der junge, aus der Bahn schreitende Geistliche (damals vielleicht der rationalistische, keck das Dogma verwerfende, der Freund der Literatur, des Theaters und der Schauspielerinnen; später kam eine Zeit, wo der Geistliche im orthodoxen Eifer nach der entgegengesetzten Seite aus dem Geleise geriet), der steife aufmerksame Geschäftsmann, der demütig-stolz verlegene Gelehrte (äußerst treffende Beiwörter), der gelassene, sowie der schnelle und thätig spekulirende Kaufmann (ersterer der deutsche in den Seestädten, letzterer der jüdische) u. s. w. Vielleicht ist dies Bild der sozialen Bestandteile um dieselbe Zeit entworfen, wo der Dichter an Frau von Stein schrieb (20. September 1785): „Edelsheim (Geheimerat im Dienste des Markgrafen von Baden) ist auch hier, und sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe" — oder auch drei Jahre früher, als er in sein Tagebuch schrieb (19. Januar 1782): „Jeder Stand hat seinen eignen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen" — oder endlich in oder bald nach Italien, denn von dort schreibt er (2. Oktober 1787): „Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich selbst und andre, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mitteilen werde. Zu-

*) Aus Ottiliens Tagebuche: „Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat. — Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmütigkeit verborgen liegt, so ist im Notfall auch mit ihnen auszukommen."

letzt wird alles im Wilhelm gefaßt und beschlossen" — und in der Morphologie, Schicksal der Handschrift: „Das dritte, was mich beschäftigte" (nach der Rückkehr aus Italien), „waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, notwendig und zufällig, absichtlich und blind. Ich verstehe die menschliche Gesellschaft."

Goethe selbst war bürgerlich geboren, und so zeigen uns seine Schriften zunächst Abbilder gerade dieses Standes und der in demselben herrschenden Gesinnungen und Sitten. Dies gilt besonders von den Dichtungen vor Weimar, dann von denen nach Italien. Über ihnen allen liegt ein eigentümlich bürgerlicher Himmel, und von diesem weht uns der Atem freundlicher Wärme, gesunden Verstandes, sittlicher Begrenzung, aber auch herber Strenge entgegen. Die letztere führt dann, da sie das Urrecht des Gemütes nicht anerkennen kann, zu Elend und Verderben; aber indem ihr dies Opfer dargebracht wird, löst sie sich in ihrem harten Eigensinn auf, und es ergiebt sich ein milderes Urteil über den Selbstmörder, wie Werther war, oder über den Fall eines armen Mädchens, wie Gretchen, die in Scham und Angst vergehend zur Kindesmörderin wird. Die Wahrheit dieser Schilderungen ist so groß, daß sie von selbst zur Schalkheit wird — die im nächsten Augenblick wieder in Ernst übergeht, der aber vielleicht selbst nur verstellt und dadurch umso liebenswürdiger ist. Dies alles kann mehr empfunden, als in Worte gefaßt und dargethan werden, und wir begnügen uns daher, einige Züge aus dem Leben goethischer Bürgersleute zu sammeln und die Sicherheit der Auffassung und Treue der Wiedergabe an Beispielen ins Licht zu stellen.

Echt bürgerlich ist die Abneigung gegen Mystik und Vision, gegen Irrwege der Phantasie und Verrückung der Grundlagen des Lebens. Für tiefere Seelenleiden hat das Bürgertum weder Begriff noch Mitgefühl, es mag auch in Kirche, Staat und Dichtung das Exzentrische nicht. Wie nur aus diesen Kreisen eine so reine Mädchennatur, wie Gretchen sie uns zeigt, hervorgehen konnte — aus dem Adel nicht, da wäre sie früh verbildet worden, aus dem Bauerstande nicht, da wäre sie in grober Arbeit derb und ohne Seele verblieben —, so war auch nur dort ihr Schicksal so rettungslos; unerbittlich ist Valentin in seinen letzten Worten, die Mädchen am Brunnen kennen kein Erbarmen, und der böse Geist im Dome flüstert der Schuldbewußten schreckliche Gedanken zu. Klärchens Mutter war schwach genug gewesen, die Liebe ihrer Tochter zu dem vornehmen Ritter zuzulassen, doch macht sie sich Vorwürfe und gedenkt mahnend der Zukunft; Gretchens Mutter muß aber eine strenge Frau gewesen sein: „würden wir von ihr betroffen," sagt Gretchen, „ich wär gleich auf der Stelle tot," und der Tochter Schande, sowie daß ihr Sohn auf der Straße erstochen worden (beides hing ja genau zusammen), wird ihr den

Tod gebracht haben. Denselben Fehltritt wie Gretchen hatte Melinas nachmalige Gattin begangen, und sie bekannte dies frei; dies schadete ihr in Wilhelms Augen nichts, anders aber dachten die Gerichtspersonen und die gegenwärtigen Bürger: die einen erkannten sie für eine „freche Dirne,“ die andern dankten Gott, „daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren“ (Wilhelm Meister 1, 13). Auch nahm es mit Frau Melina ein fast ebenso böses Ende wie mit Gretchen und Klärchen: sie wurde Schauspielerin, und was konnte es Verächtlicheres geben, als dies landstreicherische, zuchtlose Gewerbe? Ein bedeutungsvoller Kontrast ist es, daß Wilhelm, der angehende Bretterheld, der mit einer desgleichen Heldin durchgehen wollte, der Sohn eines stattlichen und richtigen Kaufherrn sein mußte; daß er, der in Marianens Kammer alles durcheinander liegen sah, in einem feinen Bürgerhause, wo Ordnung und Reinlichkeit aufs höchste galten, erzogen war (1, 15; „fein“ ist hier der technische Ausdruck; auch Goethes Vaterhaus war ein feines, Hermanns Vater ein feiner Bürger). Aber eben die „verworrene Wirtschaft“ ist es, die zur Entdeckung von Marianens Untreue führt; der Nebenbuhler war ein junger Kaufmann, und in den wenigen Zeilen seines Briefchens (am Ende des ersten Buches) malt sich meisterhaft, in jeder Wendung und bis ins kleinste Wort, die eigentümliche Rohheit der Jünglinge dieses Standes. Der Kaufmann gehört zwar auch zum Bürgertum, aber in gewissem Sinne ist er darüber hinaus; er spekulirt und reflektirt, und so trägt ihn der Grund naiver Sitte nicht mehr; er muß die Menschen beobachten, die Zeiten bedenken, damit er aus beiden seinen Vorteil ziehe; ideale Motive liegen ihm fern, und er verfällt leicht in grobe Sinnlichkeit; er gehört zu den besten Kunden des Austernkellers und der Kupplerin; da er das Geld nicht zu sparen braucht, so gelingt ihm die Verführung bald, und nicht bloß die Tänzerin, auch die Tochter armer Eltern nimmt seine Geschenke an und leiht ihm Gehör. So war Norberg, der das erwähnte Zettelchen schrieb, so auch von andrer Seite Werner. Goethe, als geborner Frankfurter, wußte in der Kaufmannswelt Bescheid, und wenn er sie meist in ungünstiger Beleuchtung schildert, so geschieht es, weil sie ihm als Gegensatz zu der Wärme des Gemütes und dem Adel der Erscheinung dienen muß. Aus Frankfurt schreibt er an Schiller (9. August 1797): „Menschen, die aus dem Kaufmannsstamm zur Literatur und besonders zur Poesie übergehen, scheinen mir keiner Erhebung fähig, so wenig als des Begriffs, worauf es eigentlich ankommt; vielleicht thue ich dieser Kaste unrecht. In „Hermann und Dorothea“ ist das Haus des Kaufmanns, das dem goldnen Löwen gegenüber liegt, neu und schön, mit weißen Schnörkeln in grünen Feldern und großen glänzenden Spiegelscheiben — „denn wo gewinnt nicht der Kaufmann,“ der bei seinem Vermögen

auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben?

Er fährt im offenen Landauer Wagen mit seinen drei Töchtern; Sonntags

versammeln sich bei ihm die wohlfrisirten „Handelsbübchen, denen halbseiden das Läppchen herumhängt“; da wird aus der „Zauberflöte,“ die damals noch neu war, zum Klavier gesungen; die Mädchen kichern und lachen über Hermann, weil er nicht nach der Mode gekleidet ist, „denn eitel sind sie und lieblos“ wie auch der Vater, und allen den Menschen dieses Kreises fehlt es an Herz. Ihnen gegenüber stellt Hermann das deutsche Bürgertum in ächter Gestalt dar, das Bürgertum, wie es innerhalb seiner Schranken seine Gesinnung und seinen Frieden bewahrt hat. Hermann ist treu und fleißig, gediegen und tüchtig. Ihm ist versagt, raschen Geistes dem Scheine der Dinge leichten Ausdruck zu geben, die feinere und geistreichere, aber auch flüchtige und nichtige Lust des Lebens zu erkennen und zu ergreifen. Aber man kann sich auf ihn verlassen, sowohl auf sein Wort als auf die Arbeit, die er thut. In Gesellschaft ist er ungeschickt und blöde, sein Auftreten, seine Kleider sind etwas bäurisch; Weltmenschen erscheint er lächerlich, der List gegenüber ist er ohne Waffen. In der Schule ging es mit ihm langsam; der Vater klagt, daß er immer der Unterste saß; war aber etwas von ihm angeeignet, so war es, weil seiner Natur gemäß, sein Besitz auf immer. Das Unbehilfliche seines Wesens ist nur die Kehrseite der Lauterkeit seines Innern. Gutmütig ließ er sich von den andern Knaben manches gefallen; nur wenn sein Gemüt ins Spiel kam, z. B. wenn über seinen Vater gespottet wurde, über dessen bedächtigen Gang und großblumigen Schlafrock, dann erwachte sein Zorn, und blind hieb er um sich. Fließend und beredt sprechen war nicht seine Sache; „deine Zunge stockte immer,“ sagt der Vater. Desto besser gelangen ihm ländliche und häusliche Arbeiten, im Garten, im Weinberg, auf dem Felde; seine Hengste hat er selbst auferzogen und besorgt sie selbst im Stalle, recht ein Wirtssohn, dessen Freude immer die Pferde sind. Er ist frühmorgens auf, und wenige Stunden gesunden Schlafes genügen ihm; überhaupt ist er gesund, hat starke Nerven und einen hohen Wuchs. Er ist kein Jean-Paulischer Held, der Sehnsucht nach den Sternen hat; nicht für das Weite und Umfassende ist er geschaffen, sondern für ein geordnetes, immer wiederkehrendes Erwerbs- und Familienleben. Zwar will er in den Krieg ziehen und aus den gewohnten Verhältnissen scheiden, aber nicht weil ihm diese zu eng sind, sondern weil er in der ihm zukommenden Gestaltung seines häuslichen Lebens gestört und gehindert wird. Vor den Mädchen in zweierlei Tuch zu prunken, diese Eitelkeit fällt ihm nicht ein. Am Schlusse des Gedichtes spricht er eine standhafte patriotische Gesinnung aus, aber nur weil der gewonnene Besitz des Weibes ihn mit dem Gefühl des Eigentums überhaupt erfüllt hat: „Nun ist das Meine meiner als jemals“ ruft er aus; dann auch, weil er dunkel empfindet, daß allein in der Nation, im nationalen Staate die Sphäre gegeben ist, die alles Privatglück erzeugt und verbürgt. Auch die Art, wie seine Liebe zu Dorotheen sich äußerst, ist dem Lebenskreise gemäß, dem er angehört. Kein Wahn und Rausch der Phantasie stürzt ihn zu des Mädchens

Füßen, sondern in stiller Kammer hat er sich einsam gefühlt, die Geschäfte sind ihm öde erschienen, der Vater wird alt, die Habe mehrt sich — für wen schaffen und sich mühen? Er entbehrte der Gattin, er sehnte sich nach einer Lebensgefährtin. In solcher Stimmung begegnete er Dorotheen; er sah sie am Wagen in froher Gewandtheit,

sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,

vernahm ihre verständigen Worte, und mit reinem Gefühl ist er im Augenblick entschieden, und seine Neigung ist so herzlich, daß sie sicherlich durch ein bleibendes häusliches Glück belohnt werden wird.

Hermann hatte in gehobener Rede die entschlossenen Völker gepriesen, die für Gott und Herd gegen den Feind mit den Waffen einstehen, aber er schließt doch mit den Worten: „Und wir erfreuten uns alle des Friedens.“ So auch der Vater am Anfang des Gedichtes: „Müde schon sind die Streiter,“ sagt er und sieht mit ungeduldiger Freude dem erwünschten glücklichen Feste entgegen, wo das Tedeum in der Kirche den Frieden verkündigt und die Gemeinde dem Himmel ihren Dank dafür darbringt. Und was anders ist der Sinn der ganzen Dichtung von Hermann und Dorothea, als daß in wilder Zeit, in der Auflösung alles Gewordenen, doch die heilende Naturkraft sich bewährt und in Haus und Besitz, in Stiftung der Familie, in begrenztem Dasein und wiederkehrender, sich bescheidender Thätigkeit die ewige Ordnung unzerstörbar ist? So sagt der Pfarrer:

Aber jener ist mir auch wert, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten. —
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüt gab!

Und in demselben Sinne die Mutter zu Hermann:

Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.

Der Krieg ist ein Übel, und er bleibe fern von uns:

Doch nur zu Hause bleibs beim Alten —

aber wie es süß ist, vom Hafen Schiffbrüchige zu sehen, so giebt es nichts besseres, als an Sonn- und Feiertagen (in der Woche ist keine Zeit dazu) bei dem Kruge Bier oder dem Glase Wein über die Absichten der Fürsten und den Marsch der Armeen weise Meinungen auszutauschen und, wenn dies mit Hitze geschehen ist, abends ruhig nach Hause zu gehen und Fried und Friedenszeiten zu segnen. Besonders reich an Zügen bürgerlicher Politik ist „Egmont.“ „So seid ihr Bürgersleute,“ ruft Vansen den ehrsamen Meistern Schneider, Zimmermann und Seifensieder zu, „ihr lebt nur so in den Tag hinein, und wie ihr euer Gewerb von eueren Eltern überkommen habt, so laßt ihr auch das Regiment

über euch schalten und walten, wie es kann und mag.“ Was ist bezeichnender als Jetters bürgerliche Abneigung gegen das Soldatenwesen und die Einquartierung, als seine Furcht und Ängstlichkeit, der übrigen Vertrauen auf den adlichen Führer, den Grafen Egmont, ihr Einspinnen in Haus und Gewerbe bei öffentlichem Unglück und drohender Gefahr? So bringen sie denn auch beim Wein, der ihnen das Herz öffnet, den bürgerlichen Trinkspruch aus: „Sicherheit und Ruhe, Ordnung und Freiheit!“ Freiheit nämlich von jedem Eingriff in das Herkommen und die alten Rechte, Freiheit auch der persönlichen Existenz und der eignen Meinung — denn das Murren wider den Burgemeister, der Streit der Ratsherren und der Zünfte untereinander — das muß erlaubt sein.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister!
— Gehorchen soll man mehr als immer
Und zahlen mehr als je vorher.

Im übrigen dankt der Bürgersmann jeden Morgen Gott, daß er nicht Kaiser oder Kanzler ist und nicht für das römische Reich zu sorgen braucht. Denn

Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andere wird sich von selber machen.

Überall wo das Bürgertum sich unverdorben erhalten hat, liebt es, den sittlichen Mächten, von denen es beherrscht wird, in Sprichwörtern, Maximen, Erfahrungen, allgemeinen Sätzen Ausdruck zu geben. Diese Lehrsprüche sind dem Bürgersmann, was die Wetterregeln dem Bauern, und leiten sein Thun mehr als die Dogmen, die er Sonntags von der Kanzel hört. Er führt sie gern im Munde und fügt dann hinzu: so sagen die Weisen, oder: so sprachen die Alten. Nicht alle sind auf deutschem Boden erwachsen, viele stammen von Griechen und Römern und wanderten auf verschiedenen Wegen ein, viele sind aus der Bibel geschöpft. Als im Mittelalter der farbige Nebel romantischer Fiktionen zergangen und allmählich in den Städten ein arbeitender Bürgerstand aufgetreten war, da thut sich in Spruchgedichten die echt bürgerliche, etwas beschränkte Lebensweisheit auf — worüber jede Literaturgeschichte Auskunft giebt. So ist auch Sancho Pansa, die verkörperte plebejische Gewöhnlichkeit, unerschöpflich in Sprichwörtern, mit denen er die Schwärmereien seines adlichen Herrn zu Falle bringt. In „Hermann und Dorothea“ ist dies der Ton, in dem alle Reden gehalten sind; es sind ganz bürgerliche Betrachtungen und Erwägungen, gezogen aus der Erfahrung des täglichen Lebens, aus dem Umgang unter gleichen, in kleinen Kreisen, nicht geistreich und originell, da sie ja geltende Klugheit enthalten, aber kräftig und verständig, auch liebevoll und treu. Und auch das eigentliche Sprichwort fehlt nicht; so sagt der Vater:

Ein- für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der geht zurücke. So bleibt es.

Da das Gedicht von Reineke Fuchs sich die Aufgabe stellt, den Lauf der Welt,

die Menschen, wie sie sind, zu schildern — daß unter diesen nicht gerade das Böse, wohl aber die List und der Verstand stets die Oberhand behalten —, so ist es besonders reich an sprichwörtlichen Wendungen echt deutscher Art, und wer sie sammeln wollte, könnte wohl mehr als einen Bogen damit füllen. Drum hier nur ein paar Beispiele. Im ersten Gesang:

Alt und wahr beweist sich das Sprichwort:
Feindes Mund frommt selten.

Im zweiten:

Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Ebenda:

Maß ist überall gut, bei allen Dingen.

Sechster Gesang:

Besser geschworen als verloren.

Achter Gesang:

Durch die Welt sich zu helfen, ist ganz was eignes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren, als wie im Kloster, das wißt ihr;
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.

Ebenda:

Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.

Neben solchen Erfahrungssätzen findet auch die positive Religion in dieser Bürgerwelt die gebührende Achtung und Ehrfurcht, doch nur insofern sie den natürlichen Verlauf des Lebens begleitet und die bestehenden sittlichen Anstalten heiligt und regelt, Geburt und Tod, Verlobung und Trauung, silberne Hochzeit, Friedensschluß, Fest des Landesherrn, Weihe des Hauses u. s. f.; sie ist umso willkommener, je mehr sie mit mäßigem Anspruch im Geleise des Hergebrachten verbleibt und mit ihren Satzungen sich nicht aufdrängt. So ist auch der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“ ein milder, aufgeklärter Mann, der nicht bloß die heiligen, sondern auch die besten weltlichen Schriften kennt und schätzt und mit seinen Tröstungen und Ermahnungen nur die allgemeine Gesinnung bestätigt und durch höhere Bildung läutert und adelt.

Daß die Gewohnheit dem Bürgersmann heilig ist, erhellt aus allem obigen. Durch neues wird das Behagen gestört; ein lange getragenes Kleid ist bequem, und man legt es nicht gern ab; ein neuer Schuh drückt immer, auch wenn ihn der Meister Knieriem von drüben mit bekannter Geschicklichkeit dem Fuße angepaßt hat. Wir wollen nur an eine Redensart erinnern, durch welche die Sprache selbst diesen Umstand zu bekräftigen scheint: die löbliche Gewohnheit, das löbliche Herkommen, die löbliche Ordnung und Sitte. Bei Goethe kehrt diese Formel häufig wieder: „Im Innern ist ein Universum auch, daher der

Völker löblicher Gebrauch" (Gott, Gemüt und Welt) — „nach meiner löblichen und unlöblichen Gewohnheit" (Italienische Reise) — „herkömmlich löblicher Sitte gemäß" (Campagne in Frankreich) — „in der genauesten und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß" (Aus meinem Leben, Buch 14) — „der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung" (ebenda, Buch 19) — „in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edeln Gegenständen, im Umgange mit guten Menschen aufgewachsen" (Wilhelm Meister) — „die Frauen genießen einer löblichen Freiheit" (Die guten Weiber) — „nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit" (Olfried und Lisena) — „nach seiner löblichen Gewohnheit" (An Schiller, 15. Okt. 1796) — und gewiß noch an andern Stellen.

Bürgerlich, kleinstädtisch ist auch die Geltung, die der Nachbarschaft zukommt. Die Nähe der Wohnung bringt gleiche Not, gleichen Zufall, wird zum Bande der Freundschaft, zur Vertraulichkeit. Nachbarn sehen sich oft, helfen sich aus, die Kinder erwachsen zusammenspielend auf demselben Hofe, klettern über dieselben Gartenzäune herüber und hinüber. Die üble Nachrede ist nur die andre Seite dieser wärmern menschlichen Teilnahme. Frau Marthe Schwerdtlein, die von ihrem Städtchen klagt:

es ist ein gar zu böser Ort,
Es ist als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu schaffen,
Als auf des Nachbarn Tritt und Schritt zu gaffen,
Und man kommt ins Gered', wie man sich immer stellt —

ist Gretchens Nachbarin, zu ihr springt Gretchen hinüber, vertraut ihr, was sie der Mutter nicht zu gestehen wagt, und in ihrem Garten geschehen die Zusammenkünfte mit Faust. Der Apotheker wird mit „Nachbar" angeredet und hat als solcher ein Recht, Hermann bei der Brautwerbung zu helfen und in einer so wichtigen Angelegenheit seine Stimme abzugeben. „Frisch, Herr Nachbar, getrunken!" ruft ihm der Vater zu, und ein andermal: „Gern geb' ich es zu, Herr Nachbar." Auch Hermann redet ihn so an: „Nachbar, keineswegs denk' ich wie Ihr." Ein andres Beispiel bietet das Fastnachtsspiel vom Pater Brey. Da ist der Würzkrämer als Nachbar befugt, der Frau Sibylle den Wahn zu benehmen und den Herrn Pater zu entlarven. „Frau Nachbarin, sagt er, was ist Ihr Begehr?" und sie spricht: „Ei, der Herr Nachbar braucht Einen nicht sehr," worauf er erwiedert:

Red sie das nicht. Es war eine Zeit,
Da waren wir gute Nachbarleut
Und borgten einander Schüsseln und Besen.

Und auch der Bürger, der am Osternachmittage vor dem Thor spaziert, spricht zum andern:

Herr Nachbar, ja, so laß ichs auch geschehn.

Und wie natürlich ist es, daß auch aus der Nachbarschaft gefreit wird! Beide, Jüngling und Mädchen, sind ja zusammen Kinder gewesen, in derselben Umgebung erwachsen, sie reden dieselbe Sprache, die Eltern sind sich bekannt, vielleicht befreundet — das paßt zu einander; sich täglich sehen, heißt in dem Alter, wo das Naturgefühl erwacht, sich lieben, mit allmächtigem, nur durch die Scham verhülltem und gehemmtem Zuge einander zustreben. So giebt schon der alte Hesiod die Lehre: „Du heiratest am besten die, die nahe bei dir wohnt“ (Werke und Tage, 700):

τὴν δὲ μάλιστα γαμεῖν, ἥτις σέθεν ἐγγύθι ναίει —

und so waren Hermanns Eltern Nachbarskinder gewesen, so sind es Alexis und Dora:

Schöne Nachbarin, ja so war ich gewohnt dich zu sehen —

und wäre es nach des Vaters Willen gegangen, so hätte sich Hermann drüben aus dem grünen Nachbarhause eine der Töchter geholt. Aber Hermann mochte dies nicht, denn, wie der gleich folgende Vers der „Werke und Tage“ lautet: „Schaue gleichwohl bei der Wahl um dich, daß du nicht zur Schadenfreude der Nachbarn werdest“:

πάντα μάλ᾽ ἀμφὶς ἰδών, μὴ γείτοσι χάρματα γήμῃς.

In ältester Zeit, wo unsre Voreltern mit ihren Herden noch unstät umherzogen, da raubte sich der Mann aus der Ferne, aus fremdem Stamme das Mädchen zum Weibe, und so kam immer frisches Blut in die abgeschlossene Horde und mit dem Wechsel oft auch Veredlung. Dann wurden die Menschen ansässig, und die Blutsverwandten, die Stammesgenossen siedelten sich nebeneinander an. Noch später lockerte sich das patriarchalische Band und die Nachbarschaft erhielt in friedlicher Zeit freien sittlichen Wert. Gute Nachbarn wurden ein Segen, böse Nachbarn ein Fluch, und viele Sprichwörter der Alten und der Neuern geben darüber Bescheid. Wenn es in der vierten Bitte im Vaterunser heißt: „Unser täglich Brot gieb uns heute,“ so sollen wir darunter, wie Luther erläutert, nicht bloß des Leibes Nahrung und Notdurft verstehen, sondern auch „gute Freunde und getreue Nachbarn.“ Als einst Themistokles, so wird erzählt, ein Grundstück verkaufen wollte, ließ er ausrufen, es habe den Vorzug guter, wohlgesinnter Nachbarn. Oft hadern zwei Nachbarn um ein Stück Land; giebt nun der eine seine Tochter dem andern zum Weibe, so erledigt sich der Streit von selbst. So thaten der Brautvater und der Bräutigam im „Götz von Berlichingen,“ und es kehrte Ruh und Frieden unter ihnen wieder ein. Hermann freilich verband sich mit einer Fremden von jenseits des Rheines — er hatte sie aber sicher erkannt, und als Fremde brachte sie Bewegung und neue Gedanken in das sonst allzu stille Haus und Städtchen. Und wäre wohl

das Gedicht möglich gewesen, wenn alles nach dem Maße gemeiner Sitte gegangen wäre?

In älterer Zeit, berichtet uns der Apotheker, war es Gebrauch, daß wenn die Eltern für ihren Sohn eine Braut sich ersehen hatten, sie einen vertrauten Freund des Hauses beriefen und ihn als Freiersmann zu den Eltern des Mädchens sandten. Dieser kam etwa Sonntags nach Tische stattlich geputzt in das erkorene Haus, sprach zuerst über allgemeines, lenkte dann das Gespräch geschickt auf die Tochter, die er nach Gebühr lobte, dann auf den Mann, von dem er kam und dessen er gleichfalls rühmend gedachte. Kluge Leute merkten die Absicht und konnten sich weiter erklären; ward der Antrag abgelehnt, so wars für niemand eine Schande. Gelang aber die Unterhandlung, so blieb im Hause des neuen Paares der Freiersmann auf immer der Erste, und sie erinnerten sich seiner ihr Leben lang. „Jetzt ist das alles, fügt der Sprechende hinzu, mit andern guten Gebräuchen aus der Mode gekommen." Hier ist zunächst die letztere Äußerung ganz im Geiste und Sinne des Bürgers: in die behagliche Gegenwart eingesponnen, stößt er doch auf dieses und jenes Hindernis, auf mehr als eine unwillkommene Neuerung; unmutig über die Störung, liebt er es, auf frühere, bessere Zeiten sich zu berufen und die jetzigen Unsitten zu beklagen. Sonst, sagt der Gastwirt, ging man bequem im Pantoffel und Mütze, jetzt will man, der Mann soll immer gestiefelt sein u. s. w. Alles wird täglich teurer, klagt er bei andrer Gelegenheit, und der Apotheker sagt, er hätte wohl auch gern sein Haus erneuert,

Aber es fürchtet sich jeder, auch nur zu rücken das Kleinste,
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?

Ganz so heißt es von König Emmerichs Schatze (im „Reineke Fuchs," 5. Gesang)

Goldenes Kunstwerk: man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?

Dann ist jene Art der Ehestiftung, wo die Eltern wählen, die am meisten bürgerliche, denn sie setzt ein noch ungebrochenes Dasein voraus, Einheit der Sitte und des Gemütes. Der Sohn muß heiraten — dieser Entschluß geht voraus. Die Eltern ratschlagen; indem sie seinen Sinn auf ein Mädchen lenken, folgt daraus von selbst die Neigung. Hegel an einer berühmten Stelle seiner „Philosophie des Rechtes" (§ 162) möchte es sogar ganz im allgemeinen für sittlicher halten, wenn die Veranstaltung der wohlgesinnten Eltern den Anfang macht, und in der That, die Eltern werden bei ihrer Wahl mehr durch den Sachverhalt, den allgemeinen Zweck bestimmt, sie erwägen, ob die Häuser passen, das Vermögen zureicht, die neue Familie gedeihliche Verhältnisse vorfindet; der Sohn, unverdorben und von den Ausschweifungen übergreifender Phantasie unberührt, begehrt nur nach Ergänzung durch das Geschlecht überhaupt, und das nußbraune Mädchen gilt ihm dann soviel als das schneeweiße. In einer völlig gesunden Welt freilich werden beide Seiten nicht in Widerspruch geraten,

aus der ursprünglichen Einheit nicht hervortreten; wer einem ansehnlichen Geschlechte angehört, wird sich ohne viel Rat und Ermahnung von selbst der Ebenbürtigen zuwenden; der Reichtum wird ihn anlocken, weil dieser in der Fülle der Mittel auch Schönheit der Erscheinung bedingt und gewährt; die fremde Rasse, die fremde Religion, der über- oder untergeordnete Stand stößt ihn ab oder sagt ihm nichts — wie es dem Steinadler nur im Gebirge wohl ist, der Möve am Seestrande, den Drosseln und Amseln unter den Früchten des Gartens.*) Nun aber löst sich, bald im Aufsteigen, bald im Verfall der Bildung, das Bewußtsein des Einzelnen, das Gemüt mit seiner eignen Art von dem allherrschenden, dunkeln, sittlichen Element (nach Hegel: das Subjekt von der Substanz), und es wird daher die Ehestiftung durch die Eltern gern in die Zeit der Väter zurückverlegt, in eine Höhe, zu der wir mit Ehrfurcht aufblicken, und wo das, was wir schmerzlich vermissen, noch nicht zerstört war. Und dies klingt auch aus den Worten des Apothekers wieder, dem sonst doch die ideale Stimmung fremd ist.

Das lieblichste Bild eines wohlhabenden Bürgerhauses, in dem viel Töchter sind, giebt uns die zweite Epistel. Alle Wirtschaftszweige, alle Beschäftigungen eines solchen werden nach einander vorgeführt, jede in der Hand einer der Töchter: der Keller, die Küche, die Bodenkammer, der Garten, Obst und Gemüse, Nadel und Zwirn, auch der weibliche Putz. Die viele Arbeit im Hause bewahrt die Mädchen vor herzverderbender Lektüre überspannter Romane, ja im Bürgerhause fehlt nicht bloß die Zeit, sondern auch die Lust zum Lesen, und jedes Geschwätz ist willkommener als ein Buch. So reift jedes der Mädchen im Stillen

Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.

Auch der Garten um das Haus ist kein Park, romantisch und feucht, sondern auf sonnigen Beeten trägt er nützliche Kräuter, die auf den Tisch kommen, und an den Bäumen Früchte, die die Freude der Jugend sind. Der Vater beherrscht so sein patriarchalisches Königreich — „es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird einem ganz wohl“ (an Frau von Stein, von der Harzreise im Winter). Auch hier mischt sich in die reizende Schilderung eine leise Ironie, verstärkt durch die Anklänge an antike Redeweise; die wohlmeinende Gesinnung schließt heitere Züge nicht aus, z. B. von der Schwester, deren Reich die Küche ist:

Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, so ists ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.

---

*) Ovid, Heroid. 9, 32: Si qua voles apte nubere, nube pari!

(Gleich und gleich, so allein ists recht,
Drauf will ich leben und sterben!)

Hier würde sich das schöne Gedicht „Die glücklichen Gatten,“ das dem Dichter bis in sein höchstes Alter lieb war, passend anschließen, wenn wir davon nicht schon an einer andern Stelle gesprochen hätten.*)

Nachdem die Woche über fleißig gearbeitet worden, ist der Sonntag die Zeit der Erholung, bescheidenen Genusses, der Spaziergänge vors Thor, der Landfahrten. Am Vormittag geht der Bürger, sauber gewaschen und gekämmt, das Gesangbuch unterm Arme, in die aus alten Zeiten stammende Kirche, die durch ihre seltsame Bauart nur noch ehrwürdiger wird; die Stube, die Werkstatt ist schon tags vorher gescheuert und ausgestäubt, die messingenen Beschläge glänzen spiegelhell, die Betten sind schneeweiß überzogen, ein Gericht mehr wird aufgetragen. Nachmittags gehts in Begleitung von Frau und Töchtern, Gesellen und Burschen, zum Thor hinaus, ins Freie. So sehen wir im „Faust“ am Osternachmittage die Stadt nach allen Richtungen aufs Land, an die Lustörter sich ergießen, und sie wandern alle an uns vorbei, Typen jeder Art, je nach Stand und Alter in den natürlichsten Worten redend, die der Dichter in die ungezwungensten, holdesten Reime gefaßt hat. „Saure Wochen, frohe Feste“ — diese Lehre wird dem Schatzgräber zuteil, d. h. dem, der auf abenteuerlichen Wegen dem Glück nachjagt und den wahren Schatz, die bleibende Befriedigung in Arbeit und geordnetem Wechsel, nicht zu finden weiß. Nur der Fleißige genießt den Sonntag, den Festtag, der ihn auf eine Weile frei macht und sich selbst zurückgiebt:

Aus Handwerks- und Gewerbesbanden
Sind sie alle ans Licht gebracht.

In der Stille des Sonntags regt sich das Höhere im Menschen — wir sehen es an Hans Sachs. Er steht im saubern Feierwams da, hat das schmutzige Schurzfell abgelegt, läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten, und da naht ihm die Muse und giebt ihm Schwänke und gute Sprüche und Lehren ein. Damals, als der Vater des Apothekers dem Knaben die Ungeduld benahm und drüben die Tischlerwerkstatt geschlossen war, da war es Sonntag, und die Fahrt ging nach dem Lindenbrunnen, und der Tischler mit seinen Gesellen wird sich auch dort eingefunden haben. Als vor zwanzig Jahren die Feuersbrunst im Städtchen ausbrach, wurde sie deshalb so gefährlich, weil alle Leute als am Sonntag in festlichen Kleidern spazierend in den Dörfern und in Schenken und Mühlen sich zerstreut hatten. Und an dem Tage, wo die Geschichte in „Hermann und Dorothea“ vorgeht, ist es

*) Unter den „Naturformen.“ Manches von dem, was in jenem Kapitel zusammengestellt worden, ließe sich auch hier unter den Sitten des Bürgertums einordnen und umgekehrt, wie das Allgemeine und das Besondere sich nicht trennen, sondern sich immer auf einander beziehen. Doch ist der Gesichtspunkt hier und dort ein verschiedener und in andrer Betrachtung tritt aus demselben Gegenstande auch ein andrer Inhalt hervor.

wiederum Sonntag; nur heute hat der arbeitsame Hauswirt Zeit, behaglich unter dem Thorweg und später im kühleren Saale sitzend mit Frau und Nachbarn zu schwatzen; nur heute können die letztern auf der Stelle die Fahrt ins Dorf machen und dort sich erkundigen und verweilen. Daß die vergangene Zeit nach der Feuersbrunst berechnet wird, ist, wie wir beiläufig hinzusetzen, gleichfalls ein echter, dem Leben kleiner Städte entnommener Zug: in dem Jahre, wo es brannte, war er ein Knabe von zehn Jahren, folglich muß er jetzt dreißig zählen, oder: es war bald nach dem großen Feuer, oder ähnliche Redensarten, die zu fallen pflegen, wenn die Rechnung nicht stimmen will, oder die Bürger beim Glase über ein Datum uneins sind.

Was die Feiertage im Laufe des Jahres sind — Lichtblicke, die von ferne winken —, das ist in der Betrachtung des Lebens überhaupt der Traum von Utopien, das Märchen vom Schlaraffenlande. Die Zeiten sind schwer, die Arbeit drückt, die Bedürfnisse steigen; schaffe Geld, heißt es, wenn Frau und Kinder gekleidet und satt werden sollen, und die letztern haben guten Appetit — wie schön müßte es im Lande des Wunsches sein, wo die Häuser mit Kuchen gedeckt (cuccagna, pays de cocagne), die Zäune mit Würsten geflochten sind, wo der Müßiggang belohnt, der Fleiß bestraft wird und niemand Bezahlung verlangt oder annimmt. Dies ist seit Jahrhunderten, schon seit Aristophanes und seinem Wolkenkukuksheim, ein vielbeliebtes, immer willkommenes Thema, das aber nirgends mit so heiterer Grazie behandelt ist als in der ersten Epistel. Alles Grobe ist ausgeschieden, altgriechische Lebensform adelt die in reinem Fluß der Rede behaglich weitergetragenen Bilder einer verkehrten Welt. „Aber hüte dich wohl,“ ruft noch zum Schlusse der Richter dem guten Hans Ohnesorge zu,

daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.

Schmunzelnd hört das der wackere Meister und kehrt halb getröstet zu Hobel und Ambos zurück oder holt im Wirtshaus das Geldstück hervor, das so sauer verdient wird und so leicht vertrunken ist.

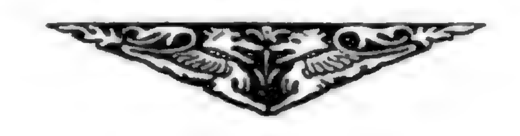
Nicht bloß die Männer müssen arbeiten, auch die weibliche Hausgenossenschaft darf die Hände nicht in den Schoß legen. Daß die Bürgermädchen mit ihren Krügen am Brunnen zusammenkommen, haben wir schon an andrer Stelle bemerkt; dort halten sie üble Nachrede, es dauert sie das Unglück, es ärgert sie das Glück des Nächsten, und die Zünglein gehen fleißig hin und her, aber die zu lange ausbleibt, wird, wie Dorothea sagt, mit Recht getadelt. Auch die Bank an der Thür des Hauses ist solch ein Ort lieblichen Schwätzens; sie fehlt auch in dem Landstädtchen nicht, wo Wilhelm Philinens Bekanntschaft macht. Dorthin entschlüpft das Mädchen in der Dämmerung und wechselt verstohlene

Worte mit dem Liebsten, doch gereicht es ihr nicht zum Ruhm. In der Kammer oben aber wird gesponnen:

Wenn unsereins am Spinnen war,
Uns nachts die Mutter nicht hinunterließ —

sagt Lieschen; am Spinnrade finden wir auch Gretchen, und Brackenburg muß Klärchen das Garn halten, indes die Mutter strickend dabei sitzt. Aber auch das Spinnen geschieht nur in freien Stunden, und diese sind selten, denn im Hause giebt es viel zu thun. Das Mädchen muß überall Hand anlegen, muß kochen, fegen, nähen, nachts das kleine Schwesterlein wiegen und zum Schweigen bringen, am Waschtrog stehen; dies erzählt uns Gretchen selbst, und doch haben sie sich nicht gerade einzuschränken, denn der Vater hinterließ ein hübsch Vermögen. Auch Dora trägt selbst die Früchte zu Markt, Dorothea ist zu jeder Arbeit geschickt und verdingt sich sogar als Magd, und was das auf sich hat, hält ihr der Pfarrer mit beredtem Munde vor, Hermanns Mutter bringt selbst den Wein und die Gläser auf den Tisch u. s. w. Damit hängt es zusammen, daß in „Hermann und Dorothea" die Bürgerfamilie sich den armen Flüchtlingen gegenüber nicht mit einem Beitrag an Geld abfindet, also einer Hilfleistung in abstracto: sie sendet den Überfluß der Wirtschaft, Leinwand und Kleider, Bier, Schinken und Brot und läßt den Notleidenden also unmittelbar teilnehmen an der eignen Wohlhabenheit. „Denn seht," sagt auch der Brautvater im „Götz," eines Haus und Hof steht gut, aber wo soll baar Geld herkommen?" So entnimmt der echte Bürger auch seine Bedürfnisse nicht gern für Geld dem Laden, er bäckt sein eigen Brot, gewinnt seine Wäsche aus eignem Flachs und mästet das Schwein selbst, das ihm den Schinken und die Würste liefert. Ist das Erzeugnis der eignen Arbeit auch nicht immer so vollkommen, wie die aus großen Anstalten bezogene Waare, so ist es doch lauter und echt, nicht bloß scheinbar, auch nicht vermengt und gefälscht. Und auch besser schmeckt es und trägt sich besser, denn die Erinnerung an die eigne Mühe, an manche aufgewandte Kunst und Fertigkeit haftet daran.

(Schluß folgt.)



Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

Wieder fiel Oswalds Auge auf den Tag des Zorns, den dies irae. Ja fürwahr, an Strafe sollte er denken, an die Strafe für die Ruchlosigkeit, mit der sie ihn umgarnte, mit der sie ihn an ihren Triumphwagen spannte, um ihn desto schnöder wieder zurückzupeitschen. Welche Genugthuung schafft der rächende Richter den Mühseligen und Beladenen, den Märtyrern, welche ihm ihre Wundenmale zeigen? Der Schuld muß Strafe folgen, das ist der kategorische Imperativ und das Fundament der Weltordnung.

Aber der Zorn behält nicht lange seine Kraft. Nicht ohne Grund hat Michel Angelo in dem zürnenden Weltrichter den jugendlichen Gott dargestellt. Die Jugend flammt auf, ihr Zorn ist mächtig, aber er geht vorüber und macht milderen Gefühlen Platz. Für ein krankes Herz ist der Zorn keine Genugthuung, es fühlt sich nur wohl in dem Bewußtsein des unendlichen Schmerzes, ihm muß er eine unvergängliche Stätte bereiten, in ihn muß er sich versenken, er soll sein Begleiter am Tage, sein Gedanke und sein Träumen bei Nacht sein.

Oswald erhob sich vom Lager und maß mit unruhigen Schritten sein Zimmer. In leuchtenden Farben glänzte ihm Guido Renis Aurora entgegen. Gepriesen der, dem so golden die Morgenröte des Lebens entgegenglüht, dem die Stunden des Tages heitern Glanz bereiten, dem lässig der Gott einen neuen schönen Tag entgegenbringt! Für ihn war keine Morgenröte mehr zu hoffen, tiefes Dunkel hatte sich über seine Seele gelagert. Bald war es ihm, als ob er nichts mehr empfinde, bald wieder mahnte ihn die beschwerte, stechende Brust an das, was er erhofft und, dem Ziele nahe, für immer verloren hatte. Wie fühlte er die Trauer nach, welche ihn aus den Augen der schmerzensreichen Mutter Gottes in sein Herz traf! So trauert nicht die Mutter um den zu früh dahingerafften, unschuldigen und göttlichen Sohn; so trauert die

Digitized by Google

Geliebte, die der Freund des Herzens treulos verlassen hat. Hat Carlo Dolce der göttlichen Frau seinen eignen menschlichen Schmerz ins Antlitz geprägt, mit dieser Menschlichkeit das heiligste Gefühl durchtränkt, um es auch dem Ungläubigsten menschlich näher zu bringen?

Mechanisch hatte Oswald den Kohlenstift in die Hand genommen und war an die Mappe getreten, in welcher er die Photographien von Werken seiner Lieblingsmeister aufbewahrte. Obenauf lagen die Estherbilder von Paolo Veronese aus S. Sebastiano in Venedig. Oswald versenkte sich in deren Anschauen, und wie ihm die Lieblichkeit und kindliche Unschuld der schönen Nichte des Mardochai entgegenstrahlte, da gedachte er der andern Tochter Judas, die den Feind ihres Volkes nicht durch Liebe bekehrte, sondern mit blutigem Schwerte unter der Maske heuchlerischer Liebe tötete. Ein Gedanke durchblitzte seine Seele; er trat an die Staffelei und zeichnete die ersten Umrisse zu dem Bilde, das — wie eingangs geschildert — in der diesjährigen Ausstellung so viele Aufmerksamkeit erregte.

Es schien, als ob die Arbeit an diesem Bilde die einzige Lebensaufgabe Oswalds wäre, er verschloß sich seinem Freundeskreise, und nur seinen alten Akademiegenossen Harold Stolberg, der das ganze Liebesleid Oswalds von Anfang an mit Skepsis begleitet hatte, sah er zuweilen. Es traf sich aber auch, daß Oswald mit seinem Bilde um den Michael Beerschen Preis konkurriren konnte, der in diesem Jahre für einen Gegenstand aus dem alten Testament nach der freien Wahl des Künstlers bestimmt war. Wie wir bereits erfahren, hatte Oswald außer dem Preis noch die besondre Auszeichnung bei der Ausstellung erhalten.

Oswald hatte ursprünglich die Absicht, ohne Aufenthalt nach Italien zu reisen. Allein in München angekommen, konnte er es sich nicht versagen, die Kunstschätze der Stadt und die Ateliers ihrer berühmtesten Meister aufzusuchen. Das Urteil über Judith und Holofernes war bald auch an der Isar bekannt geworden, und Oswald fand in den dortigen Künstlerkreisen schnell die freundlichste Aufnahme. Er traf auch einen Jugendfreund, Viktor Paul Allhöver, der in dem Atelier Birotys arbeitete. Durch ihn trat Oswald diesem Meister näher, der ihn bewog, wenigstens einige Monate bei ihm zu arbeiten und ihm an dem großen Freskencyklus, der für das Münchener Kaufhaus bestimmt war, hilfreiche Hand zu leisten. So blieb Oswald zunächst in München; sein Aufenthalt währte fast ein Jahr, in welchem der Künstler ausschließlich seinem Berufe lebte und nur im Umgang mit dem Meister und dem Freunde Erholung und Trost suchte. Die Verbindung mit Berlin war so gut wie abgebrochen, ab und zu erhielt er einen Brief von Harold, der die Verhältnisse aus dem Bekanntenkreise in seiner mephistophelischen Weise schilderte, sodaß Oswald nie wußte, was an diesen Schilderungen Wahrheit und Dichtung war. Großheim hatte einen so tiefen Ekel über das Treiben seiner Verwandten und ihrer Kreise em-

pfunden, daß er freudigst dem Antrag einer großen Leipziger Verlagsfirma folgte und als deren Vertreter in New-York eine Filiale begründete. Er ließ nur selten von sich hören.

7.

Aber auch das Jahr rastloser und anregender Thätigkeit in München hatte in Oswald die schmerzliche Erinnerung an die Berliner Zeit nicht getilgt. Wie er sich auch bemühte, im Umgang mit dem Meister und den Genossen nichts von seinem Seelenzustande merken zu lassen, nur allzusehr war der Zwang, den er sich dabei auferlegte, für ihn fühlbar und für seine Umgebung nicht verborgen. Aber da Oswald selbst sein Herz nicht öffnete, so wagte auch niemand nach der Quelle seines Kummers zu forschen. Freilich waren auch die Berliner Zeitungsnachrichten bis nach München gedrungen, obwohl die dortige Presse den Klatsch nicht weiter verbreitete. Auch mied Oswald jeden Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, wie er auch den Geselligkeiten des Münchener Künstlerkreises fernblieb. Als der Herbst wieder heranrückte, waren es seine Münchener Freunde, die ihn zur Reise nach Italien aufforderten, und er gab diesen Bitten nach, obwohl der innere Drang nach dem Lande der Schönheit nicht mehr so mächtig war wie ehedem.

An einem schönen Herbsttage reiste Oswald von München ohne Aufenthalt nach Franzensfeste; von dort bog er nach Toblech in das Pusterthal ein und begann dann seine Wanderung in dem Dolomitenthal von Ampezzo. Er wanderte über Schluderbach und Lander nach Cortine, bestieg den einen und den andern Berg und fühlte, wie sein Herz bei dem Anblick der Bergriesen sich weitete und eine versöhnende Ruhe in sein Gemüt zog. Am Abend des Tages, als er in Cortina angekommen war, wanderte er hinauf auf eine Anhöhe, wo ein Kruzifix, weithin sichtbar, die ganze Gegend überragte. Unter demselben lagerte er sich und sah, wie die Abendsonne die roten Bergfelsen erglühen machte und das einsame Thal mit ihren letzten Strahlen grüßte. Ein Gefühl des Abschiedes war auch über ihn gekommen, ein mächtiges Sehnen nach dem Tode ergriff ihn, ein Sehnen nach einem Ende in Frieden und nach ewiger Ruhe. Seine Stimmung spiegelt sich in zwei Gedichten wieder, die er statt jeder weitern Nachricht über sich seinem Freunde Alhöver nach München am nächsten Tage absandte, nachdem er am frühen Morgen noch einmal die Stelle aufgesucht und bei der veränderten Szenerie auch wieder neuen Mut gefunden hatte.

Im Anblick der Dolomiten.

Am Abend.

Ruhe herrscht überall,
Kein Schall ist zu erlauschen,
Nur des Bergwassers Rauschen
Tönt erbrausend im Fall.

Überall Schweigen,
Die Dolomiten neigen
Ernst ihr schneeiges Haupt.
Langsam senkt sich die Nacht,
Wieder ein Tag vollbracht,
Den ich zu leben geglaubt.
Wann ist Frieden
Auch dir beschieden,
Du armes, gequältes Herz?
Wann ist zu Ende die Jagd,
Die dich ruhelos plagt,
Und wann endet der Schmerz?
Ruhe ist nur im Grab,
Dort hinab
Steigt nicht der Großen Handel,
Dort ist nicht Wechsel und Wandel.
Bald, Herr, zerbrich den Stab!

Am Morgen.

Alles erwacht,
Die Nacht
Ist ganz gewichen,
Des Mondes Sichel erblichen,
Sonne steigt auf in Pracht.
Alles ist Leben,
Die Dolomiten erheben
Voll Trotz ihr gigantisches Haupt,
Vöglein singen zu Hauf:
„Wachet, ihr Schläfer, auf,
Arbeit dem Tage nicht raubt.“
Fühlst du schlagen
Das Herz, sollst wagen
Mit dem Geschick neuen Strauß.
Leben ist Kämpfen, ist Streit,
Ruhest noch lange Zeit
Einst in dem engen Haus.
Nimmer zurück!
Den Blick
Vorwärts gewendet!
Bis das Leben geendet,
Hoffe ein besser Geschick.

Mit frischer Kraft fühlte sich Oswald ausgerüstet, als er des Mittags von der Anhöhe in sein Gasthaus zur Croce bianca zurückkehrte. Er traf an der Thür Dr. Cirator, einen Berliner Arzt, dessen Anblick ihm freilich wieder seine Passionszeit in Erinnerung brachte, den er aber umsoweniger vermeiden konnte, als er mit dessen Sohn zusammen die Akademie besucht hatte. Beim Eintritt in die Wirtsstube, wo das Mittagessen bereits aufgetragen war, sahen

sie, daß ihre Plätze neben einem jungen Paare freigeblieben waren. Der Arzt ging auf dasselbe zu und mit einer Schnelligkeit, noch ehe sich die Beteiligten näher ins Auge fassen konnten, stellte er den Maler Oswald Hertel dem Herrn und Frau van Köllen vor. In letzterer erkannte Oswald — Margarete Genève. Beide wechselten einen Blick glühenden Hasses, Margarete gewann jedoch schnell ihre Fassung wieder und freute sich des Wiedersehens mit dem Künstler, der, wie sie sehr laut ihrem Manne mitteilte, in frühern Jahren lange Zeit eine Zierde des Salons ihrer Eltern gewesen sei. Oswald hatte auf die hastige Anrede nur einsilbige Antworten. Er stürzte ein Glas Wein nach dem andern hinunter und wurde dann so lustig und gesprächig, daß Herr Bankier van Köllen aus Amsterdam, der schon beschlossen hatte, der schlechten Verpflegung und armseligen Berge wegen Cortina zu verlassen, zur großen Überraschung seiner Frau den Wagen abbestellte, um noch den Nachmittag mit ihrem Berliner Freunde zusammenzuleben. Der Berliner Arzt, der seit zwei Jahren mit seinem Sohne in Rom lebte, wußte von dem, was sich dereinst zwischen Margarete und Oswald abgespielt hatte, kein Wort. Die Tischgenossen machten einen gemeinsamen Ausflug, während dessen Margarete, die anfangs Zärtlichkeiten über Zärtlichkeiten an ihren sich stets gelangweilt fühlenden Gatten verschwendet hatte, bald zurückblieb und von den übrigen getrennt an Oswalds Seite ging. Sie meinte, daß sie beide heute des höchsten Preises wert wären, und rühmte es als ein Zeichen guter Gesittung, daß sie alle die kleinen Differenzen aus der Heimat hier in der Fremde vergessen hätten, namentlich sie selbst, die — wovon freilich ihr Mann keine Ahnung habe —, so arg durch Oswalds Bild kompromittirt worden sei. Oswald erwiederte hierauf nichts, sondern fragte nur, ob sie sich an der Seite ihres Gatten glücklich fände. Margarete bemerkte lachend, daß sie vorläufig noch auf dem Wege zu ihrem Glücke sei, letzteres aber bestimmt in dem glänzenden Palaste ihres Gatten und in dem Komfort eines reichen Lebens zu finden hoffe. Ich habe mich eigentlich, so fuhr sie fort, nicht so leicht zu der Heirat entschlossen, da ich — und hier traf ein koketter Blick Oswalds Augen — einen gewissen Freund, der sich freilich sehr undankbar und häßlich benommen hat, nicht so leicht habe vergessen können. Aber zuletzt ist es doch für ein Mädchen das ärgste, sitzen zu bleiben und als alte Jungfer sich mit Krankenpflege und Kanarienvögeln oder Katzen zu beschäftigen. Das hat mir namentlich Mama im vergangenen Sommer in Scheveningen eindringlich vorgestellt, und so habe ich mir ein Herz gefaßt, dem Bankier van Köllen, der sich in diesem Bade, wahrscheinlich auf Bestellung der Eltern, sehr um mich bemühte, die Hand zu reichen, womit freilich noch der Besitz des Herzens nicht verbunden ist. In dem sitzt immer noch im Winkelchen ein wilder, ungestümer Freund.

Auch ich bin auf dem Wege nach dem Glücke, erwiederte Oswald, durch diese frivole Rede gereizt, aber ich werde vorsichtiger als Sie, meine Gnädige,

sein, und ehe ich mich in Fesseln schlage, es zunächst bei mehreren hintereinander probiren.

Ihre bittere Rede beweist nur, daß Ihr Künstler, so sehr Ihr auch der Natur ihre geheimsten Züge ablauscht, doch keine Ahnung von dem menschlichen Herzen, und am wenigsten von den Empfindungen der Frau habt.

Ich glaube wohl, erwiederte Oswald, daß unsre Anschauungen über Ästhetik auseinandergehen, zu einer Auseinandersetzung in dieser Hinsicht fühle ich, um aufrichtig zu sein, heute die Stimmung nicht. Auch liegt für uns wohl ein konkreter Fall näher, jedoch auch diesen zu beleuchten habe ich nicht den ersten Schritt gethan.

Natürlich, der alte Künstlerstolz darf sich keine Blöße geben. Er darf sich nicht erkundigen, ob der Freundin, die er in einer neuen Lebenslage trifft, nicht noch ein Gefühl der Erinnerung an alte Zeiten übriggeblieben ist.

Mir schien es wenig angemessen, ausdrücklich eine solche Frage zu stellen; ich habe mich nach Ihrer Zufriedenheit erkundigt und bin durch Ihre Antwort völlig aufgeklärt worden.

Trotzdem scheint diese Antwort Sie nicht befriedigt zu haben.

Sie bewies mir nur, daß Sie ebensowenig von der Ehe wie von der Liebe die wahre Erkenntnis haben.

Ach natürlich, Ihr Männer habt allein die Erbweisheit überkommen und für uns Frauen ist ja nur eine kleine für Euch überflüssige Rippe bei der Schöpfung abgefallen. Wie können wir von so hohen Dingen auch die richtige Vorstellung haben?

So hat wiederum ein Ausgleich zwischen uns stattgefunden; auf meine bittere Rede ist eine bittere Antwort erfolgt, und wir können uns jetzt getrost der übrigen Gesellschaft anschließen.

Also, Sie wollen von mir eine Aufklärung nicht haben? So habe ich mich doch nicht geirrt, wenn ich Ihren Stolz höher als Ihre Liebe achtete.

Mit dieser Überzeugung können Sie ja befriedigt sein; Sie finden eine Rechtfertigung für Ihr ganzes Verhalten, und das wird Ihrer Ehe und Ihrem zukünftigen Glück zu Statten kommen. Das ist es, was ich Ihnen wünsche.

Aber es liegt mir doch daran, daß auch Sie nicht ohne Aufklärung scheiden; ich habe mir immer einen Augenblick herbeigesehnt, in welchem ich mit Ihnen in freier Stellung und mit Ruhe über das Vergangene, das auch mich schmerzlich genug berührt hat, reden könnte. Ja, zucken Sie nur die Achseln, mein Freund; ich sage nicht, was ich nicht auch empfunden habe. Sie glauben natürlich, Liebe sei nur vorhanden, wenn sie sich in elementarer Kraft entwickelt, so wie bei Shakespeare, der schon bei der ersten Begegnis die Liebe zueinander wie durch elektrischen Schlag entstehen läßt. Die stürmischen Ausbrüche der Leidenschaft in den kraftvollen Zeiten der Renaissance haben heute milderen Empfindungen Platz gemacht —

Nur andern Formen, aber die Empfindung ist dieselbe geblieben, wo sie sich rein und wahr zeigt.

Nun, es mag sein, daß ich in diesem Sinne nicht die wahre Empfindung besessen habe, aber ist dies meine Schuld?

Gewiß, meine Gnädige, hatte ich keinen Anspruch auf Ihre Liebe, doch hatten auch Sie keinen Anlaß, mich zu ermutigen, um — — Aber wozu diese ganze Unterredung. Corrigeons la fortune, geben wir dem Zufall, der uns zusammengeführt, eine andre Richtung.

Damit Sie sich für den Gemißhandelten und mich für die Verbrecherin auch ferner halten, während doch nur eine Verschiedenheit der Anschauung obwaltet.

Als Oswald mit einer Verbeugung das Gespräch abbrechen und einige Schritte vorauseilen wollte, hielt ihn Margarete mit Heftigkeit zurück, ihre Wangen färbten sich, und sie rief: Ich will nicht in Ihren Augen schlechter sein, als ich verdiene. Haben Sie nicht, fuhr sie fort, mit Ihrer Heftigkeit es verdorben, und immer und immer wieder gedrängt? Und dann beklagen Sie sich, wenn ich mit meinen Überlegungen noch nicht abgeschlossen hatte. Mein Freund, von jener mächtigen, allbewegenden Liebe kann man nicht leben; nicht weil ich anspruchsvoll bin, glauben Sie mir, sondern weil ich mich in einem gewissen geistigen Komfort bewegen muß, um nicht an Seele und Geist zu Grunde zu gehen. Darin liegt der wahre Grund, weshalb so viele von uns nach den reichen Gütern des Lebens streben. Der Mann allein ist doch nicht imstande, unser Leben auszufüllen; wir wollen den Verkehr mit geistvollen Leuten, ohne uns einzuschränken, wir wollen alle Genüsse der Kunst und des Theaters —

Und nach diesem Maßstab, Unglückliche, haben Sie Ihren Gatten gewählt? Wissen Sie nicht, daß die Frau die Genossin des Mannes sein, seine Ziele und Bestrebungen teilen soll?

Und sich vielleicht dabei zu Tode langweilt.

O über die Täuschung, in der ich mich wiegte! War das alles nur Schein und Trug, oder war ich allein mit Blindheit geschlagen? Mögen Sie Ihren Weg wandeln und niemals erfahren, daß nicht bloß Kopf und Verstand und die Sinne, sondern auch das Herz unser Leben beherrschen. Wodurch unterscheidet sich dann die junge Dame, welche ihren Gatten nach den Genüssen des Lebens aussucht und sich die Ehe mit einem Salon bezahlen läßt, von jenen Geschöpfen, welche von der Straße in die Arme des Mannes fliegen und in den wenigen Minuten wirklich Liebe fühlen? Also nur im Preise liegt der Unterschied!

Maßlosigkeit hat Sie immer gekennzeichnet, für solche Worte habe ich keine Antwort, aber auch Sie werden erfahren, daß die Liebe nicht ein Leben allein ausfüllt.

Sprachs und lief ihrem Gemahl nach und begann mit diesem und Dr. Cirator ein lebhaftes Gespräch über alle möglichen Dinge und verschwendete soviel Witz, daß selbst Herr van Köllen, der sich schon wieder in gewohnter Mißstimmung befand, mehrere male laut auflachte und Dr. Cirator diesen Tag als den schönsten seiner Reise erklärte. Nichts geht doch über Berlin, sagte er, alles, was von dort kommt, hat Witz und Verstand; hier in den Bergen kann man wochenlang herumstreifen und findet nicht einen Menschen, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann. Da Sie auf Ihrer Hochzeitsreise doch keinen Begleiter brauchen, und ich mich nach Ihrer Abreise wieder langweilen werde, so will ich auch meine Reise in die Heimat fortsetzen. Ich werde froh sein, wenn ich wieder in meinem Klub meine Zeitungen, das Tageblatt und die Nationalzeitung, lesen kann, die man hier auch entbehren muß.

Das war ganz aus der Seele des Herrn van Köllen gesprochen, der sich schon längst nach seinem geliebten Amsterdam zurücksehnte.

Oswald ging einsam und schweigend hinterdrein; auf der Anhöhe erreichte er die übrige Gesellschaft, auf welche seine sichtliche Übellaune ansteckend wirkte. Auch Margarethen gelang es nicht mehr, in seiner Gegenwart ihre Heiterkeit zu bewahren. Die Gesellschaft kehrte verstimmt in das Hotel zurück; auch Herr van Köllen fand, wie er heimlich seiner Frau zuflüsterte, in Oswald nicht den lustigen Kameraden, den er nach seinem lebhaften Benehmen bei Tische in ihm erwartet hatte.

Vor dem Gasthause fand der Arzt eine frühere Reisegesellschaft, mit der er sich in ein eifriges politisches Gespräch einließ, das Ehepaar van Köllen hatte sich in ein Gartenhaus zurückgezogen und Margarethe begonnen, in einer mitgebrachten Tauchnitz-Edition zu lesen, während ihr Gemahl eine Cigarre nach der andern rauchte und für jede eine besondre Spitze nahm, die er mit der peinlichsten Sorgfalt behandelte.

Was sich so plötzlich zusammengefunden hatte, war ebenso schnell wieder auseinander.

Oswald hörte, daß in einer Stunde der Stellwagen nach Pieve di Cadore gehe; seine Sachen waren schnell gepackt, ein flüchtiger formeller Abschied von der neuen Begegnung war genommen, und unser Freund steuerte auf dem Vorderplatz des Wagens dem Geburtsorte Tizians zu. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Französische Kriegführung in Ostasien. Im Figaro erscheinen jetzt Briefe eines Herrn Pierre Loti, Berichterstatter des Blattes in Hué, welche die Einnahme der dortigen Forts durch die Truppen und Schiffe des Admirals Courbet schildern. Diese Briefe sind keine angenehme Lektüre, bezeichnen aber in ihrer lebendigen und anschaulichen Weise sehr deutlich die prunkvolle Methode der französischen Kriegführung gegenüber den Halbbarbaren, deren Unterwerfung Frankreich

in den Ländern Hinterindiens im Auge hat. Im folgenden teilen wir einen Ausschnitt des zweiten Briefes mit, von dem dies in besonders hohem Grade gilt. Zu Ende des ersten sehen wir die französischen Blaujacken im Besitze der Forts an der Mündung des Hué-Stromes und die geschlagenen Annamiten in dichten Massen in einem brennenden Dorfe zusammengedrängt, aus dessen Flammen sie sich nur auf einer Straße flüchten können, die unter den Kanonen einer großen Schanze hinführt, welche von Matrosen der Atalanta besetzt ist. Der Korrespondent erzählt nun weiter:

„Die Visire der Gewehre waren mit der Distanz in Verhältnis gebracht, die Kanonen waren geladen, alles war in der Stille vorbereitet worden, um die Feinde, wenn sie vorbeikämen, mit einem möglichst vernichtenden Feuer zu empfangen. Unsre Mannschaften beobachteten mit Vergnügen die rote Glut ringsum. Die ganze Gegend schien in Flammen zu stehen. Jedes andre Gefühl verlor sich in dieser schrecklichen Freude über die Zerstörung, die man angerichtet hatte. Jetzt begann der Auszug der Eingeborenen aus dem Dorfe. Man bemerkte, wie sie sich, halb versengt von der Feuersbrunst, hastig durcheinanderwimmelnd, draußen vor dem Orte sammelten und zum Laufe unter dem Fort bereit machten. Sie zögerten ein Weilchen, dann nahmen sie sich zusammen, um rascher laufen zu können, wobei sie den Kopf mit Bretstücken, Matten und Zweigen gegen unsre Kugeln zu schützen suchten — Vorsichtsmaßregeln kindischer Art, höchstens gut gegen einen gewöhnlichen Regenschauer. Endlich begannen sie aus allen Leibeskräften vorüberzurennen, und jetzt hob das große Blutbad an. Zuerst wurden zwei Salven auf sie abgegeben, und es war eine Lust zu sehen, wie diese Massen von Blei auf sie fielen, zweimal in der Minute, methodisch, auf Kommandowort, wie auf dem Exerzierplatze. Wie Güsse aus einer ungeheuern Gießkanne warf es sie schichtenweise nieder. Sand und Kies wirbelten über ihnen auf. Einige sprangen toll vor Todesangst wieder empor, taummelnd, stolpernd, zuckend wie verwundete Jagdtiere. Sie liefen im Zickzack weiter, wobei sie die Kleider in lächerlichster Weise aufgestreift, die Hose über den Kopf genommen hatten. Ihre Zöpfe und Chignons waren aufgelöst, und ihr langes Haar flog um sie wie eine Mähne. Andre stürzten sich ins Wasser, wobei sie sich die Köpfe immer noch mit Zweigen und Strohbündeln zu schützen versuchten, während sie nach den Dschonken hinschwammen. Sie wurden aber fast alle dabei erschossen, obwohl unter ihnen einige sehr gute Taucher waren; denn kaum erschienen sie wieder an der Oberfläche, um Luft zu schöpfen, so traf sie das tötliche Blei. Es war wie eine Jagd auf Seehunde. Zuletzt kam das Vergnügen, die Erlegten zu zählen. Man fand deren etwa fünfzig zur Linken und achtzig zur Rechten, im Dorfe aber lagen sie in Haufen übereinander. Einige hatten den Todeskampf noch nicht ausgekämpft. Man sah Arme und Beine sich starr emporstrecken und krampfhaft zucken, man hörte gräßliches Heulen und Wimmern. Die Zahl der Toten in den südlichen Forts mußte 800 bis 1000 betragen, und die Matrosen machten Wetten über den Gegenstand. Alles war vorüber, es war niemand mehr übrig zum Umbringen. Nunmehr stürzten unsre Leute aus dem Fort heraus, um sich, die Köpfe wirr und wüst von Sonnenbrand und Aufregung, mit nervösem Zittern über die Verwundeten des Schlachtfeldes herzumachen. Dort hatte sich einer erschöpft vor Furcht in ein Erdloch geduckt, da stellte sich ein andrer, mit einer Schilfmatte bedeckt, tot, hier hielt einer flehend die Hände empor und rief in kläglichem Tone »Han! Han!« Die Matrosen aber brachten sie ohne Barmherzigkeit alle um, indem sie ihnen entweder das Bajonnet in die Brust stießen oder ihnen mit dem Flintenkolben den Schädel zerschmetterten. Eingeborene Troßbuben aus Saigon machten sich

in schurkischer und blutdürstiger Weise nützlich, stöberten solche verwundete Leute auf, zeigten sie den Matrosen oder schleppten sie am Ärmel herbei und schrien: „Hier ist einer, kommt geschwinde her und gebt ihm Pan! Pan!« Unsre Mannschaften waren ganz außer Rand und Band, sie waren nicht wieder zu erkennen, sie waren wie wahnsinnig. Suchte man sie vom Morden zurückzuhalten, sagte man ihnen: »Was Ihr thut, ist unmenschlich, Eurer unwürdig,« so gaben sie zur Antwort: „Ach, es sind ja nur Wilde, Kapitän. Sie sind herumgezogen mit Oberst Rivières Kopfe auf einer Pike, wie bei einer Parade,« oder: »Sind das denn Menschen? Ei, wenn wir geschlagen worden wären, so hätten sie uns gepfählt oder zersägt.« Darauf ließ sich nichts erwiedern; denn es war nur zu wahr, was sie sagten, und so überließ man es ihnen, in ihrer schrecklichen Mordarbeit fortzufahren. Sie war nur ein Beispiel der Regel, die in den Kriegen im fernen Osten gilt. Wenn eine Handvoll Leute kommt, um einem volkreichen Lande ihre Herrschaft aufzuzwingen, so ist das Unternehmen ein so gewagtes, daß man genötigt ist, große Massen zu töten und dadurch Schrecken zu verbreiten; sonst unterliegt man selbst."

Der Figaro nennt die Briefe seines Berichterstatters „meisterhafte Leistungen." Sie werden jedenfalls Sensation machen — auch durch die Denkart ihres Verfassers. Die Engländer aber haben keine Ursache, darüber entrüstet zu sein, sie haben sich in Indien und anderwärts bis in die neueste Zeit herein nicht besser aufgeführt, zuweilen schlimmer.

Dr. Overziers Wetter-Mysterien. Endlich ein männliches Wort gegen eine Methode, die unter der Flagge der Wissenschaft segelt, aber, milde beurteilt, auf Selbsttäuschung hinausläuft — wir meinen die Abwehr der Seewarte und die Äußerung des Abteilungsvorstandes derselben, Dr. J. van Bebber.

Es ist in diesen Blättern seinerzeit über den gegenwärtigen Stand der Witterungskunde berichtet worden; darnach muß die Meteorologie darauf verzichten, Prognosen auf längere Zeit als 48 Stunden zu stellen. Die Kunst besteht darin, die Symptome des bereits eintretenden Wetters aufzufangen und richtig zu deuten. Über längere Witterungsperioden hat die wissenschaftliche Wetterkunde gar keine Kenntnis. Da kommt Herr Dr. Overzier und berechnet das Wetter auf sechs Wochen. Wie, das sagt er nicht; es sollen Sonne, Mond und Sterne damit zusammenhängen. Eigentlich ist er durch diese eine Thatsache, daß er seine Methode verschweigt, in den Augen besonnener Leute schon gerichtet und in die Reihe der Geheimmittelverkäufer versetzt. Aber das liebe Publikum, das sich soviel auf seine Wissenschaftlichkeit zu Gute thut, ist heutzutage gerade noch so thöricht wie je zuvor, es läßt sich durch eine mit der nötigen Keckheit inszenirte Reklame täuschen, kauft die völlig wertlosen Heftchen für eine Mark, und selbst die Redaktionen anständiger Blätter merken nicht, welche Blamage es ist, die Overzierschen Prognosen unter die der Wetterwarte zu setzen.

„Aber sie treffen doch ein." Richtig, genau so gut wie alle Altweiberprophezeiungen auch eintreffen. Es ist nicht leicht, das Wetter-Charakteristikum eines Tages richtig aufzufassen, und noch schwerer ist es, eine Reihe solcher Beobachtungen im Gedächtnisse zu behalten. Herr Dr. Overzier giebt noch dazu eine für ganz Deutschland, eventuell auch für weitere Strecken bestimmte Prognose. Wer irgend Wetterkarten zu lesen versteht, weiß, daß in so weiten Gebieten zu gleicher Zeit jegliche Gattung von Wetter zu finden ist. Irgendwo wird die Overziersche Prognose schon zutreffen. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Herr sich vom Hofmarschallamte bescheinigen läßt, daß entsprechend seiner Voraus-

sage zum Feste am Niederwalde schönes Wetter war, während das übrige Deutschland schlechtes Wetter hatte? Galt in diesem Falle das übrige Deutschland nicht mit? Wer hat sich denn die Mühe gegeben, einen einzigen Monat lang die Prognosen zu kontroliren? Keiner von denen, welche sich von Herrn Dr. Overzier und seiner Geheimwissenschaft imponiren lassen. Die es aber gethan haben, kommen zu ganz andern und auffallend übereinstimmenden Resultaten. Hiernach kommen auf die Overzierschen Prognosen 33 Prozent Treffer, während die meteorologischen Anstalten 80—90 Prozent aufzuweisen haben. Der August dieses Jahres, der abnorm kalt sein sollte, aber abnorm heiß gewesen ist, wurde gänzlich verfehlt, von den gewaltigen Stürmen des 18.—20. Oktober dieses Jahres weiß Herr Dr. Overzier nichts. Der heutige Tag, welcher infolge einer sekundären, von der Seewarte schon im Entstehen bemerkten Depression Sturm und Regen brachte, sollte sonnig und warm sein. Es ist nichts mit dem Herrn Dr. Overzier!

Wenn es sich hier um sogenannte Doktorfragen handelte, möchte man das alles auf sich beruhen lassen und sagen: Wer einmal so thöricht sein will, der kaufe sich diese Hefte. Es giebt ja noch genug Bauern, die noch heute den hundertjährigen Kalender verehren. Aber es handelt sich um Wohl und Wehe vieler Menschen. Wie, wenn man die Overzierschen Prognosen angenommen und es unterlassen hätte, die Sturmsignale aufzuziehen? Wie, wenn das beteiligte Publikum, Schiffer und Strandbewohner, durch die Zuversicht des Herrn Doktor irregeführt, es unterlassen hätte, den Warnungen der Seewarte strikte Folge zu leisten? Mit Recht ist die Seewarte neulich aus ihrer objektiven Zurückhaltung herausgetreten und hat öffentlich vor den Overzierschen Prognosen gewarnt, van Bebber hat sich (in Nr. 490 der Magdeburgischen Zeitung) angeschlossen. Wir begrüßen dies Vorgehen mit Genugthuung; man darf auch nicht zu objektiv sein. Das Publikum, welches viel weniger auf Gründe als auf Personen und Autoritäten hört, hat von den Ausführungen in den Fachzeitschriften keine Notiz genommen, hoffentlich läßt es sich weisen, wenn von berufenster Seite erklärt wird: Mit den „atmosphärischen Gezeiten" ist es nichts.

Antiquarische Kataloge. Sowie der Oktober kommt, kommen auch die antiquarischen Kataloge. Im Sommer tröpfeln sie nur, da kommt die ganze Woche oft nur einer, aber wenn der Herbst begonnen hat, ergießt sich eine wahre Hochflut, die nun auch bis zum März und April anhält. Täglich kann man jetzt durchschnittlich auf zwei Kataloge rechnen, an manchen Tagen kommen ihrer vier oder fünf. Jeder, der zur „Kundschaft" gehört, wird bezeugen, daß wir nicht übertreiben.

Wer soll diesen ganzen Segen bewältigen? Bücherkataloge zu lesen ist eine schwierige und zeitraubende Arbeit. Leidlich fleckt es noch mit guten Katalogen, d. h. mit solchen, in denen die angebotene Bücherwaare möglichst sorgfältig nach wissenschaftlichen Fächern und deren Unterabteilungen geordnet ist. Aber wieviele bekommt man, auf deren Titelblatte es heißt: „Bücher aus allen Wissenschaften," und die nun alphabetisch alles durcheinander werfen! Sie würdigt wohl nur der Neuling noch eines Blickes, der Kundige wirft sie ungelesen in den Papierkorb. Die Zeit, die an das Durchackern solcher Sammelsurien verschwendet werden müßte, ist kostbarer, als der eine oder andre gute Fang, der etwa dabei gethan werden könnte. Aber auch die guten Kataloge durchzusehen erfordert sehr, sehr viel Zeit, und viele müssen ungelesen bleiben. Wir haben uns schon oft gefragt: Warum wird diese winterliche Hochflut nicht auf das ganze Jahr verteilt? Weil die Leute im Sommer das Geld zu andern Dingen brauchen als zum Bücherkaufen? Weil der eine oder der andre aus der Kundschaft verreist sein könnte?

Mag sein. Aber die, welche zu Hause sitzen, würden sie umso eifriger studiren. Wenn die Herren Antiquare sehen könnten, mit welch zärtlichem Liebesblick solch ein weißer Sperling betrachtet wird, der einem im Sommer ins Haus fliegt, sie würden sicherlich einen Teil ihrer Wintersendungen auf den Sommer verlegen.

Aber auch in andrer Hinsicht scheint uns mit dem Verteilen und Versenden der antiquarischen Kataloge nicht ganz rationell verfahren zu werden. Von seinen Privatkunden weiß der Antiquar, was jeder sammelt, und schickt ihnen nur diejenigen Kataloge, die sie voraussichtlich interessiren werden. Wie soll er sich aber zu den öffentlichen Bibliotheken stellen? Den Bibliotheken schickt er alle Kataloge, und doch sind auch unter ihnen die wenigsten sogenannte Zentralbibliotheken, die alle wissenschaftlichen Fächer ergänzen; die meisten kaufen doch nur in einzelnen bestimmten Richtungen. Wieviel tausende von Katalogen werden da in einem Jahre gänzlich zwecklos verschickt, deren Herstellungskosten gespart und von den Bücherpreisen abgezogen werden könnten! Nur ein Beispiel. Der Verfasser dieser Zeilen bekommt seit Jahren mit rührender Konsequenz von einer Berliner Handlung ihre unter dem Titel Naturae Novitates erscheinenden naturwissenschaftlichen Antiquariatskataloge zugesendet, und doch hat er noch nie ein Blatt aus diesen Katalogen gekauft, nicht kaufen können, weil die von ihm verwaltete Bibliothek die Abteilung „Naturwissenschaften" garnicht hat. Die deutschen Antiquare sollten sich zusammenthun und an die Bibliotheken ein Zirkular mit einem Fragebogen senden, um festzustellen, welche wissenschaftlichen Fächer die einzelnen Bibliotheken wirklich besitzen und ergänzen. Der ganze antiquarische Verkehr würde dadurch wesentlich einfacher und für beide Teile, für Käufer wie Verkäufer, nutzenbringender gestaltet werden.

Ein weiterer Übelstand beim Versenden der Kataloge liegt darin, daß die Herren Antiquare sich ihre Kunden in verschiedene Klassen teilen. Die eine Klasse bildet der große Haufe, zu denen wohl die meisten Bibliotheken gehören, eine zweite bilden die Privatkunden, eine dritte die besonders „feinen" Privatkunden. Die letztern erhalten die einzelnen Aushängebogen der Kataloge zugeschickt und bestellen dann womöglich telegraphisch. Die Mittelklasse wird bedacht, sowie der Katalog ausgedruckt ist und broschirt vom Buchbinder kommt. Der große Haufe kommt dann im Laufe der nächsten Tage dran. Was ist die Folge davon? Daß man jahrelang um ein- und desselben Buches willen mit großem Eifer die Kataloge durchsieht, so oft man es entdeckt, schleunigst darnach geht oder schreibt und jedesmal, jedesmal die Antwort erhält: „Leider schon verkauft!" — wie es dem Verfasser schon mit Dutzenden von Büchern ergangen ist. Dieses Sortiren der Kunden ist entschieden ein Mißbrauch, der schließlich auch den eifrigsten Bibliothekar verstimmen und in seinem Eifer lähmen muß. Freilich, ein Buch, das aus den Händen des Antiquars in Privatbesitz gelangt, fällt immer über kurz oder lang wieder in die Hände des antiquarischen Buchhandels zurück und wird so von neuem zum Objekte des Verdienstes. Was Bibliotheken kaufen, sitzt von da an fest und ist dem Handel für immer entzogen. Aber deshalb die Privatkunden in dieser Weise zu bevorzugen, das erinnert doch beinahe an die Praxis der Zahnärzte, die sich sträuben, einen Zahn auszuziehen, weil sie durch Reinigen, Feilen und Plombiren mehr daran verdienen können.

So manches haben wir auch hinsichtlich der innern Einrichtung der Kataloge auf dem Herzen. Wie oft kommt es vor, daß man ein bestelltes Buch zurückschicken muß, weil es nichts weiter ist als ein Separatabdruck oder Ausschnitt aus einer Zeitschrift, ein einzelner Band aus einer Gesamtausgabe, die man bereits vollständig besitzt. Wer soll das den Büchertiteln immer ansehen? Die bibliographischen Angaben lassen hier oft viel zu wünschen übrig. Ähnlich verhält

es sich mit den Angaben über den Zustand der Bücher. Die Zensuren, die ihnen da mit auf den Weg gegeben werden, sind gewöhnlich äußerst milde gefaßt. Ein gänzlich besudeltes und zerrissenes Exemplar — das wird in der antiquarischen Sprache so ausgedrückt: „Nicht sonderlich gut erhalten" oder: „Trägt Lesespuren" oder: „Leider nicht ganz sauber." Ein großflatschiger blauer Stempel mitten auf dem Titelblatt, vielleicht quer über die auf dem Titelblatte befindliche radirte Vignette weg, daneben ein ebenso gräulicher roter Doublettenstempel, also eigentlich ein Zustand, der das Buch völlig unkaufbar macht, wird zart durch die Worte angedeutet: „Titelblatt gestempelt." Und doch ist es ein großer Unterschied, ob dies auf der Vorder- oder der Rückseite, ob einfach oder mehrfach geschehen ist. Schickt man solche Bücher zurück, so lassen es ja die Herren Antiquare an Koulanz nicht fehlen, sie nehmen sie unweigerlich wieder. Aber das Porto ist doch weggeworfen, und den Verdruß und die Enttäuschung hat man obendrein.

Recht überflüssig dagegen sind die Zusätze, die sich auf die angebliche Seltenheit oder sonstige merkwürdige Qualitäten der Bücher beziehen: „Vergriffen," „Selten," „Äußerst selten," „Selten und gesucht," „Erste seltene Ausgabe" und ähnliches. Von M. Buschs „Bismarck und seine Leute" zeigte neulich einer an: „Erste, unkastrirte Ausgabe!" obgleich die folgenden Ausgaben sich von der ersten nur durch Beseitigung einiger Druckfehler unterscheiden. Ein Augsburger Antiquar läßt sogar in seinen Katalogen vor jede dieser Bemerkungen eine Hand mit einem ausgestreckten Zeigefinger drucken (☞), sodaß man Seite für Seite eigentlich nur noch Hände sieht — schon eine typographische Geschmacklosigkeit, die das Lesen eines solchen Kataloges fast unmöglich macht. Für wen sind alle diese Zusätze bestimmt? Vermutlich für einzelne Büchernarren, die nur „seltene" Bücher kaufen. Denn Sachkenner wissen doch selber Bescheid und lassen sich durch solche Mittelchen nicht zum Kaufen reizen. Kann es einem doch auch hier begegnen, daß man an einem Tage in drei Katalogen dasselbe Buch findet und jedesmal als „Selten" bezeichnet. Von einer bekannten Kunstzeitschrift, mit deren vergriffenen älteren Jahrgängen in den letzten Jahren ein förmlicher Schacher getrieben worden ist, gestand uns ein Antiquar selbst lächelnd, sie gehöre zu „jenen seltenen Büchern, die man in jedem Kataloge findet."

Was die Herren Antiquare für Preise ansetzen wollen, ist ihre Sache. Wem ein Buch zu teuer ist, der braucht es ja nicht zu kaufen. Eigentümlich berührt es aber doch, wenn man ein- und dasselbe Buch an ein- und demselben Tage in drei verschiednen Katalogen zu drei verschiednen Preisen findet — hier für 2, da für 4, dort für 6 Mark. Wir haben da in den letzten Wochen namentlich mit ersten Drucken — „Autotypen" sagt der Antiquar vornehm — Lutherscher Schriften wieder seltsame Erfahrungen gemacht.

Endlich noch ein paar Punkte. Antiquarische Bücherlager sind bekanntlich große Schmutzlager, denen wohl nur höchst selten die Wohlthat einer Generalreinigung zuteil wird. Wenn aber nur wenigstens die Herren Markthelfer angewiesen würden, diejenigen Bücher gründlich zu reinigen, die sie jeweilig zum Versandt verpacken! Es kann kaum einen zweiten Geschäftszweig geben, der einem seine Waare — nicht immer! aber doch in vielen Fällen — mit einem solchen Haufen von Schmutz über den Hals schickt, wie der antiquarische Buchhandel. Eine förmliche Wolke quillt einem bisweilen beim Öffnen der Packete entgegen, und in der Staubschicht, die auf den Buchdeckeln liegt, kann man mit dem Finger malen! Aber auch die Herren Gehilfen gehen nicht gut mit ihrer Waare um — zum eignen Schaden des Geschäfts, sollte man meinen. Wozu z. B. Nummern oder Bemerkungen, die

Digitized by Google

das Geschäft in die Exemplare einzuzeichnen hat, mit so riesengroßer Schrift und obendrein oft gar mit Blau- oder Rotstift, der durch Gummi nicht zu beseitigen ist, hineinmalen? Bücher, die, wie es vorkommt, durch die Hände von drei oder vier Antiquaren gegangen sind — einer kauft sie ja immer dem andern ab, wenn der Vorgänger sie noch nicht hoch genug angesetzt hat —, sind bisweilen schon dadurch in einen Zustand gebracht, daß man sie garnicht mehr kaufen kann. Titelblatt und Einband, alles ist voll Nummern und Kollationirungsvermerke geschrieben.

Bald hätten wir die Hauptsache vergessen: was uns zu der vorstehenden kleinen Philippika den Anlaß gegeben. Es sind das zwei Antiquariatskataloge, die — nicht etwa die eben ausgesprochenen Vorwürfe in besonderem Maße verdienen, bewahre! — sondern zu den besten Erzeugnissen ihrer Art gehören und außerdem um ihres außergewöhnlichen Umfanges willen, der auch der Grund ist, daß die betreffenden Handlungen ausnahmsweise eine kleine Entschädigung für sie beanspruchen, auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdienen: die Bibliotheca historica (50 Pf.), welche die Buchhandlung von Heberle (H. Lempertz' Söhne) in Köln, und die Bibliotheca Lutherana (1 Mark), welche die Buchhandlung von Beck in Nördlingen herausgegeben hat. Der erste Katalog umfaßt nahezu 11000 Nummern aus allen Teilen der Weltgeschichte, der letztere unter andern eine so große Anzahl von Originaldrucken Lutherscher Schriften, wie sie seit dem großen Weigelschen Lutherkatalog von 1870 nicht wieder dagewesen ist. Mögen sich Geschichtsfreunde und Sammler beide Kataloge angelegentlichst empfohlen sein lassen.

Literatur.

Das Gewerberecht des deutschen Reiches. Von T. Bödiker, Geh. Reg.-Rat und vortr. Rat im Reichsamt des Innern. Berlin, R. v. Deckers Verlag, 1883. 420 S.

Von dem mutvollen Vertreter der letzten durchgreifenden Gewerbenovelle im Reichstage ist im amtlichen Auftrage eine Darstellung des deutschen Gewerberechts erschienen. Bekanntlich ist die Gewerbeordnung vom Jahre 1869 nur dadurch zustande gekommen, daß die Reichsregierung, da einmal das Prinzip der gewerblichen Freizügigkeit durchgeführt und gleichmäßige gewerbliche Grundsätze für das gesamte Bundesgebiet hergestellt waren, auf erhebliche Differenzpunkte verzichtete, so besonders hinsichtlich der konzessionspflichtigen Gewerbe, des Hausirens, der Geschäftsreisenden, des Lehrlings- und Hilfskassenwesens. Jedem Einsichtigen war schon damals klar, daß die Reaktion (im guten Sinne) gegen die zuweitgehenden Beschlüsse des Reichstags nicht ausbleiben konnte. Und in der That begann schon mit dem Jahre 1874 die Novellengesetzgebung hinsichtlich der Vermehrung einiger genehmigungspflichtigen Anlagen, es folgte im Jahre 1876 die Regelung des Hilfskassenwesens, im Jahre 1878 neben der Ordnung des Gewerbebetriebes der Maschinisten auf Seedampfschiffen die große Novelle vom 17. Juli, welche die Verhältnisse der gewerblichen Arbeiter ins Auge faßte und namentlich grundlegende Bestimmungen über die Sicherung der Gewerbebetriebe und der Fabrikaufsichtsbeamten traf. Die Novelle vom 23. Juli 1879 wandte sich wieder den konzessionspflichtigen Gewerben zu, indem sie die größten Übelstände, die sich bei den Unternehmungen an Privat-Kranken-, Entbindungs- und Irrenanstalten gezeigt hatten, sowie die Auswüchse auf dem Gebiete der Gast- und Schankwirtschaften und die durch die Pfandleiher und Rückkaufshändler bei dem Mißbrauch ihrer Freiheit hervorgerufene Not der unteren Klassen beseitigte. Die Novelle vom Jahre 1880 schränkte die Zügellosigkeit auf dem Gebiete der theatralischen Gewerbefreiheit ein, die Novelle von 1881 gab dem

Handwerk in dem neugeordneten Innungswesen die Grundlage zu einer gesünderen Entwicklung, endlich hat das Jahr 1883 außer der Krankenversicherung der Arbeiter die letzte große Novelle zur Gewerbeordnung gezeitigt, welche sich neben andern wichtigen Punkten vorzugsweise mit dem Gewerbebetrieb im Hausirhandel, der Handlungsreisenden u. s. w. beschäftigt. Bereits diese Novelle hat der Reichskanzler zu einer Neuankündigung der Gewerbeordnung mit dem Text des nunmehr bestehenden Rechts ermächtigt. Es ist diese Veröffentlichung auch im Reichsgesetzblatt erfolgt und damit dem größten Übelstand abgeholfen. Allein neben diesen speziell die Gewerbeordnung betreffenden Gesetzen giebt es noch eine unendliche Reihe von Verordnungen des Bundesrats und Reichskanzlers und eine Masse von Bestimmungen, die sich in den einzelnen Gesetzen, zerstreut über das ganze Reichsgesetzblatt, vorfinden. Bei dieser Fülle erschien es unmöglich, daß sich der einzelne zurechtfinden konnte. Es ist daher höchst dankenswert, daß Bödiker den amtlichen Auftrag erhalten hat, eine klare Übersicht des bestehenden Rechts zu geben. Er war der Einzige, der zu einer solchen Aufgabe berufen und ihr gewachsen war. In der Einleitung giebt er eine Geschichte der Gewerbeordnung unter lichtvoller Kritik der einzelnen Novellen, sodann bringt er den neuen Text und fügt demselben die zu den einzelnen Paragraphen ergangenen reichsrechtlichen Normen hinzu. Im folgenden Teile giebt er die Gesetze und die ergänzenden Bestimmungen, welche noch sonst das Reichsgewerberecht berühren, sodaß dasselbe in diesem Buche in vollem Umfange vorliegt. Verweisungen bei den einzelnen Vorschriften, sorgsame Bemerkungen zu der letzten Novelle vermitteln das Verständnis. Wenn der Verfasser in der Vorrede mit Bescheidenheit bemerkt, daß er keinen Kommentar gebe, so ist dies in dem landläufigen Sinne zwar richtig, allein nichtsdestoweniger ist sein Werk eine Erläuterung der Gewerbeordnung und jedenfalls die unumgänglich notwendige Grundlage für ein Verständnis derselben und für andre Arbeiten.

Georg Friedrich Händel. Ein Künstlerleben von Armin Stein (H. Nietschmann). Zwei Teile. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1882 und 1883. — Katharina von Bora, Luthers Ehgemahl. Ein Lebensbild von demselben. Ebda., 1882. — Königin Luise. Ein Lebensbild von demselben. Ebda., 1883.

Die drei vorstehenden Werke sind nach ein- und demselben Rezepte gearbeitet. Der Verfasser hat den Stoff aus geschichtlichen Werken, Memoiren, Briefwechseln zusammengetragen und daraus Lebensbilder geschrieben, bedient sich aber hierbei nicht einer schlichten objektiven Darstellung, sondern kleidet seine Erzählung in ein poetisches Gewand und verbrämt sie mit allerhand unschuldigen Zuthaten der eignen Phantasie. Die Erzählungen halten also etwa die Mitte zwischen wirklicher Geschichte und historischem Roman. Wir können auch hier wieder, was wir schon so oft gethan, den Einwand nicht unterdrücken, daß eine solche Vermischung viel Bedenkliches an sich hat. Geschichte und Poesie sind zwei verschiedene Dinge, und die eine vermag der andern recht wohl zu entraten. Will unser Volk nicht die reine Geschichte haben, sondern bedarf es der poetischen Überzuckerung, damit das Gericht schmackhaft werde, so sollte man einem solchen Gelüsten nicht nachgeben. Was im übrigen die Steinschen Bücher betrifft, so wollen wir gern zugestehen, daß sie durchweht sind von echt christlicher Gesinnung und warmer Vaterlandsliebe wie von Begeisterung für alle menschliche Größe, und daß sie sich darum als Lektüre für die Jugend wohl eignen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig

Das neue Aktiengesetz.

1.

Ein Wunsch, der im Laufe der Jahre immer lauter wurde und in den periodischen Mahnungen der Blätter aller Parteifarben wie in den jährlich wiederkehrenden Etatsdebatten des Reichstages seinen Wiederhall fand, tritt gegenwärtig der Verwirklichung näher. Der längst erwartete Entwurf eines Gesetzes betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften liegt bereits den Ausschüssen des Bundesrats zur Beratung vor, und es ist zu erwarten, daß nach dem Ergebnis derselben schon dem nächsten Reichstage die entsprechende Vorlage zugehen wird.*)

Gleich mit dem Einbringen des Entwurfs an den Bundesrat wurde das öffentliche Verlangen nach der Kenntnis des Inhalts rege gemacht, die Tagespresse wußte einzelne Bestimmungen zu erhaschen, und es begann sich alsbald nach allen Richtungen ein kleines Feuer der Diskussion zu eröffnen. Diese Publikationen konnten jedoch nicht genügen; es sind der Beteiligten zu viele, welche genau wissen wollen, wie sich das zukünftige Aktienrecht gestalten wird; es handelt sich um Bestimmungen, welche möglicherweise dem Schaffenstrieb und der Sparkraft des deutschen Volkes eine neue Richtung geben sollen. Unter diesen Umständen nahm die Reichsregierung keinen Anstand, die sonst geheime Drucksache des Bundesrats dem großen Publikum zugänglich zu machen, indem sie eine Veröffentlichung des Entwurfs mit Begründung und Anlagen durch

*) Der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften nebst Begründung und Anlagen, vorgelegt dem Bundesrat am 7. September 1883. Berlin, C. Heymanns Verlag.

eine Berliner Buchhändlerfirma veranstaltete. In den nachstehenden Aufsätzen soll Inhalt und Bedeutung des Entwurfs der Aktiennovelle einer Besprechung unterzogen werden.

Äußerlich ist die Novelle dazu bestimmt, den betreffenden Artikeln des Handelsgesetzbuchs, welche die gedachte Materie behandeln, substituirt zu werden, und insofern stellt sich der Entwurf nicht als ein selbständiges Gesetz dar; inhaltlich aber ist er es durchaus. Nur sehr wenige der bisherigen Artikel sind unverändert geblieben, an sechzig Artikel — außer den Übergangsbestimmungen — sind neu hinzugefügt worden. Die Begründung dieses Entwurfs bildet einen stattlichen Band von 524 Seiten und enthält eine Darstellung des Aktienrechts, welche unbedingt — mag der Entwurf zum Gesetz werden oder nicht — zum bestimmenden Merkmal für die künftige Entwicklung dieses Gegenstandes werden muß. Man enthält aus ihm einen interessanten Einblick in die gesetzgeberische Werkstätte des Reiches und sieht, mit welchen außerordentlichen Mitteln und mit welchem Aufwand von Arbeit und Gründlichkeit die Reichsregierung an die Lösung dieser schwierigen Aufgabe getreten ist. Die Anlagen des Entwurfs geben eine ausführliche systematische Darstellung des Aktienrechts und seiner Reformen bei allen Kulturvölkern; die Reformbestrebungen in Österreich, das Recht von Ungarn, der Schweiz, England, Frankreich, Belgien, Italien, den Niederlanden und Spanien werden in lichtvoller Weise entwickelt. Was an der so reichen Literatur und Rechtsprechung zu Tage getreten ist, alles das findet sich kritisirt und verwertet vor. Den Schluß bildet eine statistische Übersicht über die Kommanditaktiengesellschaften und Aktiengesellschaften in Preußen, wie sie sich nach einem im preußischen statistischen Büreau gesammelten Material ergiebt. Diese Übersicht ist freilich nur eine summarische; sie zählt nicht die einzelnen 1169 Aktiengesellschaften und 51 Kommanditgesellschaften auf Aktien auf, sondern behandelt nur die einzelnen Hauptbetriebszweige nach Gruppen. Das ist vielleicht zu beklagen und wird den Statistiker nicht gerade befriedigen. Allein da eine amtliche Statistik über die Aktiengesellschaften weder im Reiche noch in Preußen besteht, so mußte sich offenbar die Regierung eine gewisse Reserve auferlegen; sie würde bei jeder einzelnen Gesellschaft nicht immer für jede Zahl einstehen können, und eine speziellere Aufführung würde nicht bloß zu Rekriminationen Anlaß geben, sondern leicht geeignet sein, einer einzelnen Gesellschaft zu schaden. Auch in dieser Gruppenübersicht läßt sich der Gang der Aktienbewegung in den Jahren 1871 bis 1875 verfolgen und weist überaus lehrreiche Ergebnisse auf.

2.

An sich freilich bedarf es heute eines statistischen Nachweises nicht mehr für die Verwüstungen, welchen das Aktienwesen anheimgefallen ist und welche dieses selbst angerichtet hat. Leider ist es nicht bloß der materielle Verlust, um

den es sich handelt, obwohl wahrscheinlich kein Haus und keine Familie vorhanden ist, in der sich nicht der Krach von 1873 fühlbar machte, von den zahllosen vernichteten Existenzen ganz zu schweigen. Höher anzuschlagen ist der ideelle Verlust. Mit jener maßlosen Aktiengründung beginnt gleichzeitig eine Periode der Entsittlichung, die Klassengegensätze beginnen sich zu schärfen, und neben dem Luxus der Gründer erhebt sich das Gespenst der Sozialdemokratie. Ausschreitungen nach allen Richtungen treten hervor, und der Ausbeute durch die Gründer und deren Genossen folgen nicht minder wüste, über das Ziel hinausgreifende Rekriminationen und Verbitterungen. Unter solchen Eindrücken kann man sich nicht wundern, wenn sogar der Ruf nach Unterdrückung der Aktiengesellschaftsform laut geworden ist. Diesem Rufe zu folgen wäre der gegenwärtige Augenblick jedenfalls verfrüht. Man muß auch schon in Rücksicht ziehen, daß bei dem internationalen Charakter des Handels Deutschland, das mitten im Herzen Europas liegt, einseitig nicht zu weit vorgehen kann. Von der Berliner Börse knüpfen sich leicht die Fäden an die Börsen von London, Paris, Wien, Frankfurt, Brüssel, und entzieht man der einheimischen Industrie das Geld, so fließt ihr solches nicht zum Nutzen des Staates von außen zu, oder es wandern die heimischen Mittel ins Ausland. Man hat nur bisher den wirtschaftlichen Charakter der Aktienanteile verkannt; die Gesetzgebung ging von der verkehrten Anschauung aus, daß die Aktien die Kapitalsanlage vermitteln — und das Jobbertum hat hieraus seinen Nutzen zu ziehen verstanden —, während sie in Wahrheit nur ein Mittel zur Verteilung des Risikos sein sollen. Dieser Gesichtspunkt ist es, der den Entwurf zu beherrschen scheint; er findet seinen geeignetsten Ausdruck in der Bestimmung, daß der Nominalbetrag der Namensaktie mindestens 1000 Mark, derjenige der Inhaberaktie mindestens 5000 Mark betragen muß. Durch diese Bestimmung soll das kleine Kapital von den Aktienunternehmungen zurückgehalten werden, eine Bestimmung, die umso wirksamer sein wird, als der Zeichner zwei Jahre lang für den vollen Betrag der von ihm gezeichneten Aktie haftet. Die Aktiengesellschaft ist eine komplizirte Existenz; weil nicht der Geschäftsherr, sondern nur Beamte an der Spitze der Verwaltung stehen, so ist schon wegen des Kontrolapparates der ganze Mechanismus der Geschäftsführung weniger durchsichtig und viel teurer als das Einzelgeschäft. In der Natur der Sache liegt es, daß ein Geschäftsherr vorsichtiger in seinen Unternehmungen, sparsamer in der Verwaltung, sorglicher für die Zukunft ist als beamtete Direktoren. Der Aktionär steht dem Unternehmen viel fremder gegenüber, ihm liegt zunächst daran, eine hohe Dividende zu erzielen, jederzeit gewinnbringend sich seines Anteils zu entäußern. Das sind Thatsachen, die solange wahr sind, als es Aktiengesellschaften geben wird. Deshalb sollte sich der kleine Mann, den Mittel und Fähigkeiten völlig ungeeignet machen, einen solchen Mechanismus zu erkennen, davon fernhalten. Für ihn ist die Beteiligung an einem Aktienunternehmen mehr oder weniger ein Lotteriespiel, bei

dem voraussichtlich die Nieten zahlreicher sein werden als die Gewinne. Man sehe nur die Resultate! In der Zeit von 1871 bis 1875 haben von 246 Gesellschaften 90 in allen fünf Jahren 0 Prozent Dividende gegeben, 114 durchschnittlich weniger als 1 Prozent, 160 durchschnittlich weniger als 3 Prozent! Wie viel besser wäre es gewesen, das Kapital in Staatsanleihen, in Pfandbriefen ritterschaftlicher Institute, in Sparkassen anzulegen! Rechnen wir dazu noch die Verluste, welche die Aktionäre durch Reduktionen, Liquidation und Konkurse erlitten haben, so wird das Bild noch düsterer; bei 69 Liquidationen haben die Aktionäre nichts, bei 70 weniger als pari erhalten, von den 84 Konkursen ist bei 57 auf die Aktionäre nichts gefallen.

Trotz dieser Schattenseiten wird aber doch nicht geleugnet werden können, daß viele Unternehmungen, welche heute dem Handel und Verkehr einen außerordentlichen Aufschwung gegeben haben, ohne die Kapitalsvereinigung der Aktiengesellschaften überhaupt nicht hätten entstehen können: Eisenbahnen, Kanäle, Schifffahrtslinien u. dergl. m. Wir müssen also die Form der Vergesellschaftung beibehalten in allen solchen Fällen, wo die Kraft des Einzelnen nicht ausreicht. Aber diese eignen sich eben nur für das Großkapital. Deshalb ist zu hoffen, daß die Höhe der Aktien nur dieses zu Aktiengesellschaften vereinigen wird. Hiermit hat also der Entwurf eine zweite Frage entschieden, welche gleichzeitig von den entgegengesetzten Strömungen aufgeworfen wurde. Sozialpolitiker der verschiedenen Richtungen haben verlangt, daß das Gesetz die Unternehmungen bestimmen soll, welche allein in der Form von Aktiengesellschaften betrieben werden dürfen. Zunächst zeigte sich das wunderliche Schauspiel, daß schon hier die Meinungen weit auseinander gingen, denn die einen wollten alle öffentlichen Unternehmungen dem Staate, den Kreisen und Gemeinden vindiziren und die übrigen für die Aktiengesellschaften vorbehalten, die andern kamen gerade zu dem entgegengesetzten Resultat. Aber gesetzt auch, es ließe sich hier eine Einigung erzielen, so zeigt sich doch ein solcher Vorschlag praktisch unausführbar. Wo läßt sich die Gesetzesformel finden, nach welcher mit Sicherheit entschieden werden kann, ob eine Unternehmung dem öffentlichen oder gemeinen Nutzen dient, nach welcher der Gesellschaftszweck genau präzisirt werden kann? Das sind Utopien, und wer sie aufstellt, ohne in präzisirter Formel die Ausführbarkeit zu suchen, wird dem Vorwurf des Charlatans nicht entgehen können.

Mußte also die Aktiengesellschaft beibehalten werden, so war die Frage nach der Reform des bestehenden Rechts eine umso dringendere geworden. Denn das bestehende Gesetz erschien als der sichtbare Prügelknabe des Krachs. In der That entziehen sich die einzelnen Ursachen der Krisis einer greifbaren Kritik; der Aufschwung des politischen Lebens, die größere Entfaltung der Macht des Staates, der Niedergang Frankreichs, der Milliardensegen des Krieges und die ins maßlose betriebene Produktion und Spekulation, die Geldgier auf der einen, der Leichtsinn und die Thorheit auf der andern Seite — das alles sind

Ursachen, denen man teils nicht zu Leibe gehen wollte, teils nicht konnte. Wer mag sich gern selbst anklagen? So blieb also das Gesetz, die sogenannte Novelle vom 11. Juni 1870, für die berechtigten und unberechtigten Vorwürfe übrig. Jenes Gesetz nun entstammte der Periode unsrer wirtschaftlichen Reformen, in welcher die Manchesterschule unter Anführung Delbrücks wie in der Gewerbeordnung und andern Gesetzen so auch im Aktienrecht ihre höchsten Triumphe feierte. Entfesselung der wirtschaftlichen Bewegung von allen Beschränkungen war die Losung. So hatte man nichts eiligeres zu thun, als die staatliche Genehmigung und Aufsicht für die Aktiengesellschaften aufzuheben, ohne die entsprechenden Kautelen an deren Stelle zu setzen. Der Gesetzgeber der Novelle wiegte sich in dem schönen Traume, daß die Beteiligten am besten ihr Interesse selbst wahrnehmen und daß sich auch hier die entgegengesetzten Kräfte stets im Gleichgewicht halten würden. In ruhiger Entwicklung würden die Schwächen des Gesetzes vielleicht nicht so fühlbar geworden sein; allein für solche Zeiten sind die Gesetze eigentlich überflüssig. Wenn die Menschen sittlich und weise sind, dann brauchen wir überhaupt keine Vorschriften, jedoch der Ruhm, den Tacitus den Germanen spendete: Plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges, war leider nicht mehr begründet. Der Übermacht des Kapitals zeigte sich jene Novelle durchaus nicht gewachsen. Delbrück freilich glaubte, daß kein Gesetz imstande sei, die Leute vor Schaden zu bewahren, da der Kampf gegen die Dummheit selbst Göttern unmöglich sei. Deshalb wurden unter seiner Verwaltung die in dem ersten Zorn nach dem Krach angebahnte Reformen des Aktienrechts wieder bis auf weiteres vertagt. Es hat dies insofern auch etwas Gutes gehabt, als im Zorn weder der Mensch Entschlüsse fassen noch der Staat Gesetze machen soll. Dagegen wurde namentlich seit der Übernahme des Reichsjustizamtes durch Herrn von Schelling die Reform energisch in die Hand genommen. Welchen Weg hat nun diese eingeschlagen?

Die staatliche Genehmigung und Aufsicht hat sie nicht wieder eingeführt, hierin schließt sich der neue Entwurf einem allgemeinen Zuge der Welt an. Es ist bekannt, daß in Österreich trotz des Konzessionssystems der Krach nicht minder verheerend aufgetreten ist als in Deutschland, und daß neben den andern materiellen und ideellen Schäden die sittliche Haltung des höheren Beamtentums durch die sogenannte „Trinkgeldertheorie“ einen schweren Stoß erlitten hat. Auf der andern Seite ist man in allen zivilisirten Ländern zur Aufhebung der Staatsgenehmigung und -Aufsicht geschritten, wo sie noch bestanden. Daß der Staat nicht mehr die Genehmigung zur Gründung einer Aktiengesellschaft im allgemeinen erteilen soll — außer wo wie bei Eisenbahnen, Versicherungsgesellschaften u. s. w. Spezialgesetze die Konzession fordern —, scheint nur billigenswert. Denn für den einzelnen konkreten Fall läßt sich das Bedürfnis nicht vom grünen Tische aus feststellen. Dagegen wäre ein andres die Aufsicht durch staatliche, etwa in Verbindung mit den Handelskammern stehende Organe, die auch schon

auf Anzeige eines einzelnen Aktionärs, sowie von Amtswegen nach Möglichkeit für die Beobachtung von Gesetz und Statuten sorgten. Der Entwurf hat zwar in dankenswerter Weise — und wir werden darauf noch zurückkommen — die Rechte der Minorität erheblich gekräftigt. Hand in Hand mit dieser würde eine in der gedachten Art beschränkte Staatsaufsicht nur segensreich wirken. Abgesehen von der Staatsaufsicht beherrschen das englische oder französische System das internationale Aktienrecht. In England können sieben Gründer auch schon nach Zeichnung von nur einer Aktie für die Gesellschaft Rechtspersönlichkeit erlangen, wobei in möglichster Offenheit deren Vermögensverhältnisse aufzudecken sind. Allein ob das projektirte Grundkapital gezeichnet oder eingezahlt ist, dafür besteht keine Sicherheit, und wer sich bei einer Gesellschaft beteiligt, thut es lediglich im Vertrauen auf die Gründer, das jenseits des Kanals nicht minder täuschte als diesseits. Auch Frankreich hat, obwohl es die Zeichnung und Einzahlung des Grundkapitals als Voraussetzung für die Existenz der Gesellschaft aufstellt, keine Präventivmaßregeln, welche das Vorhandensein dieser Erfordernisse genügend sichern, sondern nur Repressivvorschriften, welche bei vorhandenem Mangel Nichtigkeit der Aktiengesellschaft und Verantwortlichkeit der leitenden Persönlichkeiten eintreten lassen. Daß für die einzelnen Betrogenen aus einer solchen Verantwortlichkeit, wenn die Sache einmal schief geht, nicht viel zu holen ist, versteht sich von selbst. Demgegenüber hat zwar die deutsche Novelle von 1870 gewisse Normativ- und Kautelarvorschriften aufgestellt, welche die Beobachtung der für die Existenzberechtigung der Gesellschaft bestimmten Erfordernisse sichern sollten; allein sie hat sich vorzugsweise darauf beschränkt, die Kontrole den Beteiligten zu überlassen, ohne ihnen die nötigen Mittel und Wege für eine solche Kontrole zu eröffnen. Darin lag der Hauptmangel. Freilich wer eine große Geschäftsgewandtheit besitzt, mit dem verschlungenen Getriebe auf der Börse vertraut ist, Verbindungen hat, die ihm aus freien Stücken und ehrlich Aufklärung geben wollen, der kann auch unter der Herrschaft des gegenwärtigen Gesetzes sich vor Schaden behüten, aber man wird zugeben, daß diese glücklichen Umstände nur selten zutreffen. Einem solchen Gesetze gegenüber sich darauf zu berufen, daß die Dummen nicht aussterben, ist freilich bequem.

Nach den Motiven sollen die Ziele des Entwurfs darauf gerichtet sein:

schon durch die Vorschriften über die Aktie und die Haftbarkeit aus der Zeichnung einen sachlicheren Anschluß der Beteiligten an das Unternehmen zu erreichen;

rücksichtlich der Gründung der Gesellschaft die vollständige und richtige Zusammenbringung des Grundkapitals zu sichern und offenzulegen und das Verfahren der Gründung so zu gestalten, daß die Gründer gegenüber der zu gründenden Gesellschaft hervortreten, der letzteren selbstthätig eine sachliche Prüfung und Entschließung ermöglicht und dem Registerrichter die formelle Prüfung erleichtert wird;

auch während der Geschäftsführung die Organe der Gesellschaft — Vorstand, Aufsichtsrat, Generalversammlung — in ihren Funktionen gegeneinander sicherer abzugrenzen und von unberechtigten Einflüssen zu befreien, sachgemäßer die Ge-

schäftslage der Gesellschaft erkennbar zu machen und eine lebendigere Teilnahme und Kontrole des einzelnen Aktionärs bezüglich der Vorgänge der Gesellschaft herbeizuführen;

die Verantwortlichkeit der bei der Gründung des Unternehmens unmittelbar und mittelbar Beteiligten, sowie der mit der Verwaltung und Beaufsichtigung betrauten Personen zivil- und strafrechtlich zu verschärfen;

auch durch sonstige Straf- und Ordnungsvorschriften den Aktionären wie dem Publikum einen größeren Schutz zu verleihen.

Aus diesen Sätzen geht hervor, daß der Gesetzgeber des Entwurfs nicht den Beteiligten jedes Eingreifen abnimmt, denn auch ein Gesetz kann nicht Unmögliches verwirklichen, aber er giebt ihnen in leichter und erreichbarer Weise die Mittel, sich zu unterrichten und, wenn sie nicht aus Leichtsinn absichtlich die Augen verschließen und blindlings ins Verderben rennen, sich vor Schädigung zu behüten. Man sollte meinen, daß dies doch ein sehr erheblicher Unterschied von dem Delbrückschen Standpunkte sei, und daß der Grad der Verlogenheit schon ein recht großer sein muß, wenn von der bekannten Oppositionsseite, z. B. von der Berliner Nationalzeitung, mit nicht beneidenswerter Kühnheit behauptet wird, daß der Entwurf nur das, was Herr Delbrück schon gesagt habe, als richtig anerkenne.

3.

Im Anschluß an das französische Recht haben sich in Deutschland zwei Arten der Aktiengesellschaft entwickelt, die eigentliche Aktiengesellschaft und die Kommanditgesellschaft auf Aktien. Letztere ist hinter der ersteren erheblich zurückgeblieben, und daß dies geschehen, dafür hat nicht zum geringen Teil der frühere Gesetzgeber sich die Schuld beizumessen. Das Unterscheidende zwischen beiden Arten liegt darin, daß bei der Kommanditaktiengesellschaft ein persönlich haftender Geschäftsherr es ist, welcher die Beteiligung eines größern Kapitals für sein Unternehmen in Anspruch nimmt; sachgemäß muß er nicht nur den Impuls zur Gründung der Gesellschaft geben, sondern auch für die Zukunft wegen seiner persönlichen Verantwortlichkeit bestimmend auf die Geschicke derselben einwirken. Er wird einerseits den Kommanditaktionären gegenüber selbständiger auftreten, andrerseits haben die letzteren in dessen Haftung eine größere Sicherheit, als sie ihnen alle möglichen Kautelen Direktoren einer Aktiengesellschaft gegenüber gewähren können. Ganz vorzugsweise eignet sich die Kommanditgesellschaft dann, wenn es gilt, einem Privatunternehmen einen größeren Aufschwung zu geben, und ganz besonders auch bei Industriegesellschaften, wo die Persönlichkeit des Leiters maßgebend sein muß. Allein leider hat die Kommanditaktiengesellschaft in Deutschland ihre Ziele völlig verkannt. Vor dem Jahre 1870 bestand in den meisten deutschen Staaten für die Aktiengesellschaft die staatliche Konzession, während für die Kommanditaktiengesellschaft eine solche nicht erforderlich war. Die Folge davon war, daß alle diejenigen Gründungen die

Form der Aktienkommandite wählten, welchen die staatliche Konzession verschlossen blieb, so unter anderm die Diskontogesellschaft in Berlin, die größte deutsche Kommanditgesellschaft auf Aktien, die man deshalb billig bei allen Exemplifikationen aus dem Spiele lassen sollte. In Preußen bestanden vor dem Jahre 1870 neben 178 Aktiengesellschaften 32 Aktienkommanditgesellschaften. Eine weitere Folge war, daß man die letztgedachte Form höchst unpassend wählte, daß man den persönlich haftenden Gesellschafter zu einem von Gründern und Aktionären abhängigen Direktor machte, und daß der eigentliche Unterschied zwischen beiden Gesellschaftsarten nur darin bestand, daß bei der Aktienkommandite der Direktor auch den Gläubigern gegenüber persönlich haftete. Als nun im Jahre 1870 die staatliche Genehmigung für die Aktiengesellschaften aufgehoben wurde, war die Anschauung der Geschäftswelt eine so unklare geworden, daß sich nunmehr der ganze Strom der Gründung in die Aktiengesellschaft stürzte und die Kommanditgesellschaften auf Aktien, die bei den vielen Umwandlungen aus Privatunternehmungen — wenn überhaupt — die richtigere Form gewesen sein würden, völlig in den Hintergrund traten. In Preußen wurden in den fünf Jahren nach 1871 neben 990 Aktiengesellschaften nur 11 Aktienkommanditgesellschaften gegründet.

Unter diesen Umständen würde es sich fragen, ob man nicht den im Handelsgesetzbuch aufgestellten Unterschied ganz aufgeben und die Kommanditgesellschaften auf Aktien allen Vorschriften der Aktiengesellschaften, jedoch unter Beibehaltung des persönlich haftenden Komplementars, unterwerfen sollte. So ist es im großen und ganzen in Belgien, in der Schweiz, in neuester Zeit auch in England der Fall. Ungarn hat die Form der Aktienkommandite als überflüssig ganz über Bord geworfen. Der Entwurf hat sich aber auch in dieser Beziehung von den Grundlagen des bisherigen Rechts nicht getrennt und von diesem Standpunkt aus dasselbe jedenfalls zu einem bessern Ausdruck gebracht.

Damit nur zweckentsprechend die Kommanditaktiengesellschaften ins Leben gerufen werden, ist angeordnet, daß die ersten persönlich haftenden Gesellschafter mit einem Zehntel des Gesamtkapitals beteiligt sein müssen, und daß dieses Zehntel zehn Jahre lang seit Errichtung der Gesellschaft unantastbar für die Gläubiger und in zweiter Linie auch für die Aktionäre hafte. Es kann nicht geleugnet werden, daß eine solche Vorschrift den Komplementar bei weitem über die Direktorialstellung erhebt und ihn dauernder mit dem Schicksal der Gesellschaft verknüpft, daß die Aktionäre, welche gerade im Vertrauen auf diesen Komplementar sich beteiligt haben, nicht in ihrem Vertrauen getäuscht werden. Die Summe ist nicht zu hoch, wenn man an den häufigsten und wichtigsten Fall der Aktienkommandite, an die Umwandlung aus einem Privatunternehmen denkt, und auch daran, daß diese Summe nur von sämtlichen haftenden Gesellschaften zusammen aufgebracht werden muß, sodaß der reichere den weniger bemittelten mit deckt. Wenn überhaupt die Aktienkommandite noch als Eigenart gerettet werden soll, so erscheint

uns dieses Auskunftsmittel als ein glückliches und umso zutreffender, als der Vorschlag in Börsenkreisen und von Börsenblättern sehr heftig bekämpft wird. Denn das Gesetz ist nicht dazu gemacht, das Börsenspiel zu begünstigrn, sondern zu beschränken.

Der Entwurf hat sich auch nach andern Richtungen bemüht, von diesem Standpunkte aus die Aktienkommandite zu gestalten. Er kennt bei ihr keine Gründer, denn von dem Komplementar soll ja allein der Anstoß ausgehen, dem Geschäftsherrn gegenüber tritt die richterliche Kontrole in den Hintergrund, die Kommanditisten dürfen nicht die vollen Rechte der Aktionäre ausüben. Umgekehrt dagegen ist in allen Fällen, wo es sich um Regelung der Teilnehmerrechte des Kommanditisten handelt, eine Gleichstellung von Kommanditaktiengesellschaft und Aktiengesellschaft herbeigeführt. Nur die allein zulässige Namensaktie ist bei der Aktienkommandite mit Recht beibehalten, denn für die Inhaberaktie hat sich hier ein Bedürfnis nicht gezeigt, und die bloße theoretisch-eigensinnige Konsequenzmacherei darf sich nicht über die wirtschaftlichen Bedenken, die mit der Inhaberaktie verbunden sind, hinwegsetzen.

Im einzelnen wird man selbstverständlich noch darüber streiten können, ob diese oder jene Vorschrift auf die Aktienkommandite ausgedehnt werden soll oder nicht. Im ganzen genommen erscheint es uns zweifelhaft, ob der Entwurf hier seine Ziele erreichen wird. Der Gesetzgeber hat nicht die geringsten Mittel, um die Beteiligten zur Betretung des richtigen und wirtschaftlich gebotenen Weges zu nötigen. So klar auch seine Tendenz sein mag, er kann es nicht verhindern, wenn entgegen seiner wohlmeinenden Vorschriften die Aktienkommanditgesellschaft in andrer Weise ins Leben gerufen wird, wenn nicht der persönliche Geschäftsherr es ist, welcher die Kommanditisten aufruft, sondern wenn Gründer es sind, die sich den persönlich haftenden Gesellschafter wählen. Daß letzteres bisher fast Regel war, kann nicht geleugnet werden, und ebensowenig lassen sich eingewurzelte Anschauungen durch Gesetzesparagraphen beseitigen. Wird aber dieser Weg gewählt — und der Gesetzgeber kann es nicht verhindern —, so fehlt in dem Entwurf jede Verantwortlichkeit für die Gründer der Aktienkommandite, und der Komplementar bleibt allein übrig. Nun wird derselbe wegen der oben gedachten Beteiligung keine Strohpuppe im allgemeinen mehr sein, allein seine Beteiligung braucht ja nicht bloß in baarem Gelde zu bestehen, er kann auch sein Etablissement einbringen, und so werden auf diesem Gebiete faule Gründungen nicht ganz beseitigt werden können.

Neben 1169 Aktiengesellschaften beträgt in Preußen die Zahl der Aktienkommanditen 52, darunter besteht die größere Hälfte aus Banken, für welche die Form der Aktienkommandite durchaus nicht wesentlich ist, vielmehr die der Aktiengesellschaft geeignet erscheint. Lohnt es sich nun, für eine so geringe Zahl noch besondre Vorschriften aufzustellen, zumal da der Gesetzgeber bei der Entwicklung, welche die Sache nicht bloß in Deutschland, sondern fast in ganz

Europa genommen hat, doch nicht in der Lage ist, für die Gründung — und das ist die Hauptsache — den richtigen Weg in Zukunft zu erzwingen? Mißlingt auch dieser gesetzgeberische Versuch — falls der Entwurf Gesetz werden sollte —, dann kennt, deß sind wir sicher, ein künftiges Aktiengesetz die Kommanditgesellschaft auf Aktien als ein besondres Gebilde nicht mehr.

4.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß als der bedeutendste Reformvorschlag des Entwurfs derjenige betrachtet werden kann, nach welchem der Nominalbetrag für Namensaktien auf 1000 Mark, für Inhaberaktien auf 5000 Mark erhöht wird. Ausnahmslos aufgestellt, würde diese Bestimmung ein sehr zweischneidiges Schwert sein. Allein der Entwurf läßt Ausnahmen zu, indem er den Kanzler ermächtigt, die Ausgabe von Namensaktien nicht unter 200 Mark Gesellschaften zu gestatten, welche entweder gemeinnützige Zwecke verfolgen oder bezüglich deren der Staat, Kreis oder eine sonstige öffentliche Korporation einen bestimmten Ertrag ohne Einschränkung auf Zeit oder Bedingungen gewährleistet hat. Erstern Falles ist an verschiedne lokale Unternehmungen (Vizinalbahnen, Pferdeeisenbahnen, Gas-, Wasser-, Badeanstalten) gedacht, deren Zustandekommen bei einer zu großen Quote der Einzelbeteiligung gefährdet sein würde. Letztern Falles wird Vorsorge getroffen, daß das kleine Kapital eine sichere Anlage findet und sich nicht etwa in ausländische Spekulationen ergießt.

Dabei räumt der Entwurf noch einen andern Übelstand aus dem Wege. Verschiedne Gesellschaften, namentlich Eisenbahnen, die genötigt waren, bei Erweiterung ihres Unternehmens — Herr Stroußberg hat es sogar gleich anfangs gethan — neue Kapitalien aufzunehmen, haben zu diesem Zwecke oft Aktien von verschiedner Berechtigung ausgegeben, die im Verkehr als Stammprioritäts- und Prioritätsaktien, nach verschiednen Serien, Buchstaben, u. s. w. figuriren. Das Rechtsverhältnis dieser verschieden berechtigten Aktionäre ist ein sehr mannichfaltiges, sodaß nicht selten über einzelne Fragen zahlreiche Prozesse angestellt werden mußten. Der Entwurf hat sich zwar der Lösung dieser Fragen enthalten müssen, weil sie zu sehr von den konkreten Verhältnissen abhängen und zum Teil auf wohlerworbenen Rechten beruhen. Allein er hat doch Vorsorge getroffen, daß einmal das Stimmverhältnis der verschiednen Arten untereinander und sodann die wichtigsten Rechte derselben im Statut geregelt werden müssen. Jeder Aktionär soll klar wissen, welche Rechte ihm zustehen.

Der Erhöhung des Nominalbetrages der Aktie wäre aber keine Bedeutung beizulegen, wenn nicht Hand in Hand damit eine Reform des bisherigen Rechts über die Haftung aus der Zeichnung verknüpft wäre. Unter der Herrschaft der Novelle von 1870 konnte statutenmäßig eine Befreiung der ersten Zeichner von den 40 Prozent übersteigenden Einzahlungen ausgesprochen werden, und von

diesem Rechte wurde zum Nachteil der Gesellschaften ein sehr erheblicher Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch gemacht. Diese Bestimmung des Gesetzes verlockte geradezu zu Täuschung und Betrug. Wer in dem Vertrauen, daß so viele großen Firmen Aktien einer Gesellschaft gezeichnet hätten, sich zur Abnahme verleiten ließ, der mußte bald zu seiner Verwunderung erfahren, daß die von den ersten Zeichnern beherrschte Generalversammlung die erstern ihrer Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft entließ. Zum Gegenteil schlug auch das Mittel der Kaduzirung, die Verfallserklärung des Aktienrechts aus. Dieses sollte dazu dienen, durch Androhung des Verlustes der bisherigen Einzahlungen die weitern der Gesellschaft zu sichern. Allein bald benutzten die Gründer diesen Weg, wenn der Kurs der Aktie schlecht stand oder diese gar unveräußerlich war, den Verfall gegen sich aussprechen zu lassen. Gleichzeitig waren diese Zustände auch die Leimruten, um den kleinen Kapitalisten einzufangen, dem man vorredete, daß er nur 40 Prozent der gezeichneten Summe zu zahlen brauche. Kurzum, hier waren die Übelstände so schreiend, daß fast allgemein Abhilfe verlangt wurde, außer von denjenigen, welche sich mit der Erwägung trösteten, daß der bisherige Zustand auf einer seit langer Zeit in Übung befindlichen Anschauung des Handelsstandes beruhe.

Jedoch tausend Jahre Unrecht sind noch nicht eine Stunde Recht. Der Entwurf hat hier nicht minder mit juristischen wie mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, denn bekanntlich läßt sich nicht jeder wirtschaftlich richtige Gedanke in die richtige juristische Form bringen. Zunächst ist das Verbot der Befreiung der Zeichner von ihrer Verpflichtung ausgesprochen, damit ist die Aktienzeichnung zu einem ernstlichen Rechtsgeschäft geworden; mit dem Zeichner haftet jeder spätere Erwerber der Aktie, und zwar dergestalt, daß die Gesellschaft erst den gegenwärtigen Aktionär in Anspruch nehmen muß, und soweit sie von diesem keine Zahlung erlangt, den früheren bis zum Zeichner hinauf. Auch hier würde allzu scharf schartig machen, wenn die Haftung des Zeichners und früheren Aktionärs eine dauernde wäre. Der Entwurf hat diese Haftung auf die innerhalb eines Zeitraums von zwei Jahren seit der Übertragung des Aktienrechts eingeforderten Beträge eingeschränkt. Innerhalb dieser Zeit kann die Gesellschaft den Betrag der Aktie noch von dem Rechtsvorgänger verlangen, wenn sich der gegenwärtige Aktionär als zahlungsunfähig erweist, zumal da der Entwurf in sehr zweckmäßiger Weise nur ein kurzes Verfahren, um diese Zahlungsunfähigkeit festzustellen, vorschreibt. Wer aber als Rechtsvorgänger von der Gesellschaft in Anspruch genommen wird, muß das bisherige Aktienrecht erhalten. Der Entwurf hat nämlich auch das Kaduzirungsverfahren näher geregelt und es den bisherigen Mißbräuchen entzogen. Freilich liegt es auch noch nach dem Entwurf in den Händen der Gesellschaftsorgane, aber es ist doch an feste Formen gebunden. Endlich verbietet der Entwurf die Ausgabe von Aktien vor der Vollzahlung und die Ausgabe von Inhaberpromessen.

Unter diesen Voraussetzungen werden eine Reihe von Übelständen beseitigt werden. „Nach den erörterten Bestimmungen, sagen die Motive, wird derjenige, welcher sich bei einem Aktienunternehmen beteiligen will, kein Interesse mehr haben, ein Auftreten als Aktionär zu vermeiden und Strohmänner vorzuschieben. Mit der Haftung des zeitigen [soll heißen: gegenwärtigen] Aktionärs geht die Ausübung der Aktionärrechte Hand in Hand, Zeichner und Vormänner haften nur subsidiär für eine begrenzte Zeit und unter Wiedererlangung des Aktienrechts, aber von dieser Haftung kann niemand durch Liberirung oder Reduzirung entbunden werden. Die Bestimmungen des Entwurfs werden daher auch dazu beitragen, die Aktie für ungemessene Spekulationen ungeeignet zu machen und Gründungen zu Zwecken der Agiotage zu verhüten."

In der That muß darauf das Ziel des Entwurfs gerichtet sein, denn in jener großen Milliardenepoche trat die wirtschaftliche Bedürfnisfrage gänzlich zurück; es galt nur neue Börsenwerte zu schaffen, sowie im vorigen Jahrhundert neue Tulpensorten aufkamen, lediglich um der Spielwut zu fröhnen. Was kümmerte auch den Gründer, ob die Gesellschaft, die er ins Leben rief, wirklich lebensfähig war, ob der Abnehmer der Aktie ein wertloses Stück Papier empfing; er selbst lief bei seinen Manipulationen keinerlei Gefahr und hatte nur den leichten Gewinn einzustreichen. Das wird, wenn der Entwurf zum Gesetz erhoben wird, nicht mehr möglich sein. Denn der erste Zeichner wird dadurch, daß er die Aktie an den Mann bringt, nicht wie bisher gänzlich von dem Schicksal der Gesellschaft gelöst. Zwei Jahre lang muß er befürchten, von derselben in Anspruch genommen zu werden, und das ist ein Zeitraum, in welchem eine Menge von Illusionen schwinden können. Wer sich also künftighin bei einem Aktienunternehmen beteiligen will, der muß es ernstlich thun. Die Aktie soll eben kein Spekulationsobjekt im Sinne wilder Börsenagiotage sein. Der hohe Nominalbetrag in Verbindung mit dieser strengen Haftung wird schon der „ungezügelten Lust" die nötigen Zügel anlegen. (Schluß folgt.)

Machiavelli.

2.

Wenn wir den Principe gerecht beurteilen wollen, so müssen wir uns zunächst das Volk, dem der Verfasser angehörte, dann die Zeit, in der er schrieb, endlich den Zweck seines Buches vor Augen halten.

Machiavelli war Italiener, und es liegt im Charakter der Italiener, wie aller Südländer, sich mehr auf List und Ränke zu verlassen, als auf offnes

Spiel. Die griechische, die punische Treue war im Altertum sprichwörtlich, die heutige Diplomatie der Orientalen kennt weder Wahrheit noch Recht, die Politik der Päpste ruhte lange vor der Gründung der Gesellschaft Jesu und der Entwicklung der Moral derselben auf jesuitischen Grundsätzen und war unter Alexander dem Sechsten, dem Zeitgenossen Machiavellis, die Arglist und Treulosigkeit selbst. Sie war der rücksichtsloseste Eigennutz, der vor keiner Täuschung, keinem Verbrechen zurückscheute, und die kleinen und großen Nachbarfürsten verfuhren mehr oder minder in gleicher Weise wie Alexander und sein ruchloser Sohn Cäsar Borgia. Recht und Ehre galten wenig, wenn es einen Zweck, einen Vorteil zu erreichen galt; man führte sie im Munde, man suchte den Schein zu wahren, als ob man sich von ihnen leiten ließe, man beachtete sie wirklich, wenn sie nur schmücken, nicht schaden konnten, stand aber keinen Augenblick an, sie zu verleugnen und zu verletzen, wenn es Nutzen verhieß.

Italien befand sich damals in größter Zerrissenheit und Verwirrung, es war größtenteils in der Gewalt der Fremden, die als Barbaren erschienen. Die Patrioten des Landes sehnten sich nach Einheit und Befreiung unter einem klugen und energischen Fürsten, und Machiavelli war ein glühender Patriot, dem jene Zwecke über alles gingen. Daß sein Buch dieselben verfolgt, daß es vor allen Dingen zu ihrer Erreichung beitragen, einem Fürsten Anweisung geben soll, sich die Macht zu verschaffen, ganz Italien zu einigen und es dann von den Fremden zu befreien, sagt er ausdrücklich selbst, und in dieser Absicht liegt die Hauptentschuldigung der Lehren, die es verkündigt.

Der Principe ist dem Lorenzo von Medici gewidmet. Im letzten Kapitel spricht der Verfasser die Hoffnung aus, die ihn bei der Niederschrift seiner Gedanken und bei der Widmung des kleinen Werkes geleitet hat. Der kalte Rechner verwandelt sich hier in einen begeisterten Redner, in einen von Vaterlandsliebe entflammten Propheten, seine Worte atmen brennende Sehnsucht, Morgenrot bestrahlt sie, indem sie sich zum Flug aus der Nacht beschwingen. Der scheinbar herzlose Mann der vorhergehenden Kapitel wird hier ganz Herz und Seele. Er sagt:

Betrachte ich nun das oben Besprochene und prüfe ich, ob die gegenwärtigen Zeiten in Italien dazu angethan sind, einen neuen Fürsten zu bringen, und ob dort ein thatkräftiger Mann Gelegenheit fände, ihm eine neue Gestalt zu geben, die ihm Ruhm und allen Bewohnern jenes Landes Wohlfahrt verschaffte, so will mir scheinen, als ob soviel Dinge zu Gunsten eines neuen Fürsten zusammenträfen, daß ich nicht weiß, welche Zeit sich je besser dazu geeignet hätte. . . . Sollte man die Kraft eines italienischen Geistes erkennen, so mußte Italien in den Zustand versetzt werden, in dem es sich heute befindet, wo es geknechteter als die Juden [in Ägypten], unterdrückter als die Perser [in der Jugendzeit des Cyrus], zerstreuter als die Athener [vor Theseus], ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, geplündert, zerrissen, jedem offen und vom Verderben in jeder Gestalt betroffen ist. Und wenn sich auch neuerdings in dem oder jenem ein Anflug zeigte, nach dem man ver-

muten konnte, er sei von Gott zur Erlösung Italiens ersehen, so wurde er doch später, als er höher aufstrebte, vom Glücke verworfen, sodaß es jetzt, wie leblos hingestreckt, dessen harrt, der seine Wunden heilen soll. . . . Man sieht, wie es Gott bittet, ihm einen Erretter von der Grausamkeit und dem Übermute der Barbaren zu senden. Man sieht es vollkommen geneigt und bereit, einer Fahne zu folgen, wenn sich nur jemand fände, sie zu erheben. Und man sieht jetzt niemand, auf den es mehr bauen könnte, als auf Euer erlauchtes Haus, welches mit seiner Kraft und seinem Glücke, begünstigt von Gott und der Kirche, deren Oberhaupt es jetzt [in Papst Leo dem Zehnten] ist, sich bei dieser Erlösung an die Spitze stellen könnte. Und dies wird nicht so schwer sein. . . . Hier ist in hohem Maße Gerechtigkeit; denn jeder Krieg ist gerecht, welcher notwendig ist, und alle Waffen sind heilig, wenn man auf andre nicht mehr hoffen darf. Hier ist die beste Vorbereitung, und wo gute Vorbereitung ist, da kann es keine große Schwierigkeit geben, wenn man sich beim Handeln des Verfahrens derer bedient, die ich Euch als Vorbilder aufgestellt habe. . . . In Italien fehlt es nicht an Stoff, dem man jede Form geben kann. Hier ist große Kraft in den Gliedern, wofern sie in den Häuptern nicht mangelt. Erkennt aus den Zweikämpfen und den Gefechten weniger, wie sehr die Italiener andern durch ihre Kraft, Gewandtheit und Geistesgegenwart überlegen sind. Aber sobald man zu den Herren kommt, zeichnen sie sich nicht mehr aus, und das ist die Folge der Untüchtigkeit der Häupter; denn die, welche Verstand besitzen, gehorchen nicht, und jeder hält sich für verständig, weil bisher niemand war, der sich durch Trefflichkeit und Glück so hoch gebracht hätte, daß die Übrigen sich ihm untergeordnet hätten. . . . Will Euer erlauchtes Haus sich jenen hervorragenden Männern anreihen, die ihr Vaterland befreit haben, so ist es vor allem notwendig, daß Ihr Euch mit eignen Truppen verseht [der Verfasser meint im Gegensatze gegen die damals üblichen fremden Söldner in Italien ausgehobene Truppen], weil man weder treuere noch tüchtigere Soldaten haben kann. Und wenn schon jeder von ihnen trefflich ist, so werden sie allesamt noch trefflicher werden, wenn sie sich von ihrem Fürsten geführt und von ihm geehrt und unterhalten sehen. Es ist also erforderlich, sich für solche Truppen vorzubereiten, um dann mit italischer Tapferkeit sich gegen die Fremden verteidigen zu können. Und obwohl das schweizerische und das spanische Fußvolk für furchtbar gilt, haben doch beide einen Mangel, infolge dessen man ihnen mit einer dritten Heereseinrichtung nicht nur entgegentreten, sondern auch zu siegen hoffen darf. Denn die Spanier können einem Reiterangriff nicht widerstehen, und die Schweizer haben von dem Fußvolke zu fürchten, wenn sie einem ebenso standhaften, wie sie selbst sind, im Kampfe begegnen. Die Erfahrung hat infolge dessen gezeigt und wird weiter zeigen, daß die Spanier vor französischer Kavallerie nicht Stand zu halten vermögen, und daß die Schweizer von spanischem Fußvolk aufgerieben werden. . . . Man kann nun, wenn man den Mangel jeder von diesen beiden Arten des Fußvolkes kennt, ein andres schaffen, das der Reiterei widersteht und sich nicht vor dem Fußvolke fürchtet, und dies wird durch veränderte Aufstellung bewirkt werden können. Dies gehört zu den Dingen, welche neu gestaltet einem neuen Fürsten Achtung und Bedeutung gewinnen. Diese Gelegenheit darf also nicht verpaßt werden, wenn Italien nach so langer Zeit einen Befreier für sich auftreten sehen soll. Unaussprechlich, mit welcher Liebe alle Teile des Landes, die durch die Überschwemmung mit Fremdlingen gelitten haben, ihn empfangen werden, mit welchem Durst nach Vergeltung, welcher unerschütterlichen Treue, welcher Dankbarkeit, welchen Thränen! Wo wären Thore, die sich ihm verschließen würden? Welche Bevölkerung würde sich weigern,

ihm zu gehorchen, welcher Neid sich ihm widersetzen, welcher Italiener ihm nicht dienen wollen? Jeden empört diese Barbarenherrschaft. Darum wolle Euer erlauchtes Haus diese Aufgabe mit der Unerschrockenheit und Hoffnung auf sich nehmen, mit der man gerechte Werke beginnt, auf daß unter seiner Fahne unser Vaterland zu Ehren komme und das Wort Petrarkas sich erfülle:

Mannhafter Sinn wird gegen blinde Wut
Zum Schwerte greifen; kurz nur währt das Streiten;
Denn unverkümmert flammt der alte Mut
In Italienerherzen fort durch alle Zeiten.

Machiavellis Buch ist also eine auf Erfahrung gegründete Auseinandersetzung der Grundregel, nach welcher ein Fürst, namentlich aber ein neuer Fürst, ein Usurpator oder Eroberer seine Politik einrichten soll, wobei dem Verfasser die Vorstellung und Hoffnung vorschwebt, derselbe werde den Erfolg, den er mit dieser Methode für seine Person erreichen müsse, mit hohem Sinne zur Erlangung größerer Erfolge und zuletzt des größten, zur Einigung Italiens unter seiner Fahne und zur Errettung des Landes von der Fremdherrschaft benutzen. Das Geschlecht der Mediceer soll zu größerer Macht und zuletzt zur Herrschaft über ganz Italien gelangen. Dies wird — so liest man nach der Lektüre des letzten Kapitels überall zwischen den Zeilen — nur dann möglich sein, wenn die betreffenden Fürsten nicht nur sich, die Vermehrung ihrer Gewalt und ihres Ansehens und überhaupt ihren persönlichen Vorteil vor Augen haben, sondern alles dies als Mittel zur Erreichung eines letzten großen vaterländischen Zweckes erstreben, der — so dürfen wir hinzusetzen — alle Schuld, die auf dem Wege dahin durch Täuschung und Rechtsverletzung im einzelnen begangen worden ist, aufwiegt und auslöscht. Der Gedankengang Machiavellis bei seiner Darlegung kennt keine Regel der gewöhnlichen bürgerlichen Moral, kein Gefühl und kein Vorurteil. Er hat zunächst nur den Vorteil im Auge, den die Beachtung seiner Regeln dem Fürsten persönlich bringen soll, das letzte Ziel, das höchste, auf das er zustrebt, begleitet ihn bei seiner ganzen Betrachtung, bleibt aber bis zum Schlusse verschwiegen. Bei seinem Räsonnement erweist er sich ferner durchgehends als nüchterner, kalter Realpolitiker, der sich von aller Theorie fernhält und seine Vorschriften lediglich aus der thatsächlichen Welt, aus der Kenntnis der damaligen Menschen und Zustände ableitet. Machiavelli ist keineswegs gewissenlos. Er ist vielmehr das politische Gewissen des damaligen Italiens. Er ersehnt ein einiges, in solcher Einheit nach außen hin freies Vaterland, und diese Freiheit ist ihm mit vollem Rechte so sehr das höchste, daß er dafür die Freiheit im Innern auf das Notwendigste beschränkt wissen will. Konzentrirung der Gewalt, der Volks- und Staatskraft in der Hand eines Einzigen allein giebt, wie ihn die Erfahrung gelehrt hat, der Nation die Stärke, welche zur Abschüttelung des Joches der Barbaren erforderlich ist. Wenn der große Tyrann, der nach Erdrückung der vielen kleinen übrig bleiben wird, sich zuletzt gegen die Fremden kehrt, so ist er ein Segen. Der Standpunkt des Fürsten, der dem

letzten Zwecke des Verfassers dienen soll, ist ein andrer, er wird an sich denken, für seine Person mächtig, weithin gebietend, von vielen geehrt werden wollen. Aber trotzdem, ja gerade damit dient er dem Ganzen. Seine Wünsche fallen in der Praxis mit denen der Patrioten zusammen, indem er sein Interesse wahrnimmt, fördert er unwillkürlich das Interesse aller gegenüber den Fremden, indem er an Macht und Einfluß wächst, nimmt die Hoffnung auf eine bessere Zukunft des Landes jenen gegenüber zu, und erfüllt sie sich schließlich.

Die Mittel, die Machiavelli seinem Fürsten zur Erhaltung, Ausbreitung und Verstärkung seiner Botmäßigkeit empfiehlt, sind oft von zweifelhaftem moralischen Werte, zuweilen empörend. Aber nirgends rät er deren Anwendung in innern Fragen in erster Reihe an, immer nur für solche Fälle, wo sie unvermeidlich ist, da andre Mittel hier keinen Erfolg haben würden. In Betreff solcher Gelegenheiten scheut er sich vor den schärfsten Konsequenzen nicht. Sonst aber soll sein Fürst sich gegen seine Unterthanen gütig, großmütig und leutselig zeigen, Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel fördern und alles vermeiden, was ihn verhaßt machen oder ihm schlechten Ruf zuziehen könnte — wobei freilich der Standpunkt des Fürsten immer als streng egoistischer gedacht ist, von dem aus er gut zu sein oder doch zu scheinen strebt, weil das Gegenteil seinem Zwecke zum Hindernis werden oder ihn ganz vereiteln würde. Nach außen hin dagegen muß der Fürst rücksichtsloser verfahren und oft sich über alle Vorschriften der Moral hinwegsetzen; denn das ist auch bei seinen Nachbarn Brauch und Gewohnheit. Truglist und Verrat sind an der Tagesordnung. Es ist ein Kampf ums Dasein, wo der Löwe und der Fuchs Vorbilder der Menschen sind. Wie will er sich seiner Feinde und Nebenbuhler erwehren, wie will er weiter, höher kommen, wenn er sich gegen sie nicht gleicher Waffen bedient? Ob ein Fürst ein Bösewicht, ein ruchloser Lügner und Ränkeschmied, ein verräterischer Meuchelmörder war, kümmerte Machiavelli bei der Beurteilung seiner Politik nicht, wenn er in diesen Rollen Erfolg erzielte. Nur so war Ordnung herzustellen, nur so stieg man in dieser greuelvollen Welt empor, sodaß man dem großen letzten Zwecke ein Werkzeug zu werden versprach. Daher die Bewunderung, die Machiavelli für Cäsar Borgia empfindet und unverhohlen ausspricht. Er sagt von ihm, nachdem er seine Politik in ihren Hauptzügen betrachtet hat (6. Kapitel):

Wenn man alle diese Handlungen des Herzogs zusammenfaßt, so wird man ihn nicht tadeln können, ja mir scheint es sogar, als ob man ihn allen denen als nachahmenswertes Beispiel vorhalten müsse, die durch fremdes Glück und fremde Waffen zur Herrschaft gelangt sind. Denn er, ein Mann von hohem Geiste und umfangreichen Entwürfen, konnte garnicht anders verfahren, und seinen Plänen traten nur die Kürze des Lebens [Papst] Alexanders [des Sechsten, seines ihm am Charakter ähnlichen Vaters] und seine eigne schwere Krankheit entgegen. Wer es also für nötig hält, sich in seiner neuen Herrschaft der Feinde zu erwehren und Freunde zu erwerben, mit Gewalt oder Arglist obzusiegen, sich beim Volke beliebt

oder gefürchtet zu machen, den Soldaten Gehorsam und Achtung einzuflößen, die, welche ihm im Wege stehen können oder müssen, beiseite zu schaffen, durch neue Einrichtungen die alten Ordnungen zu ersetzen, streng und mild, freigebig und großmütig zu sein, ein unzuverlässiges Heer aufzulösen, ein neues zu bilden, sich die Freundschaft der Könige und Fürsten zu bewahren, sodaß sie ihm mit Freuden Gutes erweisen und ihn nur mit Furcht verletzen, der kann keine lehrreicheren Musterbilder finden als die Handlungen dieses Mannes.

An einer andern Stelle lobt Machiavelli ohne Beschränkung die verräterische Bluthat von Sinigaglia, wo Borgia seine Gegner in die Falle lockte und ermorden ließ, und in einem seiner Briefe ruft er aus: „Wäre ich ein Fürst, so würde ich es wie Cäsar Borgia machen." Aber ebenso kühl wie über den Untergang der Feinde des Herzogs urteilt er über dessen eignen Sturz.

Wenn seine Einrichtungen ihm nichts nützten, so war es nicht sein Fehler, sondern Folge einer argen Tücke des Schicksals. . . . Er hatte, nachdem er der augenblicklichen Lage gemäß richtig gehandelt, für die Zukunft zu fürchten, und zwar vorzüglich, daß ein neues Haupt der Kirche ihm nicht wohlwollen und ihm das zu nehmen bemüht sein würde, was Alexander ihm gegeben hatte. So gedachte er nach vier Seiten hin vorzugehen: erstens wollte er das ganze Geschlecht der Vornehmen, die er beraubt hatte, ausrotten, zweitens alle römischen Edelleute sich gewinnen, damit durch sie der [neue] Papst im Zaume gehalten würde, drittens das Kollegium der Kardinäle mehr von sich abhängig machen, viertens noch vor dem Ableben des Papstes [Alexander] soviel Macht erwerben, daß er sich mit eigner Kraft eines Angriffes erwehren könnte. Von diesen vier Absichten hatte er beim Tode Alexanders drei vollständig ausgeführt und die vierte beinahe ins Werk gesetzt. Denn von den beraubten Vornehmen brachte er so viele um, als er greifen konnte, und nur sehr wenige retteten sich, den römischen Adel gewann er sich, und im Kardinalkollegium gehörte ihm die große Mehrheit an. Was die neuen Erwerbungen betrifft, so hatte der Herzog im Sinne, sich Toskanas zu bemächtigen, und er besaß bereits Perugia und Piombino sowie die Schutzherrschaft über Pisa . . . Hierauf unterwarfen sich ihm ohne Verzug Lukka und Siena, teils aus Haß gegen die Florentiner, teils aus Furcht vor ihm, und Florenz sah keinen Ausweg mehr . . . Nur die Wahl Julius' des Zweiten kann man ihm vorwerfen; denn wenn er auch nicht imstande war, jemand, der ihm erwünscht war, zum Papste zu erheben, so konnte er doch hindern, daß ein Gegner Papst wurde, und niemals durfte er gestatten, daß die Kardinäle einen Papst wählten, den er beleidigt hatte, oder der Furcht vor ihm hatte; denn die Menschen beleidigen entweder aus Haß oder aus Furcht. . . . Der Herzog mußte auf alle Fälle einen Spanier, oder wenn das nicht anging, Rohan [wegen seiner nahen Beziehungen zu Frankreich] zum Papste wählen lassen, nicht aber San Pietro ad Vincula. Wer etwa glaubt, daß vornehme Personen über neue Wohlthaten alte Kränkungen vergessen, der irrt sich. Der Herzog beging also bei jener Papstwahl einen Mißgriff und wurde so selbst Ursache zu seinem schließlichen Falle.

Man sieht, von einem Walten der göttlichen Vorsehung, von etwaigen aus der strafenden Gerechtigkeit Gottes fließenden übeln Folgen der Verbrechen des Herzogs ist hier nicht die Rede, er hatte politisch gehandelt und damit

Recht gethan bis auf den letzten unklugen Akt, wo er nichts Schlechtes, aber etwas Unpolitisches that.

Machiavell ist ein Schwärmer des Verstandes, ein Prophet der unbedingten Zweckmäßigkeit. Vor dem Nützlichen hat im einzelnen das Sittliche die Segel zu streichen, wobei den Denker immer der Trost begleitet, daß das Ganze schließlich die Verstöße gegen die Religion und Moral rechtfertigen wird. Der Staat ist Selbstzweck, der italienische Einheitsstaat wird mit seiner Herrlichkeit alles vergessen machen, was sein Gründer auf dem Wege zu ihm gesündigt hat. Der Fürst, der ihn zunächst durch rein egoistisches Verfahren herstellt, handelt immer gut, wenn er klug handelt. Nichts ist ihm unerlaubt, was seinem Zwecke frommt, nur unzweckmäßiges Verfahren ist immer zu tadeln, und unzweckmäßig kann unter Umständen auch ein solches sein, welches an sich ins Kapitel der Tugenden gehört. Während der Fürst bei seinem Denken und Verhalten nur seinen Vorteil im Auge hat, rein sachgemäß, rein der augenblicklichen Lage entsprechend, ohne Rücksicht auf irgend etwas andres handelt, fördert er, heute mit der Moral im Einklange, morgen mit ihr im Widerspruche, je nachdem die Dinge sich gerade gestalten, zugleich das große nationale Werk, wird er Werkzeug der nationalen Idee, der alles zu dienen hat. Stets geht Machiavell vom Vorhandenen, vom Thatsächlichen aus. Mit der Größe seines Verstandes vermag er sich auf die verschiedensten Standpunkte zu versetzen und sie zu einem höhern zu erheben. Seine eigne Meinung giebt er dabei zuletzt kund — eine Selbstbeherrschung, deren Kälte erschreckt, zuletzt aber, wo die Ziele dieses eisigens Denkens zu Tage treten, nur Bewunderung erweckt. Fühllos geht seine politische Logik von Konsequenz zu Konsequenz. Das Gute und Schöne, das Edle und Heilige, die Tugend, die Wahrheit, die Gerechtigkeit sollen nur Rechenpfennige für den Fürsten sein, der vorwärts will und endlich den großen Wunsch des Patrioten, der ihm mit seinem Buche Wegweiser zu sein vorhat, verwirklichen soll.

Die Zeitgenossen Machiavellis nahmen an den Vorschriften, die er im Principe erteilt, keinerlei Anstoß, obwohl das Buch rasch weite Verbreitung erlangte. Selbst die Kirche hatte anfangs nichts dagegen einzuwenden, sie setzte es erst dreißig Jahre nach seinem ersten Erscheinen auf den Index, und zwar geschah dies nicht, weil es die Moral, sondern weil es an einigen Stellen die Päpste angriff. Auch in nichtitalienischen Ländern fand die Schrift vom „Fürsten" im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte vielen Beifall. Mehrere hervorragende Fürsten und Fürstinnen, darunter Kaiser Karl der Fünfte, die Könige Heinrich der Vierte und Ludwig der Vierzehnte von Frankreich, Katharina von Medici und Papst Sixtus der Fünfte betrachteten sie als ihr politisches Brevier, und Sultan Mustafa der Dritte ließ sie ins Türkische übersetzen. Sehr günstig urteilten Philosophen wie Baco und Spinoza über das Buch und seinen Verfasser, auch Voltaire äußerte sich lobend über beide. Dagegen wurden frühzeitig auch tadelnde Stimmen über sie laut, die Jesuiten eiferten gegen die in

der Schrift vorgetragenen politischen Grundsätze, obwohl dieselben starke Ähnlichkeit mit den ihrigen hatten und sich durch nicht vielmehr als dadurch von diesen unterschieden, daß die macchiavellistische Politik die italienische Nation, die jesuitische das Papsttum mächtig zu machen bestimmt war. In Shakespeares „Heinrich dem Sechsten“ sagt Gloster:

Ich will den Redner gut wie Nestor spielen,
Verschmitzter täuschen als Ulyß gekonnt,
Ich leihe Farben dem Chamäleon,
Verwandle mehr als Proteus mich und nehme
Den mörderischen Macchiavell in Lehr!

Seckendorff nennt die Politik Macchiavellis „gottlos.“ Logau sagt in den Sinngedichten mit vollem Rechte, auch wenn man die neueste Zeit einschließt:

Mancher schilt auf diesen Mann, folget ihm doch heimlich nach,
Giebt ihm um die Lehre nicht, giebt ihm um die Öffnung [Veröffentlichung derselben] Schmach.

Friedrich der Große schrieb einen „Antimacchiavell,“ wobei er sich auf den abstrakt moralischen Standpunkt stellte, der von den konkreten Verhältnissen nichts beachten ließ. Dagegen rief wieder der „Vater des deutschen Staatsrechts,“ Johann Jakob v. Moser, aus: Sancte Macchiavelli, ora pro nobis! und Fichte, dessen idealer Patriotismus im Principe dem ihm verwandten Zuge warmer Vaterlandsliebe begegnete, verfaßte eine Ehrenrettung des viel verschrienen Italieners. Auch Herder stellte ihn hoch, und Goethe scheint im „Egmont“ gleicher Meinung zu sein. Trivial und zum Teil irrig ist Schlossers Ansicht, der in seiner „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ (II, 433) von Macchiavell sagt: „Dieser war ein Republikaner, sah alle Fürsten als Usurpatoren an, verachtete die Menschen sowie die christliche oder vielmehr päpstliche Religion und lebte in einer Zeit der List und des Betrugs, der Gewalt und der Anmaßung; er gab daher in seiner Schrift ganz ernstlich Rat, wie man das damals herrschend gewordene System der Despotie folgerecht durchführen könne.“ Warum der „Republikaner“ dies that, erfahren wir nicht, auch nimmt Schlosser vom letzten Kapitel keinerlei Notiz. Dem gegenüber haben Ranke (in der Kritik neuerer Geschichtschreiber) und Macaulay bekanntlich dem großen florentinischen Politiker volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und für ihn überhaupt erst das rechte Verständnis eröffnet. Ranke faßt seine Ansicht in den Satz zusammen: „Macchiavelli suchte die Heilung Italiens, doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift vorzuschreiben.“

Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

2. Stände.

(Schluß.)

lles Bisherige, wie wir es Goethes Werken entnommen haben, ist, mehr oder minder, ein Jahrhundert alt, und seitdem hat sich viel verändert. Die bürgerliche Sittlichkeit, jene enge, aber warme und in sich reiche Sphäre, sie besteht fast nur noch in entlegenen Gegenden, an kleinen Orten, in zufällig verschonten Kreisen. Sie ist verdunstet, wie ein edler alter Wein, der offen stehen geblieben ist, der Luft und dem Lichte ausgesetzt. Und wie in der Revolution die goldnen und silbernen Gefäße, die kunstreichen Schalen aus altem Familienschatze, die Leuchter und Kelche vom Altar eingeschmolzen wurden, um Geld daraus zu prägen, so lösten sich unter eifrigen Händen auch die mannichfachen Bildungen der Gesellschaft auf, um öde und gleichmäßig zu Zahl und Ziffer, zu Atomismus und Mechanik zu werden. Wen kümmert noch die Nachbarschaft? Schon der Schatzmeister im zweiten Teile des „Faust" klagt darüber:

> Wer will jetzt seinem Nachbar helfen?
> Ein jeder hat für sich zu thun.

Und wenn die beiden Episteln über das Unheil des vielen Lesens sich verbreiten und der Hausvater am Schlusse ausruft: Hätte ich noch so viel Töchter,

> es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
> Über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher versendet —,

so bringt jetzt nicht das Buch, das wäre noch das geringere Übel, sondern die Zeitung jeden Tag, ja zweimal des Tages, in die ärmste Hütte und ist unermüdlich beflissen, den Samen der Unzufriedenheit auszustreuen und die Ehrerbietung, den Glauben an ein Höheres zu zerstören. Alle Schranken sind gefallen, und so ist alles beweglich geworden, selbst der Grund und Boden, jedes Erbe der Vorfahren. Die Eisenbahn, die Todfeindin heimatlicher und herzlicher Gefühle, versammelt immer mehr Menschen in den großen Mittelpunkten; dort wirbeln die Sandkörner durcheinander, und zuletzt zerfällt alles in den einen großen Gegensatz von Arm und Reich, abzehrendem Elend und schwelgerischem Übermut. Sich in das Werk seiner Hände zu vertiefen, kann keinem Meister mehr einfallen, denn die Fabrik, die Maschine ist ihm weit voraus, und wenn er nicht Marktschreier und Lügner ist, wird sein Erwerb bald stocken, und er

muß es dann mit ansehen, wie andre, die ein leichteres Gewissen haben, in ihrem Geschäft fortkommen und gedeihen. Durch Schulen wird die Bildung bis in die untersten Schichten verbreitet, aber die Bildung ist nur schön, wenn sie vollendet ist, und da sie das für die Menge nicht sein kann, so giebt sie für die verlorene Sicherheit der Natur keinen oder nur trügerischen Ersatz. Jeder glaubt alles zu verstehen, und je weniger sein Urteil über Menschen und Verhältnisse zulangt, mit umso schnöderem, selbstgefälligerem Dünkel giebt er es ab, am liebsten in der Form höhnischen Witzes, der das Ideal und alles Bestehende zersetzt.

Weniger als die bürgerliche Mittelklasse hat dieser Verlauf der Dinge den Adel und die höhere Gesellschaft betroffen — obgleich auch diese mit jedem Jahre mehr durch die an einen fremden Stamm geknüpfte Plutokratie aus ihrer Stellung gedrängt und durch das Konnubium mit derselben innerlich, bis auf den letzten Blutstropfen und die geheimste Regung des Gemütes und Gewissens, verwandelt wird. Zu Goethes Zeit bildete der Adel noch eine eigne Welt, die seine Hand gleichfalls in sprechenden Lebens- und Sittenbildern vor uns ausbreitet. Wir versuchen auch diese Eigenheiten zu sammeln und sie nach des Dichters Vorgang dem Bürgertum, wie es war und ist, gegenüberzustellen.

Schon in den Jugendwerken finden sich einzelne Züge der Art zerstreut, z. B. in Auerbachs Keller:

Sie sind aus einem hohen Haus,
Sie sehen stolz und unzufrieden aus*) —

oder Mephisto zu Gretchen (um sie als Fräulein zu bezeichnen):

Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf —

oder Gretchen allein:

Er sah gewiß recht wacker aus
Und ist aus einem edlen Haus,
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär auch sonst nicht so keck gewesen —

oder Gretchen von ihrem Schmuck:

Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage gehn.

Welchen Begriff sich der junge Dichter von der adlich-diplomatischen Gesellschaft machte, geht aus dem zweiten Teil von „Werthers Leiden“ besonders deutlich

*) Man vergleiche damit im Philander von Sittewald (wir brauchen unsre heutige Orthographie): „Mancher Pfeffersack, Blacker (d. h. Schreiber, Tintenklexer) und Bärenhäuter, sobald er in ein fremdes Land kommt, eine wohlgelöste Zung hat, saur sehen kann, einen sammeten Mutzen (d. h. Rock, Wams) zahlen kann, will mit Don und Señor traktiret werden.“ Auch hier also die Unzufriedenheit, das Sauersehen als Kriterium der Vornehmheit. Solcher altpopulären Züge, Meinungen, Vorurteile, Sprachwendungen unzählige bei Goethe.

hervor. Dort gilt die äußere Schicklichkeit alles, das Herz, der innere Mensch nichts. Werther findet „unter dem garstigen Volke“ nur „glänzendes Elend, lange Weile“; es herrschen „die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften,“ am meisten die Rangsucht; „sie passen nur auf, wie sie einander ein Schrittchen abgewinnen können“; da ist ein Weib, die unterhält jedermann von ihrem Adel; eine andre hat „keine Stütze, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in dem sie sich verpalissadirt, kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter hinwegzusehen.“ Werther hat sich eines Abends nach Tisch zu lange im Hause des Grafen aufgehalten; da kommt allmählich die „noble Gesellschaft,“ in die er nicht hineingehört, und sie machen, da sie ihn erblicken, „ihre hochadlichen Augen und Naslöcher,“ und es kommt soweit, daß der Graf den bürgerlichen Eindringling bitten muß, sich zu entfernen. Werther thut das gern und fährt auf einen Hügel, die Sonne untergehen zu sehen und dabei im Homer zu lesen — wiederum die Unendlichkeit des Gemütes im Gegensatz zu den Schranken der Konvention. Nachher hört er, daß die Geschichte von Mund zu Munde geht und schadenfroh weiter erzählt wird, und daß man ihm, dem Übermütigen, der, weil er geistreich ist, sich über alles glaubt hinwegsetzen zu können, die empfangene Züchtigung gönnt, und dies Gerede kränkt ihn ernstlich und ist ein Grund mehr, seinen Abschied zu fordern. Hier haben wir auch bei Goethe den Freiheitskampf des achtzehnten Jahrhunderts, die Erbitterung gegen die überlieferten Stufen und Stände, jene Gesinnung, die in soviel Dramen, in denen alle Höhergestellten als ebensoviel Bösewichter erschienen, zum Ausdruck kam, am grellsten und glühendsten, unvergänglich bis auf den heutigen Tag, in „Kabale und Liebe.“ Doch Goethe blieb dabei nicht; bald sollte sich ihm in Weimar das Leben der Vornehmen auch von der positiven Seite zeigen, als eine gleichfalls inhaltsvolle Form des Menschlichen; und Werther selbst sagt dazwischen auch: „Zwar weiß ich so gut als einer, wie nötig der Unterschied der Stände ist, wieviel Vorteile er mir selber schafft, nur soll er mir nicht gerade im Wege stehen“ u. s. w.

Goethe kam als Natursohn nach Weimar, voll jugendlicher Lebenskraft, geplagt von einer rastlosen Phantasie, und darum von unnennbaren Stimmungen, nachlässig in der Haltung, zutraulich in der Rede, voll Hingabe und offnen Herzens, bald hingeschmolzen, mädchenhaft weich, bald brausend und wild — und nun sollte er lernen, im Verkehr edler Menschen der höhern Macht der Sitte sich beugen und mit behutsamer Mäßigung sein Inneres halb darstellen, halb verhüllen. In einem langen Unterricht weihte ihn Charlotte von Stein, die Besänftigerin, die Beichtigerin, wie er sie nennt, zu dem neuen Berufe ein; seine tiefe sittliche Anlage kam dem Werke der Umwandlung helfend entgegen. Die Aristokratie befeindete den Emporkömmling mit allen Kräften, heimlich und öffentlich, so der Minister Freiherr von Fritsch, der ehemalige Erzieher des Herzogs Graf von Görz, selbst Dalberg — und hatten sie nicht Recht? War

er doch bloß ein Bürgerssohn aus Frankfurt, ohne Vermögen, denn der sparsame Vater gab nicht gern etwas her, jung und in Staatsgeschäften völlig unerfahren, dazu, was schlimmer als alles war, ein Dichter, ein sogenanntes Genie? Gab er sich nicht wirklich Blößen genug durch Unvorsichtigkeit, durch Ausschweifung in Worten und Werken? Die übertriebensten Nachrichten gingen darüber in Deutschland um und wurden von dem Adel, der alle Vorzimmer der kleinen Höfe erfüllte und bewachte, weiter verbreitet.*) Doch es war das Zeitalter des Absolutismus, und so hielt ihn die Gunst des Herzogs, der selbst den Knabenjahren eben erst entwachsen war und darum das Herkommen nicht achtete. „Es ist wahr, schrieb Merck im Jahre 1777, die Vertraulichkeit zwischen dem Herrn und Diener geht weit, allein was schadet das? Wärs ein Edelmann, so wärs in der Regel.“ Ein halbes Jahr nach seiner Ankunft schon wurde der neue Günstling Geheimer Legationsrat mit 1200 Thalern Gehalt (damals mehr als jetzt) und Sitz und Stimme im geheimen Konseil, dann im Jahre 1779 Geheimderat (über diesen Titel schrieb er seiner Freundin die bezeichnenden Worte: „Es kommt mir wunderbar vor, daß ich so wie im Traum die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen kann, betrete“), endlich 1782 durch Diplom des Kaiser Josephs II. förmlich in den Adelstand erhoben. Letzteres enthielt schon eine Nachgiebigkeit gegen die herrschende Meinung, denn damit war das Ärgernis gehoben, einen Bürger bei Hofe und in nahen Beziehungen zu dem Fürsten und der fürstlichen Familie zu sehen. Unterdeß aber war er selbst ein andrer geworden: von der Rundreise, die er 1782 unter feierlichen Ehren als Abgesandter des Herzogs an die thüringischen Höfe machte, schrieb er: „Ich versuche alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen und bin mir immer bewußt,“ und im Jahre 1784 sagte Frau von Lichtenstein in Gotha von ihm aus, er könne jetzt in guter Gesellschaft nicht bloß empfangen werden, sondern nehme diese auch durch Liebenswürdigkeit für sich ein (Brief vom 20. Juni). Und es war nicht bloß eine äußere Übung oder ein übergeworfenes Gewand; die Anmut und Milde des Benehmens war nur der Widerschein der innern Reinheit und Güte, die er in langen Seelenkämpfen erstrebt und erreicht hatte — worüber das Tagebuch und der Briefwechsel die rührendsten Zeugnisse enthalten. Glücklicher, stärker als sein Tasso, hatte er die Herrschaft über sich gewonnen; er

*) Eine Stelle am Anfang des 8. Buches von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ scheint eine Erinnerung daran zu enthalten. Werner, der seinen Freund Wilhelm nach langer Zeit wiedersieht, schüttelt den Kopf und sagt: „Man sollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen sieht! Mehr als ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, du lebtest mit einem liederlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, hälfest ihm sein Geld durchbringen und seiest schuld, daß er mit seinen sämtlichen Anverwandten gespannt sei.“ Was Wilhelm darauf erwiedert, paßt auf des Dichters eignes Leben und seine Beurteiler.

war Edelmann geworden — durch Adel der Gesinnung, Hofmann — durch Höflichkeit des Herzens (aus Ottiliens Tagebuche: „Es giebt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt; aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens," und kurz vorher: „Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte"), zurückhaltend, oft schweigsam, denn in der Welt traten ihm in wechselnder Mischung Bosheit und Gewöhnlichkeit entgegen, und er hatte viele Schätze zu hüten. Anfangs mochten die Freunde, sie, die am Ufer geblieben waren, mit Besorgnis auf ihn blicken, wie er sich auf einem neuen Element eingeschifft hatte und mit Sturm und Wellen kämpfte; die Mutter lud ihn zur Rückkehr ins elterliche Haus ein, aber das ging nicht mehr an: „das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens hätte ihn rasend gemacht" (Brief an die Frau Rat, 11. August 1781), und er mußte das „Notdürftige und Angenehme" des väterlichen Hauses und die darin herrschende „unbedingte Ruhe" verschmähen (ebenda). Eben aus jenen kleinen bürgerlichen Verhältnissen hatte er sich ja emporgearbeitet, sich von Schlacken gereinigt und dabei unsäglich ausgestanden (an Jacobi, 17. November 1782). „Wilhelm Meister" ist das Werk, in der diese Erhebung schrittweise dargelegt wird; es ist die Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung" und zeigt uns, um es kurz und bündig zu sagen, wie der Bürgersmann zum Edelmanne wird. Tiefer und schärfer läßt sich der Unterschied beider Stände nicht aussprechen, als es Wilhelm in seinem Briefe an Werner gethan hat (Buch 5, Kap. 3). Was hier in sinnvollen, aber allgemeinen Formeln niedergelegt ist, entfaltet der ganze Roman, wie später die „Wahlverwandtschaften," in einer Reihe lebendiger Szenen und individueller Figuren. Was kann feiner dem Leben abgelauscht sein, als die Ankunft der Schauspielertruppe auf dem Schlosse des Grafen, die Verwirrung dort, die nicht gehaltenen Versprechungen, Wilhelms und Philinens Rolle bei den Lustbarkeiten und geheimen Liebeshändeln, das gereimte Pasquill, die einbrechende Gemeinheit bei den Prügeln, die der Pedant erhält, das Protegiren und Beschenken, die Ankunft des Prinzen, das Geld, das Wilhelm annimmt (auch Werther trug 25 Dukaten mit nach Hause), die mehr französische als deutsche Bildung, die improvisirte Bühne und auf ihr die Huldigung durch Emblematik und Allegorie, das Spiel mit idealen Mächten als Mittel gegen die Langeweile, die Leichtigkeit und der Leichtsinn bei ernsten Geschäften, die allmächtige Herrschaft eines schönen und liebenswürdigen, aber trüglichen Anstandes („Wilhelm sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten"), Lothario, der, wie es sich für den Baron schickt, wegen eines Frauenzimmers ein Duell hat und darin verwundet wird, der die Tochter eines seiner Pächter liebt und sie dann anderswohin verheiratet, während er die Schauspielerin Aurelie, deren Gunst er auch genossen hat, dem bittern Gram

überläßt, Jarno, in dem Wilhelm einen beobachtenden, herzlosen Weltmann findet („der Edelmann sei kalt, aber verständig, verstellt, aber klug") und der ihm dennoch, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab (er trägt in manchen Zügen das Antlitz Herders, wie seine spätere Gattin Lydie das der Karoline Flachsland, der Elektra), vor allem ihn mit Shakespeare bekannt macht (der Dichter hätte, wenn dies angegangen wäre, statt Shakespeares auch seine eignen Werke nennen können, die auch die damalige Nichtigkeit wie ein Feuer verzehrten) u. s. w. Gegen Ende des Romans steigen wir allmählich in eine höhere, edlere Bildungs- und Gesinnungssphäre auf; durch furchtbare Schicksale, durch Krankheit und Tod vertieft sich die Betrachtung, läutert sich die Ansicht des Lebens, die trübe, verworrene Leidenschaft löst sich in weise Humanität auf. Wilhelm, der anfangs auf so vielen falschen Wegen irrte, hat sich zurechtgefunden; er hat im Umgang mit edeln Frauen und äußerlich reichen und vornehmen, innerlich gehaltvollen Männern die Harmonie von Geist und Körper erreicht, die die Idee des Adels bildet, er hat sich z. B. fleißig im Fechten und Tanzen geübt; und um des Gegensatzes willen kommt noch zuletzt Werner, der erwerbsame prosaische Bürgersmann, hinzu, mit der spitzen Nase, dem Kahlkopf und der hellen, schreienden Stimme, und findet seinen Freund „größer, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden" — „seht nur einmal, rief er, wie er steht, wie das alles paßt und zusammenhängt!" — und was er sonst noch ähnliches hinzusetzt. Ebendahin gehört die schöne Verteidigung des weiblichen Putzes, in einer Zeit, deren Prophet Jean-Jacques, deren Fahne rohe Natürlichkeit war: „Wie thöricht lehnen sich doch so viele Dichter und sogenannte gefühlvolle Menschen gegen Putz und Pracht auf und verlangen nur in einfachen, der Natur angemessenen Kleidern die Frauen alles Standes zu sehen" u. s. w., und zum Schlusse: „Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiter entsprang, so scheint diese Göttin [die Gräfin] in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu sein!"

Auch in den „Wahlverwandtschaften" sind wir ganz auf dem adlichen Schlosse und nehmen Teil an den Liebhabereien, Gesinnungen, Beschäftigungen des Adels: da werden Bau- und Parkanlagen gemacht, lebende Bilder aufgeführt, Klavier und Flöte gespielt, Lustfahrten unternommen, Pferde nach Tische besehen (wie im „Wilhelm Meister" 3, 8 auch Hunde und — Schauspieler); da geht der Herr Baron, weil zu Hause die Dinge sich verwickelt haben, wieder ins Regiment, vermutlich in kaiserliche Dienste, und verdient sich militärische Orden. Auch die Liebe untergeordneter Personen zu adlichen Fräulein ist nicht vergessen, aber sie muß ein Geheimnis bleiben und erregt nur Lächeln, wenn sie sich verrät. Die Ehe in ihrer Zerrüttung wirkt umso ergreifender, als die Naturgewalt der Leidenschaft mitten in einem Reiche der Selbstbeherrschung und geselliger Formen nicht roh ausbrechen darf und nur wie unter einer Hülle lodert und das Herz

verzehrt. Arbeitsame Bürgersleute haben gleichsam nicht Zeit, in der Ehe unglücklich zu sein; in dem schönen Müßiggang vornehmer, von der Notdurft nicht gedrückter Menschen schweifen die Gedanken leicht aus dem gezogenen Kreise, der Umgang der Geschlechter, das Spiel der Liebe wird zur Unterhaltung, zum Geschäft des Lebens, und führt oft zu tiefem Fall und tragischem Verderben. So heißt es schon in den „Bekenntnissen einer schönen Seele": „Er sagte mit einem tiefen Seufzer: Als ich die Schwester sah die Hand hingeben, war mirs, als ob man mich mit siedheißem Wasser begossen hätte. Warum, fragte ich. Es ist mir allezeit so, wenn ich eine Kopulation ansehe, versetzte er. Ich lachte über ihn und habe hernach oft genug an seine Worte zu denken gehabt." Auch die junge schöne Gräfin im „Wilhelm Meister" lebt in unglücklicher Ehe mit ihrem wunderlichen Manne; ihre Liebe zu Wilhelm und die seinige zu ihr vergleicht der Dichter zwei feindlichen Vorposten, die von den beiden Ufern eines Stromes, der sie trennt, friedliche Grüße wechseln, ohne des Krieges zu gedenken. Später suchte sie, wie so oft Frauen höhern Standes, ihr Leid durch Wohlthätigkeit zu mildern; als Wilhelm dies hörte, machte es ihn äußerst traurig: er „fühlte, daß es bei ihr nur eine Notwendigkeit war, sich zu zerstreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen" (Buch 7, Kap. 6). Daß dem Dichter, obgleich er seinen Wilhelm den höhern Ständen, als einem weiteren und edleren Dasein, zuführte, doch die Schwächen derselben wohl zum Bewußtsein kamen, geht schon aus den oben angeführten Zügen hervor, und so spielt auch hier, wie bei Schilderung des Bürgertums, ein unmerkliches Lächeln um den Mund des Erzählers; er scheint ganz in der Sache zu stehen, und doch schwebt sein Blick drüber. Schon die Parallele, in die hier das Theater und die höfischen Sitten gestellt sind, enthält eine leise satirische Andeutung. Da der Weltmann sich nicht geben kann, wie er wirklich ist und fühlt, lebt er nicht auch im Reiche des Scheines, als eine Art Schauspieler? Und muß umgekehrt der Schauspieler nicht auch sein Äußeres bilden, die Befangenheit ablegen, in Gang und Geberde, im Blick der Augen und im Klang der Stimme jene vollendete Persönlichkeit zu gewinnen suchen, die Wilhelm als Vorzug derjenigen, die auf den Höhen des Lebens geboren sind, bewundert? Doch bei diesem parodischen Abbild des Adels, bei den Zigeunern, wie sie Jarno nennt, konnte Wilhelm nicht bleiben; er erhält die Warnung: flieh, Jüngling, flieh! und später kann er nicht Übles genug von seinen frühern Kunstgenossen sagen, und merkt nicht, daß er, indem er sich gegen ihr niedriges Treiben ereifert, die Welt selbst, wie sie ist, geschildert hat — wie ihm gleichfalls Jarno unter Lachen vorhält. Und auch gelernt hat er vieles unter den Schauspielern; hat ihn z. B. nicht Philine durch ihr Necken und Locken von dem Ungeschick befreit, mit dem er zuerst als verliebter Dichter unter die Menschen trat?

Dem Adel dient als Fußgestell das Leben und die Arbeit der Bauersleute; an das Schloß und den Park schließt sich das Dorf, der Wald, das Feld; den Junker, wenn er auf die Jagd reitet, grüßt ehrfurchtsvoll der Ackerer am Pfluge, der Schäfer an der Spitze seiner Tiere, und er scherzt vom Pferde herab mit den Mädchen, die die Garben binden oder das Heu mit dem Rechen zusammenraffen. Auch bis zu diesem untersten Stande hat der Dichter bisweilen gegriffen und zeichnet auch dann Bilder von unvergleichlicher Wahrheit. Was kann lebendiger, sprechender sein, als der Bauerntanz unter der Linde in dem Liede: „Der Schäfer putzte sich zum Tanz"? Das Schreien und Jauchzen, das Stoßen und Stampfen, das Gekreisch des Fiedelbogens, der wütende Tanz, die fliegenden Röcke, die Erhitzung und die derbe Röte auf den Gesichtern, die sich sträubende Dirne und der Bursche, der sie dennoch bei Seite schmeichelt — dies alles schwingt sich mit schlagendem Takt, in kurzen Worten und kräftigen Reimen, ebenso scharf als flüchtig an uns vorüber. Dem Dichter selbst muß dies Lied*) besonders im Sinne gelegen und gefallen haben, denn im zweiten Buch von „Wilhelm Meister" (Kap. 11) erinnert er daran und läßt es von Philinen singen, obgleich die Szene, zu der es gehörte (die Szene vor dem Thor im „Faust"), noch nicht ganz fertig war und darum mit samt dem Liede in dem Faust-Fragment von 1790 noch fehlte. Auch im „Götz von Berlichingen" thut sich mehr als ein Stück Dorfsitte und Bauernart vor uns auf, so im zweiten Akt bei der Hochzeit, an der Götz und Selbitz teilnehmen, die eigensinnige Prozeßsucht, die vorherrschende Naturalwirtschaft u. s. w., dann im dritten Akt die Erzählung vom Landgrafen von Hanau, wie er mit seinen Gästen im Freien speiste und das Landvolk herbeilief, sie zu sehen: „Die vollen, runden Köpfe der Bursche und Mädel, die roten Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Teil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte," dann in den letzten Szenen die andre Seite des friedlichen Lebens an der Erde, der gequälte, ausgesogene, endlich gegen seinen Herrn in wilder Grausamkeit aufstehende Fröhner. Sehr charakteristisch ist es auch, wie sich im „Faust" der alte Bauer zum Herrn Doktor wendet und die Herablassung rühmt, mit der ein so Hochgelehrter sich unter das Volk mengt, denn dieser Respekt ist Bauernmanier:

*) Um sich die ganze Meisterschaft desselben fühlbar zu machen, halte man die ländlichen Freuden der vielen horazischen und anakreontischen Dichter dagegen, z. B. in Hagedorns „Der Mai":

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

Herr Doktor, das ist schön von Euch,
Daß Ihr uns heute nicht verschmäht
Und unter dieses Volksgedräng
Als so ein Hochgelehrter geht.

Auch die Unarten und Leidenschaften, die sich in der Landgemeinde regen, sehen wir unter den Flüchtlingen in „Hermann und Dorothea“ ausbrechen, eben so, wie dann der Richter oder Schulze, der Dorfweise, der zugleich der wohlhabendste zu sein pflegt und unter den Dorfgenossen viel Verwandte hat, auftritt und Ruh und Frieden gebietet. Der Dichter selbst erging sich ohne Scheu bei Schützenfesten, in Wirtshäusern, auf seinen Wanderungen unter dem niedern Volke; wie oft hat er mit den Bauermädchen die halbe, ja die ganze Nacht getanzt — er berichtet darüber selbst in seinen Briefen —, und auf der Harzreise ist er glücklich, den Masken des Hofes entflohen zu sein und Menschen zu treffen, „die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben“ (7. Dezember 1777). Drei Tage vorher hatte er geschrieben: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man niedere nennt, die aber für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren —!“ Zwei Jahre darauf spricht er im Tagebuch zu sich selbst (14. Juli 1779): „Wills Gott, daß mir Acker und Wiese noch werden und ich für diesen simpelsten Erwerb der Menschen Sinn kriege“ — und aus der Schweiz schreibt er im November desselben Jahres: „Eins glaub ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren, desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut hab ich sie gefunden.“ Und am 11. Oktober 1781 will er zu Fuß von Gotha über die Gleichen nach Kochberg wandern (er, der Geheimerat, der die letzten Tage im herzoglichen Schlosse auf dem Friedenstein als gern gesehener Gast geweilt und mit dem Pariser Weltmann Grimm verkehrt hatte!) und meldet dies dem Herzog mit den Worten: „Vom hohen Friedenstein durch das flache Land, aus dem zusammengefaßten Leben der obern Menschen zum einzelnen und einfacheren der niederen Landesbewohner.“ Es ist als hätte er sich, als er diese Worte schrieb, nach der Gefangenschaft am Gothaer Hof zurück zu sich selbst, zu der einsamen Natur gesehnt und in ländlichen Herbergen, unter einfältigen, beschränkten, unschuldigen Menschen Erholung von den Fesseln der Gesellschaft gesucht. Bitterer und mehr politischer Art ist die Äußerung, die er ein halbes Jahr später gegen Knebel fallen ließ (17. April 1782): „So steig ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftige abfordern, das doch auch ein be-

häglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so gehts weiter und wir habens soweit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann." Einige Tage vorher hatte er seiner Geliebten von Meiningen aus geschrieben: „Ich habe mich diese Tage her recht bemüht, meine Gedanken auf die Erdschollen zu konzentriren, und bin nur überzeugter, daß ein Mensch, der seine Lebzeit am Spieltisch zugebracht hat, nicht ein Bauer werden kann. Man muß ganz nah an der Erde geboren und erzogen sein, um ihr etwas abzugewinnen." Wie wahr ist diese Bemerkung! Statt Spieltisch ließen sich noch viel andre Wörter setzen!

Die Stände fassen sich zu einer Nation zusammen, und so stehen sich die Völker einander gegenüber, jedes mit bestimmtem Charakter, in eigner Art und Weise. Auch auf diese nationalen Besonderheiten fällt in Goethes Werken hin und wieder ein kurzes, helles Licht. Wir meinen damit nicht den allgemeinen Hintergrund, der je nach dem Lande, in das uns die Dichtung versetzt, ein andrer ist, wie z. B. italienische Luft im „Tasso" weht, niederländische im „Egmont" u. s. w., sondern die mehr direkten Urteile und Bezeichnungen, wie sie in Glimpf und Unglimpf die Nachbarvölker gegen einander anwenden. Im „Götz" sind der alte und der junge Bauer oder der Brautvater und der Bräutigam beide in ihrem Prozeß von dem aus Bologna gekommenen Juristen ausgeplündert worden, und der erste ruft: „Der Teufel hol den Assessor Sapupi, es ist ein verfluchter schwarzer Italiener." Ebenso im „Wilhelm Meister" 2, 4: „Der schwarzbärtige heftige Italiener." Götz träumt von einer bessern Zeit im deutschen Reiche und sagt: „Wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern und zugleich unsers teuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben!" Jetzt würden die Wölfe wohl anders benannt werden, die Füchse aber sind geblieben, und auch Brander in Auerbachs Keller sagt:

Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzen leiden —

und Aurelie über die französische Sprache (5, 16): „Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache! Sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges »treulos« ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude. Französisch ist recht die Sprache der Welt, wert die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht betrügen und belügen können" u. s. w. Den französischen Hang zur Buhlschaft drückt Mephistopheles aus:

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos,
Doch bitt' ich, laßt's Euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur grade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn Ihr erst herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht,
Wie's lehrt manche welsche Geschicht.

Dasselbe Wort „welsch“ als Ausdruck der Verachtung in der „Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe“: „So sei es denn mein Schicksal, wie es dein Schicksal ist, himmelanstrebender Thurm, und deines, weitverbreitete Welt Gottes, angegafft und läppchenweise in den Gehirnchen der Wälschen aller Völker auftapeziert zu werden.“ Auch im „Egmont“ in der ersten Szene: „Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern?“ „Mußte doch die wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen!“ So auch im „Ewigen Juden“:

Und wie sein Bruder wälscht und sprach,
Durft er auch wälschen eins darnach.

Als Wortemacher und geschickt in wohlgesetzter Schmeichelei erscheint der Franzose in den „Vögeln“: Treufreund hat vor den versammelten Vögeln eine Rede gehalten, und der erste Vogel sagt: er spricht gut, der zweite: ganz allerliebst, der dritte: ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte, und Hoffegut setzt hinzu: es ist, als wenn ein Franzos unter die Deutschen kommt. Und der Dichter selbst schreibt, nachdem er die Korrespondenz des Barons von Grimm aus Paris gelesen, an Knebel (17. Oktober 1812): „Die nordischen Heroen, Katharina, Friedrich, Gustav, der Erbprinz von Braunschweig und andre erscheinen als erbärmliche Tributärs des französischen Sprach- und Schwatzübergewichts.“

Auch die andern Nachbarn, die Fläminge, erhalten ihr Teil: ein flämisch Gesicht machen, heißt soviel, als ein mürrisches, verdrossenes. Der Ausdruck kehrt bei Goethe mehr als einmal wieder, wir begnügen uns, die eine Stelle aus „Wilhelm Meister“ 4, 19 anzuführen: „Sie machten unserem Freunde nicht bloß durch ihre Gegenwart, sondern auch oft durch flämische Gesichter und bittere Reden einen verdrießlichen Augenblick.“ Als aufgeputzter, jähzorniger Mann erscheint der Polacke im „Götz“: „Wißt Ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich sein gepicht und gekräuselt Haar von ungefähr mit dem Ärmel verwischte?*) Es war bei Tische und er stach nach Euch

*) Der „Polack“ ist aber nicht von Goethe, sondern stammt, wie die ganze Stelle, aus der Lebensbeschreibung des Götz.

D. Red.

mit dem Messer. Den schlug ich wacker aus dazumal." Die polnischen Edelleute überfallen in Schwärmen gegenseitig ihre Schlösser und ziehen erst weiter, wenn alles aufgezehrt und ausgeleert ist, ja mancher arme Graf lebt nur als solcher Krippenreiter („Wahlverwandtschaften," Teil 2, Kap. 5): Charlottens Wintervorräte waren zu Ende und einer in der Gesellschaft rief: „So lassen Sie es uns auf polnische Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und so gehet es dann weiter in der Runde herum!"

Auch die Deutschen selbst werden nach ihren Eigenschaften von Goethe oft übel behandelt, und Schiller that desgleichen — es war der ungeheure Abstand, der beide Dichter von der platten, urteilslosen Menge trennte, und die Verkennung, die sie erfuhren, was sie oft zu bitterem Hohn gegen „Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit" hinriß. Doch gehen wir an dieser Stelle nicht darauf ein und gedenken nur der Art, wie Aurelie im „Wilhelm Meister" das deutsche Wesen zeichnet (4, 20): „Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutsche bin; es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird," (4, 16): „Die deutsche Nation kam mir im ganzen so linkisch vor, so übel erzogen, so leer von gefälligem Wesen, so geschmacklos. Oft rief ich aus: Es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat." Ähnlich war ohne Zweifel Goethes Stimmung in manchen Augenblicken, wie es auch das Urteil der Fremden zu sein pflegt, doch fühlte er wohl, daß damit nur die eine Seite getroffen war, und versäumte nicht, Aurelie sogleich den Zusatz in den Mund zu legen: „Sie sehen, wie verblendet, wie hypochondrisch ungerecht ich war."

Was nun noch einen Bestandteil der europäischen Bevölkerung betrifft, der jetzt dem Beobachter auf allen Wegen als herrschend begegnet, wir meinen die Judenschaft, so war dieser zu Goethes Zeit noch in allen Landen als ein Fremdes, gänzlich Heterogenes in Schranken und zur Seite gehalten, und so tritt nirgends in Goethes Dramen und Romanen ein Jude als Gestalt für sich auf — außer wenn man die possenhafte Figur des Mardochai im „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" als solchen gelten lassen will. Aber am 28. Oktober 1782 schreibt er der Frau von Stein: „Einen guten Morgen zu sagen, hat mich der Jude Ephraim abgehalten. Von ihm zu erzählen, wird mir ein Spaß sein. Bald hab ich das Bedeutende der Judenheit zusammen. Und habe große Lust, in meinem Roman auch einen Juden anzubringen." Leider kam dieser Plan nicht zur Ausführung; die Charakteristik wäre ohne Zweifel eine lebendige, nicht, wie bei Lessing, von einem bloßen abstrakten Grundsatz, dem des gleichen Menschenrechts und der religiösen Duldung, eingegebene gewesen — zumal da schon der Knabe Goethe in seiner Vaterstadt auch sonst Gelegenheit fand, die jüdische Art und Unart frühzeitig kennen zu lernen. Vielleicht entstand bald, nachdem jene Briefstelle geschrieben worden, das spätere Zwischenspiel im Jahrmarktsfest, wo Haman

in Alexandrinern, halb ernsthaft, halb närrisch, den König Ahasverus mit dem „Bedeutenden der Judenheit" zu schrecken sucht, z. B.:

Der Jude liebt das Geld und fürchtet die Gefahr;
Er weiß mit leichter Müh und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins Geld aus dem Land zu tragen —

oder:

Sie wissen jedermann durch Borg und Tausch zu fassen;
Der kommt nie los, der sich nur einmal eingelassen —

oder:

Es ist ein Jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Israel verwandt,
Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen,
So lang die Ordnung steht, so lang hat's nichts zu hoffen.

Goethes Verehrung für Spinoza hatte mit dem Judentum und dessen Verhältnis zur Gesellschaft nichts zu schaffen; der Dichter bezog sich auf ihn, wie er auch Worte des Psalmisten, der Propheten u. s. w. anzuführen liebte. Über Moses Mendelssohn aber, den Vorboten der kommenden Zeit, äußert er sich ziemlich geringschätzig; als dessen „Morgenstunden" oder Vorlesungen über das Dasein Gottes 1785 erschienen waren, schrieb Goethe am 1. Dezember an Jacobi: „Was hast du zu den Morgenstunden gesagt? und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O du armer Christe, wie schlimm wird dir es ergehen, wenn er deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird" ꝛc. Auch sonst streift in den Dichtungen und Betrachtungen der Judaismus wie ein Schatten hin und wieder durch die heitern Abbilder der Wirklichkeit, z. B. Faust:

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud und König kann es auch.

Ist der Vater ein Geizhals gewesen, dann vergeudet der Sohn das Geld („Politica"):

Juden und Huren, die werden's fressen.

Schah Abbas thront in Ispahan, und Gesandte kommen aus allen Weltgegenden; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet („West-östlicher Divan," Pietro della Valle). Ähnliche kurze Andeutungen auch im „Wilhelm Meister": der Aktuarius (1, 13) ritt auf einem Pferde, das er gestern vom Juden getauscht; (2, 11): die Übrigen stritten, ob der Harfenspieler ein Pfaffe oder ein Jude sei; zur Kriegszeit, bei häufigen Durchmärschen, hatte Wilhelm (4, 11) einen Boten ausgesendet, aber dieser mußte schleunig umkehren, um nicht für einen jüdischen Spion angesehen zu werden; Werner bittet seinen Freund, er möge sein Haar anders tragen, „sonst, sagt er (8, 1), hält man

dich denn doch einmal unterwegs als einen Juden an und fordert Zoll und Geleite von dir." Auch im „Reineke Fuchs" (10. Gesang):

Und auf Kräuter und Steine versteht sich der Jude besonders —

und im 5. Gesange sagt Lampe:

Hüsterlo nennen die Leute
Jenen Busch, wo Simonet lange, der Krumme, sich aufhielt,
Falsche Münze zu schlagen.

Im „Westöstlichen Divan," Buch der Betrachtungen, folgt auf den Spruch:

Da dacht ich: ehrlich sein
Ist doch das Beste;
War es nur kümmerlich,
So steht es feste —

gleich der andre:

Zu genießen weiß im Prachern
Abrahams geweihtes Blut,
Seh ich sie im Bazar schachern,
Kaufen wohlfeil, kaufen gut.

Setzt man sich diese und andre zerstreuten Züge zusammen, so erhält man ungefähr ein Bild dessen, was die Juden in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts waren oder wofür sie galten oder wie der Dichter sie sich dachte.

Wir werfen zum Schlusse noch einen Blick auf die Anredeformeln, wie sie bei Goethe im geselligen Verkehr der Individuen und der Stände untereinander herrschen, Formen, die uns noch immer eigentümlich ansprechen, wenn wir sie auch nicht mehr brauchen. Schon bei den mittelhochdeutschen Dichtern gilt neben dem natürlichen und vertraulichen Du ein aus dem Romanischen eingedrungenes höfliches Ihr und Euch. Der Geringere nennt den Höhern Ihr und erhält von ihm Du; in der Kaiserchronik duzt der Papst den Kaiser, der Kaiser giebt dem Papst Ihr. Frauen und Geistliche werden mit Ihr angeredet; zwischen Freunden gilt Du, zwischen Fremden Ihr. Auch Eheleute reden sich mit Ihr an; der Vater empfängt von den Kindern Ihr, die Mutter vom Sohne gleichfalls Ihr, von der Tochter wegen größerer Vertraulichkeit Du. Gerät der Sprechende in Leidenschaft oder Zorn, so verwandelt er das nähere Du in das fremdere Ihr oder umgekehrt das höfliche Ihr in das gemeinere Du. Dies blieb so bis etwa zu der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Da entsprang aus der dem französischen Monsieur und Madame nachgeahmten Anrede Herr und Frau der Gebrauch der dritten Person Singularis, und dies Er und Sie bezeichnete nun eine noch tiefere Ehrfurcht und Unterordnung des Redenden, als das Ihr. Mit dem Ausgange des unglücklichen siebzehnten Jahrhunderts und dem Beginn des achtzehnten, als überall kriechende Not herrschte und die persönliche Selbstachtung erloschen war, wurde das Er und Sie noch weiter überboten: der Unterthänige, der Furchtsame und Schmeichler, der die Kluft zwischen

dem Redenden und dem Angeredeten, den Abstand, der die Stände schied, nicht groß genug machen konnte, verwandelten es in das Sie und Ihnen des Plurals, und dieser unsinnige Gebrauch hatte um die Zeit von Goethes Jugend schon weiten Raum gewonnen. So gab es nun vier Stufen der Höflichkeit, die eine immer feiner, demütiger als die andre: das Ihr stand dem Du nicht sehr fern, das Er dauerte neben dem Plural, doch immer mehr sinkend, während des Jahrhunderts fort. Der junge Student Goethe in Leipzig hatte im Jahre 1765 seinem Freunde Riese mit Ihr und Euer geschrieben, jener antwortet mit Sie und Ihnen, und Goethe zürnt darüber („Sie, Sie — das lautet meinen Ohren so unerträglich"). In Straßburg schreibt er 1770 einem andern Freunde Limprecht mit Er und Ihm, fällt aber gleich darauf und in demselben Briefe in das Sie des Plurals. In den Briefen an die Mutter vor der Schweizerreise 1779, in denen er ihr seinen und des Herzogs Besuch in Frankfurt ankündigt, redet er sie in der dritten Person des Singulars an: „Sie möcht ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen"; „antworte Sie mir sogleich"; „wenn Sie mir erst Ihre Ideen geschrieben hat"; „so eine Antwort wünscht ich von Ihr, liebe Mutter"; „was Ihr noch einkommt, schreibe Sie mir" u. s. w.; wo beide Eltern gemeint sind, braucht der Schreibende Ihr und Euch. Aber drei Jahre später, in dem für sein inneres Leben bedeutungsvollen Schreiben an die Mutter vom 11. August 1781 herrscht schon durchgängig das Sie und Ihre und Ihnen, ganz wie heutzutage. Wenden wir uns zu den Dichtungen jener Jahre, so findet sich im „Faust" noch gar kein Sie, es wechselt darin Er, Ihr und Du, zuweilen ohne viel Wahl, wie ein lebhaftes Gespräch es mit sich bringt, meistens aber in der Unterscheidung, die das Verhältnis der Stände forderte. Faust bei der ersten Begegnung auf der Straße redet Gretchen mit der feinsten Höflichkeit in der dritten Person des Singulars an:

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

In der darauf folgenden Gartenszene sagt Gretchen immer Ihr, Faust giebt ihr in der Sprache der Liebe das feurige, innige Du, bis auch sie am Schlusse in den Ruf ausbricht:

Bester Mann, von Herzen lieb ich dich!

Zwischen Faust und Wagner herrscht, wie es bei Professor und Student oder Famulus sich ziemt, das althergebrachte Ihr, das nur am Ende des Spazierganges bei lebhafterer Aktion in das ungezwungene Du übergeht. In der Szene, wo Mephistopheles im Doktorkleide den Schüler empfängt, wird von beiden Seiten, wie billig, das Ihr angewandt; in der, wo Mephisto sich zuerst der Frau Marthe Schwerdtlein vorstellt, sagt er ehrerbietig im Singular:

Ich kenne Sie (eam) jetzt, mir ist das genug;
Sie hat da gar vornehmen Besuch —

und zu Gretchen:

Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf,
Wie freuts mich, daß ich bleiben darf —

und Frau Marthe fragt:

Was bringt Er denn? Verlange sehr —

worauf Mephistopheles:

Ich wollt, ich hätt eine frohere Mähr!
Ich hoffe, Sie läßt michs drum nicht büßen:
Ihr (ejus) Mann ist tot und läßt Sie (eam) grüßen.

Im Verfolg der Szene geht dann bei näherer Bekanntschaft das vornehmere Er und Sie in das bequemere Ihr des Plurals über. In Auerbachs Keller dagegen dient das Er gegen den Schluß zum Ausdruck des Zornes, es ist schon herabsetzend:

Laß Er uns das zum zweiten male bleiben!
Was, Herr, er will sich unterstehn
Und hier sein Hokuspokus treiben?

Wie in dieser Szene steht auch sonst das Er nicht leicht anders als mit Hilfe eines Substantivs der Anrede, wie Herr, Schwager, Gevatter, Freund, guter Freund, Meister, mein Kind u. s. w. Der Kaufmann spricht höhnend zu Hermann:

Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?

Im „Wilhelm Meister," in einer ganz andern Welt, wird in der dritten Person des Plurals gesprochen, Wilhelm z. B. sagt zu Philinen, da wo er ihre Pantoffeln vor seinem Bette findet und sie selbst hinter den Vorhängen vermutet: „Stehen Sie auf, Philine," u. s. w. Dennoch geschieht es auch hier, bei der Fülle und Mischung der verschiedensten Standes- und Lebenssphären, daß die gesellige Stellung der Person in der Form der Anrede ihren Wiederschein findet. So gleich in den ersten Kapiteln: die alte Barbara redet zu Wilhelm mit dem Sie des Plurals, er zu ihr mit dem des Singulars, Barbara zu Marianne mit Ihr und Euch, diese zu jener mit Du. Der Graf spricht zu dem Schauspieldirektor Melina, gleichsam von der Standeshöhe herab: „Ruf Er seine Leute zusammen und stell Er sie mir vor, damit ich sehe, was an ihnen ist." Und bald darauf: „Ich will einen Freund zu Euch schicken und wenn Ihr billige Bedingungen macht und Euch recht viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt" u. s. w. Und die Gräfin sagt zu Philine: „Sieht Sie, Kleine, sieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir" u. s. w. und ebenso die Baronin: „Endige Sie doch das angefangene Liedchen." Hermann redet zu seinen Eltern mit Ihr, die ihn dagegen duzen, und so sagt auch Wilhelm zur Mutter: „Schelten Sie das Puppenspiel nicht," und sie zu ihm: „Mach es nur mäßig" — ein Zug der Unterwürfigkeit der Kinder, wie er sich aus alter Zeit vererbt hatte. Dem Apotheker und Pfarrer giebt Hermann das Ihr, sie

sind ja Fremde, ältere Personen; umgekehrt duzt der Pfarrer bisweilen Hermann, denn er ist sein Zögling und jüngerer Freund. So sagt auch Egmont zu seinem Sekretär Du, dieser zu jenem Ihr. Zwischen Hermann und Dorothea schwankt die Anrede: er duzt sie in der idealen Sprache der Poesie, sie das bescheidene, niedrigere Mädchen, sagt Ihr, und nur in der schönen Szene, wo beide am Brunnen sitzen, und in jener andern, wo sie auf dem Heimweg eben zum Birnbaum gelangen, bedient sie sich des homerischen und antiken Du und Dir. Der Vater nennt seine Frau Mutter (er spricht gleichsam im Namen der Kinder):

wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst —

und sie ihn dagegen Vater:

Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn!

Auch zu dem würdigen Richter tritt der Pfarrer mit der Anrede Vater, die in manchen Mundarten alter Zeit dem erfahrenen Greise, besonders dem Richter, von selbst zukam; nennt doch auch Telemach den göttlichen Sauhirten wiederholt ἄττα, d. h. Vater. Das Bürgermädchen bekommt noch nicht den Titel Fräulein:

Bin weder Fräulein, weder schön —

und Frau Marthe sagt:

Denk doch, der Herr dich für ein Fräulein hält!

Später sagt Mephisto bloß Jungfrau:

Und hier die Jungfrau ist auch da?

wie auch Werther zu dem Dienstmädchen am Brunnen: „Soll ich ihr helfen, Jungfer?“ Der Ehemann wird mit Schatz, Wirt, Herr bezeichnet. So sagt Frau Marthe:

Ich möchte gern ein Zeugnis haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben —

und Mephistopheles rät ihr an:

Wär ich nun jetzt an Eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Visirt' dann unterweil nach einem neuen Schatze.

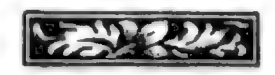
Elisabeth im „Götz“ sagt: „Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt,“ und so redet auch Gertrud in Schillers „Tell“ ihren Mann an: „Mein lieber Herr und Ehewirt,“ und Stauffacher sagt: „Bleibt doch, bis meine Wirtin kommt.“ In der mehr modernen Sphäre des „Wilhelm Meister“ aber spricht der Graf zur Gräfin: „Mein Kind, betrachte mir diesen Mann genau.“

Überblickt man diesen mannichfachen Redegebrauch und vergleicht ihn mit dem jetzigen, so ist nicht zu leugnen, daß sich darin vieles zum Bessern gewandt hat. Wie wir unsern Briefen keine französische Aufschrift mehr geben, was doch im vorigen Jahrhundert ganz allgemeine Sitte war, so betiteln wir die Frau

und das Fräulein nicht mehr mit Madam und Mamsell — wie z. B. in der „Stella“ geschieht und wie auch Mephisto sagt:

Madam, es thut mir herzlich leid.

Das Ihr und Er ist ganz verschwunden, das Sie des Plurals ist alleinherrschend geworden und geht bis tief in die untersten Schichten hinab. Es ist dies ein Zeichen der umsichgreifenden demokratischen Gleichheit, an sich aber eine häßliche, die Sprache und ihren Bau entstellende Wendung. Die Italiener sind unter spanischem Einfluß zu einer gleichen Unnatur verführt worden: sie sagen mit dem Femininum der dritten Person des Singulars ella, lei, la, le — in beiden Sprachen gleichsam eine Narbe aus vergangenen unglücklichen Zeiten und auch hierin, wie in größeren Dingen, ein Parallelismus der Geschicke beider Völker.



Nochmals Rietschels Lutherkopf.

Der um den Wormser Lutherkopf entbrannte Streit, der in der sächsischen Hauptstadt nun schon seit Monaten die Gemüter beschäftigt, ist insoweit einem Abschlusse zugeführt worden, als die Grundlosigkeit der gegen Professor Donndorf vorgebrachten Beschuldigung, daß „auf seinen einseitigen Machtspruch hin“ Rietschels Arbeit an dem Kopfe durch das unvollkommene Werk eines Schülers ersetzt worden sei, durch vollgiltige Zeugnisse erwiesen worden ist. Damit hat jedoch der begonnene Streit sein Ende noch nicht erreicht; nur das erwünschte Resultat ist erzielt worden, daß er von nun an ohne Bitterkeit, ohne den Stachel persönlicher Anschuldigungen fortgeführt werden kann.

Jedem denkenden Kunstfreunde werden sich die Fragen aufdrängen: Wie ist es möglich, daß der in Besitz des Herrn Dr. Kietz erhaltene Lutherkopf, dieses erhabene und unvergleichlich schöne Kunstwerk, dem Wormser Denkmale verloren ging? Welche Gründe waren schwerwiegend genug, um zu bewirken, daß Rietschel, der noch am 5. Januar 1861 seinem Freunde Thäter geschrieben hatte: „Du weißt, wie gern ich liebevoll meine Sachen selbst vollende, nicht eine Falte aus der Hand gebe,“ wenige Tage später einen Gehilfen beauftragen und ermächtigen konnte, an dem Kopfe der Mittelstatue seiner neu entstehenden Schöpfung Veränderungen vorzunehmen? Sollten wirklich — nur widerstrebend wird der Kundige auch diese Frage zulassen, namentlich dann, wenn ihm auch persönliche Erinnerungen an den milden und gütigen, und doch im

Bereiche seiner Kunst so festen, ja strengen großen Meister zur Seite stehen — sollten wirklich „fremde Vorstellungen“ (wie der Verfasser des Artikels in Nr. 81 der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung“ annimmt, ohne über deren Urheber und Inhalt des näheren Rechenschaft zu geben), stark genug gewesen sein, Rietschel aus dem Besitze einer fertigen künstlerischen That zu vertreiben, ihn zu bestimmen, sein Werk, nach fortgesetzter Abwehr so vieler unberufenen Ratgeber, noch im letzten Augenblicke dem Einflusse mitredender Freunde preiszugeben?

Ich erhebe nicht den Anspruch, zur Entscheidung dieser und ähnlicher Fragen mehr als einen Beitrag liefern zu können; aber ich darf hoffen, daß meinem Beitrage insofern einiger Wert zuerkannt werden wird, als es Worte Rietschels sind, auf welche die Aufmerksamkeit hinzulenken vornehmlich seine Absicht ist. In Bruno Meyers „Studien und Kritiken“ (Stuttgart 1877, S. 129 ff.) wird auf einen längeren, Luthers Monument in Worms betitelten Aufsatz Rietschels Bezug genommen, der sich in einem seiner Notizbücher erhalten hat. Meyer entnimmt diesem Aufsatze teils in wörtlicher Anführung, teils in skizzirender Wiedergabe seines Gedankenganges u. a. folgende Sätze: „»Daher ist auch für Luther die Erscheinung und Kleidung zu wählen, welche sein ganzes späteres Leben hindurch maßgebend war, in der seine Gestalt Eigentum der Volksanschauung geworden.« ... Mönchskleid, Tonsur und Magerkeit würden Luther kaum erkennen lassen. Es ist aber die erste Bedingung eines Nationalmonumentes, daß der Beschauer unmittelbar beim ersten Blicke dasselbe versteht, ohne Abstraktion und Reflexion. Der im Volksbewußtsein lebende Cranachsche Luthertypus, künstlerisch günstiger aufgefaßt, muß an die Stelle der dem Protestantismus entgegengesetzten Mönchstypus treten.“

Ich glaube, daß diese Bemerkungen Rietschels die Ursache erraten lassen, weshalb er sich entschloß, seinem Gehilfen Änderungen an dem von ihm selbst geschaffenen Lutherkopfe aufzutragen, und bringe mit ihnen eine Stelle der von mir in Nr. 201 des „Dresdner Anzeigers“ veröffentlichten Auszüge aus Julius Schnorrs Tagebuche in Zusammenhang.

Schnorr hatte am 3. Februar bei Gelegenheit eines Krankenbesuches, den er Rietschel abstattete, aus seinem Munde erfahren, daß „Donndorf auf des Meisters Auftrag an dem Kopf der Lutherstatue mehrere Änderungen vorgenommen habe.“ Schnorrs Tagebuchaufzeichnungen geben leider nicht die Worte wieder, mit denen Rietschel in dem Gespräche mit seinem Freunde Zweck und Charakter der von ihm beschlossenen und von Donndorf zur Ausführung gebrachten mehrfachen Veränderungen genauer bezeichnete. Dennoch lassen sich Rietschels Intentionen aus dem erkennen, was Schnorr als sein Urteil über die von Donndorf herrührenden Änderungen am folgenden Tage, den 4. Februar, niederschreibt: „Ich glaube, daß die Änderungen Donndorfs im wesentlichen glücklich sind, und die Individualität des Reformators kräftiger und charak-

teristischer geben. Einige Milderungen in der Ausprägung der Formen und Züge rate ich an, um auf eine richtige Mitte zu lenken."

Es scheint mir zweifellos, daß Rietschel zu der Zeit, als er Donndorf an die Umgestaltung seines Lutherkopfes Hand anlegen ließ, zu der Ansicht gelangt war, daß seine eigne Schöpfung das Individuelle und Porträthafte, den populären Luthertypus, den er von seinem Werke verlangte, nicht stark genug zum Ausdruck brachte, und daß er deshalb Donndorf mit der Aufgabe betraute, durch Veränderungen die „richtige Mitte" zwischen „dem im Volksbewußtsein lebenden Cranachschen Luthertypus" und einer künstlerisch freien Behandlung dieses Typus herzustellen. Daß solche Erwägungen die Entschließung Rietschels bestimmten, ergiebt sich, glaube ich, mit Notwendigkeit auch aus der jetzt für jedermann möglichen Vergleichung zwischen den beiden Köpfen selbst, dem aus Rietschels Hand hervorgegangenen und dem unter der Hand seines Schülers entstandenen. Freilich werden, wenn uns das Bild des von Rietschels Meisterhand geschaffenen Lutherkopfes vor die Seele tritt, immer aufs neue Zweifel sich regen, ob es sein mußte, daß dieser Kopf von seinem eignen Erfinder verworfen wurde. Aber die Beruhigung ist für jeden Kunstfreund vorhanden, daß Rietschels Auge auch auf dem Werke seines trefflichen Schülers geruht, sein maßgebendes Urteil es gebilligt hat. Schon am 4. Februar sah er nach Andr. Oppermanns Zeugnis (s. Dresdner Anzeiger Nr. 212) Donndorfs Änderungen an der ins Freie gerückten Statue, und in Friedrich Pechts „Deutschen Künstlern des 19. Jahrhunderts" (1. Reihe, Nördlingen 1877, S. 122) findet man folgende Nachricht: „Nach monatelangen, heroisch ertragenen Leiden ließ er sich eines Tages, am 18. Februar 1861, noch einmal das große Gipsmodell seines Luther in den Garten rücken, um es vom Fenster aus sehen zu können. Nach langer Betrachtung ordnete er zufrieden noch einiges an und verfiel in einen ruhigen und sanften Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte." Der 21. Februar war bereits als der Tag festgesetzt, an welchem die öffentliche Ausstellung der Lutherstatue beginnen sollte; es war der Tag, in dessen Morgenstunde Rietschel starb.

Mit Spannung und Freude darf das Dresdner Publikum den kommenden Festtagen des November entgegensehen, an denen es ihm vergönnt sein wird, das Standbild Luthers mit dem von Rietschel modellirten Kopfe auf öffentlichem Platze zu sehen. Doch wenn es sich alsdann um die künstlerische Beurteilung des mit der Rietschelschen Gesichtsmaske versehenen Standbildes handeln wird, verdienen wohl dreierlei sehr verschiedenartige Punkte einige Berücksichtigung.

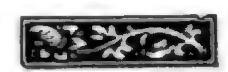
1. Das Wormser Lutherstandbild ist von Rietschel nicht als isolirte Statue, sondern als Teil eines großen cyklischen Monumentalwerkes konzipirt. Als daher im Jahre 1869 eine kleine Stadtgemeinde die Genehmigung erbat, einen Abguß der Lutherstatue in ihren Mauern errichten zu dürfen, wurde diese

Genehmigung von Worms aus mit der Motivirung versagt, daß die Wormser Statue allein nach Worms und nirgends andershin passe; und ein in dieser Angelegenheit zu Rate gezogener Künstler schrieb in jener Zeit, daß Rietschel auf die Ablösung dieses Teiles seines Werkes mit der Bestimmung, daß dieselbe als selbständiges Monument gelten solle, nie würde eingegangen sein.

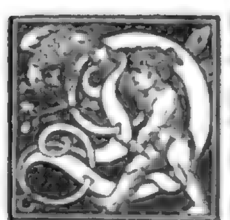
2. Der Kopf der Wormser Statue befindet sich in einer Höhe von vierzig rheinischen Fuß; demgemäß mußte bei der Herstellung des endgiltigen Gußmodells seine Wirkung in eine solche Ferne in Berechnung gezogen werden.

3. Wenn man den Wormser Lutherkopf bisher vielleicht zu günstig beurteilt hat, weil man ihn für ein Werk Rietschels hielt, so möge man nunmehr nicht in den umgekehrten Fehler verfallen, deshalb, weil man weiß, daß er unter der Hand eines Gehilfen entstanden ist, ihn zu ungünstig zu beurteilen, sondern sich der früher abgegebenen Urteile bewußt bleiben. Auch der Mund des Donndorfschen Kopfes, über den man jetzt so nachteiliges hört, der sich jetzt Prädikate wie „grobsinnlich,“ „fade“ u. s. w. gefallen lassen muß, hat früher seine Lobredner gefunden, deren einer ihn „geistvoll fein bewegt“ nennt.

Dresden. Franz Schnorr von Carolsfeld.



Das Ministerium Ferry und seine Gegner.



Die zweite Sitzung der wieder zusammengetretenen französischen Deputirtenkammer hat, wie vorauszusagen war, den Beginn der Bekämpfung des Kabinets Ferry von seiten der Radikalen gebracht, und während wir dies schreiben, wird der Sturm vermutlich schon vorüber und das Schicksal des Premiers und seiner Kollegen für die nächste Zeit entschieden sein. Ferry ging bis vor wenigen Monaten im wesentlichen mit den Wünschen und Bestrebungen der Fortschrittspartei des linken Flügels des Abgeordnetenhauses, er trat in entschieden antiklerikalem und antimonarchischem Sinne auf. Zuletzt aber erklärte er in seinen Reden zu Rouen und Havre mit Entschiedenheit, diesen Weg nicht weiter verfolgen zu können, und zwar nicht umkehren zu wollen, aber Halt machen zu müssen. Das Land möge wählen zwischen ihm und den Radikalen. Er bereut also seine Vergangenheit nicht, meint aber in der bisherigen Art nicht fortschreiten zu dürfen. Er verlangt Vertrauen vom französischen Volke erstens, weil er bis zu einem gewissen Punkte gegangen, zweitens weil er entschlossen sei, über diesen Punkt nicht hinauszugehen, da dies für Frankreich nachteilig

sein würde. Mit andern Worten, er will radikal, aber nicht zu radikal sein. Seid dankbar für das Bisherige und beruhigt euch damit, ruft er den Franzosen zu und denkt damit die Fraktionen der Rechten und die einigermaßen maßvollen der Linken für seine Politik zu gewinnen und sich so die Mehrheit in der Kammer zu erhalten. Das kann ihm für die nächste Zeit gelingen, für die fernere Zukunft ist es kaum möglich. Als Ludwig Philipp durch eine Straßenrevolte die Krone erlangt hatte, erklärten er und seine Anhänger weitere Angriffe auf die bestehende Ordnung für nutzlos und strafbar, und sie erfolgten doch und fegten ihn schließlich hinweg. Nachdem Gambetta als Führer der Radikalen bis zu einer gewissen Stelle gekommen war, wollte er ihnen Stillstand gebieten, und siehe da, es mißlang ihm. Lord John Russell hielt die Reformbill von 1832 für den Abschluß der liberalen Bewegung in England und täuschte sich damit. O'Connell wurde in seinen Forderungen von Parnell überboten, und dieser wieder genügt mit seinem Programm den Feniern nicht. In Deutschland würden wir ähnliches erleben, wenn die Fortschrittspartei ans Ruder käme. Ein noch größerer Nachteil liegt aber für Ferry in dem Umstande, daß er sich in einem hohen Amte befindet. Die Haupteigenschaft der Demokratie ist der Neid. Kein Ministerium wird jemals bei der unruhigen Mißgunst, welche das Verhalten der demokratischen Massen in den Großstädten Frankreichs bestimmt, so beliebt werden, daß es sich lange halten kann. Man wird es hassen und befehden, nicht sowohl weil es dies oder jenes gethan oder unterlassen hat, nicht sowohl weil es schlecht, als weil es überhaupt regiert.

Wenn wir nur die Zahlenstärke der sich jetzt gegenüberstehenden Lager in Betracht ziehen dürften, würden wir einen entschiedenen Sieg des Ministeriums für lange Zeit zu erwarten berechtigt sein. Die Radikalen, gegen die Ferry sich in den erwähnten Ansprachen erklärt hat, sind stark in Paris, Lyon und Marseille, sonst aber allenthalben im Lande schwach und überdies gespalten, auch befindet sich, von Clémenceau abgesehen, unter ihnen niemand, der einiges staatsmännische Talent aufzuweisen hätte. Ihr Vorgehen gegen die Kirche wird von der großen Mehrheit der Nation nicht gebilligt; denn auch die, welche für ihre Person des Priesters nicht zu bedürfen meinen, sehen ihn als notwendig für ihre Frauen und Kinder an. Dann flößt der Sozialismus, der ihre Bestrebungen färbt, den besitzenden Klassen, dem Kleinbürger und Bauer schwere Bedenken ein, da sie in ihm Gefahren für ihren Acker- und Rentenbesitz erkennen. Nach diesen Elementen der französischen Gesellschaft sollte man annehmen, daß sie denjenigen als ihren natürlichen Führer betrachten und stützen würden, dessen Programm Liebe zur Ordnung und Achtung vor dem Eigentume mit Förderung der modernen liberalen Ideen verbände, wie sie 1789 proklamirt wurden. Das ist aber nach der Erfahrung zu urteilen nicht zu erwarten, wenigstens nicht für die Dauer. Ludwig Philipp that sein bestes, die Rolle des liberalen Königs zu spielen, erwarb sich aber damit nichts weniger als begei-

sterten Beifall. Thiers verband 1871 geschickt den Republikaner mit dem Konservativen, wurde aber vom heftigsten Ansturme, der seit 1793 gegen eine französische Regierung losbrach, betroffen und fiel schließlich dadurch, daß ihn erst die Pariser Bourgeoisie, dann das rechte Zentrum im Stiche ließ. Vergebens versuchten nacheinander Dufour, Freycinet und andre die Tradition eines die Gewalt innehabenden nüchternen und maßvollen Republikanismus fortzusetzen. Sie wurden in der Stunde des Kampfes mit den „Unversöhnlichen" von der Rechten und der Linken infolge des Abfalls ihrer eignen Partei gestürzt. Dasselbe Schicksal hatte Gambetta, welcher, sich klar über die Gefahr, die Annahme der Stellung als leitender Minister Jahre hindurch hinausgeschoben hatte. Wird Herrn Ferry gelingen, was allen diesen Politikern mißlang? Wird er die Ära der provisorischen Ministerien in Frankreich schließen? Wir möchten daran zweifeln. Bei seinem jetzigen Streite mit der Linken wird er allerdings vermutlich obsiegen. Aber später? Die Rechte wird wahrscheinlich beiseite treten, sich die Hände reiben und sich freuen, zu sehen, wie seine alten Genossen ihm ein Bein zu stellen suchen und wie er seinerseits sie mit konservativen Redewendungen abkanzelt. Sie lieben die gegenwärtige Regierung nicht, und werden bei der ersten besten Frage der auswärtigen Politik gewiß gegen sie stimmen. Kritiker, welche Ferry für zu zaghaft halten, werden sich mit solchen zusammenthun, denen er zu kühn erscheint. Die eine Partei wird fragen, weshalb er Frankreich seine Stellung in Ägypten noch nicht wieder verschafft, die andre, warum er es in Tonkin schwerer Gefahr ausgesetzt habe. Der jetzt in der Pariser Presse wieder grassirende Deutschenhaß wird in doppelter Weise gegen den ersten Minister Verwendung finden. Man wird sagen: Sie sollten das Blut und Geld, das sie in Hinterindien verschwenden, für die Gelegenheit zur Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen aufsparen, und neben Ihrer unklugen Sucht nach Abenteuern in Asien und Afrika geht zahmste Unterwürfigkeit gegen die Preußen und ihren spanischen Gast her. Die Radikalen werden aus Ferry für den Augenblick mit den Ultramontanen stimmend, die ihn wegen Kirchenverfolgung hassen, einen Klerikalen machen, weil er nicht mehr verfolgen will. Die Orleanisten werden ihm Opposition machen, weil Thibaudin unter ihm Kriegsminister wurde, während die Linke über dessen Beseitigung grollen und klagen wird. Die verschiedensten Ansichten und Bestrebungen werden sich gegen ihn zusammenfinden, und seine einzige Hoffnung wird die geschlossene Masse der Gambettisten sein, die noch immer durch die Erinnerung an ihren dahingeschiedenen Führer zusammengehalten wird.

Man kann den Charakter der jetzigen Krisis in Frankreich damit bezeichnen, daß man sagt, sie sei die Folge davon, daß die republikanische Partei, soweit sie der Fahne Gambettas und seiner Epigonen folgt, sich seit 1871 zum erstenmale offen und unzweideutig von den Tendenzen losgesagt hat, die im Volke von Paris vorherrschen. Alle Gefahren, welche in der innern Geschichte Frankreichs auftauchten, gingen aus der Wiederkehr solcher Lage der Dinge hervor. Die Schreckensherrschaft war das Ergebnis einer Erhebung gegen eine Republik, die vorgeschritten, aber nicht genug vorgeschritten erschien. Der Juniaufstand von 1848 richtete sich gegen eine neue und bei der Mehrheit des Mittelstandes beliebte Regierung, die Kommune war die gewaltsam auftretende Opposition gegen eine mit voller Freiheit von den Franzosen gewählte Nationalversammlung. Ferrys Erklärungen in Rouen und Havre sind in Wahrheit Anklagen des in Paris herrschenden Denkens und Wollens. Alle Vertreter der hauptstädtischen

Wahlkreise werden fortan gegen ihn stimmen. Diese Lage hat ihre schwere Gefahr vorzüglich darin, daß Paris jetzt die Gesetzgebung in seinen Mauern hat. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß Frankreich im Mai 1871 gerettet wurde, weil die Nationalversammlung damals nicht in der Hauptstadt, sondern in Versailles tagte. Hier fand das Volk der Provinzen ein gesetzlich geschaffenes Zentrum des Widerstandes gegen die Anmaßungen des bösen Geistes der großen Stadt, denen es sich bis dahin geduldig gefügt hatte. Sollte dagegen jetzt ein Aufstand der radikalen Massen ausbrechen, den Saal der Gesetzgeber erstürmen, sich im Stadthause festsetzen und eine neue Regierung ausrufen, so würde das Land außerhalb der Mauern von Paris keine Behörde mehr haben, um die es sich sammeln könnte, um sein Bestimmungsrecht zu wahren und den radikalen Drachen niederzuwerfen. Noch ist es nicht so weit. Die argen Elemente sind noch nicht organisirt: es mangelt an einer Nationalgarde neben der Armee. Aber andrerseits fragt es sich, ob die letztere in allen ihren Teilen ganz zuverlässig ist. Sie war es im Frühjahr 1871 der großen Mehrheit nach. Jetzt wollen Leute, die den französischen Herbstmanövern beiwohnten, die Bemerkung gemacht haben, daß manche Gemeine nur mürrisch und widerwillig die Gesetze der Subordination beobachteten, und gewiß ist, daß die Offiziere durch Parteigeist unter einander gespalten sind, und daß es unter ihnen Radikale giebt. Es ist vielleicht zuviel gesagt, wenn man wissen will, die von 1871 an über das ganze Volk ausgedehnte Wehrpflicht habe den militärischen Geist geschwächt, und die Masse der Mannschaften bestehe mehr aus bewaffneten und eingeübten Bürgern als aus Soldaten. Dennoch darf man sich wohl fragen, ob die Armee, wenn sie aufgerufen würde, den aufgestandenen Pöbel der Hauptstadt zusammenzuschießen, dem Befehle wie im Juni 1848 und wie drei Jahre später Gehorsam leisten oder wie bei der Revolution des Februar 1848 vor der Epidemie der Revolution zusammenbrechen würde.

Solche Fragen mögen jetzt noch nicht sehr nahe liegen. Vorläufig scheint es sich nur um parlamentarische Kämpfe, Siege und Niederlagen zu handeln. Die Meinungen über Ferrys neues Programm und dessen nächste Zukunft gehen auseinander. Doch sind Sachkenner übereinstimmend der Ansicht, daß der Ministerpräsident auf einen harten Kampf in der Deputirtenkammer gefaßt und vorbereitet ist, und daß er alle Mittel anwenden wird, sich eine feste Majorität zu sichern. Nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, ist das linke Zentrum, das einige Jahre hindurch der Politik der Regierung kalt gegenüberstand, das Kabinet ehrlich zu unterstützen bereit, falls man es durch Thaten überzeugt, daß Ferry entschlossen sei, hinfort eine feste und würdige Politik zu verfolgen. Der Abgeordnete Ribot, ein hervorragendes Mitglied dieser Gruppe des französischen Unterhauses, drückte vor kurzem in starken Worten seine Mißbilligung der Angriffe aus, denen das Kabinet in den letzten Wochen ausgesetzt war, und knüpfte daran die Bemerkung, daß er sich ihm energisch an die Seite stellen werde, wenn es seine frühere Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche und Forderungen der äußersten Linken aufgeben und mit einem gesunden und gemäßigten Programme vor die Nation treten wolle. Diese Äußerungen folgten auf die Erklärungen Ferrys in Rouen und Havre, und so darf man diese offene Hindeutung des Führers der gemäßigten Republikaner auf seine zukünftige Stellung zur gegenwärtigen Regierung als sehr bezeichnend betrachten, nur wird nach ihr Ferry wahr machen müssen, was er versprochen hat. Der Ton, den selbst die maßvollsten royalistischen Organe anschlugen, lautete allerdings nicht ermutigend.

Doch kann das Kabinet wohl hoffen, daß diese Klasse, wenn es ihm gelänge, das neue Ideal Ferrys, die von Thiers empfohlene und erstrebte konservative Republik, zu verwirklichen, wenigstens insoweit, als sie die Bestrebungen des Grafen von Paris unterstützt hat, nicht allzuviel Gewicht auf den Unterschied zwischen einer liberalen Monarchie und einer konservativen Republik legen und und die letzte sein würde, die geneigt wäre, einen Umschwung der Dinge bloß des Umschwunges wegen herbeiführen zu helfen. Die Rechte kann beabsichtigen, gegen die überseeische Politik des Kabinets und besonders gegen die Expedition in Tonkin zu opponiren, man kann aber mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß sie die Minister in ihrem Streite mit der äußersten Linken in inneren Fragen unterstützen wird. General Thibaudin war aus Gründen, die auf der Hand liegen, der Rechten ein Gegenstand des Abscheues, und so wird diese Ferry ohne Zweifel dafür dankbar sein, daß er den verhaßten Minister beseitigt hat. Wenn endlich die äußerste Linke durch den Abgeordneten Gatineau einen Antrag auf Ausweisung der Prinzen vom Hause Orleans stellen will, so wird das ein neuer Grund für die Rechte sein, wenigstens vorläufig, mit der Regierung zu gehen.

Blicken wir zurück, so ist das Kabinet Ferry zunächst der unbedingten Unterstützung seiner eignen Parteigruppe, der republikanischen Union, vollständig sicher. Ferner ist ziemlich gewiß, daß das linke Zentrum ihm mit wenigen Ausnahmen seine Stimmen geben wird. Endlich werden ihm wahrscheinlich auch die der demokratischen Union nicht fehlen, die eine Stellung zwischen der republikanischen Union und dem linken Zentrum einnimmt. Spuller, einer der Unterbefehlshaber der Armee Gambettas, hat wohl übertrieben, wenn er neulich behauptet hat, das Kabinet habe nie fester gestanden als im jetzigen Augenblicke, aber Dévés, der Führer der demokratischen Union, kann nicht weit über die Wirklichkeit hinausgegangen sein, wenn er um dieselbe Zeit vorausgesetzt hat, Ferry sei einer Majorität von etwa achtzig Stimmen in der Deputirtenkammer sicher. Die Sache, an der das Ministerium möglicherweise scheitern kann, liegt auf dem Gebiete der vielgetadelten und in der That nicht unbedenklichen Kolonialpolitik desselben. Es ist aber ebenso möglich, ja wahrscheinlich, daß Ferry, als er in Betreff der innern Angelegenheiten mit den Radikalen, seinen alten Genossen, brach, viele Politiker der Kammer um seine Fahne gesammelt hat, die sich andernfalls mit jenen zur Opposition in auswärtigen Fragen — die zunächst auf die Tagesordnung kommen werden — vereinigt haben würden. Wenigstens würde es sich sehr sonderbar ausnehmen, wenn seine neuen Bundesgenossen in einem Falle gegen die radikalen Gegner des Kabinets, im andern mit ihm stimmen wollten.

So scheint Ferry denn für jetzt und die nächste Zeit sich behaupten und eine neue Politik inauguriren zu können. Die Zukunft aber bleibt nach dem oben ausgeführten düster, und es wird auf jeden Fall schwierig sein, dem Hinabgleiten der Republik in ein zeitweiliges Chaos auf die Dauer Halt zu gebieten. Möge es gelingen. Unser Wunsch geht nicht auf dieses Chaos; denn es würde die Monarchie gebären, und die Monarchie in Frankreich bedeutet, wie schon oft gesagt worden, den Krieg mit uns.

Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

8.

Erst als er sich wieder eine Zeit allein fand, kam Oswald zu sich selbst. Es war ein Erwachen wie aus einem Rausch, sein Kopf war wüst, seine Seele traurig. Das also war das Weib, an das er sein ganzes Herz gehängt hatte? Er geriet nicht nur in Zorn gegen Margarethe, welche ihre Gefühle schneller als ihre Toilette wechselte, sondern es ergriff ihn auch Ekel und Verachtung gegen ihr ganzes Geschlecht. Feigheit und Frechheit sah er als Grundzug des ganzen Charakters, und das, was er in Bitterkeit zu Margarethe über die Straßendirne gesagt, war ihm bald ein unumstößliches Dogma. Der allgemein menschliche Fehler, aus einem einzelnen Vorkommnis einen gemeingiltigen Grundsatz zu machen, war auch unserm Freunde nicht fremd. Er kam zu dem Schlusse, daß man sich in einer solchen Versumpftheit nur zurecht finden könne, wenn man verachte und genieße. Unter so bittern Gedanken war Oswald durch das Cadorethal gefahren, für dessen Schönheiten sein umdüsterter Blick blind war. Erst in Tai di Cadore lenkte der Geburtsort Tizians seinen Geist auf freudenvollere Dinge, und er ging in Andacht neben dem Wagen den Weg, der von diesem Örtchen nach Pieve di Cadore führte, wo der große Meister seine Jugend verbracht und sich an der ihn umgebenden herrlichen Natur auch zu dem Landschaftsmaler ausgebildet hatte, von dem seine Bilder ein so lebendiges Zeugnis geben.

Durch die Begegnung mit Margarethen in der eben geschilderten Art hatte die Moral und sittliche Weltanschauung Oswalds einen schweren Stoß erhalten. Vielleicht würde er sich von demselben erholt haben, wenn er sich sofort in die Stille seiner Werkstatt zu strenger Arbeit hätte zurückziehen können. Allein die Unruhe des Reiselebens, die sinnlichen Eindrücke, welche die Großartigkeit von

Digitized by Google

Natur und Kunst in ihm hervorriefen, regten den Sturm seiner Seele nur noch mehr auf. Wenn er auch auf der weitern Reise mit vielem Eifer seinen Studien oblag und seine Mappe mit einer Reihe guter Skizzen bereicherte, so füllte er doch nicht damit die Leere seines Gemütes aus. Gar mancher junge Künstler ist an der Sinnlichkeit Italiens zu Grunde gegangen und hat gerade in dem Studium der großen Meisterwerke einen Anreiz zu neuen Begierden gefunden. Auch die Madonna war für Oswald nur ein Weib, und seine Augen suchten auf den Straßen die Abkömmlinge jener Frauen, welche für Paolo Veronese und Tizian das Muster gebildet hatten.

Auf dieser Reise unserm jungen Freunde Schritt für Schritt zu folgen, würde eine schwere Aufgabe sein. Es wird genügen, den Passionsweg, den er auf dem Kalvarienberge des Lebens wandelte, aus den Briefen zu erkennen, die er von Zeit zu Zeit an seinen Freund Harold Stolberg sandte — Briefen, welche nur in Poesien bestanden und denen er kein Wort weiter hinzufügte.

Aus Venedig.

Angelina.

Auf San Marcos schönem Platze
Unter rauschenden Gewändern,
Arm in Arm mit meinem Schatze
Fröhlich auf und nieder schlendern,
Bei dem Spiel der Violinen,
Bei dem Klang der Mandolinen,
Bei der Tauben trautem Girren,
Bei der Fledermäuse Schwirren,
Liebesworte heimlich flüstern,
Blicke wechseln, feurig, lüstern —
Sieh! das Paradies ist nah!
Angelina!

Seh' ich wirklich die Madonne
Von Bellini sich beleben?
Von der Glorie Strahlensonne
Ist ihr Haupt zwar nicht umgeben.
Doch in Venus heil'gem Kranze
Strahlts in wunderbarem Glanze,
Seelenvoll das Auge blicket,
Herz und Seele froh entzücket,
Die Madonna zu begrüßen,
Eile ich zu ihren Füßen.
Sieh! das Paradies ist nah!
Angelina!

„Kann ich wegen meiner Sünden
— Ach, ich sünd'ge alle Tage —
Bei dir, Herrin, Sühne finden,
Daß der Sünden Last ich trage?“

Und ich sah sie gnädig blicken,
Huldvoll mit dem Haupte nicken,
Wollte meine Schuld versüßen,
Lieblich sollt' ich bei ihr büßen,
Legte ihren Arm in meinen,
Mich auf ewig ihr zu einen:
Sieh! das Paradies ist nah!
Angelina!

In der Gondel mußt' ich beichten,
Kirche war Canale grande,
Statt der Kerzen Sterneleuchten,
Dunkel war es auf dem Strande.
„Weil zu oft er wollte nippen
An der Mädchen Rosenlippen,
Muß den Sünder mit dem Munde
Heil'gen ich, daß er gesunde."
Sprachs und küßte ohne Ende,
Und ich küßte Mund und Hände.
Sieh! das Paradies war nah!
Angelina!

Isola di Torcello.

Torcello, einsam und vergessen
Vom Menschenstrom, vom Weltverkehr,
Liegst du verlassen, ungemessen
Umspielt dich rings das blaue Meer.

Es zeugen die geborstnen Mauern
Von alter Herrlichkeit und Pracht,
An den Lagunen Weiden trauern,
Wo einst das Leben froh gelacht.

Es wuchert Gras auf der Piazza,
Leer steht der heil'gen Fosca Haus,
Vom Domhof treibet die Ragazza
Die Gänse auf die Weide aus.

Ein grausig Denkmal ist geblieben,
Der „Gottesgeisel" Lagerstatt,
Mit blut'ger Schrift hat einst geschrieben
Hier Etzel das Geschick der Stadt.

Auf einem Kirchhof weilst du träumend,
Wer löst das Rätsel auf dem Stein?
Wer kennt das Leben, das einst schäumend
Durchströmt das modernde Gebein?

Es waren Menschen! Laß genügen
Dir dieses Wort, an Inhalt reich,
Sie kämpften, die hier unten liegen,
Und ruhn jetzt aus, im Staube gleich.

Nero in Venedig.

Sprach der Tyrann: „Ich wollte, die Welt
Hätt' einen einzigen Kopf,
Der auf der Menschheit Schultern gestellt,
Dann faßt' ich sie beim Schopf,
Dann schlüge den Kopf ich allsogleich
Mit meinem scharfen Schwert,
Daß mir zu Füßen auf einen Streich
Er blutig rollte zur Erd."
Sprech' ich dagegen: „O, gäbe es doch
Nur eine Stadt in der Welt,
Die wäre Venedig, sie hielte ich hoch,
Wie seine Liebste man hält.
Dann wollt' ich, es wären Venedigs Fraun
Vereint zu einer allein,
Und wollt', ich könnte dies Kleinod schaun,
Und wollte, es wäre mein.
Dann künde Trompeten- und Paukenschall:
Gesegnet sei dieser Leib."
Dann liebte ich das ganze All
In einem schönen Weib.

S. Lazzaro bei den Armeniern.

„Macht auf, macht auf das Klosterthor,
Sonst ruf' ich mich noch heiser,
Mein Mädchen wies mich am Himmel ab,
Ich bin nicht Thor, nicht Weiser.

Ich bin ein armes Menschenkind,
Mag dies genug euch sagen,
Ich hatte ein armes, schwaches Herz,
Drum mußte ich viel ertragen.

Jetzt bin ich am Ende, jetzt suche ich Ruh,
Ich will nicht länger ringen,
Will büßen, fasten und mich kastein,
Will Horen und Vesper singen.

Gebt eine Zelle im Kloster mir,
Doch mit dem Blick auf Venedig,
Dann schaue ich über das blaue Meer
Und werde der Sorgen ledig.

Und tritt ein Fremder ins Kloster ein,
Aus Neugier und Devozione,
Demütig führe ich ihn umher,
Gehorsam als Cicerone.

Und will ein Weib das Kloster besehn,
Ich banne es weit von hinnen:

»Wirf deine Netze wo anders aus,
Es wohnen Heil'ge hierinnen.«"

Da sprach der Abt: „Mein lieber Sohn,
Noch brennt ein heftiges Feuer
In deinen Augen, noch ist die Welt,
Ich seh' es, dir allzu teuer.

Noch treibt dich nicht die Andacht her
Zu Gian Bellinis Madonne,
Noch siehst du in ihr ein irdisches Weib,
Hoffst von ihr irdische Wonne.

Der heiligen Jungfrau muß man nahn
In Buße, mit Zagen und Bangen,
Dich treibt noch hin zu der Erde Fraun
Ein allzu sündhaft Verlangen.

Wenn du kein Weib mehr lieben magst,
Dich packt der Ekel des Lebens,
Erst wenn du zerstört hast jegliche Lust,
Dann klopfest du nicht vergebens."

Da schloß sich das Kloster, da stand ich allein,
Jetzt muß ich weiter lieben,
Zum Kloster ist und zum Himmelreich
Kein andrer Weg mir geblieben.

„Auf, Gondoliere, zurück zur Stadt,
Zur Riva, zum Giardinetto,
Wo es die fröhlichsten Mädchen giebt,
Dort führe mich hin, Cospetto!"

Eine Wandlung.

„Ich kniee vor meinem eignen Bild
Und flehe zu dir, Madonne,
Daß du, erbarmungsreich und mild,
Mir spendest der Gnade Sonne.

Wie war ich unschuldsvoll und rein,
Als mir das Heil widerfahren,
Daß deinem Bild ich durft' Vorbild sein,
Eine Jungfrau von sechzehn Jahren.

Wie schaute ich da heilig drein,
Auf meinem Schoß den Bambino,
Und alle beugten sich, Groß und Klein,
In Andacht vor dem Carino.

Doch auch der Maler that allzu entzückt
Die Blicke zu mir erheben,
So oft er es that, ich fühlte beglückt
Mich durchrieseln ein wonniges Beben.

Und einmal — als er mich angeblickt,
Entsank das Kind meinen Händen,
Er hat mich an seine Brust gedrückt —
Wie schmerzlich sollte es enden.

Vom Himmelsthrone sank ich herab
In jähem Sturze zur Erden,
Als Santa Vergine sank ich ins Grab,
Um eine Venus zu werden.

Er malte als Liebesgöttin mein Bild,
Du heiligste der Frauen,
Ein heißes Verlangen — es wurde gestillt,
Mein Herz erfüllt es mit Grauen.

Ein neues Leben regt sich in mir,
Verlassen hat mich Beppino,
Mein einziges Heil, ich such' es in dir,
Madonna, schütz' den Bambino."

Bewundernd ich an dem Pfeiler stand
Und hörte des Weibes Klage,
Dann faßte ich es bei der Hand:
„Vergiß vergangene Tage.

Und quäle dich um Künftiges nicht,
Laß ab von Zittern und Beben,
Noch strahlt jungfräulich dein Angesicht,
Genieße dein junges Leben.

Noch siehst du wie eine Rose aus
In deinem Korb, Fioraja,
Komm mit mir, ich weiß ein stilles Haus,
Man nennt es: La ghiacciaja."

Da nahm sie den Arm, wie war sie so kalt,
Ich fühlte ein tiefes Erbarmen:
„Bald sollst du durch der Liebe Gewalt
Zu neuem Leben erwarmen."

S. Maria della Salute.

Des Mittags war's, die Sonne ruhte
Auf dem Kanal in dumpfer Schwüle,
Ich eilte zur Chiesa di Salute
Um Kunst nicht, nicht um Frömmigkeit — um Kühle.

Die Kirche leer, nur vor dem Queraltare
Ein junges Weib, das auf den Knien flehte,
Bald raufte sie verzweifelnd sich die Haare,
Bald lag sie still in brünstigem Gebete.

Da trat ich hinter sie, und leise,
Begann ich: „Für so große Schmerzen
Kennt die Madonna nicht die rechte Weise,
Nur Liebe heilt, was Liebe schlug dem Herzen.

Ich aber habe Venus' Gunst empfangen,
Und täglich lese ich ihr Liebesmessen,
Treibt dich der Liebe heftiges Verlangen,
Bei ihr erlangst du Sühne und Vergessen.

Ruhst du in ihres Dieners heil'gen Armen,
Und schlägt dein Herz an seinem großen Herzen,
Dann fühlt Frau Venus himmlisches Erbarmen
Und senkt in Lethe alte Liebesschmerzen."

Da sprang sie auf, und ihre weichen Hände
Umfingen mir das Haupt, mit Bittgeberden
Rief sie: „Zur Göttin meine Schritte wende,
Vergessen such' ich!" — „Wohl, es soll dir werden."

Aus Ferrara.

Des Rätsels Lösung. (An Harolds Schwester.)

„Das Zimmer hier gehörte Leonoren,
Die euch, Tedeschi, ist so wohlbekannt,
An die Torquato einst sein Herz verloren,
Als Wahnsinn seinen edlen Geist gebannt."

So der Custode im Kastell Ferrara,
Wahnsinnig war nicht damals Liebe nur,
Sie ist's auch heute noch, Signora Cara,
Und manches Antlitz trägt davon die Spur.

Doch ist's die beste Lösung der Charade:
War je ein Mann von einem Weib entzückt,
Deß' Trug ihn lockte zu der Liebe Pfade,
Man sagt von ihm mit Recht: „Er war verrückt."

Aus Modena.

Pater patriae.

Auf manchen Sarkophagen, auf manchem Denkmal von Stein
Gräbt man viel schöne Worte und Lobessprüche ein.
Wär' Herrscher ich von Modena, nichts könnte mir mehr behagen,
Als könnte von mir man auf einem Stein „Vater des Vaterlands" sagen.

Die Mädchen sind schön gestaltet, madonnenhaft von Gesicht,
Wie Dosso Dossi sie malte, umstrahlt von göttlichem Licht.
Wär' Herrscher ich von Modena, ganz sollte das Volk mir gehören,
Es würde als „Vater des Vaterlands" mit Fug und Recht mich verehren.

Aus Parma.

Frauenseele. (Marie Louise.)

Zu Neipperg von einem Napoleon,
Von der mächtigsten Fürstin auf Erden,
Die einst besessen Frankreichs Thron,
Frau eines Stallmeisters zu werden,

Marie Louise, wie das mich vexirt,
Ich möcht' es geschmacklos nennen,
Wenn einer, der ein Roß regiert,
Nachher auf dem Esel soll rennen.

Doch irr' ich mich nicht, so warst du gar
Bescheidenen Sinnes und weiser,
Weil passender dir der Stallknecht war,
Als Frankreichs mächtiger Kaiser.

Gegen Jupiter in Göttergestalt
War Prinzessin Europa spröde,
Doch einem Stiere folgte sie bald
Und that mit dem Ochsen nicht blöde.

Auch heute zieht vor den Börsenmann
Die eine dem lyrischen Dichter,
Die andre sieht zärtlich den Gauner an
Und wendet den Rücken dem Richter.

Die spricht: „Was thu' ich mit dem Geist,
Der stärkste liegt in den Moneten."
Die andre ihre Gunst erweist
Der rohen Kraft des Athleten.

Die spricht: „Ich kann nicht folgen dem Flug
In seines Geistes Himmel,
Viel mehr thut mir auf Erden genug
Ein Wagen und ein Paar Schimmel."

Die andre denkt: „Ich kann den Geist
Nicht an mein Herze drücken,
Ein Mann von Knochen, kräftig und dreist,
Weiß besser mich zu beglücken."

Gar schwierig ist's, den Geschmack der Fraun,
Die feine Ästhetik der Seele
Für einen Sterblichen zu durchschaun,
Daß der Frauen Gunst ihm nicht fehle.

Zu Neipperg von einem Napoleon,
Das ist des Lebens Sottise,
Das ist des Geschickes erheiternder Hohn,
Heil dir, Marie Louise!

Aus Bologna.

Deutsche Studien.

„Sag, wo find' ich, Cameriere,
Wohl die Schönen von Bologna,
Denn zu Gottes größrer Ehre
Nehm' ich, daß sie schön sind, an.

Hier, wo Kardinalslegaten
Einst das krumme Szepter führten,
Wo Abbaten und Prälaten
In der Stadt einherstolzirten,

Wo viel eifrige Juristen,
Des Akkursius Säle füllten
Und, indem sie Mädchen küßten,
Ihres Herzens Sehnsucht stillten.

Hier ist guter, fetter Boden,
Wo die Schönen recht gedeihen,
Die sich nicht, wie Sankt Kathrine,
Bloß zu Buß' und Fasten weihen.

Ach, wie mancher deutsche Jüngling,
Den das Jus hieher getrieben,
Sah zwei dunkle Feueraugen
Und ist haften dort geblieben.

Wandelnd unter den Arkaden
Hat die Glosse er verachtet,
Und in Seufzern, Serenaden
Nach Erhörung bang geschmachtet.

Und an seines Liebchens Seite
Hat er schnell das Jus vergessen
Und die Eltern und die Heimat,
Deutschen Trunk und deutsches Essen.

Und studirte Jahr auf Jahre,
Konnt' zu Ende nie gelangen,
Deß zu Urkund sieht man heute
Noch im Hof sein Wappen prangen."

Aus Florenz.

Ein neuer Amphion.

Fürchte die Götter!
Sie strafen die Hoffart,
Sie rächen den Treubruch,
Sie treffen das sündenbeladne Gewissen,
Auch wenn's vor sich selber den Frevel verbirgt.

Hochmut der Menschen,
Er ist's, der von allen

Den Seelenverbrechen
Verrucht und verhaßt ist den ewigen Göttern,
Nicht Reue versöhnt ihn, der Himmlischen Haß.

Es strafte Apoll,
Es strafte Diana
Der Niobe Hochmut.
Es sanken in Reihe die blühenden Kinder,
Von Göttergeschossen getroffen, dahin.

Nicht eines verblieb,
Es folgte der Tochter
Der stattliche Sohn.
Zögernd erreicht den Greis der ersehnte,
Von allen den letzten hilflos, der Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Schülerwerkstätten. An den Straßenecken Leipzigs und an den Schaufenstern seiner Buchhandlungen war in den letzten Wochen folgender Aufruf zu lesen, der gleichzeitig auch in hunderten von Exemplaren in den Leipziger Schulen an die Schulknaben verteilt wurde:

An Leipzigs Schüler!

Paßt auf, was hier gesagt wird; es geht jeden richtigen Jungen an.

Jeder von euch, der einmal ein ganzer Mann werden will, schaut nicht nur gern dem fleißigen Handwerker auf die Finger, sondern möchte selbst mit Hammer und Zange, mit Hobel und Säge, mit Feile und Löthkolben, mit dem Modellirholz und dem Schnitzmesser hantiren. Dazu findet ihr nun gute Gelegenheit in der Schülerwerkstatt.

Nicht zu Handwerkern sollt ihr hier vorgebildet werden, denn dazu würden die kurzen Mußestunden nicht hinreichen, sondern geschickter sollt ihr werden und anstelliger, als ihr zumeist seid. Wieviele von euch können einen Nagel gerade in die Wand schlagen, ohne sich dabei auf die Finger zu klopfen? wieviele können einen Drachen bauen, der Gleichgewicht hat und hoch in der Luft steht? wieviele können sich, wenn am Schlittschuh das Eisen locker geworden ist, selbst helfen und müssen nicht zum Zeugschmied laufen? Ja die meisten können nicht einmal einen Bleistift ordentlich spitzen oder ein Buch richtig einschlagen.

Da laßt ihr euch zu Weihnachten einen Werkzeugkasten schenken und stellt ihn nach ein paar verunglückten Versuchen in die Ecke zum Verrosten und Verstauben. Oder ihr probiert es mit Laubsägearbeiten. Da werden ein paar Dutzend Sägeblätter zerbrochen, und dann, wenn das geschmacklose Muster herausgequält ist aus dem Cigarrenkistendeckel, dann schafft ihr die zerbrochenen Stücke zum Tischler, daß er sie wieder leime und das wichtigste an der ganzen Arbeit thue: das Zusammensetzen. Das verschenkt ihr nachher als euer Werk!

Es ist nicht anders, ihr Knaben; die meisten von euch können ihre Hände nicht ordentlich brauchen. Statt sich zu tummeln und auch einmal zuzugreifen, hocken sie zu Haus und peitschen ein Buch nach dem andern durch. Gilt es aber einmal, Hand anzulegen, so wissen sie sich nicht aus drei Bäumen herauszufinden.

Was würde mit euch geworden sein, wenn ihr an Robinsons Stelle gewesen wäret? Ihr würdet vielleicht elendiglich verkommen sein.

Das sollte nicht so bleiben. Sind die Schularbeiten fertig und macht die Familie keinen Anspruch an ihn, so geht der rechte Junge im Sommer auf den Spielplatz und ins Schwimmbad, im Winter auf die Eisbahn und an den Werktisch. Möge er sich hier nach langem Sitzen über den Büchern an der Hobelbank tüchtig ausarbeiten, oder möge er die Freude am Schönen, die der Zeichenunterricht in ihm geweckt hat, beim Modelliren oder Holzschnitzen weiter pflegen, möge er sich für seine einfachen physikalischen Experimente Apparate bauen, oder für die Lieben daheim kleine, sinnige Gaben schaffen, immer wird es ihm eine wahre Herzenslust sein, wenn draußen das Winterwetter tobt und die Abende lang werden, in fröhlicher Gemeinschaft mit andern hier in der traulichen Werkstatt emsig zu schaffen. Und solche Freude haben seit drei Jahren schon hunderte von Knaben bei uns gefunden.

Wem es daher zu Haus an gutem Werkzeug und an gehörigem Raum zum Hantiren, an Arbeitsmaterial und der nötigen Anweisung fehlt, der gebe seinen Eltern ein herzlich gutes Wort und bitte sie um die Erlaubnis, die Schülerwerkstatt in der alten Thomasschule besuchen zu dürfen. Der Beitrag zu den Kosten, der gezahlt werden muß, ist nicht hoch, und arme Schüler erhalten Freistellen. Keiner, der sich gut beträgt und den rechten Willen hat, sein Bestes zu leisten, wird ausgeschlossen. Die aber, welche von vornherein die neue Sache mit Eifer ergreifen, nach ein paar Wochen jedoch, wenn die Arbeiten schwieriger werden, vielleicht wegen Zahnschmerzen zu fehlen anfangen, brauchen nicht erst zu kommen.

Schiller sagt im Wilhelm Tell: „Ein rechter Schütze hilft sich selbst," und weiter: „Früh übt sich, was ein Meister werden will"; darum, ihr Jungen, nützet die Gelegenheit, die euch geboten wird.

Der Vorstand der Schülerwerkstatt.

Dieser Aufruf erregt vor allen Dingen um seiner ungewöhnlichen Form willen Interesse und — Beifall. Er ist ein kleines Meisterstück echt kindlicher Beredtsamkeit. Vergleicht man mit ihm die lahmen Ansprachen, die so oft bei Schulfeierlichkeiten (sogenannten „Aktus") oder bei Kinderfesten — sei es im Sommer auf Spielplätzen oder im Winter bei Christbescheerungen — an die liebe Jugend gerichtet werden, Ansprachen, die in der Regel zu neun Zehnteln auf das hochverehrte umstehende erwachsene Publikum hinschielen, so muß man sagen: Hier ist einmal echter Kinderton, das werden die Jungen ohne Ausnahme kapiren.

Aber gerade, weil dieser Aufruf mit so außerordentlichem Geschick verfaßt ist, und weil er voraussichtlich eine dem entsprechende Wirkung haben wird (ist bereits geschehen; die Räume der genannten Schule haben sich als unzulänglich erwiesen, und viele Knaben haben müssen abgewiesen werden. D. Red.), möchten wir ihm gegenüber mit einigen Bedenken nicht zurückhalten.

Wir bezweifeln nicht, daß die Begründer der Leipziger Schülerwerkstatt von den besten Absichten beseelt gewesen sind. Aber wir bezweifeln sehr, daß gerade Schülerwerkstätten zu den nächstliegenden und dringlichsten Aufgaben der heutigen Pädagogik gehören.

Für nichts wird ja gegenwärtig so viel Propaganda gemacht wie für Neuerungen im Unterricht und in der Erziehung. Noch sind die Klagen über die leidige Überbürdung nicht verstummt, und schon bieten wieder in pädagogischen und andern Zeitschriften Schul- und Jugendbeglücker von allen Seiten ihre Dienste an, um den oder jenen Unterrichtszweig auf der oder jener Stufe zu „reformiren," oder um neue Unterrichtszweige, die bisher fehlten oder nur fakultativ im Unterrichtsplan vertreten waren, als „unerläßlich für die allgemeine Bildung" hinzustellen und „obli-

gatorisch" zu machen, oder um die „Schulhygieine" zu verbessern, die „gänzlich vernachlässigte Körperpflege" der Jugend zu heben u. s. w. Man möchte wirklich glauben, daß alle Projekten- und Propagandamacher, wenn sie mit ihren Beglückungstheorien nirgends anders ankommen, schließlich allemal dahin gelangen, wohin der Naumburger Rat gelangte, als die Hussiten vor der Stadt lagen: „Er verfiel endlich auf die Kinder."

Aber alle die zahllosen Reformatoren unsrer Pädagogik haben es in der Regel nur auf eines von vier Dingen abgesehen: 1. gesunder Körper, 2. geübter Blick und geschickte Hand, 3. Verstand, 4. Kenntnisse, viel Kenntnisse, mit jedem Jahre mehr Kenntnisse. Beinahe gänzlich ignorirt aber werden dabei verschiedne andre Dinge, die uns doch nicht minder wichtig scheinen, nämlich: gute Sitte, Sinn für Ordnung und Schönheit, Sparsamkeit, Schonung und ähnliches — ganz zu schweigen von der eigentlichen Charakterbildung. So herrlich weit wir es auch in andern Beziehungen gebracht haben, in diesen Beziehungen bleiben wir immer mehr zurück, und in erschreckender Weise mehrt sich gegenwärtig die Zahl der unerzogenen Erwachsenen.

Anstatt der Fragen, die der Leipziger Aufruf an die Jungen richtet: Wieviele von euch können einen Nagel gerade in die Wand schlagen u. s. w., könnten wir eine große Reihe andrer Fragen an die Jugend richten, die auch scheinbar lauter Kleinigkeiten betreffen, aber vielleicht wichtiger sind als alle die angeführten. Z. B.: Wieviele von euch wissen, daß man bei einem Vortrag in öffentlicher Versammlung (Predigt, Musikaufführung, Theater) schlechterdings den Mund zu halten hat? Wieviele von euch wissen, wie man beim Betrachten ein Bild und beim Lesen ein Buch anfaßt und wie man die Blätter eines Buches umwendet? Wieviele von euch wissen, daß es anständig ist, eine Thür, die man beim Durchgehen geschlossen gefunden hat, auch wieder zu schließen? Wieviele von euch wissen, wo man eine Thür angreift und wie man sie zumacht? Wieviele von euch wissen, wie man einen Stock oder Schirm auf der Straße trägt, und daß man einen nassen Schirm nicht mit ins Zimmer bringt? Wieviele von euch wissen, wozu Strohteller vor den Thüren liegen? Wieviele von euch wissen, daß man Papierstücken, die man lossein will, nicht auf die Straße oder den ersten besten Rasenplatz wirft? Sind das nicht alles Dinge, deren Unkenntnis und Vernachlässigung von seiten unerzogener Erwachsenen ein erzogener Mensch täglich und aller Orten zu seinem Verdruß beobachten muß?

Aber, wird man einwenden, für diesen Teil der Erziehung hat das Haus, die Familie, nicht die Schule zu sorgen. Gewiß, wenn wir das auch nicht so einseitig hinstellen möchten. Etwas mehr, als es geschieht, könnte auch die Schule der eigentlichen Erziehung sich annehmen. Aber wie soll das Haus seine Aufgabe erfüllen, wenn die Kinder fast nur noch nach Hause kommen, um zu essen und zu schlafen? Im Sommer werden sie auf die obligatorischen Spielplätze genötigt, und nun sollen sie auch noch im Winter in die Schülerwerkstätten laufen! „Wenn die Schularbeiten fertig sind und das Haus keine Ansprüche an euch macht" sagt der Aufruf. Diese Ansprüche macht aber eben das Haus, muß ein verständiges Haus machen, wenn die Jungen erzogen werden sollen.

Also, ihr Herren Reformatoren der Pädagogik, denkt auch ein bischen an die Aufgaben der Erziehung und wollt nicht alle pädagogische Thätigkeit „verstaatlichen." Laßt die Kinder wenigstens ein paar Stunden der Woche dem Hause und den Eltern! Sich beim Einschlagen eines Nagels auf die Finger zu klopfen, das gewöhnen sie sich schon von selber ab.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Der Verfassungsbruch der Fortschrittspartei.

Als im vergangenen August der spanische Handelsvertrag von dem Reichstage beraten wurde, da erhob sich der Reichstagsabgeordnete Professor Dr. Hänel mit der ihm eignen sittlichen Entrüstung, um den Reichskanzler des Verfassungsbruches vor dem Reiche und ganz Europa anzuklagen, weil er die Verordnung über das provisorische Inkrafttreten des von allen beteiligten Kreisen dringend herbeigewünschten spanischen Handelsvertrages ohne Mitwirkung des in den Ferien weilenden Reichstages erlassen hatte. Der fortschrittliche Demosthenes beantragte nicht nur, die von der Reichsregierung erbetene Indemnität zu verwerfen, sondern er fügte noch hinzu, daß er bei dem Vorhandensein eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes den schuldigen Minister nicht nur unter Anklage stellen, sondern auch eines öffentlichen Amtes für unfähig erklären würde. Letzteres wahrscheinlich, um sich selbst als ein verfassungstreuerer und würdigerer Nachfolger zu erweisen. Herr Hänel ist zwar Professor des Staatsrechts, allein seine übergroße und segensreiche parlamentarische Thätigkeit läßt ihm — wie seine Kollegen auf den Lehrstühlen des öffentlichen Rechts bezeugen werden — zu eingehenden staatsrechtlichen Studien keine Zeit, sonst würde er wissen, daß das Recht und die Pflicht der Staatsregierung, bei dringlichen Umständen die notwendigen Vorkehrungen durch allgemeine landesherrliche Verordnungen zu treffen, von alters her so allgemein anerkannt wurden, daß mehrere Verfassungsurkunden aus der Zeit vor 1848, z. B. die bairische, es garnicht für nötig erachteten, diese Befugnis der Krone ausdrücklich zu erwähnen (vergl. das Staatsrecht von Zöpfl, 5. Aufl., II. S. 525 ff.), daß in den ausländischen Verfassungen und selbst in dem fortschrittlich unbekannten Ideal des parlamentarisch regierten Englands eine Indemnity-Bill nicht zu den Seltenheiten gehört.

Diese sittliche Entrüstung am unrechten Orte bildet recht den Gegensatz zu dem, was jetzt über den Diätenfonds der Fortschrittspartei bekannt geworden ist. Bisher hatte es den Anschein, daß die Herren Richter, Hänel und Genossen die Verfassungstreue gepachtet hätten, daß ohne ihre unablässige Wacht und Hut der böse Kanzler mit seinen reaktionären Gehilfen einen Verfassungsartikel nach dem andern beseitigt haben würde. Aber siehe da, jetzt findet sich eine vortreffliche Gelegenheit zur sittlichen Entrüstung für Herrn Hänel, zu einer Anklage wegen Verfassungsbruchs vor dem deutschen Volke und Europa, aber die Anklage kann sich jetzt nicht gegen den Kanzler richten, sie muß die Spitze gegen die eigne Brust, gegen die Freunde und Genossen kehren. Ja Bauer, das ist ganz was andres! Wenn die Fortschrittspartei die Verfassung bricht, da redet man nicht darüber. Die Maske herunter von dem heuchlerischen Antlitz der faux bonhommes!

Schon vor Jahren tauchte in fortschrittlichen Blättern der Gedanke auf, den auswärtigen Abgeordneten der Partei aus Parteifonds eine Entschädigung für ihren parlamentarischen Aufenthalt in Berlin — nicht etwa für andre Zwecke, Agitationsreisen oder dergleichen — für ihre Thätigkeit als Abgeordnete zu gewähren. Diesen Gedanken hatte Herr Eugen Richter erfunden. Schon damals machte zwar nicht in dem Tone sittlicher Entrüstung, wie er bei Verfassungsverletzungen üblich ist, aber mit Entschiedenheit die liberale und sogar fortschrittliche Presse auf das „Bedenkliche" des Planes aufmerksam, der bald darauf — wie alles, was den Herren unangenehm ist — aus den Spalten der Blätter verschwand. Der Gedanke selbst aber blieb nicht ruhen, und jetzt erfahren wir bei der Greifswalder Wahl, daß jeder fortschrittliche, nicht in Berlin wohnhafte Abgeordnete aus dem Parteifonds von dem Fraktionsvorstand 500 Mark für die Session als Entschädigung für seine Thätigkeit erhalte. Die Thatsache wird nicht in Abrede gestellt, die fortschrittliche Berliner Volkszeitung verteidigt die Maßregel mit der an Herrn Richter gewohnten Unverfrorenheit, die Vossische macht eine saure Miene, die andern liberalen Blätter, soweit sie von dem unangenehmen Thema sprechen, halten diese Bezahlung noch immer für „bedenklich" und ziehen — wie freundlich! — einen offenen Antrage im Reichstag auf Bewilligung von Diäten vor. Keiner bezeichnet dieses Verhalten als das, was es ist, als einen offenbaren Verfassungsbruch.

Jedermann kennt die Kämpfe, die im konstituirenden Reichstage um das allgemeine Wahlrecht gestritten wurden. Die treuesten Freunde des Kanzlers trugen die lebhaftesten Bedenken, mit ihm diesen Schritt in das Ungewisse auf einer bisher nur von demokratischer Seite gepriesenen Bahn zu thun. Welche Hindernisse der Kanzler bei den Regierungen zu überwinden hatte, wird vielleicht einmal später zutage treten. Aber das eine geht aus den Debatten des konstituirenden Reichstages unzweifelhaft hervor, daß die Gegner des allgemeinen Wahlrechts dasselbe nur im Hinblick auf die Diätenlosigkeit der Mitglieder an-

nahmen. Bekanntlich siegte zunächst die linke Seite des Hauses mit ihrem Antrage auf Bewilligung von Diäten, der jetzige Artikel 32 der Verfassung wurde jedoch von der Regierung als einer von denjenigen bezeichnet, von deren Annahme das Zustandekommen der Verfassung abhängig gemacht wurde. In der Schlußberatung wurde daher die Regierungsvorlage wiederhergestellt. Schon diese Entstehungsgeschichte ergiebt, daß die Diätenlosigkeit auf einem Kompromiß der Parteien und der Regierungen beruht, und daß es jedenfalls in fraudem legis handeln heißt, wenn die Diätenlosigkeit durch eine Hinterthür illusorisch gemacht wird. Denn die Bedeutung dieses Artikels liegt selbstverständlich nicht darin, daß die Reichskasse oder die Kassen der einzelnen Bundesstaaten nicht mit den Diäten belastet, sondern daß nur unabhängige, auf sich selbst gestellte Männer in den Reichstag gewählt werden sollten. Von diesem Gedanken waren sämtliche Debatten damals getragen; es würde zwar nützlich sein, aber doch zu weit führen, wollten wir dieselben hier wiedergeben und alles wiederholen, was ahnungsvoll im Jahre 1867 von dem gewerbsmäßigen Parlamentarier und dem parlamentarischen Proletariat vorausgesagt wurde. Auch der Wortlaut des Artikels 32 kann garnicht anders verstanden werden.

Die Mitglieder des Reichstages dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen. Der Artikel unterscheidet nicht, woher der Bezug erfolgt, ob aus Reichs-, Staats- oder Privatmitteln, das Verbot ist unzweideutig, und nach einer alten Auslegungsregel gilt der Satz, daß wo das Gesetz nicht unterscheidet, auch wir nicht unterscheiden dürfen. Der Artikel ist ganz anders gefaßt als der entsprechende der preußischen Verfassung, und da diese letztere in so vielen Punkten der Reichsverfassung zum Muster gedient hat, so muß man bei einer Abweichung annehmen, daß diese mit Bewußtsein geschehen ist. Artikel 85 der preußischen Verfassung lautet:

> Die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten erhalten aus der Staatskasse Reisekosten und Diäten nach Maßgabe des Gesetzes. Ein Verzicht hierauf ist unstatthaft.

Wenn die Reichsverfassung nur den Bezug aus öffentlichen Mitteln hätte untersagen wollen, so lag es nahe, den Artikel 32 in seinem Wortlaut an Artikel 85 der preußischen Verfassungsurkunde anzuschließen. Geht aber schon aus der allgemeinen politischen Lage, wie bereits auseinandergesetzt ist, hervor, daß man im konstituirenden Reichstage von der Diätenlosigkeit der Mitglieder in jeder Hinsicht des Bezuges als Voraussetzung ausging, so wurde außerdem die hier vortretende Bedeutung des Artikels 32 auch ausdrücklich anerkannt. So stellte der Abgeordnete Meier zu diesem Artikel den Antrag, die Worte „aus öffentlichen Mitteln" einzufügen; er wollte also das Verbot nur gegen die Regierungen richten und erkannte damit an, daß dasselbe jedenfalls auch den Bezug aus privaten Mitteln umfasse. Der Abgeordnete Schulze-Delitzsch, ein klassischer Zeuge der Fortschrittspartei, bemerkte (Sten. Ber. 1867, S. 706) aus-

drücklich, „daß die Entziehung der Diäten für die Abgeordneten des norddeutschen Parlaments auf eine Verkehrung des allgemeinen gleichen direkten Wahlrechtes hinausläuft. Dies ist doppelt der Fall, weil man nicht nur die Nichtzahlung der Diäten aus Staatsmitteln verlangt, sondern weil man auch ein Verbot hinzufügt, daß dergleichen aus Privatmitteln den Abgeordneten gewährt werden dürfe.“ Es stand damals noch sehr in Frage, ob die Abstimmung zu Gunsten der Regierung ausfallen würde, und Herr von Bennigsen, ein Anhänger der Diäten, der da bemüht war, die Streitpunkte zu mildern, erklärte (a. a. O., S. 709), daß nach seiner Meinung das Zahlen einer Entschädigung an einen Abgeordneten aus Privatmitteln nicht ausgeschlossen werden sollte. „Ich würde es allerdings — fügte er hinzu — für wünschenswert halten, wenn von seiten des Herrn Vorsitzenden der Bundeskommissarien in dieser Hinsicht eine Erläuterung erfolgte. Diese ist auch erfolgt, aber freilich nicht in dem von Bennigsen erhofften Sinne. Denn in der folgenden Sitzung erwiederte der damalige Ministerpräsident Graf von Bismarck (a. a. O., S. 727): „Ich habe in den Verfassungsentwurf nichts hinein zu interpretiren, was nicht drin steht, und meines Erachtens steht das drin und liegt in der gesamten Lage unsrer Gesetzgebungen, daß die Regierungen ohne eine strafgesetzliche Unterlage nur denen etwas verbieten können, denen sie überhaupt zu befehlen haben.“ Durch diese Worte wird zunächst Herr von Bennigsen bedeutet, daß er nichts hineininterpretiren solle, was nicht in der Verfassung stehe, dann aber bemerkt der Kanzler, daß bei dem Mangel allgemeiner strafrechtlicher Bestimmungen jedenfalls den Beamten gegenüber im Disziplinarwege würde eingeschritten werden. Das nur ist der Sinn seiner markigen Worte.

Aber sei dem, wie ihm wolle. Auch wenn man das Gesetz ablöst von seiner Entstehungsgeschichte, so wie es lautet, ist sein Sinn unzweifelhaft: Von keiner Seite darf ein Abgeordneter für seine Thätigkeit eine Entschädigung oder Besoldung erhalten. Das Gesetz mag manchem nicht passen, aber dura lex, sed lex. Wo sind nun die Phrasen von der Majestät des Gesetzes, ihr Herren vom Fortschritt, mit denen ihr so reichlich um euch werfet? Wo ist das Gedonner gegen Verfassungsbruch, mit dem ihr so oft die Wände der Volksversammlungen und Parlamente erdröhnen ließzet? Soll das Sprichwort umgekehrt gelten: Quod non licet Jovi, licet bovi? Die Heuchelei geht weit, die Vossische Zeitung z. B. sagt, die Sache sei bedenklich, aber doch der Regierung bekannt gewesen, die dagegen nicht eingeschritten sei. Hoffentlich werden die Freunde der Vossischen Zeitung im demnächstigen Parlament dem Reichskanzler die Mittel gewähren, gegen Abgeordnete, welche in dieser Weise offen die Verfassung brechen, einzuschreiten; denn da jetzt für Geld soviel zu haben ist, könnte es allmählich dahin kommen, daß die Mehrheit der Volksvertreter von Privaten besoldet würde.

Soll der Parlamentarismus nicht durch sich selbst begraben werden und an seiner eignen Unwürdigkeit zu Grunde gehen, dann ist es Zeit, mit diesen

besoldeten Abgeordneten ein Ende zu machen. Ob man mit Artikel 32 auskommen wird, dürfte zweifelhaft erscheinen; fast alle Staatsrechtslehrer bezeichnen ihn als eine lex imperfecta, weil er auf seine Übertretung keine Strafe setze; aber sie hofften alle, daß eine Übertretung nicht vorkommen würde. Das ist nun geschehen, der Fortschritt in seiner Maß- und Schrankenlosigkeit hat es glücklich zuwege gebracht. Soll man sich etwa damit begnügen, daß der Fiskus auf Grund des Allgemeinen Landrechts (I, 16, § 173, 205 f.) oder der sonstigen Gesetze des gemeinen Rechts die von den Abgeordneten empfangenen Besoldungen zurückfordere? Denn was zu verbotenen, unerlaubten und ungesetzlichen Zwecken oder der Ehrbarkeit zuwider gegeben wird, fällt als Strafe dem Fiskus anheim. Mit einer solchen Verurteilung wären ja die Herren vom Fortschritt ganz besonders zu Mandaten qualifizirt. Ob andre Mittel zur Zeit anzuwenden sind — abgesehen von der Beamtendisziplin —, mag noch dahingestellt bleiben, auch uns scheint es, als ob die rechten Mittel noch fehlen. Zwar will Mohl gegen solche Abgeordneten wegen Bestechung strafrechtlich vorgehen, allein er übersieht, daß nach dem Strafgesetzbuch einer Bestechung sich nur Beamte schuldig machen können, und daß Abgeordnete hierzu nicht gerechnet werden. Thudichum will, daß Abgeordnete, welche eine Entschädigung annehmen, als Demissionäre betrachtet werden und ihren Sitz im Reichstag verlieren. Das wäre in der That ein Ausweg, der sich freilich nicht ausdrücklich ausgesprochen findet.

Die Sachlage erfordert eine ernste Behandlung. Wenn der Richter zu prüfen hat, ob ein Gesetz verfassungsmäßig zustande gekommen sei — und die Reichsverfassung legt in dieser Hinsicht dem Gericht keine Schranken auf, wie dies die preußische thut —, so kann leicht die Giltigkeit von Gesetzen in Frage gezogen werden, an deren Abstimmung besoldete Abgeordneten teilgenommen haben. Denn Abgeordnete, welche aus Privatmitteln oder aus öffentlichen Mitteln für ihre Thätigkeit eine Besoldung oder Entschädigung beziehen, sind nicht Abgeordnete im Sinne der Reichsverfassung. Es ist nicht erforderlich darauf hinzuweisen, wie die Rechtssicherheit unter diesem Verfassungsbruch des Fortschritts leiden muß, und es erscheint fraglich, ob die Reichsregierung verfassungsmäßig in der Lage ist, gemeinsam mit einem Reichstag zu verhandeln, der unter sich Mitglieder duldet, welche die im Artikel 32 der Verfassungsurkunde vorausgesetzte Eigenschaft der Unabhängigkeit nicht besitzen. Vielleicht weiß der große Staatsrechtslehrer Dr. Hänel — ohne sittliche Entrüstung und ohne Pathos — einen Ausweg aus diesem Dilemma anzugeben.

Das neue Aktiengesetz.

(Schluß.)

5.

Das Hauptaugenmerk wendet der Entwurf mit vollem Recht der Gründung zu, nicht bloß weil hier am meisten gesündigt worden ist, sondern weil, wenn hier gesündigt wird — abgesehen von allen andern bereits früher angedeuteten Schäden —, das Schicksal der krank ins Leben gerufenen Gesellschaft für alle Zukunft als ein elendes besiegelt ist. Hier waren die Mängel des bestehenden Rechts am sichtbarsten. Wie Athene plötzlich Zeus' Haupte entsprang oder wie Aphrodite unvermutet dem Meeresschaum entstieg, so war wieder eine neue Aktiengesellschaft entstanden, ohne daß jemand wußte, wer der Erzeuger des Geschöpfes war — das mit jenen griechischen Göttinnen höchstens den vornehmen Namen teilte —, oder auf welchem Wege die Schöpfung zustande gekommen war. Einige Stunden genügten, und der Markt war wieder mit einem neuen „Werte" überschwemmt. Herr A hatte eine Fabrik, die nicht mehr prosperirte; Herr B hat dieselbe ermittelt, er nimmt sich den Bankier C und D zu Hilfe. Eine Konferenz unter Zuziehung eines Notars konstituirte die Aktiengesellschaft mit einem Grundkapital von zwei Millionen Mark. A erhielt für seine Fabrik nebst Utensilien einen den Wert erheblichen übersteigenden Betrag, der Rest wird zwischen B, C, D geteilt, dem Handelsrichter davon Anzeige erstattet, und die Gesellschaft ist fertig. Eines der Bankhäuser oder eine feine Firma übernimmt — gegen die entsprechend hohe Provision — den Vertrieb. Marktschreierische Prospekte thun das ihrige, Zeitungsartikel wissen nicht genug das neue Unternehmen zu rühmen, und bald sind die Aktien untergebracht. Solange das noch nicht völlig eingetreten ist, geht das Unternehmen sehr flott, Reklamen jagen Reklamen, fiktive Dividenden beweisen deutlich die Rentabilität und — endlich ist das Publikum hineingefallen. Nach einiger Zeit wird das ganze Manöver klar, aber siehe da, niemand ist vorhanden, an den sich die Betrogenen halten können, man weiß nicht einmal, wer den Prospekt verfaßt hat. Wie vom Mädchen aus der Fremde weiß kein Mensch, „woher die Gesellschaft kam." „Der Gründungshergang blieb im Verborgenen — sagen die Motive —, ein Hervortreten der Gründer war vom Gesetz nicht verlangt; die treibenden Persönlichkeiten handelten ohne Verantwortlichkeit und entzogen sich jeder Kontrole. Die Verlockung, das eigne Interesse dem der errichtenden Gesellschaft vorzuziehen,

war zu mächtig. Niemand war da und keine Vorkehrung bestand, um das Interesse der Gesellschaft wahrzunehmen."

Der Entwurf zieht diesem mystischen Hergang den Schleier herunter; er will ihn der übelangebrachten Anonymität entkleiden, und in der That, eine rechtschaffene Handlung braucht auch das Licht der Sonne nicht zu scheuen. Der Entwurf bestimmt deshalb in Anschluß an verschiedne moderne Rechte, daß bei der Gründung einer jeden Aktiengesellschaft fünf Gründer als solche hervortreten, das Statut feststellen und mindestens eine Aktie zeichnen müssen. Der Inhalt des Statuts entspricht im wesentlichen dem bisherigen Recht, hervorzuheben ist hier besonders die Bestimmung, daß alle Bekanntmachungen der Gesellschaften durch den Reichsanzeiger erfolgen müssen, sodaß sich in diesem Blatte die Schicksale des Aktienwesens künftig abspielen werden.

Daß die Gründer ihre Thätigkeit bei dem Zustandekommen der Gesellschaft, wobei in der Regel es nicht ohne Kosten abgeht, um der Barmherzigkeit willen oder aus Patriotismus üben sollen, verlangt der Entwurf nicht und kann er auch mit Recht nicht verlangen. Denn im Handel und Verkehr ist jede Thätigkeit auf Gewinn gerichtet und muß naturgemäß darauf gerichtet sein. Allein der Entwurf fordert, daß die Gründer auch die besondern Vorteile, welche sie sich ausbedingen, und den gesamten Aufwand kenntlich machen. Einerseits werden dadurch die schamlosen Gründergewinne zurücktreten, denn gar mancher wird es scheuen, offen etwas zu bekennen, was er im Geheimen einzustecken keine Skrupel haben würde. Andrerseits sieht jedermann, der sich bei der Aktiengesellschaft als Zeichner beteiligen will, wieviel die Gründung gekostet hat; er kann dann überlegen, ob ein solcher Aufwand das Unternehmen als reelles erscheinen läßt, ob die Vorzugsrechte der Gründer und Primitivzeichner derartig sind, daß die Gesellschaft dabei wird bestehen können.

Dieselben Gesichtspunkte beobachtet der Entwurf bei der „qualifizirten Gründung," d. h. bei derjenigen, wo die Gesellschaft anstatt baaren Geldes Etablissements u. dergl., sogenannte Apports, übernimmt. Bisher entzog sich der Hergang gänzlich dem Urteil des Publikums, „die Personen — so heißt es in den Motiven —, welche ein soeben erst vom Eigentümer ihnen überlassenes Etablissement mit Aufschlag im Preise einer zu errichtenden Aktiengesellschaft aufbürden wollten, brauchten nur, indem sie allein die Aktiengesellschaft gründeten, in dem unter sich zu schließenden Gesellschaftsvertrage den auf den Einzelnen fallenden Anteil am Etablissement zu dem nach ihrem Belieben angesetzten höhern Werte einzulegen." Jeder acceptirte die Einlage des andern, die Personen brauchten nicht einmal genannt zu werden. Der Entwurf verlangt nun, daß die zu Gunsten einzelner Aktionäre bedungenen besondern Vorteile, die auf das Grundkapital statt baaren Geldes gemachten Einlagen unter Bezeichnung der Parteien und des Preises und der gesamte Gründungsaufwand bei Vermeidung der Nichtigkeit in das Statut aufgenommen und später bei Eintragung der Gesellschaft in das Handels-

register bekannt gemacht werden. Was nicht im Statut steht, hat für die Gesellschaft keine verbindliche Kraft.

Der Entwurf faßt sodann die Aufbringung des Grundkapitals ins Auge. Auch in dieser Beziehung weist das bestehende Recht empfindliche Lücken auf. Darnach ist abgesehen von der Schriftlichkeit die Aktienzeichnung ganz formlos, der Zeichner hat in der Regel von dem Statut keine Kenntnis, oft kamen hinter seinem Rücken Abmachungen vor, die den Charakter der Gesellschaft gänzlich änderten, oft auch waren die Zeichnungen lediglich zum Schein von einigen Strohmännern vorgenommen, lediglich um den Handelsrichter zur Eintragung der Gesellschaft zu vermögen. Um diese Übelstände zu vermeiden, haben neuere Gesetze, Entwürfe und Vorschläge den Gründern die Veröffentlichung eines Prospektes zur Pflicht gemacht, worin alle auf Errichtung der Gesellschaft bezüglichen Verträge und Vorgänge bekannt gemacht werden sollen. Der Entwurf verwirft zwar in den Motiven diese Theorie, thatsächlich kommt er aber in seinen Vorschlägen darauf hinaus, wenigstens bei der Successivgründung. Übernehmen die Gründer alle Aktien (sogenannte Smultangründung), so ist damit die Sache erledigt, die späteren Käufer der Aktien erfahren aus den der Eintragung vorangehenden gerichtlichen Bekanntmachungen das Erforderliche. Rufen dagegen die Gründer das Publikum zur Zeichnung auf (sogenannte Successivgründung), so kann die Beteiligung nur im Wege der Zeichnung geschehen. Hier stellt der Entwurf für den Zeichnungsschein ganz bestimmte Erfordernisse auf, ohne deren Beobachtung die Zeichnung keine Geltung hat. Aus dem Zeichnungsschein muß der Zeichner die wesentlichen Bestimmungen des Gesellschaftsvertrages, die Sonderanteile der Gründer, den Gründungsaufwand, die Preise und Kontrahenten bei Illationen, sowie endlich Namen, Stand und Wohnort der Gründer ersehen. Hierdurch sind für jedermann die Grundlagen der Entschließung gegeben. Die Zeichnung enthält auch keine dauernde Verpflichtung, der Zeichnungsschein muß den Zeitpunkt enthalten, an welchem der Zeichner seiner Verbindlichkeit überhoben ist, wenn bis zu jenem die Gesellschaft nicht zu stande kommt.

Ist somit die Zeichnung von dem Entwurf zu einem festen Formalakt geworden, so fragt es sich weiter, wie die eigentliche Einzahlung auf das Grundkapital gesichert ist. Bei Aktiengesellschaften genügt in der Regel nach dem bestehenden Recht behufs Eintragung der Gesellschaft die Einzahlung von zehn Prozent, bei Versicherungsgesellschaften von fünfundzwanzig Prozent. Allein ob diese auch wirklich erfolgt sei, dafür fehlte es an jeder Kontrole. Zwar muß notariell die erfolgte Einzahlung bescheinigt werden, allein für den Notar genügte es, daß ihm ein Gründer eine solche Summe vorzeigte. Nicht selten geschah es, daß diese Summe lediglich zu dem Zweck geliehen war und daß schon im Vorzimmer des Notars der Darleiher auf die Rückgabe des Geldes wartete. Der Entwurf hat diese Kautel, welche in Wirklichkeit keine war, sondern nur zu Täuschungen Anlaß gab, aufgehoben. Statt dessen verlangt er, daß die Ein-

zahlung von fünfundzwanzig Prozent von den Mitgliedern des Vorstandes, Aufsichtsrats und von den Gründern als erfolgt versichert werde, und stellt die wissentlich falsche Versicherung unter schwere Strafe (bis zu fünf Jahren Gefängnis oder 20 000 Mark).

Kann man in allen diesen Vorschriften schon einen erheblichen Fortschritt dem bisherigen Recht gegenüber erblicken, so läßt sich doch der Entwurf damit nicht genügen. Bisher war — wie erwähnt — die Gesellschaft in dem Gründungsstadium völlig schutzlos, der diskreten Behandlung der Gründer auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Entwurf sorgt dafür, daß die Gesellschaft schon in dieser Epoche einen Vorstand und Aufsichtsrat erhält, und verpflichtet diese Organe zu einer sorgfältigen Prüfung des ganzen Gründungshergangs. Sodann werden die auf denselben bezüglichen Urkunden, darunter auch der Prüfungsbericht der Gesellschaftsorgane, auf dem Handelsgericht zur Einsicht von jedermann niedergelegt.

Endlich hat bei der Successivgründung der Handelsrichter die Zeichner zur konstituirenden Generalversammlung zu berufen. Der Richter hat jedoch keineswegs materiell in die Versammlung einzugreifen, er soll sie nur leiten und verhindern, daß die Gründer ihnen mißliebige Gegenstände unterdrücken. Diese Stellung des Richters scheint nicht ohne Bedenken. Besser wäre es gewesen, auch materiell eine Prüfung zu übertragen und ihn dabei von Abgeordneten der Handelskammer unterstützt zu sehen, ihm die Befugnis zu erteilen, die Aufklärung bestimmter Vorgänge zu fordern und bis dahin die Eintragung zu versagen. Nach der gegenwärtigen Konstruktion erweckt der Richter den Schein dieser Garantie, die er in Wirklichkeit nicht bietet; nach diesen Vorschriften würde es unsers Erachtens nichts ausmachen, wenn die konstituirende Generalversammlung ganz wegfiele, zumal da neues in ihr schwerlich zu Tage treten wird. Ist die ihr vorangehende Prüfung eine ernstliche, sorgt die anständige Presse dafür, daß die Urkunden, welche sich auf dem Handelsregister befinden, vollständig zur Kenntnis des Publikums gelangen, dann dürfte das letztere ausreichend unterrichtet sein, um sich ein eignes Urteil zu bilden.

Daß aber die auf die Gründung erforderlichen Angaben richtig gemacht werden und die Prüfung eine sorgfältige sei, dafür trifft der Entwurf nicht bloß durch strenge Strafvorschriften, sondern auch durch zivile Haftung der Gründer und der Gesellschaftsorgane ausreichende Vorkehrung. Die Gründer sind der Gesellschaft für die Richtigkeit und Vollständigkeit der von dem Entwurf geforderten Angaben solidarisch haftbar, sie müssen namentlich für jeden an der Zeichnung fehlenden Betrag einstehen, jede nicht in den Gründungsaufwand aufgenommene Vergütung ersetzen. Ebenso haften sie auch bei böslicher Schädigung der Gesellschaft durch die etwaigen Einlagen, und mit ihnen haften ihre sonstigen Teilnehmer und Helfershelfer. „In der verflossenen Zeit — bemerken die Motive — war der Hauptschaden wesentlich dadurch veranlaßt, daß das Publikum durch

hochtönende Namen angezogen wurde, deren Träger mit der Gründung keine Verantwortlichkeit zu übernehmen glaubten. Müssen unbekannte Namen als Gründer publizirt werden, so fällt die Anlockung für das Publikum fort; aus Kreisen aber, aus welchen die Gründer genommen werden müßten, um das Unternehmen nach außen nicht zu schädigen, werden sich nicht leicht Personen vorschieben lassen, welche das vom Entwurfe festgesetzte strenge Maß der Verantwortlichkeit für andre auf sich nehmen."

6.

So fein aber auch der Entwurf das Gewebe seiner Gründungsvorschriften gesponnen hat, es würden sich bei der bekannten Findigkeit der hier in Betracht kommenden Personen leicht Maschen finden, durch welche diejenigen schlüpfen könnten, die an der Umgehung des Gesetzes ein Interesse haben. Der Entwurf hat dies nicht übersehen, vielmehr eine Reihe von Kautelarvorschriften aufgestellt, die den ausgesprochenen Zweck haben, die Umgehung des Gesetzes zu verhindern. Es ist für unsre Zeit gewiß sehr bezeichnend, daß der Gesetzgeber auf eine Kampf mit denen angewiesen ist, die sein Gesetz umgehen wollen, und daß es sich hier nur darum handelt, wer der Schlauere ist.

Eine Hauptrolle in der vergangenen Gründungsepoche spielten die sogenannten Emissionshäuser, d. h. diejenigen Banken, welche Zeichnungen des Publikums entgegennahmen und für den sonstigen Vertrieb der Aktien sorgten. Es soll zwar nicht behauptet werden, daß diese Häuser immer von den faulen Gründungen Kenntnis hatten, aber sie waren doch nicht selten der betreibende Teil und verschlossen, wenn ihnen eine gute Provision für die Unterbringung der Aktien gewährt wurde, absichtlich die Augen, um die Mängel, welche der Gründung anhafteten, nicht zu sehen. Würde nun auch nach den Vorschriften des Entwurfs diese Gefahr nicht mehr eine so große sein, ganz ausgeschlossen ist sie nicht. Der Entwurf geht davon aus, daß diese Häuser, welche wirtschaftlich die Existenz der Gesellschaft fördern, sich auch darum kümmern sollen, ob sie die Bedingungen, die das Gesetz für ihre Existenz aufstellt, erfüllt hat, und daß sie die Hand davon lassen sollen, wenn sie einen Mangel entdecken. Sie sind nicht bloß zivilrechtlich und strafrechtlich für die Angaben haftbar, die sie in ihrem eignen Angebot von Aktien machen — dies sind sie auch nach bestehendem Recht —, sondern sie müssen auch dafür einstehen, daß die von den Gründern gemachten Angaben vollständig richtig sind und die Gesellschaft durch sie nicht böslich geschädigt worden ist. Das Emissionshaus muß sich von den Gründern diese Aufklärung verschaffen, und letztere werden nicht damit zurückhalten, wenn sie eine Veröffentlichung nicht zu scheuen haben. Eigentümlich ist es nur, daß der Entwurf die Verantwortung der Emissionshäuser nicht den geschädigten Aktionären, sondern der Gesellschaft gegenüber ausspricht; das mag juristisch nicht konsequent sein, erscheint aber nicht unpraktisch. Einerseits sind

dadurch die Emittenten vor Chikanen und Rachsucht geschützt, andrerseits kommt das von ihnen Erstrittene nicht bloß dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit der Aktionäre und infolgedessen mittelbar auch den Einzelnen zugute. Freilich giebt es auch noch anderweit Mittel und Wege, die Aktien an den Mann zu bringen, anonyme Zeitungsartikel können zum Ankauf anlocken, fingirte Börsenverkäufe können den Aktien der faulsten Art Eingang in den offiziellen Kurszettel verschaffen. Hiergegen trifft der Entwurf keine Vorschriften, indem er behauptet, daß im allgemeinen Abhilfe gegen diese Manipulationen sich nur in dem Rahmen eines auf alle Börseneffekten sich erstreckenden Börsengesetzes schaffen ließe. Hoffentlich läßt das letztere nicht so lange auf sich warten.

Eine zweite Vorschrift richtet sich gegen Vergleiche aus Gründungsansprüchen der Gesellschaft. Naturgemäß läßt sich der Einfluß der Gründer in den ersten Zeiten der Existenz der Gesellschaft nicht beseitigen; sie bleiben zunächst im Besitz der Aktien, und beherrschen demzufolge auch die Generalversammlung, sodaß letztere nicht abgeneigt sein wird, ihnen Decharge für alle Gründungsakte zu erteilen. Der Entwurf will das auch insofern nicht verhindern, als es gerade im Interesse der ehrlichen Leute liegen kann, die sich nicht auf Jahrzehnte hinaus ihr ganzes Beweismaterial sichern können, durch eine solche Decharge formell ihrer Verbindlichkeiten gegen die Gesellschaft losgesprochen zu werden. Nur um den gedachten Mißbrauch zu verhindern, sollen derartige Vergleiche und Verzichtleistungen in den ersten drei Jahren seit Eintragung der Gesellschaft überhaupt und auch später noch unzulässig sein, wenn Aktionäre, welche den fünften Teil des Grundkapitals vertreten, sich dagegen erklären.

Ferner könnte es vorkommen, daß die Gründer, um die strengen Vorschriften des Entwurfs wegen der Apports zu umgehen, sich zunächst als Geldgesellschaft konstituirten und unmittelbar nach der Eintragung das Etablissement erwürben, dessen Umgründung schon von Anfang an beabsichtigt war. Der Entwurf zieht auch eine solche Manipulation in den Kreis seiner Vorschriften, indem er in den ersten zwei Jahren für Erwerbungen, welche den zehnten Teil des Grundkapitals überschreiten, dieselben Vorschriften trifft, wie wenn sie vor der Eintragung der Gesellschaft erfolgt wären.

Endlich wird auch noch die Erhöhung des Grundkapitals ins Auge gefaßt. Der Unfug, der mit dieser Erhöhung in den Gründertagen getrieben wurde, steht noch in Aller Erinnerung. Als die Fluten des Marktes künstlich in die Höhe geschraubt wurden und die Spekulationswut nicht Objekte genug haben konnte und selbst die Gründung neuer Gesellschaften nicht mehr möglich war, da bereits Wasser, Luft, Erde und Feuer in Aktiengesellschaften aufgelöst waren, verfiel man auf die sinnreiche Idee, das Aktienkapital bestehender Gesellschaften zu vermehren, auch wenn dieselben gar keines neuen Kapitals bedurften, ja das bisherige nicht einmal voll eingezahlt war. Die Aktien „jungten,“ wie es in dem keuschen Börsenjargon hieß, und diese „jungen Aktien“ waren bald ein be-

liebtes Objekt der Agiotage. Daß dieser Unfug verhindert werden muß, darüber kann in Zukunft kein Zweifel sein, allein es fragt sich nur, ob man mit der Steuerung desselben nicht auch eine wirklich notwendige Emission trifft, und wie man es verhindern kann, daß der Gerechte neben dem Ungerechten leide. Der Entwurf glaubt dies durch die Vorschrift zu thun, daß er eine Erhöhung vor Einzahlung des ersten Grundkapitals untersagt, für die Emission einen Beschluß der Generalversammlung verlangt und vor diesem Beschluß die Zusicherung von Bezugsrechten verbietet. Namentlich der letzte Vorschlag verdient alle Billigung; denn gerade durch eine solche Zusicherung erhalten die Beteiligten einen Anreiz, die Aktien künstlich in die Höhe zu treiben und dann eine gewinnreiche Neuemission herbeizuführen. Gründer, die seit Jahren jede Verbindung mit der Gesellschaft gelöst hatten, erlangten Vorteile aus einer solchen Emission, die einen eigentlichen Lotteriegewinn darstellen, denn von einer Gegenleistung ist keine Rede. Das macht den Entwurf künftighin unmöglich. Ob er dagegen auch das Richtige getroffen hat, wenn er eine Emission unter pari zuläßt, mag hier nur angedeutet werden, eine genauere Erörterung würde in zu große Details führen.

7.

Es ist bereits im Eingange dieser Betrachtungen erwähnt worden, daß die Verwaltung der Aktiengesellschaften notwendigerweise eine sehr verwickelte ist. Allein trotz des komplizirten Apparates hat das bestehende Recht den Aktionären in der Verwaltung nicht den nötigen Schutz verliehen. Selbstverständlich ist die Generalversammlung, obwohl sie der eigentliche Geschäftsherr ist, bei ihrer Vielköpfigkeit und veränderlichen Zusammensetzung nicht geeignet, die Geschicke der Gesellschaft selbst zu leiten. Allein sie muß doch auch nicht so machtlos sein, um über sich vom Vorstand und Aufsichtsrat frei schalten und walten zu lassen. Diese beiden Organe sind trotz der Novelle von 1870 geradezu omnipotent, und wenn sie einig sind, ist weder der einzelne Aktionär noch die Generalversammlung von irgend welcher Bedeutung, sind sie aber uneinig, dann ist die letztere ein Spielball in der Hand desjenigen, der die meisten Aktien zusammenzuleihen vermag. Besonders gefährlich wird die Stellung dieser Organe, wenn sie von den Gründern auf lange Zeit bestellt werden, sodaß deren Einfluß Jahre hindurch in der Gesellschaft der ausschließlich maßgebende ist.

Der Entwurf hat an dieser Organisation keine Veränderung vorgenommen, er ist im Gegenteil dem Vorschlag derer ausgewichen, welche den Aufsichtsrat zum ausschließlichen Kontrolorgan bestimmen und von jeder verwaltenden Thätigkeit zurückhalten wollen. Gerade darin, daß der Aufsichtsrat auch positiv — wenn auch nicht nach außen, so doch dem Vorstand gegenüber — eingreifen kann, sieht der Entwurf eine Wirkung der Kontrole. Richtig ist nur, daß ein bloßes Aufsichts- oder Revisionsorgan nur äußerlich zu einer Prüfung gelangen

kann, und man wird dem Entwurf auch darin zustimmen können, wenn er behauptet, daß nicht sowohl das Einmischen in die Verwaltung als die mangelnde Verantwortlichkeit es ist, welche den Aufsichtsrat des bestehenden Rechtes so ungeeignet erscheinen läßt. Nach den gemachten Vorschlägen wird der Einfluß der Gründer auf die längere Bestellung des Aufsichtsrates zurückgedrängt, indem der erste Aufsichtsrat nur ein Jahr funktioniren darf. Sodann wird nicht bloß die Stellung des Vorstandes, sondern auch die des Aufsichtsrats zu einer widerruflichen erklärt; es werden die Funktionen des letzteren genauer präzisirt, indem das Gesetz ihm schärfere Obliegenheiten auferlegt. Namentlich aber wird die Verantwortlichkeit beider Organe sowohl den Gläubigern wie den Aktionären gegenüber erheblich verstärkt, sodaß der Posten eines Aufsichtsrates nicht mehr eine Sinekure zur Beziehung von Tantiemen, sondern ein wirkliches, mit Verantwortlichkeit ausgestattetes Amt werden wird. In der Gründerzeit gab es Leute, welche oft ohne Geschäftskenntnis, lediglich um das Publikum durch ihren Namen anzulocken, in den Aufsichtsrat gewählt wurden, andre, welche aus der Stellung eines Aufsichtsrates ein Gewerbe machten und diese Würde so kumulirten, daß sie sich um die einzelne Gesellschaft garnicht kümmern konnten. Alle diese Übelstände werden durch die Vorschriften des Entwurfs vermieden werden.

Nicht mindere Mängel weist das bisherige Recht hinsichtlich der Generalversammlung auf. Die Herrschaft des Kapitals, wie sie als charakteristisches Merkmal der Aktiengesellschaft hervortritt, wurde schrankenlos geübt und das Stimmrecht oft nur an den Besitz mehrerer Aktien geknüpft, der Entwurf dagegen schließt eine Beschränkung des Minimalstimmrechts aus; ebenso läßt er interessirte Aktionäre bei der Abstimmung nicht zu und regelt die Vollmacht bei einer Vertretung. Vermißt dagegen werden Vorschriften, welche die Vertretung der Aktionäre durch Vorstand und Aufsichtsrat ausschließen, obwohl eine solche leicht zu Kollisionen führen kann, ebenso Vorschriften, welche sich gegen das Leihen der Aktien richtet und Strohmänner aus den Generalversammlungen ausschließen würden. Der Entwurf verspricht sich von solchen Beschränkungen keinen Erfolg, weil er sie für schwer durchführbar erachtet. Es ist aber kein Grund einzusehen, warum hier nicht ebenfalls Strafvorschriften wirksam abschrecken sollen, wie diese ja auch von dem Entwurf gegen denjenigen angedroht sind, der sich Vorteile für seine Abstimmung in einem gewissen Sinne gewähren läßt. Sehr wesentlich ist es, daß der Entwurf der Generalversammlung verschiedene wichtige Beschlüsse vorbehält und bezüglich dieser die Delegation an den Aufsichtsrat für unzulässig erklärt, ganz außerordentlich wichtig endlich, daß er einer Minderheit von Aktionären die Möglichkeit eröffnet mit Erlaubnis des Handelsgerichts eine Generalversammlung gegen die Ansicht von Vorstand und Aufsichtsrat zusammenzuberufen und Gegenstände auf die Tagesordnung zu stellen. In dieser Hinsicht wird eine sehr empfindliche Lücke des bisherigen Rechts ergänzt. Dagegen wäre auch zu wünschen gewesen, daß die General-

versammlung sich selbst einen Vorsitzenden wählen kann. Die Stellung eines solchen ist von großem Einfluß, namentlich wenn es sich um Maßregeln gegen die Organe der Verwaltung und den Aufsichtsrat handelt. Verstärkt ist besonders — und wie wir glauben mit Recht — die Befugnis der Generalversammlung bei Abnahme der Bilanz; die Vorschriften des Entwurfs sorgen dafür, daß deren Prüfung und die Dechargeerteilung nicht bloß eine Formalität ist. Jeder Aktionär erhält die Möglichkeit, von den wichtigsten auf die Bilanz bezüglichen Materialien Einsicht zu nehmen. Für die Aufstellung hat der Entwurf sehr eingehende Grundsätze aufgestellt, die freilich nicht erschöpfend sein können, aber doch verhindern sollen, daß die Ansätze in zu rosigem Licht und die Dividenden zu groß ausfallen. Endlich ist durch einen obligatorischen Reservefond für die Zeiten der Not Vorsorge getroffen.

Der Entwurf hat aber auch noch einen erheblichen Schritt weiter gethan. Nach dem bestehenden Recht ist die Minorität schutzlos der Willkür und dem Belieben der Mehrheit preisgegeben, und die ungesetzlichsten Maßregeln konnten ausgeführt werden, wenn die Machthaber es verstanden, sich die nötigen Stimmen zu verschaffen. Gegen diese Ausbeutung des Mehrheitsprinzips haben sich zahlreiche Stimmen erhoben, während wieder von andrer Seite darauf hingewiesen wurde, wie leicht durch die Gewährung eines Schutzes an einen einzelnen Aktionär oder an eine Minderheit eine Art von Revolveraktionären entstehen könnte. Der Entwurf hat diese entgegengesetzten Stimmungen versöhnt. Dem einzelnen Aktionär ist nur das Recht gegeben, gesetz- und statutenwidrige Beschlüsse der Generalversammlung anzufechten. Zwar würde man auch jetzt schon eine solche Befugnis als vorhanden annehmen müssen, allein sie ist in keiner Weise näher geregelt, und deshalb konnte auch nur selten davon Gebrauch gemacht werden. Ob sich der Entwurf nicht auch noch eines zu starren Lakonismus schuldig gemacht hat, wird eine genauere Prüfung in den Stadien der legislativen Beratung zu ergeben haben. Diesem erwähnten Rechte des einzelnen Aktionärs stellt sodann der Entwurf zwei Minoritätsrechte zur Seite. Der fünfte Teil des Grundkapitals kann die Gesellschaft zwingen, ihre etwaigen Ansprüche aus der Gründung oder Geschäftsführung gegen die ihr verantwortlichen Personen geltend zu machen; Aktionäre, welche den zehnten Teil des Grundkapitals vertreten, können beim Handelsgericht die Ernennung außerordentlicher Revisoren beantragen, sofern sie glaubhaft machen, daß bei Gründung, Geschäftsführung oder Liquidation Unredlichkeiten oder grobe Verletzungen des Gesetzes oder des Gesellschaftsvertrages stattgefunden haben.

Eine Reihe von Detailvorschriften dient zur näheren Ausführung dieser Grundsätze, mit denen der Entwurf einen neuen und, wie uns scheint, annehmbaren Weg bei Lösung der in Betracht kommenden Fragen betritt. Die Minderheit ist eine respektable, man muß annehmen, daß eine solche Vertretung des Grundkapitals nicht chikanös vorgehen wird, zumal da sie ja auch für frivole An-

träge zu haften haben wird. Andrerseits wird durch diese Vorschriften der Alleinherrschaft und dem Mißbrauch von Koterien vorgebeugt werden. Bei dem Antrag auf Revision läßt aber die Mitwirkung des Handelsgerichts jede Befürchtung, daß dieses für den Kredit höchst gefährliche Recht in übeln Sinne angewendet werden könnte, unbegründet erscheinen. Freilich ist es nicht ausgeschlossen, daß der Richter allzusehr das formaljuristische Prinzip hervorkehren wird, wo mehr wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend sein müssen, und ebendeshalb wäre es zu wünschen, daß hier der Richter nicht allein entscheide, sondern etwa die Kammer für Handelssachen einschreite. Der Entwurf bestimmt nicht, wer der Handelsrichter sei, überläßt also dessen Festsetzung der Landesgesetzgebung, und nach dieser ist es meist der das Handelsregister führende Richter. Einem Einzelrichter ohne ein Recht der Beschwerde so weitreichende Befugnisse zu erteilen, erscheint mißlich. Der moderne Zug der Zeit, wenigstens bei uns, geht zwar auf die Omnipotenz des Amtsrichters, allein wir möchten doch bezweifeln, ob dies den Sachen immer zum Vorteil gereicht. In Bagatellstreitigkeiten mag diese Regelung mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen und die Steuerpflicht gerechtfertigt werden können, allein vorliegendenfalls handelt es sich um sehr erhebliche Interessen und um das Wohl und Wehe von einer Menge von Staatsbürgern. Man denke nur daran, daß große Aktiengesellschaften mit ihren Etablissements oft ihren Sitz an ganz kleinen Orten haben, wo dem Richter eine Erfahrung in schwierigen wirtschaftlichen Fragen abgeht und er nicht einmal in der Lage ist, sich bei andern oder aus Büchern Rat zu holen. Wenn man nicht von dem Dogma ausgeht, daß der Amtsrichter unfehlbar ist — und bisher hat unsers Wissens dieses Dogma weder bei Laien noch bei den Berufsgenossen des Amtsrichters Anerkennung gefunden —, muß hier Wandel geschafft werden.

8.

Mit den Strafbestimmungen, welche der Entwurf für die Verfehlungen auf dem vorliegenden Gebiete aufstellt, ist er ebenfalls der öffentlichen Meinung und der verletzten öffentlichen Moral entgegengekommen. Man kann es kaum begreifen, wie die Novelle von 1870 die gröbsten Ausschreitungen, an denen tausende von Existenzen zu Grunde gingen, teils gänzlich übersehen, teils mit lächerlich geringfügigen Strafen belegen konnte. Diesen Mängeln wird hier Abhilfe geschafft. Jede Zeit bildet auch ein charakteristisches Verbrechen aus; in der Renaissance hat der Giftmord eine große Rolle gespielt, im vorigen Jahrhundert waren Testamentsverfälschungen und Erbschleichereien an der Tagesordnung, das Merkmal unsrer Tage ist der Betrug. Das Gefühl für Wahrheit kommt immer mehr in Abnahme und es ist nicht zu verwundern, daß im Handel und Verkehr, wo die Reklame und die Annoncenjagd sich immer breiter und breiter machen, die Worte nicht auf die Wagschale gelegt werden. Diesem Umstande muß leider auch der Gesetzgeber Rechnung tragen, und so haben wir

in unserm Reichsstrafgesetzbuch einen so komplizirten Begriff des Betruges, daß daneben der gemeine Schwindel noch recht gut und ungenirt bestehen kann. Diese Begriffsbestimmung führt dahin, daß in der Gründerzeit die schreiendsten Rechtsverletzungen straflos begangen wurden und Leute, für welche die Zuchthauszelle der würdige Aufenthalt gewesen wäre, Paläste bezogen, die sie aus erschwindeltem Geld erbaut haben. Nicht ungestraft darf man der Moral des Volkes ins Gesicht schlagen, und wenn heutzutage oft niedrige Leidenschaften gegen die Villenbesitzer aufgestachelt werden, so ist das leider nur der niedrige Gegenchoc zu dem Choc der erstgeschilderten Art.

Die Motive bemerken: „Die Begriffsbestimmung des Betruges genügt für die gewöhnlichen Lebensverhältnisse (!), ihre Anwendung versagt dagegen auf dem Gebiete des Aktienwesens, namentlich wenn in Zeiten hochgehender geschäftlicher Unternehmungen sich die Zahl der Gründungen in das Ungemessene steigert und die Aktien den Geldmarkt beherrschen. Verkäufe und Käufe vollziehen sich dabei einerseits meist ohne schriftliche Fixirung der Rechte und Verbindlichkeiten der Kontrahenten, andrerseits treten dabei soviele Personen handelnd auf, daß es fast unmöglich ist, einer bestimmten Person eine Verantwortlichkeit für einzelne Akte nachzuweisen. Je leichter sich aber der Einzelne der Verantwortlichkeit für seine Mitwirkung bei derartigen Geschäften entziehen kann, desto verlockender wird die Überschreitung der Grenzen des Erlaubten durch falsche Versicherungen, unwahre Anpreisungen und Verschweigung von Thatsachen, welche für die Beurteilung des Wertes eines Aktienunternehmens von wesentlichem Einflusse sind."

Der Entwurf straft mit Gefängnis bis zu einem Jahre und Geldstrafe bis zu 10 000 Mark diejenigen, welche in öffentlichen Bekanntmachungen falsche Thatsachen vorspiegeln oder wahre entstellen, um zur Beteiligung an einem Aktienunternehmen zu bestimmen. Damit werden hoffentlich die marktschreierischen Prospekte verschwinden und die Herren Zeitungsschreiber weniger rosig die neuen Gründungen schildern, denn auch sie werden von derselben Strafe getroffen. Gleiche Strafe ist auf die sogenannten Tartarennachrichten gesetzt, deren schon in Hauffs „Memoiren des Satans" Erwähnung geschieht, und die sich an allen Börsen der Welt das Bürgerrecht verschafft haben: betrügerische Depeschen, fingirte Aufträge, Scheinmanipulationen für die Unvorsichtigen. Der Entwurf bedroht den, der in betrügerischer Absicht auf Täuschung berechnete Mittel anwendet, um auf den Kurs der Aktien einzuwirken. Die Findigkeit mag sich also in Zukunft andre Gebiete aufsuchen. Wünschenswert wäre es nur gewesen, daß der Entwurf auch solche Leute wirklich als das bezeichnet, was sie sind, nämlich als Betrüger. Noch höhere Strafen (bis fünf Jahre Gefängnis und bis 20 000 Mark Geld) ist für Betrügereien bei Anmeldung des Gesellschaftsvertrages zum Handelsregister, bei Darstellungen in der Generalversammlung u. s. w., sowie für Untreue gegen die Gesellschaften angedroht. Namentlich die letztge-

dachte Vorschrift wird der geknickten Moral wieder etwas auf die Beine helfen, denn bisher haben es verschiedene Vorstandsmitglieder und Aufsichtsräte verstanden, mit fremdem Gelde zu ihrem eignen Nutzen zu wirtschaften.

Der Entwurf enthält endlich noch eine Reihe von Übergangsbestimmungen, welche darauf abzielen, soweit es ohne Schädigung bereits erworbener Rechte angeht, die Vorschriften des Entwurfs nicht bloß auf die noch zu gründenden, sondern auch auf die bestehenden Gesellschaften anzuwenden. Es wird dies die Reinigung eines Augiasstalles werden; hoffen wir, daß der Besen scharf genug sein wird.

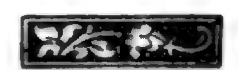
Die Motive bringen noch ein besondres Kapitel über die ausländischen Aktiengesellschaften und den Handel in auswärtigen Aktien. Diese Frage erscheint uns von ganz besonderer Wichtigkeit; denn wir wissen, daß das Geld kosmopolitisch ist, und wenn sich sogar während des französischen Krieges deutsches Geld gefunden hat, um eine Anleihe des Landesfeindes aufzubringen, so wird sich nicht minder deutsches Geld finden, um im Auslande Aktiengesellschaften zu gründen und mit ihren Waaren die deutschen Börsen zu überschwemmen. Die Motive des Entwurfs suchen nachzuweisen, daß dessen Vorschriften im allgemeinen auch auf die Errichtung von Zweigniederlassungen auswärtiger Gesellschaften Anwendung finden werden, geben aber zu, daß doch ein sehr erheblicher Teil der Gründungsbestimmungen für diese ausgeschlossen sein muß. Uns erscheint dies bedenklich, und wir hoffen, daß die weiteren Stadien der Beratung dieses Bedenken beseitigen werden. Wenn eine ausländische Gesellschaft im Inlande eine Zweigniederlassung gründen will, so muß sie für diese alle Vorschriften erfüllen, welche das inländische Recht für eine Hauptniederlassung aufstellt. Eine solche Folgerung kann man sogar bei gutem Willen schon der bestehenden Gesetzgebung entnehmen; wir sehen nicht ein, warum eine ausländische Gesellschaft besser gestellt sein soll als eine inländische, warum das deutsche Reich die im Entwurf festgesetzten Kautelen nur den Inländern und nicht auch den Ausländern gegenüber für erforderlich erachtet, und warum es den einheimischen Gründern, wenn sie unsre Gesetze umgehen wollen, so leicht gemacht werden soll, den Sitz der Gesellschaft über die Grenze zu verlegen und im Inlande eine Zweigniederlassung zu gründen. Mögen doch die auswärtigen Staaten Repressalie üben, wir haben sie nicht zu fürchten, und ein bloßes Nachgeben dem Ausland gegenüber ist unpraktisch und unpolitisch. Dagegen müssen wir dem Entwurf zugeben, daß er selbst nicht den Handel mit auswärtigen Aktien an der Börse verhindern kann. Hier liegt ein schweres Hemmnis vor, das nur im Rahmen eines Börsengesetzes geregelt werden kann. Denn hier handelt es sich nicht bloß um Aktien, sondern auch um schwindelhafte Anleihen bankerutter Städte und Staaten. Die Regelung dieser Frage wird auf große Schwierigkeiten stoßen, denn sie berührt die internationale Bilanz und Beziehungen von hohem finanzpolitischen Interesse. Der Entwurf ermahnt in seiner Begründung die Börsenvorstände, bei der Zu-

lassung ausländischer Wertpapiere recht vorsichtig zu sein. Aber wir fürchten, daß diese platonische Mahnung nichts nützen wird, ebenso wie der Hinweis, daß, wer aus dem Erwerb solcher Papiere zu Schaden komme, sich denselben selbst zuschreiben müsse. Hier muß Wandel geschaffen werden, und wir zweifeln nicht, daß der mächtige Kanzler mit seinen Hilfskräften auch hier die richtige Lösung finden wird.

Dies sind die Grundzüge des Entwurfs. Die Weitschweifigkeit unsrer Betrachtungen mag der geneigte Leser mit dem Umfang der Vorlage und seiner Bedeutung für unser wirtschaftliches Leben entschuldigen. Das Gesamtergebnis dieser Erörterungen kann uns nur zufrieden stellen. Vom wirtschaftlichen Standpunkt — und dieser war hier der ausschlaggebende — muß die Tendenz des Entwurfs gebilligt werden, da sie darauf gerichtet ist, die beklagenswerten Ausschreitungen auf dem Gebiete des Aktienwesens künftighin zu verhindern. Wir geben uns sogar der Hoffnung hin, daß die Lösung der hier obwaltenden Streitpunkte nicht von der Zinne der Partei erfolgen wird, und einige Stimmen in der Tagespresse deuten darauf hin, daß wir uns nicht täuschen. Die Börsenblätter, welche lediglich dem Interesse des Jobbertums dienen, können sich mit dem Entwurf nicht einverstanden erklären, deren Zustimmung würde vielmehr ein recht schlimmes Zeichen sein. Von andrer Seite dagegen, die sonst unbesehen tadelt, was von der Regierung herkommt, ist dem Entwurf Lob gespendet worden. Wir haben hier nur die Tendenz im Auge gehabt. Ob nicht noch an einzelnen Vorschriften eine Änderung vorgenommen werden sollte, mag dahingestellt bleiben, wenn nur die einmal eingeschlagene Richtung keine Änderung erleidet. Wir behalten uns vor, den Leserkreis über die weitern Schicksale der Vorlage auf dem Laufenden zu erhalten.

Eines aber muß schon jetzt hervorgehoben werden. Aus der hier gegebenen Darstellung tritt der Gegensatz des Entwurfs zu dem bestehenden Recht klar hervor. In diesem ist das 1870 in voller Blüte stehende Manchestertum zum unverwischten Ausdruck gekommen, das Kapital wurde entfesselt, und gegen die ihm freigegebene Kaperei mochte sich jeder schützen, so gut oder schlecht er konnte, für die Dummen giebt es ja darnach keinen Schutz. Diesem Gesetz gegenüber beruht der Entwurf auf jenen Grundsätzen, welche seit dem Jahre 1878 die Politik des Kanzlers beherrschen, wenn auch in einzelnen Punkten jene Prinzipien eine Änderung zulassen sollten. Es gehört also eine sehr bewußte Naivität dazu — um es nicht schärfer zu bezeichnen —, wenn sezessionistische Blätter in dem Entwurf das Aufgeben der bisherigen Richtung in der Politik des Kanzlers bezeichnen und bemerken, daß dieselbe eigentlich zu einer Vernichtung der Aktiengesellschaften führen müsse. Wie thöricht das ist, darf schon als oben bewiesen angesehen werden. Aber man giebt sich nicht damit zufrieden, es wird versteckt und offen angedeutet, daß die Mitarbeiter des Kanzlers noch stark in manchesterlichen Theorien befangen seien, und daß für die entgegengesetzte Rich-

tung fähige Männer sich nicht vorfinden. Das ist eine bewußte Unwahrheit, die auch das Wesen des Kanzlers verkennt, der gewiß nicht der Mann ist, um sich von seinen Gehilfen an der Nase herumführen zu lassen. Schon mehrfach hat die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sich zu der Erklärung veranlaßt gesehen, daß der Entwurf nicht von einem Manne einer einseitigen Parteirichtung — wenn überhaupt von einer solchen im Schoße der Reichsregierung die Rede sein könnte — bearbeitet ist, sondern daß an dem Entwurf verschiedne Verfasser, selbstverständlich mit verschiednen Richtungen, ihren Anteil haben. Es ist notwendig, dies hervorzuheben, denn schon will es den Anschein gewinnen, als ob das Bestreben vorhanden sei, gerade bei denjenigen den Entwurf zu verdächtigen, welche zu den Freunden des Kanzlers gehören und seine Politik unterstützen. Sie mögen sich beruhigen und objektiv prüfen und getrost sein, daß die Vertretung des Entwurfs Händen anvertraut ist, welche kein andres Ziel kennen, als den wirtschaftlich gesunden, bereits bewährten und durch Kampf zum Sieg gelangten Anschauungen des Kanzlers einen neuen, überzeugungsvollen Ausdruck zu verleihen.



Zum Lutherfeste.

Von Max Allihn.

ie die Erdoberfläche, so ist auch das Geschlecht der Menschen, das auf ihr wohnt, in steter Umbildung begriffen. Doch vollzieht sich dieser Prozeß notwendigerweise weder in der Richtung des Fortschrittes, noch in der des Rückschrittes, noch auch in gleichmäßiger und gleichförmiger Bewegung. Es treten Stockungen ein, es entstehen Spannungen; die günstigste Lösung derselben ist die Reform, die Reformation; doch gehört dazu nicht allein das Reformbedürfnis, sondern auch der Mann, der Reformator.

Jene Periode, die wir das Mittelalter nennen, hinterließ bei ihrem Ende eine ganze Reihe von Problemen, eine hochgradige Spannung, das allgemeine Bewußtsein: so kanns nicht weiter gehen. Es gab nicht allein eine religiöse, eine kirchliche Frage, sondern auch eine politische, soziale, kommerzielle und wissenschaftliche. Auf allen Gebieten hatte sich der Lebensinhalt geändert und wollte in die alten Formen nicht mehr hineinpassen, andrerseits waren diese Formen selbst verschoben, verderbt und heillos geworden und drohten das gesunde Leben des Volkes zu ersticken.

Keine Institution war an diesen Zuständen so sehr schuld als die päpstliche Hierarchie, welche alle Verhältnisse des Volkslebens durchdrang und ängstlich von einer gesunden Entwicklung zurückhielt. Es lebten damals zwei Völker in Deutschland, das Volk der Arbeitenden und das der Essenden, die Laien und der Klerus, die erstern beherrscht und ausgesogen von dem letztern durch ein geistliches Steuersystem von raffinirter Durchbildung. Der Papst verkaufte die Bistümer an die Bischöfe, diese wiederum brachten die vielen tausende von Goldgulden, welche das Pallium kostete, durch Ablässe auf; dazu verkauften auch sie die fetten Pfründen an den meistbietenden. Das Recht, Pfründen zu fressen, d. h. zu kumuliren, kostete soundsoviel, das Recht der Absenz von seinem Amte so viel, das Recht, illegitime Frauen zu haben so viel — es hatte alles seinen Preis. In einem Spiel von Niklaus Manuel sagt eine Pfarrköchin: „Als ich noch im Frauenhause zu Straßburg war, habe ich meinem Wirte nicht soviel zahlen müssen, als nun dem Bischofe."

Die Klöster wuchsen wie Pilze aus der Erde, fromme Fürsten und Herren wurden eifrig angehalten, durch Gründung oder Bereicherung eines Klosters für ihr Seelenheil zu sorgen. Das Laufende mußte der Bauer schaffen, über den die Schaar der terminirenden Mönche herfiel wie die Heuschrecken, und der es dulden mußte, daß sie sich ihm ins warme Nest setzten und füttern ließen. Dafür erhielt er soundsoviel Jahre Erlaß des Fegefeuers. Da aber dies Feuer von unbegrenzter Dauer war, so war das Geschäft, das er gemacht, nur ein scheinbares. Es gab fortwährend Wachs zu schenken, Bilder zu malen, Fenster zu stiften, Altäre zu schmücken, Kirchen, Kapellen und Thürme zu bauen. Die Kunst des ausgehenden Mittelalters verdankt ihre Blüte zum großen Teile dieser Kunst der katholischen Kirche, den guten Thaten ihrer Glieder die Gestalt von Stiftungen und Spenden zu geben. Aber im ganzen und großen erwies sich ihre Praxis als eine wahre Landeskalamität. So faßten es auch die Nationalökonomen jener Zeit auf und stellten es in ihren Gutachten ihren Kaisern und Obrigkeiten dar.

Aber schlimmer als dies war die Beschwerung der Gewissen. Man sah, daß mit der Gewissensangst des Volkes, die mit allen Mitteln wachgerufen und wacherhalten wurde, Geld verdient wurde, man fühlte, daß alle die Vielgeschäftigkeit der Gaben, Stiftungen und Wallfahrten der nach Frieden suchenden Seele nicht Genüge thun konnte, man suchte nach Besserem, Gehaltvollerem, aber die Kirche legte die Hand darauf und nahm für sich allein die Vermittelung der religiösen Erkenntnis in Anspruch. Es wurde viel gepredigt, auch vor Luthers Zeit, aber was? Geistloses, skurriles Zeug auf der einen Seite, auf der andern eine Vergötterung Mariä, die mehr heidnisch als christlich war. Das Volk war Zeuge des Jetzerschen Handels in Bern im Jahre 1507, der Skandale in Augsburg, des heillosen Zustandes der Klöster und Domstifte, und sollte um seines Gewissens und der ewigen Seligkeit halben diese Kirche als die allein seligmachende und allein mögliche anerkennen.

Diese Zustände stehen historisch fest, es ist eine große Thorheit von der sogenannten katholischen Geschichtsforschung, sie durch allerlei Künste zu eliminiren und in allem Ernste den Beweis anzutreten, daß niemals die Kirche weniger einer Reformation bedurft habe als damals. Nein, sie existirten wirklich und wurden als unerträglich empfunden, aber niemand sah die Möglichkeit, ihnen abzuhelfen, da sie im System lagen und niemand das Entweder — Oder zu stellen wagte. Der Tetzelsche Unfug war hierbei nur ein Tropfen, aber derjenige, welcher das Gefäß zum Überlaufen brachte.

Die Spannung, welche zur Reformation drängte, war also da, aber sie bedurfte, um zur Lösung zu kommen, des Mannes, des Reformators.*) Daß Luther dieser Mann war, daß er neben vielen andern tüchtigen Leuten doch als der einzige der gewaltigen Arbeit gewachsen war, wußte die Reformationszeit sehr wohl. Als Luther, ein geächteter, dem Untergange geweihter Mann 1521 von Worms zurückkehrte, als er in den Thüringer Wäldern spurlos verschwunden war und man ihn für tot halten mußte, war die Trauer in Deutschland eine allgemeine. Damals wurde sein von Cranach gezeichnetes Bild in unzähligen Exemplaren gedruckt und gekauft, damals brach Dürer in die herzbewegende Klage aus: „Ach Gott im Himmel, erbarme dich unser! O Herr Jesu Christe, bitte für dein Volk, erlöse uns zur rechten Zeit, bewahre in uns den wahren, rechten Glauben, versammle deine weit getrennten Schafe durch deine Stimme — — Und wenn wir diesen Mann, der klarer geschrieben hat, als irgend einer, der seit 140 Jahren gelebt hat und dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, verloren haben sollten, so bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist wiederum einem gäbest, der deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammle — — — O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig beweinen diesen gottbegeisterten Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende.“ Aber wen? „O Erasmus von Rotterdam, wo willst du bleiben? Höre du Ritter Christi, reite hervor neben den Herrn Jesus, beschütze die Wahrheit, erlange die Märtyrerkrone. Du bist ja ohnehin ein altes Männchen, lege deine wenigen Jahre wohl an, dem Glauben zugute. . . Du kannst den Goliath fällen.“

Erasmus und eine Märtyrerkrone! Dieser große Philologe und kleine Mensch, der bei allem erst erwog, wie er und seine Eitelkeit sich dabei stehen würde, war nicht der Mann, den Goliath zu fällen. Dennoch war, was Dürer ausspricht, die allgemeine Meinung. Wäre Luther wirklich tot gewesen, es hätte ihn niemand ersetzen können.

Luther war, um es mit einem Worte zu sagen, ein ganzer Mann. Mir schwebt wiederum ein Wort eines auf anderm Gebiete großen Mannes

*) Die Sehnsucht nach der deutschen Einheit war auch Jahrhunderte lang da, doch hätten sie alle die tausende von Sängern und Turnern nicht herbeigesungen und -geturnt — es bedurfte des Mannes, der die reife Zeit pflückte.

— der übrigens noch zu mancher Parallele mit Luther Anlaß geben könnte — vor: „Ich habe immer bar und richtig gelebt.“ Er meint, daß er sich seinem Werke nicht schuldig geblieben sei. Luther hat sich, seine Person und sein Leben zehnmal daran gegeben, nicht im Affekt oder aus einer gewissen Lüsternheit nach der Märtyrerkrone, sondern in kühler Überlegung, weil es die Sache wollte. Er hat wie kaum ein andrer „bar und richtig“ gelebt. Sein Guthaben sind seine Werke, die er schrieb, und sein Werk, das er schuf, die Reformation.

Es gewährt ein wirkliches Vergnügen, zu lesen, wie Luther die Dinge beherrschte, wie er um Haupteslänge über alle andern emporragte. Die gewappneten Helden, welche die katholische Wissenschaft gegen ihn aussandte, lagen im Sande, ehe sie noch recht die Lanze eingesetzt hatten. Als nach der Sitzung im Reichstage zu Worms Cochläus sich seine Sporen an Luther verdienen wollte, ward er so schnell und so gründlich abgefertigt, daß er zum allgemeinen Gelächter wurde. Als in Wittenberg Karlstadt mit seinen Rabulisten Unfug anrichtete — auch Luthers Freunde, auch Melanchthon, hatten das Konzept verloren und wußten keinen Rat —, hielt es Luther für unnötig, um solcher kleinen verächtlichen Dinge willen ernstlich einzugreifen. Dennoch kehrte er zurück, damit sein Werk nicht in den Augen des katholischen Volkes kompromittirt werde. Sobald aber seine helle Stimme erklang, sobald er die Fäden am richtigen Ende anfaßte, fiel die ganze Verwirrung auseinander, und es zeigte sich, daß es wirklich kleine verächtliche Dinge — Luther meint Adiaphora — gewesen waren, die den Sturm veranlaßt hatten. Und so hat er immer die Situation beherrscht, die vorliegende Frage beim Kopf erfaßt und das rechte Wort getroffen. Dürer hat recht, wenn er gerade dies hervorhebt, daß Luther klarer geschrieben habe als irgend einer vor ihm. Das ist in der That Luthers ganz besondrer Charakter, daß er sich bei Nebendingen nicht aufhält, mit Redeblumen und Umkleidungen nicht zerstreut, daß er theatralisches Pathos nicht kennt, sondern immer aufs Ganze geht, daß er immer rund und klar ausspricht, was er will. Man hat nie den Eindruck, daß er mit seinem Stoffe ringe, er besitzt ihn als zweifelloses Eigentum und weiß ihn mit so gewaltigen, treffenden Worten und Gründen darzulegen, daß er seines Erfolges sicher sein konnte.

Es war nicht leicht, in damaliger Zeit sich zu solcher Sachlichkeit und Klarheit durchzuringen. Luther hat auch den Bildungsgang jener Zeit durchmachen, die Hölle und das Fegefeuer jener Schulen, wo einer unter Zittern, Angst und Jammer zwanzig oder dreißig Jahre über dem Donat und Alexander lernen mußte, genießen, er hat die tollen Mönchs- und Sophistenbücher, den ganzen scholastischen Unrat, den Wust unzähliger Definitionen, Disjunktionen und Deklarationen durcharbeiten, er hat sich seine Welt neu schaffen müssen. Das ist eine Aufgabe, die eines großen Mannes würdig war. Auch der Humanismus hatte die entartete Scholastik weggeworfen, jedoch nur um sich wieder mit fremdem Rocke, der antiken Rede- und Denkweise, zu bekleiden. Bei Luther

kommt der wahre, wirkliche Mensch zum Vorschein. Dies erreichte er nicht etwa durch seine Gelehrsamkeit oder seine Talente, sondern durch den religiösen, sittlichen Ernst, der sein Wesen durchdringt und seine ganze Person trägt und gestaltet. Dieser tiefe religiöse Ernst ist der Grundzug seines Charakters, der Stamm, der alles übrige trägt und belebt. Es ist nicht möglich, Luthers Person und Wesen zu beschreiben oder ein Lutherfest zu feiern, ohne der religiösen Seite den ersten und wichtigsten Platz einzuräumen.

Luther war ein ganzer Mann. Als er Mönch wurde, wurde er auch ein ganzer Mönch. Frommes Augenaufschlagen, heiliges Gemurmel genügte ihm nicht, er faßte das Problem: Büße deine Sünden, schaffe deine Seligkeit mit guten Werken in seiner vollen Schärfe und wäre daran zu Grunde gegangen, wenn nicht sein alter Freund, der Generalvikar Staupitz ihm die Bibel geöffnet und das apostolische Wort: So halten wir dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben, vorgehalten hätte. Daß Luther dieses Wort, einer tausendjährigen Gepflogenheit seiner Kirche zum Trotz, annahm, daß er in ihm Frieden und Lebensfreudigkeit gewann, dieser in stiller Klosterzelle errungene Sieg ist die größte That seines Lebens gewesen. Seine spätern hochgepriesenen Thaten bestehen in nichts mehr und nichts weniger als in der Treue zu dem, den er im Kloster gefunden hatte und an dessen Wort er felsenfest glaubte. Diese Treue hieß ihn, wo alle Welt Bedenken trug und Angst hatte, gegen Tetzel das Wort ergreifen: Die, welche sagen, des Papstes Kreuz vermöge soviel als das Kreuz Christi, lästern Gott. Als es sich zeigte, daß solche Gotteslästerung nicht von Tetzel erfunden, sondern von obenher gelehrt und beschützt wurde, gab er den Papst preis. Noch blieb das Konzil übrig, das ja vielleicht selbst über dem Papste stehen konnte. Aber Eck zeigte dem Reformator in Leipzig, daß er, wenn er die Autorität der Schrift über alles stellen wollte, den Böhmen Recht und dem Konzil zu Konstanz Unrecht geben müsse. — „Nun wohl," entgegnete Luther, „so verwerfe ich dies Konzil." „Das walt die Sucht," rief der Herzog Georg dazwischen, und in der That, nichts ist so schwer empfunden worden als die Nötigung, um des Wortes Gottes willen auch das allgemeine Konzil zu verwerfen. Noch in Worms redete man Luther gütlich zu, er möge, um seine Person und das Gute in seinen Büchern zu retten, an ein Konzil appelliren. Luther gab sich und seine Bücher preis, aber was das Wort Gottes anlangt, war er unbestechlich; er konnte das Wort Gottes, und wenn eine Welt zu gewinnen gewesen wäre, einem menschlichen Tage nicht unterstellen.

Sein bekanntes Wort „Ich kann nicht anders" bezeichnet ihn und sein Werk und alles, was evangelisch ist, durchaus. Es ist der Zwang des Gewissens, die Unbestechlichkeit der Überzeugung. Es wäre nach mancher Meinung besser gewesen, wenn eine Einigung mit den Reformirten zu stande gekommen wäre; sie scheiterte an dem non possum Luthers. Luther hätte nicht sein

können, der er war, wenn er um irgend eines Nutzens willen wider sein Gewissen geurteilt hätte.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß er in seinen späteren Jahren knorriger und hartnäckiger wurde, als zu billigen ist, und daß auch seine Freunde viel von ihm zu leiden hatten; wer aber Zeit seines Lebens hart gearbeitet hat, wie soll der ohne Schwielen in den Händen davonkommen, wer mit der unerschütterlichen Festigkeit seines Willens allen andern, die nach ihm kamen, Bahn geschaffen hat, wie soll der nach einem Leben voll Kampf milde und nachgiebig sein? Man muß unsern großen Veteranen ihr barsches Wesen zugute halten. Und wenn man Luther vorwirft, daß er in seinen Ausdrücken nicht immer zart gewesen sei, so ist zu erwägen: er war ein Mann des Volkes, er hat seine Jugend unter Eislebener Bergleuten — wer die kennt, weiß, was das bedeutet — zugebracht. Vor allem: er lebte in einer Zeit, in welcher St. Grobian — wie Sebastian Brand sagt — die größten Ehren genoß. Übrigens sind seine Derbheiten nie der Ausdruck einer gehässigen oder zügellosen Gesinnung, sondern stets treffend und witzig.

Luther war bei alledem eine feinfühlende Natur. So heftig und hart er gegen die Feinde des Wortes Gottes ist, so schonend und zart ist er gegen die Mitglieder seiner Gemeinde, sonderlich bei Einführung der Neuerungen. Er zwingt niemand, er wartet, bis die neue Erkenntnis gereift ist; nur wer darnach begehrt, erhält das Abendmahl in beiderlei Gestalt, Bilder und liturgische Formen werden um der Schwachen und Einfältigen willen beibehalten, nur vor dem Mißbrauche wird gewarnt. Wie rücksichtsvoll ist er in Predigt und Seelsorge, wie freundlich und geduldig gegen jedermann!

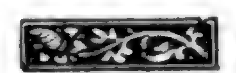
Er hatte auch eine echt künstlerische Ader. Er war ein wirklicher Dichter. Nicht allein im Liede tritt das hervor, sondern überall, wo er gestaltet, strömt es ihm aus dem Vollen zu. Er war ein begeisterter Freund der Musik, ein Kenner der bildenden Künste, der mit aufmerksamem Blicke verfolgte, was auf dem Kunstgebiete in Deutschland, Italien oder Holland geschah. Er war, sobald er sich und den Seinen leben konnte, eine frohe, harmlose Natur; sein köstlicher Humor folgte ihm auch auf den Kampfplatz und flatterte wie ein lustiges Fähnlein im Winde.

Es hat *einen* Luther und *nur einen* gegeben. Daß wir Deutschen einen solchen Mann den unsern nennen durften, dessen freuen wir uns und sollen sich Deutsche freuen, solange sie dieses Namens würdig sind.

Man hat uns beim Beginn dieses Jubeljahres gefragt, ob denn Luther unser Nationalheiliger sei. Wir vergöttern niemand, am wenigsten Luther, der sich das so gründlich verbeten hat; aber wir geben Ehre, dem Ehre gebührt. Man hat gemeint, ob denn Luther ein dreizehnter Apostel sei. Dr. Kögel hat in Wittenberg darauf bereits die rechte Antwort gegeben: „Dies Bistum ist längst vergeben und ausreichend besetzt — der dreizehnte Apostel ist kein ge-

ringerer als der Apostel Paulus. Wer Luther widerlegen will, muß zuvor Paulum widerlegt haben." Wir überschätzen diese Jubelfeier des Jahres dreiundachtzig nicht, wir wissen, es ist viel künstliche Begeisterung dabei, aber wir unterschätzen sie auch nicht. Es giebt noch evangelisches Volk. Sobald man ernstlich seinen Besitz bedrohen wollte, würde es sich erheben wie ein Mann, mit dem Rufe:

Das Wort sie sollen lassen stan.



Moriz Carriere und seine Gedichte.

Seit etwa vierzig Jahren ist der Name Moriz Carriere mit der Entwicklung der deutschen Ästhetik und Philosophie eng verbunden. Es ist insbesondre sein großes Haupt- und Lebenswerk in fünf Bänden: „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit," dessen wiederholte Auflagen den Namen und die Gedanken Carrieres in die weitesten Kreise getragen haben. Nicht bloß die reiche Ideenfülle, nicht bloß die staunenswerte Beherrschung des unendlichen Stoffes, auch nicht bloß der überall sich bekundende feine Takt und maßgebende Geschmack haben den Ruhm des Verfassers begründet, sondern auch die wahrhaft schöne Diktion, der Glanz der Sprache und die Wärme der Darstellung. Die reiche Bildersprache, der hinreißende Schwung und die harmonische Abrundung in allen Werken Carrieres lassen auf einen Mann schließen, dem das Künstlerische in Fleisch und Blut übergegangen ist, der sich mit der Kunst theoretisch beschäftigt, weil er selbst etwas vom Künstler an sich hat. Und wer die verschiedenen Werke Carrieres aufmerksam verfolgte, wußte wohl, daß er an manchen Stellen derselben formvollendete Gedichte eingestreut hatte, wo der begeisternde Gegenstand zu dichterischer Begeisterung hinreißen mußte. „Es giebt Grenzgebiete der Poesie und Prosa," sagt Carriere selbst in seinem Werke „Das Wesen und die Formen der Poesie";*) „jeder Denker, dem zum erstenmale eine große Wahrheit in der Seele aufblitzt, wird von ihr begeistert; und wie sich ihm jetzt das ganze Dasein in reinerem, hellerem Lichte zeigt, wie er den Ein-

*) Dieses schöne Werk ist soeben in zweiter, umgearbeiter Auflage erschienen unter dem Titel: „Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte." (Leipzig, Brockhaus, 1884.) Ausführlich sind daselbst die „Epische Gedankendichtung" und die „Gedankenlyrik" behandelt (S. 347—367 und S. 405—407.)

klang mannichfaltigster Sphären des Himmels und der Erde vernimmt, so treibt ihn diese erhöhte harmonische Stimmung seines Gemüts zu einer auch äußerlich einklangvollen, wohllautfreudigen Darstellung, zur Gedankendichtung."

Daß der Ästhetiker und Philosoph Carriere jetzt „Gedankendichtungen" veröffentlicht, konnte also nur den überraschen, der mit seinen Werken nicht vertraut war. Vereint mit „Liebesliedern" bilden sie einen stattlichen Band.*) Erschienen ist er „unter dem Schilde des Namens" seiner frühvollendeten Gattin Agnes, der Tochter von Justus Liebig. Mit einer sittlich erhebenden Pietät, welche der vor zwanzig Jahren verstorbenen Gattin ebenso sehr als dem Dichter zur Ehre gereicht, hat er ihr Andenken heilig gehalten. Ihr und ihrem Andenken „verdankt er die schönheitsfreudige Stimmung in seiner Ästhetik, in seinem Kunstbuche." „Wie mir — so schließt er das Vorwort — die »Religiösen Reden und Betrachtungen« (1850) die hingebende Teilnahme ihres Geistes gewannen, noch bevor sie mir ihr Herz schenkte, so ist auch die „Sittliche Weltordnung" (1877) im Glauben an das Ideal geschrieben, in welchem sie mir treu und leuchtend zur Seite stand und steht."

Den „Freunden und Freundinnen" bringt Carriere seine Gabe dar. Und Freunde hat er sich erworben durch seine Schriften im ganzen deutschen Reiche. Es ist ein Wahlspruch, den Carriere oft wiederholt: „Die Idee erleuchtet und erwärmt zugleich." Und die innere Wärme seines Gemütes, die mit dem Lichte seines Geistes vereint ist, hat ihm in seltenem Maße die persönliche Liebe und dankbare Teilnahme seiner Leser und Hörer eingetragen. „Ich habe als Schriftsteller wie als akademischer Lehrer stets mich ganz gegeben; ich habe mit den Kräften des Gemüts und Geistes zugleich gearbeitet und neben Verkennung und Enttäuschung auch die Freude gehabt, zu vernehmen, daß in meinen wissenschaftlichen Büchern nicht tote Lettern, sondern ein lebendiger Mensch den Lesern entgegentrete. Solchen Lesern und Gönnern glaubte ich diese Herzensergießungen nicht vorenthalten zu sollen. Sie werden finden, daß ich vieles dichterisch angeschaut, bevor ich es philosophisch dargelegt." Solche Freunde — und ihrer sind viele — werden diese Gabe freudig und dankbar annehmen. Es ist immer erquickend, in ein edles Herz, einen reichen Geist einen tieferen Blick werfen zu dürfen. Dieser Einblick gewährt in diesem Falle nicht bloß einen ästhetischen und ethischen Genuß, sondern er bietet auch ein philosophisches Interesse; denn, da wir „Gedankendichtungen" vor uns haben, so dürfen wir erwarten, die theoretischen Grundideen Carrieres hier in dichterischer Form anzutreffen.

Carrieres philosophisches Bestreben ist dadurch gekennzeichnet, daß er zwischen den extremen Gegensätzen der Zeit eine harmonische Mitte einzunehmen strebt: „Realismus" und „Idealismus" gelten ihm nur als die verschiedenen einseitigen

*) Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen von Moriz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883.

Auffassungen derselben Sache, welche in ihrer vollen Wesenheit erfaßt sein will. In diesem harmonischen Bestreben bricht die künstlerische Natur des Mannes hervor, der in dem Schönen die Versöhnung der Gegensätze als konkrete Wirklichkeit schaut, welche in abstrakter Einseitigkeit in Wissenschaft und Leben sich bekämpfen. Und in der Chronologie der verschiedenen Gedichte sehen wir die allmählige Entwicklung dieser Anschauungen des berühmten Ästhetikers.

Die erste Abteilung der Gedichte trägt die Überschrift: „Glück und Leid der Liebe.“ Man würde irregehen, wollte man unter dieser Rubrik nur erotische Gedichte suchen; Liebe ist ja, wie die Kunst, jene harmonische Vereinigung von Realem und Idealem, welche der Philosoph in seiner ganzen Weltanschauung anstrebt, und so ist von den Liebesliedern zu Gedankendichtungen, welche eingestreut sind, eine natürliche Brücke geschlagen. In diesen Gedichten können wir zugleich den Lebensgang unsers Philosophen verfolgen, wie ihn derselbe in der „Gegenwart“ (1875, Nr. 15 und 16) dargestellt hat. Wir wählen für unsre Betrachtung diese chronologische Anordnung.

Der Verfasser selbst hat seine Gedichte in fünf Rubriken eingeteilt: die erste ist die schon genannte; es folgen dann „Lebensbilder,“ „Stimmen der Zeit,“ „Personen gewidmet,“ „Geschichtsbilder.“

In die früheste Zeit (1835) führen uns die sechs Gedichte „Studentenglück.“ Aus den stimmungsvollen, lyrischen Harmonien derselben, die mit melodischer Sangbarkeit unser Ohr gefangen nehmen, vernehmen wir aber auch zugleich jene energischen Dur-Töne sittlicher Begeisterung, des ethischen Enthusiasmus für das Wahre, Gute und Schöne, in deren Pflege der Jüngling seine Lebensaufgabe sieht. Aus derselben Zeit stammt das schöne Gedicht auf Goethe: „Die drei Leiern,“ das in dem Gedanken gipfelt, daß Goethe in seinen verschiedenen Werken drei verschiedene Seiten seines Genius offenbarte, die er im „Faust“ zusammenfaßt:

Und einmal nahm er zusammen sie all,
Und mächtig die Welt durchbraust
Das Lied der Lieder im vollsten Hall,
Das Lied des Lebens, der Faust.

Aus diesen „Tagen wilden Strebens,“ geboren aus dem „Drang der Zeit,“ stammt ein herrliches Lied, eine Perle der Sammlung „Allen Heiligen.“ In 36 Oktaven schildert der jugendliche Dichter hier die großen Heroen der Menschheit, von Moses bis auf Luther, von Armin bis auf Goethe — ein hinreißendes Gedicht, ein poetisches Geschichtsbild ersten Ranges, in welchem Gedanken und Worte wie ein stolzer Strom dahinrauschen. „Adlergleich heben sich die Gedanken sausend, vereint in einer Hymne brausend, nach oben“ — wie der Dichter in einem Liederzyklus sich einmal ausdrückt, der den Titel führt: „Lyrische Phantasien nach Beethovens C-moll-Symphonie.“ „Sturmgedanken und Lieder-

ströme" sind wirklich diese sechzehn Gedichte, welche mit gewaltiger Beredtsamkeit den Kampf für Wahrheit, für Freiheit und den endlichen Sieg schildern. Dieser Cyklus zeugt von hoher poetischer Kraft und ist in seiner Anknüpfung — als ein Kommentar zur C-moll-Symphonie — äußerst originell. So empfindet ein frommes, edles Herz, wenn jene mächtigen Tonströme Beethovens an das Ohr des Hörers schlagen. Ist auch dieser Liedercyklus durch die damaligen Zeitverhältnisse hervorgerufen worden, so ist sein bleibend menschlicher Kern doch von so hoher dichterischer Schönheit, daß diese „lyrischen Phantasien" als klassisch zu bezeichnen sind. Inhaltlich freilich bieten sie eine Stufe des Pantheismus dar, auf welcher Carriere nicht stehen geblieben ist; er hat sich später zum Theismus bekannt. Aber sie sind trotzdem ein interessantes Zeugnis von der Lebensperiode, von welcher Carriere in seiner autobiographischen Skizze sagt: „Während der Sturm- und Drangtage des Fuchsjahres kam ein poetischer Pantheismus zum Durchbruch. . . . . Ästhetik galt als Gipfel der Wissenschaft und ihre Versöhnung mit der Religion."

Vollgereifte Männlichkeit tritt uns entgegen aus dem „Sonettenkranz" zur Säkularfeier der Universität Göttingen (1837); Carriere hat ihn gemeinschaftlich mit Th. Creizenach verfaßt. Da werden die großen Gelehrten, Schriftsteller und Dichter, die in Göttingens Mauern gelebt und gewirkt hatten, in tiefgedachten und volltönenden Sonetten verherrlicht: Haller, Lichtenberg, Bürger, die Gebrüder Grimm, Gervinus u. a. Charakteristisch ist die Absage an Heine, der sich „ohne Ernst dem Schlummer ergeben hat"; charakteristisch für den jungen Hegelianer ist aber auch, daß Herbarts Name fehlt. Dafür erscheinen die Gebrüder Humboldt. „Wir widmeten die poetische Festgabe Alexander von Humboldt als dem höchsten Gaste der Feier; er gab sie Varnhagen, und dieser führte durch eine Besprechung derselben mich in die Literatur ein und ist mir von da an ein fördernder Freund gewesen. Ich setzte meine Studien in Berlin fort" — so erzählt Carriere in der schon erwähnten Skizze. Aus dieser anregenden Berliner Zeit stammen die Gedichte: „Rahel" und „An Frau Bettina von Arnim." Stimmungsvoll ist besonders das erstere an Rahel, die „lichtgetränkte Sonnenblume." Von Berlin ging es nach Rom. Aus dieser Zeit (1840) stammen die Gedichte „Auf der Wanderschaft." Neben den Gedichten „Neapel," „Auf Monte Pellegrino" ist es besonders eine „Taormina" überschriebene Hymne, welche wiederum als eine hochpoetische Leistung zu bezeichnen ist. Angesichts des Ätna dichtet der junge Philosoph „vom Feuer ein Lied," das in vollen Akkorden die ewige Schönheit und vorbildliche Kraft des Altertums feiert, und das in gedrängter Kürze ein erhabenes Welt- und Geschichtsbild enthüllt.

Eine neue Lebensperiode! Es beginnt der Kampf ums Dasein, um die wissenschaftliche Stellung. Nach mancherlei widerwärtigen Erfahrungen in Berlin und Heidelberg fand der junge Gelehrte in Gießen eine Stätte, wo er das

Katheder als „Privatdozent“ besteigen konnte. Die politisch schwüle Zeit muß auch persönlich für unsern Freund schwer gewesen sein. Seine Harfe verstummt. Nur weniges bringen diese Jahre. Aus dem Gedichte „Alexander,“ dem ergreifenden Liedercyklus „Muhamed“ spüren wir die Sehnsucht nach einer neuen Zeit. Und persönlich Schweres spricht aus den Nummern „Dozentensehnsucht,“ „Ermannung,“ „Genius.“ Da ruft sich der Dichter zu:

Im Thau der Männerthräne will die Saat
Der Thaten reifen. Stolzes Herz, halt aus!
— — — Vertraue nur und hoffe!
Noch schüttelst gestern du umsonst den Baum,
Und herb und bitter wäre dir die Frucht,
Die er versagt, und heute fällt bereits
Von selbst die Goldorange süß und schwer
In deine offne Hand: Reif sein ist alles.

„Reif sein ist alles.“ Im Kampfe mit sich und mit der Welt war der Denker und Dichter herangereift. Dies bewies er durch eine wissenschaftliche That. Es war das umfassende Werk: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart“ (1847). Dieses Buch, noch heute ein unschätzbares Quellenwerk für jene wichtige Periode und eine viel benützte Fundgrube, begründete den Ruhm des Forschers, der sich schon vorher durch treffliche Arbeiten bekannt gemacht hatte. Es verbindet tiefgründige Gelehrsamkeit mit glänzender Darstellung. Der philosophische Gedankengehalt der Reformations- und Renaissancezeit wurde hier zum erstenmale klar dargelegt. Kopernikus und Kepler, Erasmus und Luther, Valentin Weigel und Böhme, Cardanus und Telesius, Bruno und Vanini, Galilei und Campanella sind die Geistesheroen, welche in diesem Werke ausführlich und liebevoll geschildert werden. Zugleich aber sprach Carriere sein eignes Glaubensbekenntnis aus: daß Immenanz und Transcendenz, Pantheismus und Deismus nicht als Widersprüche zu behandeln, sondern als einander ergänzende Halbheiten zu betrachten, zu überwinden und zu versöhnen seien. Was in Spinoza und Leibniz auseinandergegangen, er sah es in Bruno und Böhme noch in keimkräftiger Totalität verschmolzen. Dies Ganze nach der wissenschaftlich heilsamen Scheidung wiederherzustellen, schien ihm nun die Aufgabe der Philosophie, nachdem sie durch Kants Kritik hindurchgegangen. Dies ist die Stellung, die man „Realidealismus“ nannte. Während Männer wie Ulrici, J. H. Fichte, Weiße denselben als „ethischen Theismus“ ausbildeten, prägte Carriere dieser Richtung (ähnlich wie Lotze) den ästhetischen Stempel auf. Einen „ästhetischen Theismus“ möchten wir seine Stellung nennen, welche er in eigenartiger Weise zum Ausdruck brachte. Zur nähern Darlegung dieser Ideen erschienen die vielgelesenen „Religiösen Reden für das deutsche Volk,“ welche die Kritik mit ähnlichen Veröffentlichungen Fichtes und Schleiermachers verglich. Christentum

und Bildung, Kopf und Herz in Einklang zu bringen, eine gemeinsame Weltanschauung für das Volk und die Gebildeten zu erringen, war das hohe Ziel.

Aber kehren wir zu dem Leben und zu den Gedichten unsers Autors zurück. Im Jahre 1849 war er zum Professor ernannt worden. Zu gleicher Zeit aber reifte auch jene ideale Liebe heran, der wir den Namen der schönen Gedichtsammlung verdanken. „Frische Liebe, frisches Leben" heißen zwei Lieder, und in der That, ein neuer Ton, eine andre Stimmung tritt ein:

Mir war des Lebens Mittelpunkt gefunden,
Um den Gedanken und Gefühle kreisen.

In diesen Zusammenhang gehören die schönen Stücke, welche die Sammlung einleiten: „Weihe der Liebe," „Ein Zeichen," „Seelenreinigung," „Werbung," „Erhörung." Besonders die beiden letztern sind wieder Perlen, welche in hellstem poetischen Glanze erstrahlen. Die „Erhörung" ist gezeichnet „im Taunus 1852"; im Jahre 1853 finden wir das junge Paar in Rom. Zeugnis dieses gemeinsamen Aufenthaltes ist das herrliche Gedicht „Glück der Liebe." In der Form mahnt es an Goethes Römische Elegien, überragt sie aber durch den unvergleichlich reineren Inhalt. Nach der „hochherrlichen Brautnacht" in Rom finden wir unsern Sänger in München; dorthin hatte ihn Liebig nachgezogen, mit dessen Haus er nun verbunden war. Die Anstellung im bairischen Staatsorganismus, an der Akademie der Künste und nachher an der Universität, errang er sich bald durch seine hervorragende Lehrthätigkeit; dazu kam, daß Kaulbach, durch einen Aufsatz Varnhagens in der „Allgemeinen Zeitung" auf das oben erwähnte Werk „Die Weltanschauung der Reformationszeit" aufmerksam geworden, aus dem Buche und seiner Gliederung das Grundmotiv für sein Reformationsbild entnahm. Jetzt begann eine freudige Schaffenszeit. Durch den hochsinnigen König Max war München ein Mittelpunkt geistigen Lebens geworden. Dingelstedt, Geibel, Heyse, Bodenstedt, Melchior Meyr, Zeising, W. Hertz, Lingg, Große, Kobell, Steub, Riehl und andre bildeten einen Kreis erlauchter Geister, der sich bei König Max an seinen berühmten „Symposien" als eine herrliche Tafelrunde von Gelehrten, Dichtern und Künstlern vereinigte. Da fand denn die Poesie neue Nahrung, und so enthält die Sammlung aus jener Zeit viel Wertvolles. Noch aus dem Jahre 1851 stammt das schöne Gedicht „Im Krystallpalast zu London," ein Gedicht, in welchem der spröde Stoff spielend leicht zu gedankenvoller Poesie gezwungen wird; aus jener Zeit stammt auch der Cyklus von zehn Gedichten „Eros und Psyche." Die schöne griechische Sage ist hier modern poetisch in einer Weise behandelt, daß dieser Cyklus der neuen Bearbeitung dieses Stoffes durch Hamerling sich als durchaus ebenbürtig zur Seite stellen darf. Wie fein ist schon der Anfang, wo Eros spricht:

Es trifft der Pfeil, wohin ich ihn entsende,
Der Herzenstiefe Grund kann ich erspähn,

Und meint das blöde Volk, daß ich es blende —
Der Weise fühlt, ich lehr' ihn sehn.

Aus der glücklichen Münchener Zeit stammt ferner eine Reihe von philosophischen Gedichten: „Hymne," „Der Unendliche," „Immanenz," „Offenbarung der Kunst," „Menschenlos," „Zwei Lebenswege," „Dreiklang des Lebens" — Gedankendichtungen, welche ähnlichen Schöpfungen von Bruno, von Campanella, von Rückert und Hölderlin an Tiefe der Gedanken und Glanz der Sprache gleichstehen. Sie sind ein Ausdruck jener Überzeugung, daß Gott als ewig persönliche Liebe sich in der Welt offenbart. Es sind Ideen, nicht lehrhaft vorgetragen, sondern nach ihrem Leben im Gemüt, sodaß sie aus Empfindung hervorblühen und wieder Empfindungen wecken. Es sind religiöse Dichtungen im Sinne jenes „Erbauungsbuches für Denkende in alten und neuen Dichterworten," das Carriere im Jahre 1858 herausgab. Ist es doch eine Grundlehre unsers Philosophen, daß die Vernunft mit dem Gemüte, daß Anschauung und Gewissen zusammenwirken müssen, um die volle Wahrheit zu ergreifen. Nur so könne die Wissenschaft in den Kreis des Volkes dringen und mit der Religion zusammenstimmen. Nur so können die beiden gefährlichsten Gegner echter Religiosität, „das Dogma des Materialismus und der Materialismus des Dogmas," überwunden werden. Der Hinweis auf die lebendige Wirklichkeit vermag allein, Wissenschaft und Religion, Christentum und Bildung zu versöhnen, nicht aber ein abstraktes Festhalten an unwahren Gegensätzen, welche schließlich in unvereinbare Einseitigkeiten auslaufen. So breitet in jenen Gedichten der selbstbewußte, seines Gegenstandes mächtige Denker den Reichtum seines Geistes aus, aber so daß derselbe als die Entfaltung seines Gemütes erscheint, nicht als ein äußerliches Besitztum, sondern als eigenstes, innerstes Sein.

Der optimistisch-ästhetische Theismus des philosophischen Dichters überstand auch die schwerste Probe, den Tod der Gattin nach zehnjähriger glücklicher Ehe. Dieser Katastrophe verdankt die Sammlung fünfzehn tiefempfundene, herrliche poetische Stücke. Aus dem Jammer des Scheidens rafft sich der Geprüfte empor durch den Gedanken, daß er das Schöne besaß, daß er „Ewiges einmal mitten im Flusse der Zeit seelenbeseligt empfand." Arbeit und Entsagung, „aus dem Gemüte in den Geist zu flüchten," fordert das Schicksal. In der Arbeit fand der Einsame Trost, und er führte, nachdem er seine „Ästhetik" geschrieben, sein großes Lebenswerk über die Kunst in ihrem Zusammenhange mit der ganzen Kulturgeschichte aus. Mit Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit" hat man es oft und mit Recht verglichen.

Noch manches schöne Lied enthält unsre Sammlung, das wir nicht erwähnen konnten. Außer der formvollendeten Übersetzung von neun Sonetten der Vittoria Colonna verlangt vor allem noch Berücksichtigung das große, aus einigen sechzig Stanzen bestehende Gedicht „Die letzte Nacht der Girondisten," das schon vor langer Zeit auch separat erschien und in weiten Kreisen Be-

wunderung gefunden hat. Es ist ein großes politisch-religiöses Gemälde, das mit eindringlichem Pathos die Ideen des Todes für das Vaterland und der Unsterblichkeit im Gespräche der Gefangenen plastisch vor uns ausbreitet. Dieses großartige Gedicht bildet den Übergang zu den übrigen politischen Gedichten, welche der großen Zeit vom Jahre 1870 entstammen. Neben Wissenschaft, Kunst und Religion war es auch die Politik, welcher Carriere seine Kräfte und Ideen widmete. Der Haß der bairischen „Patrioten“ auf ihn führt uns auf den Weg, den er hier wandelte. Carriere war einer der wichtigsten Vorkämpfer für den deutschen Gedanken in München, für die Vereinigung von Nord und Süd unter Preußens Führung. Er beteiligte sich an den Wahlkämpfen, sprach in Volksversammlungen, und mit seinen Gesinnungsgenossen vollbrachte er jenen Umschwung in München, der im Jahre 1870 auch die Zagenden mit fortriß. Gerade eine so harmonische, versöhnliche und durch die eigne Begeisterung auch Andre begeisternde Natur wie Carriere war vortrefflich geeignet, den Wogenbrand der Leidenschaften zu dämpfen und die Strömung in das richtige Bett zu leiten. Damals hielt er auch eine zündende Rede: „Die sittliche Weltordnung in den Zeichen und Aufgaben der Zeit,“ in welcher er den großen Völkerkampf vom ethischen Standpunkt beleuchtete.*) Diese Rede ist ein Muster politischer Beredtsamkeit in dem Sinne, wie einst Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“ hielt. Es ereignete sich, daß die Versammlung für diesen Vortrag auf den Abend jenes Tages berufen war, der am Morgen die Kunde vom Siege bei Sedan brachte. Als ein Werkzeug der Realisirung der moralischen Weltordnung erscheint dem Redner mit Recht Bismarck. Seine ungeheuchelte Begeisterung für Bismarck zündete auch in andern das Feuer des nationalen Enthusiasmus an, und sie sahen mit ihm den Wunsch erfüllt, den Carriere im Jahre 1849 prophetisch ausgesprochen hatte: „Ein Cromwell für Deutschland!“

*) Wiederabgedruckt in dem Werke „Die sittliche Weltordnung“ (1877), in welchem Carriere seine philosophischen Grundanschauungen über Gott und Welt, Religion und Kunst, Moral und Geschichte in systematischem Zusammenhange entwickelt.

Der Sieg Ferrys über die Radikalen.

Was mit ziemlicher Bestimmtheit erwartet werden konnte, hat sich erfüllt: Das Ministerium Ferry hat bei der Debatte über die Tonkin-Frage, welche durch den Abgeordneten Granet herbeigeführt wurde, von der Kammer ein Vertrauensvotum erhalten, und zwar ein solches, an dem sich eine sehr starke Mehrheit der Versammlung beteiligte. 339 Stimmen von 499 drückten der Regierung ihre unbedingte Billigung der Politik aus, welche sie in Hinterindien befolgt hat. Dieses Votum umfaßt nicht nur die Gesamtheit dessen, was dieselbe in den letzten Monaten dort gethan und unterlassen hat, sondern giebt ihr auch so ziemlich volle Freiheit für ihr weiteres Verfahren in jenen Ländern. Wer sich des Verhaltens der beiden französischen Kammern bei früheren Gelegenheiten ähnlicher Art entsinnt, wird darüber nicht erstaunt sein. Das Vorgehen Frankreichs in Tunis, Madagaskar und Tonkin bekundet das Wiederaufleben eines Geistes, der die französische Politik häufig beseelt hat, und jeder Kenner der Verhältnisse war sich schon geraume Zeit klar darüber, daß diejenigen Politiker, welche alle Unternehmungen zur Ausdehnung des Besitzes und der Herrschaft Frankreichs auf die Südküste des Mittelmeeres beschränkt zu sehen wünschten, nur eine nicht sehr beträchtliche Minorität ausmachten. Vor etwa fünf Vierteljahren unternahm man im Senate den Versuch, ein die Politik überseeischer Eroberungen verwerfendes, sie wenigstens zügelndes und beschränkendes Votum zustande zu bringen, aber ohne Erfolg, obwohl viel Beredtsamkeit darauf verwendet wurde. Damals war die Regierung zu einer Eroberungspolitik genötigt, die mit der Entdeckung der Chrumirs begonnen hatte, und niemand hätte vermutet, daß die verantwortlichen Minister zurücktreten würden. Jetzt ist das Kabinet gleichermaßen auf eine solche Politik angewiesen, erstens weil seine Vorgänger die Besatzung von Hanoi verstärkten, dann weil es selbst eine kleine Armee nach dem Delta des Roten Flusses absendete, die Forts am Huéstrome stürmen ließ und in der Hauptstadt Annams einen Vertrag diktirte. Bei allen diesen Gelegenheiten erteilten beide Kammern, sobald man sich an sie wendete, dem Verfahren der verschiedenen Ministerien, die einander folgten, ihre Zustimmung. Die einzige Ausnahme von dieser Regel war der Weg, den sie in Betracht der ägyptischen Frage einschlugen, und die letzte Herausforderung, die am 30. Oktober durch Abstimmung zur Entscheidung gebracht wurde, mißglückte ebenso wie alle früheren Versuche, die Volksvertretung zu bewegen, die Unternehmungen der Kolonialpolitik der Regierung zu verwerfen. Auch kann man nicht sagen, daß die Kammermehrheit über die Sache im Dunkeln gewesen wäre, als sie ihre Meinung aus-

sprach. Sowohl der Marquis Tseng (im Standard) als die französische Regierung hatten die Dokumente veröffentlicht, in welchen die beiden Parteien bei dem Streite ihre Ansprüche niedergelegt hatten, der Konseilspräsident und der Minister des Auswärtigen setzten in ausführlicher Rede ihre Absichten auseinander und deuteten in verständlichster Weise ihre letzten Ziele an. So kann es keinen Vorwand mehr geben, welcher die Behauptung gestattete, man habe Frankreich mit verbundenen Augen in ein höchst gewagtes Unternehmen gestürzt. Wir müssen annehmen, daß die leitenden Geister in Paris sich entschlossen haben, auf jede Gefahr hin gewaltige Pläne zu verfolgen, daß sie sich dabei auf eine starke Majorität stützen, und daß alle, die für sie gestimmt haben, bereit sind, den damit zusammenhängenden Möglichkeiten die Stirn zu bieten, welche natürlich einen Krieg mit China einschließen. Das ist der Ausgang der von den Radikalen provozirten Debatte. Die Regierung hat einen leichten Sieg gewonnen, ihr bisheriges Auftreten ist gebilligt, ihr zukünftiges in seinen wahrscheinlichen Hauptzügen im voraus gutgeheißen.

Zu gleicher Zeit erfocht das Kabinet Ferry noch einen Sieg und die radikalen Gegner desselben erlitten noch eine Niederlage. Es handelte sich am Montag und Dienstag der vorigen Woche um etwas mehr als um den Streit mit China oder selbst um die Billigung einer Politik, welche Ersatz für Gebietsverlust daheim in entlegenen Ländern sucht. Ostensibel war der Ansturm der Partei Clémenceaus gegen das Unternehmen in Chinesisch-Indien gerichtet, in Wahrheit aber gegen das Ministerium als die Führerschaft der maßvolleren Radikalen, der Gambettisten. Wir erinnern uns, daß Ferry in Rouen und Havre den „Unversöhnlichen" Fehde ansagte, und daß er mit unzweideutigen Worten sich bereit und entschlossen erklärte, sie mit Entschiedenheit zu bekämpfen. Seitdem wütete zwischen ihm und den Ultras ein ungewöhnlich erbitterter Zeitungskrieg, der nicht selten die Grenzen der Billigkeit, bisweilen auch die des Anstandes überschritt, und seit Wochen wußte man, daß es zwischen den beiden Parteien, von welchem die eine die Ordnung und die Stabilität, die andre alle Arten revolutionärer Meinung vom Cäsarismus bis zur Anarchie vertritt, zu einem parlamentarischen Zusammenstoße von großer Heftigkeit kommen müsse. Der Granetsche Antrag war daher dem Konseilspräsidenten und dessen Amtsgenossen sehr willkommen, einmal weil er ihm Gelegenheit schuf, den Radikalen in der Kammer entgegenzutreten und sie zu werfen, dann weil er ihn in den Stand setzte, in seiner Stellung China gegenüber festern Boden zu gewinnen und sicherer und nachdrücklicher zu operiren. Indem, mit andern Worten, die Mehrheit der Volksvertretung das Auftreten des Kabinets in Ostasien unterstützte, gab sie zugleich kund, daß sie ihm in seiner innern Politik wenigstens fürs erste zur Seite zu stehen bereit sei. So triumphirte einerseits der gemäßigte, bis zu einem gewissen Maße konservativ gewordene Republikanismus, andrerseits die Meinung Waddingtons, daß man sich jenseits der Meere ausdehnen müsse.

Das Votum vom 30. Oktober ist also von doppelter Wichtigkeit. Es erteilt in der eben bezeichneten zweiten Hälfte demjenigen formelle Sanktion, was wir als ein neues Einlenken in eine Richtung aufzufassen haben, die seit dem Mißlingen des Unternehmens Kaiser Napoleons gegen Mexiko von den verschiedenen aufeinanderfolgenden Regierungen verlassen worden war. Mit der jetzt so kräftig und deutlich ausgedrückten Billigung des seit drei Jahren verfolgten Planes, den Franzosen jenseits der Meere neue Kolonien und Reiche zu gewinnen, ist in die Weltpolitik eine neue Kraft eingeführt worden, mit welcher diejenigen, welche es angeht, mit welcher in erster Reihe die Engländer fortan zu rechnen haben werden. Wenn es dazu noch einer Kundgebung bedurfte, so muß der Ausgang der Kammerdebatten der letzten Woche dies jedem, der sehen kann, klar gemacht haben.

Seit die große Majorität der Deputirten Frankreichs sich so entschieden ausgesprochen hat, sind wir berechtigt, anzunehmen, daß die Reden Ferrys und Challemel-Lacours die Politik der französischen Nation aussprachen, welche sich ganz im Einklange mit dem Programm Waddingtons vom vorigen Jahre befindet. Frankreich, so erklärte Ferry, hat als zweite der großen Seemächte der Welt besondre Pflichten. Eine derselben besteht darin, daß wir den Franzosen zukünftiger Geschlechter neuen Boden für ihre Thätigkeit beschaffen. Nationen suchen sich neue Häfen, neue Absatz- und Bezugsquellen in noch unerschlossenen Gegenden der Erde, und weshalb sollte Frankreich sich dem chinesischen Reiche nicht nähern, das vierhundert Millionen Konsumenten enthält? Das ist die offenkundige Absicht bei der neuen Entwicklung der Dinge. Der Prozeß der Annäherung liegt aller Welt klar vor Augen. Er begann mit der Erwerbung von Saigon, dann folgte ein diplomatischer Vertrag mit Annam und zuletzt die Besetzung eines Teiles von Tonkin. Ganz offen legte der Minister die Gründe dar, welche zu den Zwangsmaßregeln gegen den Hof von Hué veranlaßt haben. Das Ableben des Königs Tuduk schuf eine unverhoffte Gelegenheit, die man sofort sich zunutze machen mußte, und die Kammern wurden nicht einberufen, weil sonst die Aussicht auf Erzwingung eines neuen und entscheidenden Vertrages mit Annam verloren gegangen sein würde. Nichts könnte deutlicher den Plan der Franzosen wie die Art und Weise seiner Ausführung zeigen, die beide sich auf die Annahme gründeten, daß Frankreich berechtigt sei, sich die Schutzherrschaft über Tonkin und Annam zu erzwingen und damit, wie wir hinzufügen dürfen, die Ausdehnung derselben auf das Königreich Siam vorzubereiten. Nachdem man soweit gelangt war, konnten die Franzosen nicht ohne Schaden für ihr Ansehen zurückweichen, der einer Verminderung ihres Einflusses in Ostasien gleichgekommen wäre, und obwohl sie schon in einem frühen Stadium dem Einspruche Chinas auf ihrem Eroberungswege begegneten, ließen sie sich nicht stören: der Hof von Peking wurde als halbbarbarische Macht angesehen, der nur dem Argumente der militärischen Gewalt zugänglich war. Der

Bourrésche Vertragsentwurf paßte nicht zu der Idee einer Ausdehnung der Eroberungen an der Mündung des Roten und des Hué-Flusses bis an die chinesische Grenze, und so wanderte er in den Papierkorb. Die Verhandlungen in Peking und Paris sind bis jetzt noch zu keinem Ergebnisse gediehen, aber der französische Konseilspräsident sagt uns, obwohl unterbrochen, seien sie noch kein eigentlicher diplomatischer Bruch; denn Frankreich habe in China in der Person des Herrn Tricou noch einen Unterhändler, und derselbe habe soeben eine Depesche eingesandt, in welcher er die überraschende Mitteilung mache, der einflußreiche Großmandarin Li Hang Tschang habe die Äußerungen des Marquis Tseng in Betreff des Streites zwischen China und Frankreich mit Entschiedenheit als irrtümlich bezeichnet.

Verhielte sich das wirklich so — woran zu zweifeln erlaubt ist, da Tseng nach englischen Blättern, über die Sache befragt, erklärt hat, er „sei ganz einer Meinung mit Li Hang Tschang" —, so hätte die Angelegenheit wohl eine günstigere Wendung für Frankreich genommen. Das führt uns zu dem Standpunkte, von dem aus Ferry China betrachtet, sowie zu dem Verfahren, welches er zu beobachten gedenkt. Der Hof von Peking protestirt und wird vermutlich weiter protestiren, behauptet er, sich aber am Ende den vollendeten Thatsachen fügen — eine Ansicht, die Challemel-Lacour, ein offenkundiger Verächter der Chinesen teilt. Ferry meint ferner, der Staatsrat in Peking werde sich versöhnlicher zeigen, wenn die Franzosen Songtai und Baknin genommen haben würden. Die Regierung glaubt, so setzte er hinzu, daß China uns nicht den Krieg erklären wird, und auch wir beabsichtigen keinen Krieg mit China. Was wird also geschehen? Die Armee wird sich in dem Delta festsetzen, sodaß niemand imstande sein wird, sie von dort zu vertreiben, Geduld, Kraft und Ruhe werden gegen alle Angriffe gefeit sein, und die kluge Politik, die sich auf vollendete Thatsachen verläßt, wird zu einer Beilegung des Streites um Tonkin führen. Frankreich wird sein Geld und Blut gut angelegt haben, und die Zukunft wird sich glänzend und gedeihlich entwickeln.

Das etwa sind die Ziele und Hoffnungen der französischen Regierung. Sie baut auf Erfolge und glaubt sich dieselben ohne Krieg mit den Chinesen sichern zu können. Der ganze Plan ist uns jetzt enthüllt, niemand kann mehr daran zweifeln, daß die Franzosen es im letzten Grunde auf die Unterwerfung der ganzen hinterindischen Halbinsel bis an die Grenzen von Birma und China abgesehen haben. Was die nächste Zukunft betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß das Pariser Kabinet, gestärkt durch eine Kammerabstimmung und durch Siege im Delta von Tonkin, eine Wiederaufnahme der diplomatischen Unterhandlungen erwartet und in Betreff derselben hofft, China werde seine bisherige Stellung zur Sache aufgeben oder wenigstens französischen Erwerbungen in den seiner Oberherrlichkeit unterworfenen Ländern widerstrebend, aber unthätig zusehen. Man wird nun abzuwarten haben, ob diese Berechnung der Zukunft sich als

richtig erweisen und ob aus der oder jener Ursache der Krieg zwischen Frankreich und China unterbleiben wird. Die uneingeschränkte Billigung, welche das Vorgehen Ferrys im französischen Unterhause erfahren hat, kommt einer Ratifikation der Bedingungen gleich, die er vor kurzem der Pekinger Regierung vorlegen ließ, und deren Annahme diese verweigerte. Es ist zu bezweifeln, daß sie nachgeben wird, wenn ihr dieselben in Gestalt eines Ultimatums zugehen. Sollte sie bei der Ablehnung verharren und einen Krieg nicht scheuen, so würde das französische Unternehmen in Tonkin ohne Zweifel unter allen Umständen und bei jedem Ausgange mehr Nachteile als Vorteile für Frankreich haben. Der Kampf würde die Gefahr bedenklicher Verwicklungen mit England, dessen Handel er stören würde, heraufbeschwören, ein von Frankreich besiegtes China würde auf Jahre hinaus gegen alle Europäer ohne Unterschied Groll und Erbitterung im Herzen hegen, ein siegreiches, ja ein nur vorübergehend über seinen westlichen Gegner siegreiches China würde zum erstenmale über seine militärische Kraft und Bedeutung aufgeklärt sein, und der gesamte Westen würde in Zukunft von seiner Anmaßung ebensoviel zu fürchten haben als im entgegengesetzten Falle von seinem Übelwollen.

Mittlerweile hat die äußerste Linke der Deputirtenkammer einen zweiten Angriff auf das Kabinet Ferry vorbereitet. Ein andres Mitglied dieser Gruppe von Politikern, Herr Gatineau, hat seine Absicht angekündigt, dem Hause den Vorschlag zur Ausweisung der Prinzen vom Hause Orleans zur Beschlußfassung zu unterbreiten. Die Fassung dieses Antrages wird genau dieselbe sein wie die Form des Gesetzes, das im Jahre 1832 auf Anregung der Regierung Ludwig Philipps die Verbannung des älteren Zweiges der Bourbonen verfügte. Wenn hier die Familie Orleans gewissermaßen mit einer Sprengbombe beseitigt werden soll, die sie selber angefertigt hat, so gilt das einigermaßen auch von dem verehrlichen Herrn, der sie jetzt zu werfen beabsichtigt. Denn es trifft sich zufällig, daß dieser selbe Monsieur Gatineau im vorigen Januar einer der eifrigsten Bekämpfer der vom Deputirten Floquet vorgeschlagenen Austreibungsmaßregeln war. In einem Briefe, welchen er an die Redaktion einer französischen Zeitung richtete, erklärte er, „der entschiedenste Feind aller Proskriptionen“ zu sein, und klagte über „jene kurzsichtigen Republikaner, die unter den abgelegten Kleidungsstücken der Vergangenheit nach Kleidern suchen, die für sie zu lang und zu weit sind.“ Boshafte Kritiker haben demzufolge die Bemerkung gemacht, der Herr Advokat Gatineau müsse seit Beginn dieses Jahres „gewachsen sein,“ und es liegt in der That so ziemlich auf der Hand, daß die Stellung, in die er sich zu bringen vorhat, dazu dienen wird, den Grafen von Paris und seine Verwandten, Oheime u. dergl. ihre Gemütsruhe bewahren zu lassen. Wenn es verdrießlich für jemand ist, mit einer Waffe angegriffen und geschlagen zu werden, die er für andre Leute aus dem Walde geschnitten, gegossen oder geschmiedet hat, so ist es geradezu schmachvoll, jedenfalls sehr dreist und unvorsichtig, eine

Waffe zu schwingen, von der man kurz vorher öffentlich behauptet hat, es sei unanständig und unbillig, sich ihrer gegen irgend jemand zu bedienen. Indeß könnte der Herr Abgeordnete, wenn Offenherzigkeit und Ehrlichkeit bei fortschrittlichen und andern radikalen Politikern Brauch und Herkommen wären, sich damit verteidigen, daß sein Antrag nicht sowohl gegen die orleanistischen Prinzen — deren Sache wir hiermit keineswegs zur unsern machen wollen — gemünzt sei, sondern nur die Regierung in Verlegenheit bringen und mißliebig machen solle. Er wünscht offenbar nicht die Vertreibung der Prinzen aus Frankreich herbeizuführen, sondern würde zufrieden sein, wenn sein Antrag die Folge hätte, die Minister zur Räumung der Stellen zu veranlassen, die sie jetzt innehaben. Seine Absicht ist, Ferry zur Verteidigung der Prinzen zu nötigen, deren Verbannung er angeblich erstrebt, und so der Anklage auf orleanistische Gesinnung mehr Farbe zu geben, welche die radikalen Gegner des Kabinets gegen dasselbe erheben möchten. Von der Taktik der französischen Politiker gilt in ganz besonderm Maße die Redensart, nach welcher jeder Stock gut ist, wenn man einen Hund prügeln will, wenn es nur wirklich ein Stock ist, und namentlich der radikale, der „entschiedene," der „gesinnungstüchtige" Parteimann kümmert sich noch weniger als bei uns darum, über welchen Zaun von Rechten und Freiheiten er steigen, welchen er nötigenfalls niederbrechen muß, um seinen Stock zu erreichen.

Außerdem ist es nicht unmöglich, daß der rücksichtslose Parteigeist, welcher die französischen Radikalen beseelt, noch eine andre Waffe zum Angriff auf das Ministerium finden wird, und zwar eine solche, die England angeht. Bekanntlich hatte Admiral Pierre bei Tamatave einen Missionär Shaw, der sich der Begünstigung der Hovas verdächtig gemacht hatte, gefangen nehmen und einsperren lassen und ihn dann lange in Haft behalten. Die englische Regierung erhob darüber Beschwerde, und es folgten Verhandlungen über die Angelegenheit, die angeblich mit einem Nachgeben der Franzosen endigten. Der betreffende Bericht scheint etwas voreilig abgefaßt worden zu sein. Die französische Regierung ist allerdings im Prinzipe bereit, dem Herrn Shaw eine Entschädigung zu zahlen und dieselbe mit einer Entschuldigung wegen des Mißverständnisses zu begleiten, infolgedessen man Anstand genommen, ihm sofort nach seiner Verhaftung die Freiheit wiederzugeben. Aber die Einzelheiten der Verständigung erwarten noch ihre Feststellung, und dies soll durch Waddington in London geschehen. Ein Teil der französischen Presse aber ist der Meinung, daß Shaws Anspruch auf Genugthuung unbegründet sei, und daß jede französische Regierung, welche ihn anerkennen wollte, sich der Schwäche und der Verletzung der Würde Frankreichs schuldig machen würde. Es ist nun nicht unwahrscheinlich, daß der versöhnliche Schritt, den Ferry England gegenüber zu thun vorhat, von seinen Gegnern als eine Gelegenheit zu patriotischen Deklamationen betrachtet werden wird. Dieselbe verspricht zuviel Popularität, als daß man der Versuchung widerstehen könnte, sie bestens auszunutzen.

Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

as letzte Gedicht, welches so sehr von den übrigen sich abhebt, war einer besondern Veranlassung entsprungen. Oswald war eines Morgens aus den Uffizien zum Frühstück auf der Piazza della Signoria bei Gilli und Letta eingekehrt, deren Restaurant den Sammelpunkt der Deutschen in Florenz bildet und wohin deutsche Zeitungen die Nachrichten aus der Heimat bringen. Oswald war in dem Niobidensaal gewesen und stand noch unter dem Eindrucke des furchtbaren Geschickes, welches göttliche Strafe menschlichem Übermut bereitet hat. Mechanisch fielen seine Blicke auf eine Berliner Zeitung und zufällig auf die Stelle, in welcher berichtet wurde, daß Martin Genève, der einzige Sohn von Max und Bertha, mit einem zweirädrigen Gigg, auf welchem er seine junge, ihm seit acht Tagen verlobte Braut zum Rennen nach Hoppegarten fuhr, verunglückt sei. Das junge Paar wurde von den durchgehenden Pferden mit solcher Heftigkeit herabgeschleudert, daß dasselbe nicht mehr zum Bewußtsein gelangte, sondern nach wenigen Stunden stummen Leidens starb. Oswald wurde durch diese Nachricht tief erschüttert; sein Geist war so sehr in der antiken Weltanschauung befangen, daß er nicht in christlicher Liebe teilnahmsvoll das Unglück beklagte, sondern es unter dem Eindruck des Niobidenfrevels als eine schwere Fügung des gerechten und unerbittlichen Fatums betrachtete.

Würde es eine Anatomie der innern Gefühle des Herzens geben, so würde ein Psychologe aus den poetischen Ergüssen Oswalds erkannt haben, wie schwer der Ärmste in diesen Zeiten eines aufregenden Genußlebens litt. Es ist wahr, was der italienische Dichter singt, daß das Herz nicht bloß ein kleiner Muskel sei. Der Cynismus und die Frivolität waren nur der Deckmantel, unter welchem man den Schmerz eines schwerverwundeten Herzens nicht suchen sollte. Der Idealist, der Künstler, dem die Frauenschöne als das herrlichste Meister-

Digitized by Google

werk göttlicher Schöpfung so heilig und rein gewesen war, redete sich selbst in Menschenverachtung, in Verspottung alles Ehrwürdigen, in ein Herabwürdigen des ewig Sittlichen hinein. Aber eben weil ihm diese Überzeugung nicht aus seiner innersten Natur hervorging, sondern weil er sie, wie er sich einbildete, durch die Nichtswürdigkeit der Menschen gezwungen, als einen Glaubenssatz in sich hineintrug, war jeder Schritt auf dieser Bahn ein neues Martyrium für ihn, und wenn es nicht Profanation sein würde, so könnte man diesen Cyklus von Gedichten mit den ihnen zu Grunde liegenden Ereignissen in dem Leben des Künstlers als den Passionsweg bezeichnen, auf welchem er von Station zu Station zu neuen Martern emporstieg. So war ihm jeder Genuß, den er aufsuchte, immer wieder die Quelle bitterer Leiden geworden, und es ergriff ihn zuletzt ein Ekel vor dem ganzen Dasein, der auch seine physische Gesundheit schwer zu schädigen drohte. Die Arbeit mit ihrer sittlichenden Kraft fehlte ihm, denn die Studien und Skizzen, die er machte, ließen ihn bei der Fülle dessen, was er sah und aufnahm, zu keiner innern Ruhe kommen. Seine Mappen füllten sich in ungeahnter Weise, er häufte Schätze auf Schätze, und seine glühende Phantasie schwelgte bereits in den Ideen zu neuen Bildern, welche er als Frucht seiner italienischen Studien auszuführen gedachte. Er sah es selbst ein, daß wenn er in der bisherigen Weise seine Pilgerfahrt fortsetzen, zuletzt in Rom, an dem Urquell der Kunst, und in Neapel, an dem unversieglichen Brunnen der Natur, mit der gleichen Maßlosigkeit sehen und genießen, zeichnen und studiren würde, er bei der Fülle dieser Gaben zu Grunde gehen müßte. Überdies war es Juni geworden, die Hitze fing an unerträglich zu werden, und selbst ein Aufenthalt in Valombrosa und Camaldoli vermochte nicht, seine aufgeregten Nerven zu beruhigen. Ein junger englischer Arzt, mit welchem er in der Pension am Lungarno freundschaftlich verkehrte, riet unserm Freund aufs dringendste, ein Seebad in Italien aufzusuchen und dort mindestens bis zum Herbst zu verweilen. Oswald zeigte diesen Entschluß seinem Freunde Harold an, indem er ihm gleichzeitig als die Summe seiner Erfahrungen nachstehendes Gedicht zum Geburtstag übersandte.

Am Besitze sich nicht freuen,
Was gethan man hat, bereuen,
Nach Vergeblichem sich sehnen:
Die Handlung spielt im Thal der Thränen.

Ja, eitel ist der Lauf der Welt,
Es ist die Zeit der Surrogate,
Und höchstes Surrogat ist Geld.
Auf, Kameraden! Jubilate,
Genießt die Jugend, liebt und trinkt,
Bis trunken ihr zu Boden sinkt,
Wer will — und niemand soll sich scheuen —
Am Besitze sich nicht freuen?

Kostbar ist jeder Augenblick,
Den man in Freud und Lust genossen,
Kein heißes Sehnen bringt zurück
Den Tag, der freudelos verflossen.
Schert euch um kein gebrochnes Herz,
Denn eigne Lust lacht fremdem Schmerz.
Soll, statt sich des Genossnen freuen,
Was gethan man hat, bereuen?

Zu spät, nach langer Seelenqual,
Siehst ungekrönt du all dein Streben,
Laß ab von deinem Ideal,
Gemeinheit nur beherrscht das Leben.
Die Dirn ans Herz, das Glas zum Mund!
Das macht vergessen Stund um Stund.
Warum, statt glücklich sich zu wähnen,
Nach Vergeblichem sich sehnen?

Was war der Mensch von Anbeginn,
Seit Gott der Herr aus Staub ihn machte?
Nach Niederm richtet er den Sinn,
Sein Thun ist wert, daß mans verachte.
Zwiefach nur ist der Menschheit Ziel:
Hallunkenstreich und Narrenspiel.
Man möchte fluchen oder gähnen:
Die Handlung spielt im Thal der Thränen.

9.

Oswald, welcher in Bologna die Kopie eines Bildes der Elisabeth Sirani, jener unglücklichen Geliebten des Guido Reni, begonnen, aber noch nicht vollendet hatte, begab sich zunächst wieder nach dieser Stadt und machte sich sodann nach wenigen Tagen Aufenthalt nach Rimini auf. Zwischen Cesena und Savignano überschritt er den Rubico, und es war natürlich, daß dieser Umstand aufs neue seine Gedanken anregte. Das ist der Zauber, den auch ohne die Schätze von Natur und Kunst Italien auf jedes Gemüt ausübt, daß sich mit jedem Ort nicht nur die Erinnerungen der Geschichte, sondern auch die Erinnerungen von Kindheit und Jugend verknüpfen, auf deren phantasiereichen Sinn jene Ereignisse den unvergänglichen Eindruck machen. Wie oft hatte Oswald als Schüler den Rubico mit Cäsar überschritten und in seinen Gedanken vor dem Flusse Cäsar Halt machen und seine siegreichen Legionen in feuriger Rede zum Kampf gegen den undankbaren Senat anfeuern gesehen. Wie hatte er bei den Worten: Jacta esto alea! gezittert, an die Greuel des Bürgerkrieges und den Verlust römischer Freiheit gedacht. Jene kindlichen Erinnerungen wurden in ihm wach, als die Bahn über das ausgetrocknete Bett jenes kleinen Flüßchens hinwegsetzte, dessen Überschreitung dereinst das Geschick der Welt zu ändern bestimmt war. Dachte er auch heute anders von Cäsar und den Zuständen des

verwilderten und entsittlichten Roms, hier, wo sich die flaminische und aemilische Straße kreuzten, wo der siegreiche Triumphator vor einem kleinen Wasser Halt machen mußte, um nicht der Freiheit seines Vaterlandes gefährlich zu werden, empfand er eine Scheu vor der Majestät der Gesetze, deren Bruch auch Cäsar nicht ungerächt vollziehen sollte. Und von den historischen Betrachtungen, von den Erinnerungen an seine Jugend kehrten seine Gedanken zu seinem eignen Schicksale zurück, und er wünschte in seinem Innern, daß auch für ihn die Überschreitung des Rubico eine Wendung bedeuten möge.

Oswald blieb mehrere Tage in dem Aquila d'Oro, dem primitiven Gasthof von Rimini, um sich zunächst einigermaßen mit der Stadt des gewaltthätigen Sigismondo Malatesta bekannt zu machen, ehe er sich über einen demnächstigen längern Aufenthalt entscheiden wollte. Obwohl er eben aus den großen Zentren der Renaissance kam, so war ihm doch Rimini bald sympathisch geworden. Die Stadt selbst war mit ihren Vorstädten aus den malerischen Mauern herausgewachsen, auf denen einst Isotta, die heldenhafte Geliebte des Malatesta, die Stadt gegen dessen Feinde verteidigt hatte. Diese Mauern boten noch überall malerische Veduten, besonders von der alten Brücke des Tiberius, welcher die innere Stadt von der Vorstadt San Giuliano trennte. Mächtige Paläste erinnerten noch an die Zeiten des Feudalismus, lebendige Straßen mit modernen Namen an das neue Königreich Italien. Der Tempel des Malatesta, ein Kunstwerk der Frührenaissance, eine kleine Galerie guter Gemälde boten Oswald auch Gelegenheit zu neuen Studien. Endlich konnte er sowohl See wie Berge genießen. Erstere war nur zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, und nach Westen erhoben sich nur wenige Kilometer weit die Höhenzüge des Appennins und die Hügel, welche zu der alten Republik San Marino hinaufführten. Oswald fühlte sich durch Stadt und Umgebung angezogen, und glaubte es hier so lange aushalten zu können, um in besserer Gesundheit nach Rom übersiedeln zu dürfen. Er wollte sich in aller Muße eine Wohnung mieten und auch wieder ernsthafter und ruhiger arbeiten. Bei seinen Streifereien kam er immer wieder zur Ponte del Tiberio und in die Vorstadt San Giuliano, wo in der diesem Heiligen geweihten Kirche ein Bild des Paolo Veronese, welches die Marter des heiligen Julianus darstellte, von Anfang an seine Aufmerksamkeit erregt hatte. An der Seite dieser von außen recht unscheinbaren und durch die verzopfte Restauration im vorigen Jahrhundert unschön gewordenen Kirche steht ein mächtiger Ziegelbau, dessen Säulenhof auch jetzt noch den Palazzo eines alten Geschlechts verriet, während im übrigen das Haus verfallen und verlassen schien. An der Thür hing ein vergilbter Zettel, welcher wohl schon seit unvordenklicher Zeit, aber vergebens den Vorübergehenden meldete, daß im Oberstock möblirte Zimmer zu vermieten waren. Oswald fand sich nicht besonders angelockt, diese Zimmer auch nur zu besichtigen, aber es zog ihn doch immer wieder in jene Gegend, einmal wegen des Bildes in San Giuliano, und

sodann weil er nicht mit Unrecht schloß, daß aus dem Oberstock jenes Hauses eine herrliche Aussicht über die Mauern, das Meer und die Berge sein müßte. Da er mit dem Custode der Kirche wegen seines eingehenden Studiums des Martirio, das er zu kopiren beschloß, Freundschaft geschlossen hatte, und der alte Mann öfters, während er malte, mit ihm plauderte, so erkundigte er sich eines Tages auch nach den Zimmern des Nachbarhauses.

Es ist ein stilles Haus, Signore, und hat noch niemals Mieter aufgenommen; es wird nur von Don Baldassare und seiner Nichte oder Tochter bewohnt, und die halten sich ganz abgeschlossen von der Welt.

Diese Andeutung war genügend, um Oswald zu weitern Forschungen nach den Bewohnern des einsamen Hauses zu veranlassen. Er hatte bei Tisch im Albergo einen alten Bewohner Riminis kennen gelernt, welcher als Stadtarchivar nicht bloß mit der vergangenen Geschichte seiner Vaterstadt vertraut war, sondern auch genau die Schicksale der gegenwärtigen Bewohner zu erzählen wußte. Vor der Cena machte der alte Signor Rebecchini stets einen Spaziergang in der Richtung nach San Marino, und auf diesem war er immer gesprächig und aufgeräumt, sodaß Oswald ihn auch eines Tages über das Haus bei San Giuliano ausfragte.

Das ist eine traurige Geschichte, Signor Oswaldo, die nur wenige hier wissen, denn der Marchese ist zu stolz, um auch nur einem seinen Kummer auszuschütten. Wenn ich etwas mehr weiß, so rührt es daher, daß wir einstens Waffenbrüder gewesen sind. Ja ja, Signor Oswaldo, seht mich nicht so verwundert an, in meiner Jugend bin ich auch ein stattlicher Bursch gewesen und habe für die Italia una e libera gekämpft und den Papalini und Tedeschi manchen Schabernack gespielt. Doch davon erzähle ich Euch ein andermal. Der Palazzo bei San Giuliano — ich habe ihn noch gekannt, da man ihn so nennen durfte, während er jetzt doch nur wie eine verfallene Ruine ausschaut — gehörte mit vielen Gütern hier in den Legationen der Familie der Serradisetti, welche so alt ist wie Rimini. Denn in den Urkunden unsers Archives kommen Träger dieses Namens schon in einer Zeit vor, wo man überhaupt erst die Geschichte der mittelalterlichen Stadt kennen lernt. Ja einer der Serradisetti hat sogar dem Sigismondo Malatesta, dessen Tempio Ihr so sehr und mit Recht bewundert, die Signoria über diese Stadt streitig gemacht, ist aber von seinem glücklicheren Gegner besiegt, gefangen genommen und getötet worden. Nun damals ist mit dem Besiegten diese erlauchte Familie nicht vertilgt worden; sie blühte weiter fort, und unter der Herrschaft der Venetianer und der Kirche ist aus ihr manches Haupt dieser Stadt hervorgegangen. Denn wenn die Serradisetti gleich gehorsam der Obrigkeit und treue Söhne der Kirche waren, so erniedrigten sie sich doch nie, auch die Fehler der Herrschenden gutzuheißen, sie standen vielmehr auf der Seite der Unterdrückten, und wer von der Habsucht oder von andern unlautern Begierden des Kardinallegaten zu leiden hatte,

der fand in dem Palazza bei San Giuliano Hilfe und Zuflucht. Der letztverstorbene Marchese hatte zwei Söhne, von denen der ältere, Don Riario, von seiner Mutter, die vor seiner Geburt mit schweren Ahnungen erfüllt war, der Kirche, noch ehe er in die Welt eintrat, gelobt wurde. Ach Herr, daß die Frauen doch immer nur auf verkehrte Dinge kommen, und Donna Anna war doch sonst eine so kluge Frau. Denn Don Riario hätte zu allem andern getaugt als zum Diener Gottes, wenn es gleich in damaliger Zeit deren viele gab, die Gottes Gebote nur kannten, um sie zu übertreten. Don Riario aber wurde seinem Stande gemäß erzogen, von den Eltern verzärtelt, während sein jüngerer Bruder, Don Baldassare, in frischem Jugendmut wegen mancherlei lustiger Streiche die Strenge des Vaters erfuhr. In ihm aber lebte der unabhängige Sinn seiner Ahnen und ihr Heldenmut. Riario ging in das Seminar nach Rom, Baldassare aber zog heimlich, ohne Vorwissen seiner Eltern, nach Piemont und beteiligte sich in dem unglücklichen Jahre 1848 an dem Feldzug gegen die verfluchten Tedeschi — nun, blickt nur nicht so unwillig Signore Oswaldo, Ihr seid ja nicht darunter gemeint, Ihr seid un Germano, und Ihr wißt ja, wie ich Euern Cavour, den Principe Bismarck, verehre und Euern greisen Imperatore liebe. Seht, Signor, damals war ich auch ausgerückt und zu den Fahnen Piemonts geeilt, bei welchen zu jener Zeit ganz Italien war. Ich kam als Freiwilliger zu den Bersaglieri, wo Don Baldassare als Offizier eingetreten war, und ob er gleich zu Hause, in Rimini, viel zu vornehm gewesen, um auch nur Acht auf mich zu haben, im Felde war er ein ganz andrer Mann. Auch gab es damals nur Unterschiede in der Liebe zu unserm Vaterlande und in dem Haß gegen die Fremden; Adel und Reichtum wurden hintangesetzt. Und so kam es, daß Don Baldassare, als er hörte, daß auch ich aus Rimini sei, mir sehr freundlich begegnete, und daß wir gute Waffenbrüder wurden, obwohl ich in der Strategie nicht ganz firm war und es nur bis zum Sergente brachte. Nun hatte der alte Marchese auf dem Wege nach San Marino — Ihr könnt es gerade von jenem Hügel aus sehen, jetzt gehört es einem Bologneser Fruchthändler — ein Landgut, das schon seit Geschlechtern an die nämliche Familie verpachtet war. Der damalige Pächter, Giulio Delbuono, hatte von seiner Frau nur ein einziges Kind, ein Töchterchen, Francesca, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. Giulio, der sein Weib zärtlich geliebt hatte, konnte sich nimmer über den Verlust trösten; er wandte alle seine Mühe dem Kinde zu und blieb unvermählt. Es war ihm aber leid, daß er Francesca, als sie mehr und mehr heranwuchs, keine so gute Erziehung geben konnte, und da er dies auch seinem Herrn merken ließ, so nahmen die Marchesa und ihr Gatte, welche außer ihren beiden Söhnen noch eine Tochter, Donna Felice, hatten, die kaum achtjährige Francesca in ihr Haus und ließen sie neben ihrer Tochter mehr als Gespielin und Gesellschafterin denn als Dienerin erziehen. Zwischen den beiden Mädchen aber — ich habe meine

Nachrichten von Don Baldassare, der mir dies in einer schweren Stunde erzählte — entspann sich bald eine so große Freundschaft, als ob es beide Schwestern wären. Donna Felice erreichte nur ein Alter von fünfzehn Jahren; von Geburt zart, siechte sie an einem Fieberleiden dahin, wie es damals in hiesiger Gegend nicht selten war, da die Steuern nur dazu bestimmt waren, um den purpurnen Herren einen guten Tag zu machen. O Herr, das war Euch ein Hundeleben unter den verfluchten Papalini!

Donna Felice?

Also Donna Felice hatte in den letzten Tagen ihres irdischen Daseins und im Vorgefühl ihres bevorstehenden Todes ihre Mutter beschworen, auch nach ihrem Tode Francesca als eignes Kind im Hause zu behalten, und die Marchesa hatte das der Sterbenden gegebene Versprechen getreulich erfüllt. Das war so etwa ein Jahr, bevor die Söhne das väterliche Haus verließen, und damals hatte man noch nicht daran gedacht, daß nach kaum zweier Jahre Frist ein blutiger Tanz auf dieser unglücklichen Halbinsel losbrechen sollte. Doch ich erzähle Euch davon ein andermal.

Gewiß, Signor Rebecchini, jetzt wolltet Ihr von Francesca sprechen.

Ja, diese hatte auf Don Baldassare einen tiefen Eindruck gemacht. Trotz ihres noch kindlichen Alters war das Mädchen zur vollen Jungfrau herangeblüht, welche für die zärtlichen Gefühle des ritterlichen Marchesino Verständnis und Empfindung hatte. Ihr hatte er seine glühende Vaterlandsliebe und seinen Entschluß, zur Befreiung vom Joch der Knechtschaft in Piemont Dienste zu nehmen, anvertraut, gleichzeitig aber auch das Geständnis seiner Liebe gemacht und ihr das Versprechen abgenommen, seine Rückkehr nach Rimini abzuwarten, wo er sie alsdann von seinen Eltern zu seiner Gemahlin fordern wollte.

Don Baldassare war, um seinen Vater nicht der päpstlichen Regierung gegenüber bloßzustellen, unter fremdem Namen in das Heer Karl Alberts eingetreten. Aber man hatte doch Verdacht geschöpft, und alle Briefe, die an den Marchese kamen oder die dieser schrieb, wanderten zuerst in das Kabinet der Eminenz, die sich nicht einmal Mühe gab, den Bruch der Briefe zu verheimlichen. Ja Herr, es war eine verfluchte Zeit, und Ihr, der Ihr schon seit Jahrhunderten unter Gesetz und Recht lebt, könnt Euch keine Vorstellung machen, wie tief es erbittert, wenn selbst die größte Gewaltthätigkeit schamlos in die Öffentlichkeit tritt. Und was bloß die schwarzen Röcke mit den Töchtern und Frauen —

Aber Don Baldassare, wie war es mit diesem?

Nun, die Eltern hatten das Ende des unglücklichen Feldzugs nicht mehr erlebt, und das war gut für sie. Die Marchesa hatte sich seit dem Tode ihrer Tochter nicht mehr erholt und starb zu Anfang des Jahres 1848, und ihr Gatte war ihr kurze Zeit darauf nachgefolgt. Von einem Testament hat man nichts erfahren, und es wird vermutet, daß dabei wohl auch der lange Arm

aus Rom nicht unthätig gewesen sei, um ein solches aus der Welt zu schaffen. Francesca kehrte nunmehr zu ihrem Vater auf das Pachtgut zurück — seht, jetzt liegt es gerade vor Euch, und es verdient wohl, daß es ein andrer besäße als so ein Getreidesack aus Bologna —, also, sie kehrte zurück und lebte in großer Zurückgezogenheit und in der Erwartung, Baldassare jeden Tag zu der Einlösung seines Versprechens zurückkehren zu sehen. Denn inzwischen war die Schlacht bei Novara gewesen, und Ihr wißt, wie es uns Armen damals ergangen ist und was darauf folgte.

Statt des Bruders kam Don Riario aus seinem Seminar nach Hause, wie es hieß, um den elterlichen Nachlaß zu regeln. Aber weder diese Thätigkeit noch sein Gelübde hinderten ihn, sich in sträflicher Liebe zu Francesca zu entflammen. Seht, das kam daher, daß noch nie ein Serradifetti Priester geworden war, und da hatte eben die Verkehrtheit von Donna Anna Schuld. Aber Ihr werdet ungeduldig, und so will ich Euch jetzt ohne Unterbrechung das Ende dieser traurigen Geschichte erzählen.

Dem Hinterlistigen konnte es nicht einfallen, bei Francesca die Treue seines Bruders zu der Geliebten zu verdächtigen, und so mußte er denn zu den krummen Wegen seine Zuflucht nehmen, wie er sie in dem Priesterseminar bei den Jesuiten gelernt hatte. Baldassare konnte an Francesca nicht schreiben, denn das hätte bei der Euch geschilderten Zuverlässigkeit der papalinischen Postverwaltung für deren Vater schlimme Folgen gehabt. Ich selbst, Herr, war in österreichische Gefangenschaft geraten und saß in einem verfluchten Nest in kaltem Lande — doch das erzähle ich Euch ein andermal. Ich hatte Baldassare tot geglaubt, denn er war in der Schlacht von Novara von einer Kugel getroffen schwer in der Brust verwundet worden. Aber man hatte ihn doch noch auf der Flucht aufgerafft und ihn nach Alessandria in ein Lazareth gebracht, wo er mehrere Monate ohne Bewußtsein lag. Gerade als ich zerlumpt und erfroren in Turin aus meiner Gefangenschaft wieder anlangte — o Herr, wie ist es gut, daß Ihr kein Tedesco seid, denn einem solchen Kerl hätte ich kein Wort erzählt, denn die Behandlung — aber ich erzähle Euch das später, denn Ihr seid Prussiano und Euer Principe ist ein Freund von uns —

Signor Rebecchini, Ihr wolltet Euch nicht mehr unterbrechen —

Ja, das hört sich leichter an, als man es sagt und fühlt. Im Jahre 1850 war Don Baldassare soweit wiederhergestellt, um in Turin eine Stelle in der scuola militare zu übernehmen, wo er, der Marchese, Unterricht gab. Der Schuft Riario, welcher durch seine Verbindungen — denn die gesuiti untereinander haben die ganze Welt mit einem Netze überzogen — ganz gute Kenntnis von dem Schicksal seines Bruders hatte, wußte sich das Zeugnis eines Regimentskameraden desselben zu verschaffen, worin dieser schrieb, daß er Don Baldassare bei Novara von einer Kugel getroffen habe hinsinken sehen. Er überbrachte Francesca — ich hätte den Heuchler wohl sehen mögen — diese Nach-

richt in tiefer Betrübnis, beschwor aber gleichzeitig das Mädchen, sie geheim zu halten, damit die päpstliche Regierung keine Kunde von dem Tode erhielte und dadurch zu einer Konfiskation des Vermögens veranlaßt würde. Francesca war es unbekannt, daß die Papalini schon alles wußten und lieber sich von Riario das Gelübde ablegen ließen, dereinst sein Vermögen an die Kirche zu übertragen, als durch Konfiskation neuen Stoff zur Erregung und Unzufriedenheit zu geben Riario hatte zudem gegen dieses Versprechen für sich einen Dispens von seinen priesterlichen Pflichten auf unbestimmte Zeit abgerungen. Francesca ertrug den Tod in stiller Ergebenheit, nur getröstet von Riario, der sich in dieser Lage eifriger als je um sie bemühte. Dabei kam er allmählich auch einer Erfüllung seiner Wünsche näher. Er stellte ihr vor, daß er als der letzte Serradisetti die Pflicht habe, den Namen und das Geschlecht fortzupflanzen, und daß er deshalb sogar von dem heiligen Vater eine Lossprechung von seinem Gelübde erhalten und in den weltlichen Stand zurückkehren werde. Dann bezeichnete er sie selbst als ein heiliges Vermächtnis seines Bruders, das er einzulösen verpflichtet sei, und so gelang es ihm, sich in aller Stille mit Francesca zu verloben, die er erst mit der Ankunft des Dispenses als seine Braut öffentlich erklären wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Lagerbier-Eroberungen in Amerika. Vor einigen Wochen segnete in Newyork ein Mann das Zeitliche, der in der Kulturgeschichte der Vereinigten Staaten eine gewisse Rolle spielen wird, Johann Bechtel, der Brauer und Wirt, welcher vor 42 Jahren die Amerikaner zuerst in die Kunst des deutschen Biertrinkens einweihte. Die letztere ist seitdem zwischen Hudson und Mississippi dermaßen in Übung gekommen, daß in der Union jährlich weit mehr dem Gambrinus gehuldigt wird als selbst im Baierlande. Bis auf das Jahr 1840, wo Bechtel den ersten Lagerbier-Salon in „Gotham“ aufthat, war deutsches Bier nur in Flaschen importirt und zu fabelhaften Preisen verkauft worden, zwei Jahre später war das Getränk schon so beliebt, daß der Verkäufer es in einer eignen Brauerei auf Staaten-Island in großem Maßstabe zu erzeugen begann und reißenden Absatz fand. Jetzt kommen auf jede Pinte andrer alkoholischer Getränke, die in den zahllosen Schänken der großen Republik verkauft werden, zwei Quarts oder vier Pinten Lagerbier, zwischen sechzig- und achtzigtausend Menschen beschäftigen sich mit der Herstellung des Stoffes, und die Erzeuger und Verzapfer zahlen dem Staate Steuern im Betrage von vierzehn Millionen Dollars oder nahezu sechzig Millionen Mark jährlich. Ursprünglich nur in Newyork, dann vorzüglich in Philadelphia gebraut, wird das deutsche Bier jetzt mehr in den großen Städten der westlichen Staaten der Union erzeugt. Die Lagerbier-Brauereien Chicagos sind Sehenswürdigkeiten, die kein Reisender unbesucht lassen darf, der sich einen Begriff davon machen will, welche ungeheuern Ströme von Malz- und Hopfenabsud erforderlich sind, um die Massen von Fleisch hinunterzuspülen, welche die „Gartenstadt“ am Westufer des Michigansees alljährlich dem Markte zuführt. Wenn man die riesigen Kessel sieht, in denen das Bier gesotten wird, und durch die labyrinthischen Reihen von gigantischen Behältern wandert, in die es sich zum Reifwerden ergießt, kommt man sich

wie ein Bewohner von Liliput vor, der sich in einen Keller des Landes Brobdignag verirrt hat. Was ist das große Faß zu Heidelberg im Vergleiche mit einem dieser teichartigen Behälter, der genug Flüssigkeit enthält, um einer Kompagnie Soldaten zum Bade dienen zu können! Übrigens ist es kaum richtig, wenn man das amerikanische Lagerbier den alkoholischen Getränken beizählt. Der Hauptgrund seiner Beliebtheit liegt darin, daß es so leicht und harmlos ist, daß man es ohne Schaden in großen Quantitäten zu sich nehmen kann, und daß in Betracht der drückenden Hitze eines amerikanischen Sommers und des häufig Dyspepsie erzeugenden Klimas sich schwerlich ein erfrischenderes und gesünderes Getränk denken läßt. Wollte man sich die Bewohner der westlichen Großstädte, Cincinnatis, Chicagos und St. Louis, als Leute vorstellen, die auch nur einen Tag im Juli vorübergehen ließen, ohne wiederholt in den großen und kleinen Lagerbier-Salons vorzusprechen, welche in den Straßen ihr Schild aushängen, so würde man sich eines schweren Irrtums schuldig machen. Vorzüglich die Deutschen vertilgen das Gebräu in Strömen — in Cincinnati soll einer im Durchschnitt täglich an fünfzig Glas zu sich genommen haben —, aber viele Angloamerikaner stehen ihnen darin kaum nach, und man hat eine schädliche Wirkung auf den moralischen Charakter seiner Liebhaber so wenig bemerkt, daß man neulich von einem der größten Wechselmakler zu Chicago die Bemerkung hörte, er habe sichs zum Grundsatze gemacht, niemals von einem Whiskeytrinker ausgestellte Promessen zu diskontiren, während er solche, die ihm von Lagerbierfreunden angeboten würden, nur selten zurückwiese. Die hiermit anerkannte heilsame Wirkung des Getränkes, welches der selige Bechtel den Amerikanern bescherte, wird aber unsers Erachtens nur da zu beobachten sein, wo es gut und rein ist, und das ist leider nicht überall der Fall, und zwar am wenigsten im Osten. Wie auch das Beste leicht ausartet, wo der allmächtige Dollar die Menschen regiert, so ist es auch mit Bechtels Segen ergangen. Newyorker Korrespondenten europäischer Blätter ergehen sich schon seit Jahren in beweglichen Klagen über die Qualität des Getränkes, das den Bierapparaten auf der Manhattan-Insel entquillt, und einer der Herren ging darin soweit, zu behaupten, in einer deutschen Stadt würde die Behörde neun Zehntel des abscheulichen Gebräues, das dort verzapft werde, mit Beschlag belegen und in die Rinnsteine laufen lassen. Andrerseits versichern die westlichen Städte, daß sie ein weit besseres Bier liefern als ihre östlichen Schwestern, und wir können dies bestätigen. Kein Ort aber übertrifft in dieser Hinsicht Milwaukee in Wisconsin, das man auf den ersten Blick für eine völlig deutsche Stadt halten kann. Wie übel es aber auch mit dem Lagerbier anderwärts bestellt sein mag, es wird nicht leicht den Ehrentitel des Lieblingsgetränkes der Amerikaner einbüßen. Dafür wird die deutsche Bevölkerung sorgen, die in Cincinnati „jenseits des Rheins," d. h. des die Stadt durchschneidenden Kanals, in Louisville, St. Louis, Chicago, Cleveland, Buffalo, desgleichen in vielen andern Orten des Westens in dichten Massen wohnt und in Newyork mehr als ein Viertel der Einwohner bildet. Die Zahl dieser Deutschen nimmt unablässig zu, in weniger als zwanzig Jahren wird sie sich verdoppelt und viel stärker auf die Lebensgewohnheiten der Angloamerikaner gewirkt haben als von 1840 bis jetzt, und so kann man sich eine Vorstellung von der Konsumtion von Lagerbier machen, zu der es am Ende der Jahrhunderts in der transatlantischen Welt gekommen sein wird. Andre gute Einwirkungen des deutschen Elements auf das englische werden damit Hand in Hand gehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Frankreichs Kriegsbereitschaft.

Vor kurzem stellte ein englischer Militär im Standard einen Vergleich zwischen der deutschen und der französischen Wehrkraft an, der für die erstere sehr günstig ausfiel. Drei Wochen würden, so lautete das Ergebnis desselben, nach Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich genügen, um zu zeigen, daß letzteres Deutschland in militärischer Beziehung nicht entfernt ebenbürtig sei, und es könne vielleicht einer deutschen Invasion guten Widerstand leisten, sei aber ganz außer stande, einen Rachekrieg mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. Der Standard ist ein Toryblatt, die heutigen Tories sind Deutschland gewogen, und so wäre das Urteil, dessen Quintessenz in obigem mitgeteilt wurde, von zweifelhaftem Werte, wenn die neuesten Beobachtungen deutscher Offiziere, die mit aller Vorsicht, Gründlichkeit und Unparteilichkeit vorgenommen worden sind, es nicht im wesentlichen bestätigten. Auf solchen Beobachtungen beruht die uns in diesen Tagen zugegangne Schrift: Frankreichs Kriegsbereitschaft. Eine Studie über die Entwicklung des französischen Heeres seit 1871 und dessen heutigen Stand, illustrirt durch Bilder aus den diesjährigen Herbstmanövern, von einem preußischen Offizier. Berlin, R. Wilhelmi. 1883. (113 S.) Der Verfasser bekundet in seiner Arbeit allenthalben den durchgebildeten Fachmann, er urteilt vorurteilslos lediglich nach den Thatsachen, die er kaltblütig an den Grundsätzen der Militärwissenschaft prüft, er geht endlich sehr auf die Details ein, und so können wir seine Schrift in ihren Endergebnissen als durchaus zuverlässig bezeichnen und bestens empfehlen. Bereitwillig erkennt er an, daß die Franzosen auf dem betreffenden Gebiete ebenso rüstig als opferwillig vorgegangen sind und teilweise dementsprechende Erfolge aufzuweisen haben, andrerseits aber gelangt er auch zu Resultaten, welche ge-

Digitized by Google

eignet sind, die von einem Teil unsrer Presse ausgesprochene übertriebene Wertschätzung der neuen französischen Armee auf das rechte Maß zurückzuführen und die mit ihr verknüpften Befürchtungen größtenteils zu zerstreuen.

Über die französische Infanterie spricht sich der Verfasser im allgemeinen befriedigt aus. Noch günstiger äußert er sich über die Artillerie. „Sie wird uns ein numerisch überlegner, mit sehr brauchbarem Material versehener, durchaus nicht zu unterschätzender Gegner sein. Freilich erhält das Gesamtbild der Waffe durch die Konstituirung von 51 Batterien aus Trainsoldaten und die Placirung von 50 Trainhauptleuten an die Spitze von Feldbatterien Schattenstriche, die vor Ablauf einiger Jahre sich nicht werden wegwischen lassen.“ (S. 95.) „Jenen Batterien kann man die Qualifikation*) der Verwendbarkeit im Felde beim besten Willen nicht ausstellen. . . . Käme es heute zum Kriege, so müßte man die Trainmannschaften an die Kolonnen abgeben und die Batterien lediglich aus Reservisten zusammensetzen. . . . Die Zahl allein thut es nicht, und eine einfache administrative Maßregel verwandelt einen Trainsoldaten nicht in einen brauchbaren Feldartilleristen. Die im nächsten Jahre zu entlassende Klasse der Trainsoldaten kehrt heim, ohne die nötige Ausbildung erhalten zu haben. Und wie sieht es mit den Offizieren aus? Denke man sich einen im Artillerietrain ganz brauchbaren Kapitän an der Spitze einer Feldbatterie. Schickt man ihn auf die Schießschule in Bourges, so wird er doch nicht imstande sein, in den nächsten Jahren seine Batterie gewandt zu führen. Dazu gehört schneller Blick und Vertrautheit mit dem Gefechte der drei Waffen, und diese vermag nur lange Übung zu geben.“ (S. 84.) Die Kavallerie war immer das Schmerzenskind der französischen Armee. Außer der verhältnismäßig kleinen Zahl geeigneter Führer und der großen Ungleichmäßigkeit der Qualifikation derselben auf den verschiedenen hierarchischen Stufen findet unsre Schrift dafür zwei Gründe, die auch in den nächsten Jahren nicht verschwinden werden: „Geringe reiterliche Beanlagung**) der Franzosen und Mangel an Interesse für Pferde, dann zweitens die geringe Stärke des Reitschlags, die zu Ankäufen im Auslande um hohe Summen zwingt oder Pferde von schlechter Beschaffenheit zu acquiriren nötigt, die man alsdann solange ausnutzt, als sie überhaupt gehen können. . . . Das Resultat ist, daß man in den französischen Regimentern schon im Frieden eine Anzahl von Pferden findet, die selbst den Friedensstrapazen nicht gewachsen sind.“ (S. 42 ff.) Das Gesamturteil des Verfassers über diese Waffe lautet (S. 75): „Arbeit und Fortschritte sind unleugbar, die Prinzipien der Dreitreffentaktik von der Führung anerkannt, aber nicht immer richtig angewendet. Der Offensivgeist bedarf bei der Führung noch der Pflege. Übung, Präzision und Schnelligkeit fehlen. Die Remontirung der Kavallerie und auch

---

*) Der Verfasser meint wohl das Zeugnis?

**) Reiterliche Beanlagung? Schön gesagt. Warum nicht Anlage zum Reiten?

der reitenden Artillerie läßt sehr viel zu wünschen übrig. General de Gallifet sagte zur Zeit der Konferenzen in Tours sehr richtig, daß er nicht zu hoffen wage, die deutsche Reiterei von der französischen übertroffen zu sehen. Ohne unbescheiden zu sein, dürfen wir es aussprechen, daß die französische Kavallerie die unsrige nicht allein nicht übertrifft, sondern bei weitem nicht erreicht."

Die Kriegsformation der französischen Armee weist etwa 23 Armeekorps mit 620 000 Infanteristen, 42 500 Reitern, 79 600 Artilleristen, 6700 Mann Genie und 5800 Pontonnieren, im ganzen 754 100 Mann und 2622 Feldgeschütze auf. Das deutsche Heer dagegen zählt etwa 675 000 Mann mit 2040 Geschützen, also ungefähr 101 000 Mann und 582 Feldkanonen weniger als das französische. Prüfen wir aber die Zusammensetzung der französischen Feldtruppen, so ergiebt sich, daß die in den Jahrgängen der Reserve vorhandene Zahl von Leuten der „ersten Portion" bei der Infanterie nicht ausreicht, um die Gesamtsumme der nötigen Verstärkungsmannschaften zu liefern, sodaß man mindestens 100 000 Mann der zweiten Portion entnehmen muß, die nicht vollständig ausgebildet ist. Ferner übertrifft unsre Reiterei die französische in erster Linie erheblich an Schwadron- und Kopfzahl. Stellt man sämtliche Batterien sofort ins Feld, so bleiben als Ersatztruppen in Frankreich die Depotkompagnien der Infanterie, der Jäger und des Genies sowie 84 Doppelschwadronen, im ganzen etwa 96 000 Mann zurück. Unsre Ersatztruppen dagegen würden sich auf 246 000 Mann mit 444 Geschützen belaufen und 93 Schwadronen enthalten. Die französischen Besatzungs- und Feldreservetruppen würden sich bei einem Kriege ungefähr folgendermaßen zusammensetzen: 180 000 für den Feldgebrauch verwendbare Territoriale (Landwehr) mit 48 Schwadronen und 54 Feldbatterien und 420 000 weniger ausgebildete Mannschaften der Territorialarmee mit 100 Schwadronen und 90 Batterien zu Ausfällen, desgleichen 190 Kompagnien Linienartillerie mit 38 600 Mann, also im ganzen 638 600 Mann mit 684 Feldgeschützen und 148 Schwadronen. Sonach würde die Gesamtwehrkraft Frankreichs auf 1 487 300 Soldaten mit 3486 Feldgeschützen, diejenige Deutschlands nur auf 1 287 690 Streiter mit 2892 Kanonen anzuschlagen, die erstere also um 199 000 Mann und 594 Geschütze stärker sein. Nun ist aber die große Mehrzahl der deutschen Truppen vollkommen gleichmäßig ausgebildet, was von den französischen nicht gilt. Sodann ist mit der genannten Ziffer die Wehrkraft Deutschlands nicht erschöpft, da noch tausende von ausgebildeten Leuten in uniformirte Truppenteile gesteckt werden können, wogegen Frankreich nichts derart zu leisten vermag. Ferner ist das deutsche Offizierkorps dem französischen bei weitem überlegen, desgleichen ist, wie wir sahen, unsre Kavallerie viel besser als die der Franzosen.

Wollten wir aber hier auch gleiche Qualität annehmen, so wird die Aussicht auf Sieg wesentlich davon bedingt, daß man die Massen zu rechter Zeit und am rechten Orte verwenden kann. Die ersten Schläge entscheiden

heutzutage sehr viel, und mehr oder minder rasche Mobilmachung, größere oder geringere Schnelligkeit beim strategischen Aufmarsche sind daher Faktoren, die außerordentlich viel wert sind. In dieser Beziehung sind wir aber unstreitig im Vorteile: bei uns arbeitet ein bewährter Mechanismus, während der des französischen Heeres erst die Probe zu bestehen hat; bei uns giebt es feste Kadres und feste Normen, welche bei der Verstärkung um den Kern ausgebildeter Leute, die mit den Verhältnissen der betreffenden Gruppe vertrauten Reservemannschaften gruppiren. In Frankreich wird der Unterschied zwischen Aushebung und Kriegsergänzung starke Störungen zur Folge haben; die Artillerie leidet, wie gezeigt, in einem Achtel ihrer Batterien an Mannschaften, die dem Train entnommen werden, und bei einem Neuntel an Trainkapitäns; statt fester Normen sehen wir unaufhörlichen Wechsel, soviel Kriegsminister, soviel neue Systeme, soviel verschiedene Auffassungen der oft unklaren Gesetze; das Ergebnis ist Uneingelebtheit und Unsicherheit. Das französische Eisenbahnnetz ist in den letzten Jahren sowohl hinsichtlich der Leistungsfähigkeit für die Konzentration an der Ostgrenze als in Betreff der Versorgung der dortigen Verteidigungsanlagen ganz bedeutend, aber immer noch nicht genügend vervollständigt worden. Die größte Zahl an durchgehenden Linien ist noch auf unsrer Seite, und wie die Mobilmachung wird sich auch unser strategischer Aufmarsch schneller vollziehen. Bei der heutigen Beschaffenheit des französischen Eisenbahnnetzes ist es, wie neulich ein französischer Geniekapitän im Journal des Sciences nachwies, unmöglich, den Deutschen an der Grenze zuvorzukommen, und zweitens würden die Franzosen angesichts des sehr frühzeitig vollzogenen Aufmarsches und der Grenzüberschreitung von deutscher Seite genötigt sein, nicht nur den östlich von der Mosel gelegenen Landstrich, sondern auch einen Terrainstreifen von sechzig Kilometern Breite im Westen dieses Flusses ohne Kampf dem Gegner zu überlassen, der damit von vornherein das moralische Übergewicht erlangte, da die Kavallerietêten seiner Korps schon am achten Tage die Beschießung von Toul beginnen, am neunten die Infanterie der Avantgarde ihnen gefolgt sein, und nun eine deutsche Streitmacht von 26 Bataillonen, 40 Schwadronen und 16 Batterien in die breite Bresche zwischen Pont St. Vincent und Epinal einrücken und die Kavallerie des fünfzehnten Armeekorps den ganzen Strich zwischen Mosel und Maas im Süden von Toul durchstreifen könnte. Die Möglichkeit des Erscheinens deutscher Kavalleriespitzen vor den Festungen und Forts schon am achten Tage zwänge, wie der betreffende Aufsatz meint, dazu, dieselben schon am siebenten mit der nötigen Besatzung zu versehen. Bei Epinal und den Sperrforts der obern Mosel sei dies nicht schwer, wohl aber bei den wichtigen Plätzen Toul und Verdun sowie bei den Maasforts. Um deren Besatzungen auf die erforderliche Stärke zu bringen, bedürfte man 50 000 Mann, und diese müßte man den Seinedistrikten entnehmen. Da nun die Mobilmachung vor dem sechsten Tage nicht vollendet sein könnte, so wäre man gezwungen, zur Besatzung der

genannten Werke die zuerst eintreffenden aktiven Truppenteile zu verwenden, statt sie den Aufmarsch decken zu lassen, und das sei eine strategische Ungeheuerlichkeit.

„Aber unsre Festungen und Forts werden ihnen die Straßen sperren," sagt man französischerseits, „und ihnen den Einbruch verwehren." In der That schauen auf alle Straßen und Eisenbahnen im Osten Frankreichs von Geschützbänken Feuerschlünde herab. Dreifache, ungefähr parallele Festungslinien ziehen sich an den Eisenbahnen hin, jede bedeutende Straße, die aus den Reichslanden nach Frankreich führt, ist unweit der Grenze durch Befestigungsanlagen gesperrt, die mit allen Widerstandsmitteln, welche die moderne Technik bietet, ausgestattet und schon im Frieden armirt sind. Abgesehen von der erwähnten großen Bresche zwischen Epinal und Pont St. Vincent liegen die Sperrforts höchstens zwei Meilen auseinander; schwächere Kräfte können also durchstoßen, größere Massen schon des Terrains wegen nicht. „Die Werke hindern also den Einmarsch des Gegners," fährt unsre Schrift fort, „haben aber auch das Resultat, daß der Verteidiger seine Kräfte zersplittert und leicht in Versuchung kommt, sich in seinen Bewegungen und Maßnahmen durch dieselben binden zu lassen. Ferner sind die Forts nicht uneinnehmbar, sie sind nicht wie die detachirten Forts einer Festung zu betrachten, da gegenseitige Unterstützung ausgeschlossen ist. Gewaltsamer Angriff oder völlige Umfassung und Beschießung aus schon im Frieden bereit zu stellenden schweren Kalibern dürften sie zu Falle bringen. Die vorgeschobenen Posten Etain, Frouard und Marainvillier würden wahrscheinlich schon vor Beginn der Offensive der Hauptkräfte genommen sein." Auch ein Durchstoßen durch die oben bezeichnete große Bresche hält der Verfasser für möglich. „Einer auf Straßburg und Metz basirten Offensive in dieser Richtung würden zwei große Straßenzüge und eine genügende Anzahl von Parallelwegen zu Gebote stehen, Mosel und Madon als einzige Flußhindernisse von Bedeutung entgegentreten. Jene denken die Franzosen allerdings leicht zu sperren, wenn man aber die Zersplitterung der Kräfte, von der wir oben sprachen, betrachtet, so dürfte die Erzwingung der Moselpassage, zumal da die Flußlinie nicht schwer zu überwinden ist, nicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden.

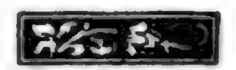
Die Zahl allein entscheidet für die Kriegsbereitschaft nicht. Andre Faktoren wirken als mächtige Hebel zum Erfolge mit. Zunächst die Führung. Das französische Heer hat keine Spitze, zu der jeder Mann desselben begeistert aufblickt. Der Präsident, von einer bloßen Majorität erhoben und nichts weniger als Soldat, kann nicht als Kriegsherr betrachtet werden. Der Kriegsminister auch nicht; bewies doch Thibaudins Erlaß die Berücksichtigung der Befürwortungen von Deputirten für Mannschaften ihres Wahlbezirkes betreffend, daß er politischen Parteien die Einmischung in Armeeangelegenheiten nicht zu verwehren wagte, und mit seinen Vorgängern stand es ähnlich. Und die Obergenerale? Wer nicht gerade zum Feldherrn geboren ist, kann sich immerhin durch lange Praxis

und Erfahrung eine gewisse Sicherheit in der Truppenführung aneignen und auch tüchtige Nachfolger heranbilden. Aber es bedarf kaum eines Beweises, daß das französische Gesetz, welches aller drei Jahre neunzehn neue kommandirende Generale schaffen will, dazu nicht Zeit läßt, und daß die „Altersgrenze“ oft vorzügliche Elemente rücksichtslos beseitigt. In einem Lande wie Frankreich, wo der Soldat die Treue gegen ein angestammtes Fürstenhaus nicht mehr kennt, wo das Volkstemperament schnell aufbrausend im Enthusiasmus bedeutendes zu leisten vermag, wo die Begeisterung aber stets nur aus augenblicklichen Eindrücken, nicht aus dauerndem, konsequentem Fühlen entspringt, wiegt die Person des Führers besonders schwer. Hingebung, vertrauensvoller, freudiger Gehorsam, die der moralischen Qualität immer neue Stärkung zuführen, kann in Frankreich nur der Führer von seinen Leuten hoffen, der den sehnsüchtig erstrebten Ruhm sich bereits auf früheren Schlachtfeldern erworben hat, und solche Generale besitzt das heutige Frankreich nicht. „Die Qualität der niedern Führung wechselt sehr. Ein Drittel der Stellen bis zum Kapitän einschließlich wird mit frühern Unteroffizieren besetzt, alten Praktikern, die vom Schliff der bessern Gesellschaft wenig haben. Unité d'origine lautet zwar jetzt die kriegsministerielle Parole, aber indem man die sogenannte Unteroffizierskarriere erleichtert, die Beförderung zur Leutnantscharge nach dem kostenfreien Besuche der Schulen von St. Maixent, Saumur und Versailles beschleunigt, nimmt man der kostspieligen Anstalt von St. Cyr und der polytechnischen Schule mit ihren mehrjährigen Kursen eine große Anzahl von Zöglingen, verweist diese auf den billigern und kürzern Weg durch die Unteroffizierschargen und drückt dadurch den allgemeinen Bildungsstand herunter. Infolge der ungleichen Vorbildung wird ein doppelter Beförderungsmodus erforderlich, der das Offizierkorps spaltet; die Offiziere der besser gebildeten Art blicken mit Geringschätzung auf die andern herab.“ Dazu kommt, daß die Offiziere des französischen „Parlamentsheeres“ politischen Parteien angehören. Manche schwören noch zum Lilienbanner, andre zum Sterne der Napoleoniden, endlich hat jeder der Herren, die seit 1871 Kriegsminister in Paris waren, eine Partei hinterlassen, die nicht bloß militärisch, sondern auch politisch seine Ansichten teilt. Und die Mannschaft? Sie hat ihre lichten und dunkeln Seiten wie früher, niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß die neue Armee bessere moralische Eigenschaften hätte als die kaiserliche. „Der militärische Geist wird den Franzosen nicht angeboren, hat sich nicht durch Generationen vererbt wie in Deutschland und vorzüglich in Preußen, und die Anstrengungen, welche die Regierung jetzt macht, um ihnen denselben von Kindesbeinen ab anzuerziehen, können nicht die Wirkung haben wie die Tradition, wie die ununterbrochne Zugehörigkeit von Großvater, Vater und Sohn derselben Bauernfamilie zu demselben Regimentsverbande.“ Endlich ist eine Hauptstärke unsrer Wehrverfassung, die Gleichwertigkeit der einzelnen Truppenteile, in Frankreich nicht zu finden. „Charaktereigenschaften und Lebensgewohn-

Digitized by Google

heiten lassen — so sagt der Verfasser gegen den Schluß seines Berichtes hin — zwischen Nord, Ost und Süd gewaltige Unterschiede in Zucht, militärischer Straffheit und Leistungsfähigkeit hervortreten. Fehlte in den ersten beiden Himmelsstrichen das bei uns nie versagende Zusammenarbeiten in den Truppenteilen, so haben wir doch militärische Ordnung und in manchen Leistungen Gutes, ja stellenweise eine gewisse Eleganz in der Ausführung konstatiren können, während im Süden die égalité zuweilen sogar die Mannszucht angefressen hat und das militärische Können dort höchst mittelmäßig genannt werden muß."

Summa und Moral: Es ist noch viel zu lernen, zu schaffen und zu beseitigen, ehe das französische Heer, mit dem Maße der „berühmten Muster" gemessen, nach denen man es nach dem letzten Kriege umzubilden unternahm, durchaus als kriegsbereit gelten kann.



Die Fabriken und die Großstädte.

Wenn an mich als Wähler die Frage einer Neuwahl herantreten würde, so würde ich getrost die alten Vertreter wiederwählen, die Berlin aus einem Dorfe zur Großstadt gemacht haben. Berlin als Industriestadt hat nicht dem Hof oder dem Militär seine Blüte zu verdanken, sondern seinen Fabriken. So hat Zeitungsberichten zufolge ein Berliner Fortschrittsmann in einer Kommunalwählerversammlung am 4. Oktober 1883 gesprochen: Herr Ludwig Löwe, der als „alter Vertreter" und Fabrikant besonders befähigt war, über jene Frage ein unparteiisches Urteil abzugeben, ebenso wie es ihm als Juden wohl anstand, über „praktisches Christentum" mitzureden. Es ließen sich wohl allerlei Bemerkungen an diesen Ausspruch knüpfen, unter andern die, weshalb denn die Partei des Redners ein so klägliches Geschrei erhoben habe, als ihr die Möglichkeit einer Verlegung des Regierungssitzes von Berlin weg gezeigt wurde? Stünden Hof und Ministerien und Militär ihnen nicht mehr im Wege, so könnten ja Stadtverordnete und Fabriken viel ungestörter an der Vergrößerung Berlins arbeiten! Als friedfertige Menschen begnügen wir uns jedoch, dasjenige hervorzuheben, was uns mit Befriedigung erfüllt. Erstens: wenn einmal das Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden abgetragen wird (was ja bei fortschreitendem Fortschritt nicht ausbleiben kann und längst hätte geschehen sollen, schon weil an dem Postament die klassische Figur Moses Mendelssohns fehlt), und wenn dann die dankbare Nachwelt an derselben Stelle das Bild Ludwig Löwes

aufrichtet, so wird sie wegen einer Aufschrift nicht in Verlegenheit sein. Mit freier Anlehnung an Leonore Sanvitale wird sie den großen Mann sprechen lassen:

Wir haben dieses Dorf zur Stadt gemacht,
Es ward Berlin durch die Fabriken groß.

Und zweitens ist es uns sehr willkommen, daß das „Großmachen“ der Städte durch die Fabriken wieder einmal zur Sprache gebracht worden ist. Nicht als ob wir die Thatsache anzweifeln wollten, daß durch das Anlegen von Fabriken in den Städten die Bevölkerungsziffer der letztern gesteigert und ihre räumliche Ausdehnung direkt und indirekt erweitert wird. Und solange die meisten Städte noch dem — kindlichen — Ehrgeize fröhnen, tausend, zehntausend oder hunderttausend Einwohner mehr als gewisse Rivalen nachweisen zu können, müssen sie den Zuwachs an Fabriken als ein Glück betrachten. Aber nicht einem jeden leuchtet ein, daß in demselben Prozentverhältnis, wie die Zahl seiner „Mitbürger,“ auch sein Wohlsein zunehme. Mancher, unempfindlich gegen das erhebende Gefühl, Bruchteil einer Million zu sein, gedenkt mit Sehnsucht der Zeit, als er noch nicht durch Teuerung und verdorbene Luft gezwungen war, seine Wohnung meilenweit von seinen Geschäftsräumen zu nehmen, als der Besuch bei einem Freunde noch nicht eine Reise erforderte u. s. w. Wir gehen in unsrer Verstocktheit noch weiter. Wir glauben, die Frage, wie die großen Städte von den Fabriken zu befreien seien, müsse unverweilt auf die Tagesordnung gesetzt werden, und danken deshalb Herrn Löwe für die Anregung.

Nahe gelegt wurde uns diese Frage in letzter Zeit nur zu oft, zuletzt durch die Feuersbrunst in Aachen, welche in einer Fabrik ausgebrochen war und eins der ehrwürdigsten Bauwerke Deutschlands, die letzte Erinnerung an Karl den Großen, zu zerstören drohte. Die geistreichen Verteidiger des städtischen Fabrikwesens würden damals gewiß geltend gemacht haben, daß schon verheerende Brände entstanden seien durch die Unachtsamkeit einer Köchin, die Fett in das Feuer laufen ließ, oder eines Kammermädchens, welches mit der Flamme den Vorhängen zu nahe kam, und daß trotzdem niemand die Entfernung der Küche aus dem Hause verlange oder das Hantiren mit Licht verboten wissen wolle. Doch wurde damals das Thema überhaupt nicht erörtert, und erschütternde Katastrophen der mannichfaltigsten Art folgten einander so schnell, daß das Unglück von Aachen bald gänzlich in Vergessenheit geriet. Es muß aber daran erinnert werden, daß, was dort geschah, sich täglich wiederholen kann, und daß oftmals die Verhütung größeren Schadens nicht gelingt. Alles solide Bauen, alle Vorkehrungen für die Sicherheit gegen Feuersgefahr und die vortrefflichsten Einrichtungen zur Unterdrückung solcher werden ja augenscheinlich aufgehoben durch die Ansammlung der Etablissements, welche durch Dampfkessel, Schmelzöfen u. s. w. und durch die Massen brennbarer Stoffe zu Stätten unablässiger

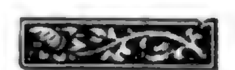
Bedrohung der Nachbarschaft gemacht werden. Das allein müßte uns bestimmen, sie zu isoliren.

Und nun die Gesundheitsverhältnisse! Millionen über Millionen werden aufgewandt, um die Städter der notwendigsten Bedingungen der Existenz teilhaftig zu machen. Man kanalisirt und durchschwemmt, man führt Trinkwasser aus weiten Entfernungen herbei, sorgt für reichliche Kommunikationen in den Städten und in den Häusern, ventilirt, desinfizirt ꝛc.; und wiederum, solcher verständigen und wohlthätigen Bestrebungen spottend, speien die Fabriken aus ihren Schloten Dampf, Staub und Asche auf die unglücklichen Bewohner und verpesten die Luft mit schändlichen Gerüchen. Was der Großstädter täglich als Luft einatmet, dessen wird er erst inne, wenn er vom Lande heimkehrend schon auf Meilenweite den Dunstkreis seines Wohnortes mit Lunge, Nase und Zunge spürt.

Wie verhängnisvoll für die Entwicklung der sozialen Gegensätze das Hereinziehen einer großen Arbeiterbevölkerung in Hauptstädte und Mittelpunkte des politischen Lebens, des Handels und Verkehrs geworden ist, weiß jedermann. Wir denken dabei nicht so sehr an die ununterbrochene Rekrutirung der „gefährlichen“ Klassen durch arbeitsscheue „Arbeiter“ aus den Fabriken; dergleichen Elemente sind stets der Anziehungskraft der großen Städte gefolgt, in den sich mehr Gelegenheit zur Ausübung der Thätigkeit dunkler Ehrenmänner bietet und in denen es mehr Schlupfwinkel giebt als in den kleinen, und so lange wir uns des Segens der absoluten Freizügigkeit erfreuen, werden wir uns das Anwachsen der Verbrecherviertel gefallen lassen müssen. Voraussichtlich erhöht es auch den Stolz der Großmacher, daß jetzt manche deutsche Stadt wenigstens in dieser einen Beziehung nicht mehr zu weit hinter London und Newyork zurücksteht! Viel wichtiger ist es, daß der wirkliche Arbeiter systematisch zur Unzufriedenheit mit seinem Lose geführt wird. In einer Fabrik auf dem flachen Lande ist es nicht allein möglich, nein, die Verhältnisse führen geradeswegs darauf hin, durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Existenz, durch eine gesunde Wohnung, ein Stück Gartenland den Arbeiter für die Schwere seines Tagewerks zu entschädigen, seinem Leben einen freundlichen Inhalt zu geben, sein Interesse mit dem des Fabrikherrn zu verknüpfen. In der Großstadt ist er ein Stück in der Herde, bleibt ohne jede persönliche Beziehung zum Fabrikanten oder dessen Vertretern, wohnt und nährt sich — großstädtisch. Dafür kann er freilich am Feierabend und am Sonntage Zeuge sein, wie andre, vielleicht sein eigner „Chef,“ sich Genüssen hingeben, die ihm ewig unerreichbar bleiben und eben deshalb so begehrenswert erscheinen, kann den herausfordernden Luxus gerade in jenen Schichten kennen lernen, welche sich jetzt mit so großer Dreistigkeit als das wahre Bürgertum aufspielen. Da wird jene Verbitterung erzeugt und genährt, welche tüchtige Leute den gewissenlosen Demagogen und Mundarbeitern ins Netz treibt.

Weshalb müssen denn die Fabriken sich gerade an die großen Städte anheften? Stehen etwa dort Triebkräfte zur Verfügung, welche sich anderswo nicht finden? Ist Grund und Boden, Lohn und Brot dort niedriger im Preise? Was gewisse Fabriken an gewisse Plätze fesselt, Wasserkraft, Holzreichtum, Thon- oder Erzlager ꝛc., kommt insgesamt dort nicht in Frage. Dampfmaschinen lassen sich überall aufstellen, und Schienenwege hat schon fast jeder Winkel bewohnten Landes, sodaß heute nicht mehr, wie wohl vor dreißig bis vierzig Jahren, die Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Verbindung für Bezug und Versandt von Rohmaterial oder Fabrikat geltend gemacht werden kann.

Auch die Herren Fabrikanten würden sich viel wohler befinden, wenn sie fern von dem Geräusch, den Zersplitterungen und Zerstreuungen der Weltstädte ganz ihrem Geschäft, ihrer Familie und ihren Untergebenen lebten. Sie wissen garnicht, welcher Reiz darin liegt, von Zeit zu Zeit sich das große Treiben wieder anzusehen, für welches man durch das Landleben neu empfänglich geworden ist, und dann, abermals mit neu angeregter Empfänglichkeit, in die Stille zurückzukehren. Gutsbesitzer könnten ihnen davon erzählen, wenn es sich für Männer des Fortschritts schickte, mit Junkern sich zu unterhalten. Und der Trieb, sich uneigennützig nützlich zu machen, fände auch in kleinen Städten oder Dörfern genügenden Spielraum. Anstatt für die Aufklärung der Berliner könnten sie für Gegenwart und Zukunft ihrer Arbeiter sorgen und damit der Allgemeinheit den größten Dienst erweisen. Wenn durchaus Reden gehalten werden müssen, so giebt es auch dazu Gelegenheit in Gemeindeausschüssen und Vereinen. Herr Löwe scheint allerdings zu befürchten, daß ohne ihn und seinesgleichen Berlin wieder zum Dorfe werden könnte. Das käme aber noch auf die Probe an. „Probir ers nur" — und so weiter, wie nachzulesen in Goethes Fastnachtsspiel vom falschen Propheten.



Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit.

Mark Twain führt in einer seiner humoristischen Erzählungen einen „bösen Buben" vor, „dem es nichts schadet," berichtet von ihm eine Fülle von Schandthaten, die alle gut endigen, und schließt mit dem Satze: „Jetzt ist er der verruchteste, höllenmäßigste Hallunke in seiner Heimat, aber allgemein geachtet und Mitglied der Gesetzgebung." Die meisten Leute lesen wohl darüber hinweg und denken, er habe da eben einen schlechten Witz gerissen, um die Leser zum Lachen zu

bringen. Gute Köpfe aber werden sich sagen, daß Mark Twain, ein so vortrefflicher, witziger Beobachter, sich etwas dabei zu denken pflegt, wenn er schreibt. Diese werden auch, wenn sie den Macchiavelli lesen, zum Nachdenken angeregt werden. Macchiavellis Ansicht vom Wesen der Kulturmenschheit ist so beschaffen, daß er sagt, es sei wohl möglich, daß auch ein guter Fürst sich im Ansehen und in der Macht behaupten könne, aber nicht wegen der Tugenden, die er etwa hätte, sondern wegen der Tugenden, die er zu haben scheine, und immer sei es für ihn bedenklich, wenn er wirklich gut wäre, denn er käme dadurch in Gefahr, wirklich tugendhaft zu handeln, und dann wäre sein Untergang gewiß.

Solche Wahrnehmungen haben schon viele, und gerade die bedeutendsten Schriftsteller gemacht und zum Teil auch in ihren Werken offenkundig dargelegt, und hierdurch angeregt und durch eigene Beobachtungen bestärkt, hat Herr Max Nordau sich berufen gefühlt, über die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit ein offenes, ehrliches Wort laut in die Welt zu rufen (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1884.) Der Gedanke ist sicherlich gut, er ist vortrefflich, er ist preiswürdig, er ist über alles Lob erhaben. Die Aufgabe, welche sich der Autor hier gestellt hat, ist die schönste und schwerste, welche ein Mensch sich überhaupt stellen kann. Denn der Gegenstand seines Buches ist ja nichts andres als die διαλεκτική im eigentlichen Wortsinn, die philosophische Scheidekunst von Falschem und Wahrem, von Böse und Gut.

Es ist nur die Frage, wie der Autor sich zu der Höhe seiner Aufgabe verhält; es ist die Frage, ob er, der die Lüge brandmarken will, wirklich die Lüge brandmarkt und die Wahrheit kennt und ausspricht. Denn das ist das Entscheidende. Etwas für Lüge erklären und etwas für Wahrheit erklären, das ist so schwer nicht, aber die wirkliche Lüge zu erkennen und sie von der Wahrheit unterscheiden zu können, das ist ungeheuer schwer. Und ich möchte Herrn Nordau wohl fragen, ob er ernstlich denkt, er wäre ein solcher Mann, der diese Unterscheidungsgabe besitzt. Denn, wenn ich nicht irre, befindet er sich alsdann in einem garstigen Dilemma. Ist nämlich die Welt so von Lüge durchzogen und erfüllt, wie er behauptet, so muß ihr die Wahrheit höchst verhaßt sein, und sie wird sicherlich denjenigen bitter verfolgen, der die Wahrheit sagt. Aber Herr Nordau wird wegen seines Buches nicht verfolgt, es wird im Gegenteil so gern gelesen, daß schon jetzt, wiewohl es kaum erschienen ist, die dritte Auflage vorliegt. Faust sagt:

> Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
> Die wenigen, die was davon erkannt,
> Die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
> Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Was wird Herr Nordau hierauf entgegnen? Hat sich die Welt seit Goethes Zeiten so geändert, daß sie jetzt diejenigen feiert, welche das Kind beim rechten

Namen nennen, so ist sein Buch eine Lüge; kreuzigt und verbrennt aber die Welt noch immer die Wahrheitsverkünder, so verkündigt er die Wahrheit nicht.

Sehen wir uns das Buch mit dem pompösen Titel näher an. Der Stil zunächst ist flott, gewandt, unaufhaltsam vorwärtseilend wie ein munterer Fluß. Aber er hat die Eigentümlichkeit, eben immer vorwärts zu treiben, und fast niemals erregt er das angenehme Zaudern, verlockt er zu dem anziehenden Stillehalten, welches der originellen und schönen Schreibweise folgt. Der Stil hat viel von dem eines gut geschriebenen Leitartikels, und dann wieder eines pikanten Feuilletons, und dabei neigt er an vielen Stellen zu der Manier des Herrn Johannes Scherr hin. Dieser „allgemein beliebte und verehrte" Schriftsteller, welcher sich ebenfalls einbildet, er nenne das Kind beim rechten Namen, hat eine bemerkenswerte Vorliebe für große Wörter. Er scheint die rollenden und donnernden Wörter um ihrer selbst willen zu lieben, denn er gebraucht sie ziemlich unabhängig von der Beziehung, die sie zu dem Gedanken haben, den er ausdrücken will. Deshalb glaube ich nicht, daß er ein gutes Vorbild für den Stil ist. Ich will zugestehen, daß er verführerisch ist. Seine Sätze klingen so großartig, daß der Leser immer wieder auf die Vermutung kommt, sie hätten einen Inhalt; er kann sich nach längerer Übung erst klar machen, daß so viele schöne ausländische und neugebildete Wörter dastehen können, ohne notwendig zu sein. Aber ich glaube trotzdem und trotz des großen Beifalls, den Herr Scherr gefunden hat, nicht, daß es zur Veredlung der deutschen Schreibweise dienen würde, wenn er Schule machte, und ich denke, Herr Nordau hätte besser gethan, derartigen Kraftaufwand zu vermeiden. Ich will einige Stellen aus seinem Buche anführen, um Proben seines Stils zu geben, bemerke aber ausdrücklich, daß ich dabei nicht nach Stellen suche, welche mir weniger, sondern gerade nach solchen, welche mir besser gefallen haben, weil sich hier Inhalt und Form decken.

S. 118. Für den Verächter der konventionellen Lügen giebt es kein ergötzlicheres Schauspiel als das Dilemma, in welches jener unerbittliche Logiker, der Fürst Bismarck, die sogenannten Liberalen des deutschen Reichstags einklemmt, indem er ihnen durch seine bevollmächtigten Parlamentsredner und auf Vorstehen und Apportiren dressirten Journalisten immer wieder sagen läßt: entweder sie seien Republikaner und heucheln, wenn sie einander in Loyalitäts-Versicherungen überbieten, oder ihre Königstreue sei ehrlich, und dann haben sie sie durch Gehorsam vor dem Königswillen zu beweisen. Dieses „entweder — oder" ist ein Hammer und Ambos, zwischen welchen der monarchische Liberalismus zu einem Brei zerhauen wird, von dem kein Hund fressen möchte. Es ist unsagbar lustig anzusehen, wie sich die schwachmütigen Oppositionsparteien unter dem eisernen Griff jener schonungslosen Logik winden! Wie sie sich losmachen, wie sie auskneifen möchten! Sie seien der Dynastie bis in den Tod ergeben, der König habe keine zuverlässigeren Diener als sie, die Republik sei für sie der Greuel der Verwüstung, aber die Verfassung bestehe doch sozusagen auch, der König selbst habe ja die Gnade

gehabt, sie zu beschwören, und mit seiner allerhöchsten Erlaubnis werde man sich unmaßgeblichst unterthänigst unterfangen, von den darin den Volksvertretern huldreichst zugestandenen Rechten und Freiheiten in Demut ersterbend Gebrauch zu machen u. s. w. Es hilft ihnen aber alles nichts. Die Faust, die sie gepackt hat, drückt sie an die Wand, daß ihnen der Atem vergeht, und man verdonnert sie mit dieser klaren Rede: „Gebt ihr zu, daß der König von Gott eingesetzt ist, euch zu beherrschen? Ja! Wie wagt ihr es dann, ihm zu widerstehen, wie wagt ihr es, euch auf eine Verfassung zu berufen, die sein Geschenk ist und die er kraft seiner göttlichen Autorität gegeben hat? Oder gebt ihr nicht zu, daß der König seine Rechte von Gott selbst hat? Dann seid ihr Republikaner. Ein Drittes giebt es nicht."

S. 321 u. 322: Es giebt nur zwei Arten von Beziehungen zwischen Mann und Weib: solche, die auf natürlicher gegenseitiger Anziehung beruhen und in diesem Falle immer die Reproduktion bewußt und unbewußt zum Zwecke haben, und solche, bei welchen dieser letztere Zweck nicht in erster Linie angestrebt wird und in welchen man nur die Befriedigung der Selbstsucht in irgend einer ihrer mannichfaltigen Formen sucht. Die ersten Beziehungen sind die berechtigten und sittlichen, die letzteren bilden die große Kategorie der Prostitution, sie mögen sich äußerlich wie immer präsentiren. Das verworfene Geschöpf, das nachts in den Straßen der Großstadt seinen Leib gegen ein Silberstück einem gleichgiltigen Vorübergehenden anbietet, dessen Züge es in der Dunkelheit nicht einmal unterscheiden kann, prostituirt sich; der Schandkerl, der einer alten Närrin den Hof macht und sich seine Huldigungen baar bezahlen läßt, prostituirt sich; für diese Handlungen giebt es nur eine Auffassung. Ich frage aber: Wo ist der Unterschied zwischen dem Manne, der von seiner Geliebten ausgehalten wird, und dem, der einer Erbin oder der Tochter eines einflußreichen Mannes, für die er nicht die geringste Liebe empfindet, den Hof macht, um mit ihrer Hand zugleich Reichtum oder Stellung zu erlangen? Und wo ist der Unterschied zwischen der Dirne, die sich an einen Unbekannten gegen eine kleine Vergütung verkauft, und der züchtigen Braut, die sich vor dem Altar mit einem ungeliebten Individuum vereinigt, welches ihr im Austausche für ihre Umarmung einen gesellschaftlichen Rang oder Toiletten, Schmuck und Dienerschaft oder auch nur das kahle tägliche Brot bietet? Die Beweggründe sind in beiden Fällen die gleichen, die Handlungsweise ist dieselbe, ihre Bezeichnung muß nach Wahrheit und Gerechtigkeit dieselbe sein. Die von aller Welt für äußerst ehrbar gehaltene, sich selbst als ungemein sittenstreng betrachtende Mama, welche ihrer Tochter einen wohlhabenden Freier vorstellt und deren natürliche Gleichgiltigkeit durch klugen Zuspruch und gute Lehren, etwa von dem Schlage: daß es thöricht sei, eine anständige Versorgung von der Hand zu weisen, daß es im höchsten Grade unvorsichtig wäre, auf eine zweite Gelegenheit zu warten, die sich möglicherweise nie wieder darbieten dürfte, daß ein junges Mädchen an praktische Zwecke denken und sich den albernen Kram romanhafter Liebesgeschichten aus dem Kopfe schlagen müsse — zu überwinden bemüht ist, diese musterhafte Mama ist eine Kupplerin, nicht mehr und nicht minder als die vom Strafgesetze verfolgte grinsende Vettel, die auf einer Bank der öffentlichen Promenade arbeitslosen Näherinnen verworfene Anträge ins Ohr zischelt. Der in allen Salons mit Auszeichnung aufgenommene elegante Streber, der in den verschlungenen Figuren des Kotillons der reichen Partie nachpürscht, zu der Erbin mit schwimmenden Augen und schmelzenden Biegungen der Stimme spricht, seine Gläubiger auf den Tag nach der Hochzeit vertröstet und seine Maitresse aus der erhaltenen Mitgift ab-

findet, ist ein Lotterbube ganz so wie der Zuhälter, den selbst der Schutzmann nur widerwillig mit unbehandschuhten Fingern anrührt u. s. w.*)

Kommen wir nun zu den Gedanken, von denen das Buch erfüllt ist, so bemerken wir im allgemeinen, daß es mit ihnen ebenso geht wie mit der Schreibweise. Es herrscht eine große Flottheit und Dreistigkeit vor, sodaß man angesichts der schwierigen und einschneidenden Gegenstände zuweilen beim Lesen die Empfindung hat, einen Knaben zu sehen, der mit einem Rasirmesser herumfuchtelt. Man möchte oft rufen: Halten Sie ein, Herr Nordau, nehmen Sie sich in Acht, das muß erst überlegt werden! Trotzdem hat das Buch viel richtige und gute Gedanken. Der Verfasser hat einen scharfen Verstand, er besitzt eine große Belesenheit in der Literatur der Neuzeit und die Bildung eines „Mannes von Welt.“ Manche Stellen in dem Buche sind schön und wahr, viele sind lehrreich. Da ist z. B. ein Passus in dem Abschnitt „Die wirtschaftliche Lüge“ (S. 281), um deswillen allein schon ich dem Buche gut bin. Es heißt da:

Die Natur zeigt dem Menschen, daß er nicht ohne den Acker leben kann, daß er des Feldes bedarf, wie der Fisch des Wassers; der Mensch sieht, daß er zu Grunde geht, wenn er sich von der Scholle losreißt, daß nur der Bauer sich ununterbrochen fortpflanzt, gesund und stark bleibt, während die Stadt ihren Bewohnern das Mark ausdörrt, sie siech und unfruchtbar macht, sie unrettbar nach zwei oder drei Generationen ausrottet, sodaß alle Städte in hundert Jahren Kirchhöfe ohne ein einziges lebendes Menschenwesen wären, wenn die Toten nicht durch Einwanderung von den Feldern her ersetzt würden; er besteht aber darauf, den Acker zu verlassen und in die Stadt zu wandern, sich vom Leben loszureißen und den Tod zu umarmen. Da kommt nun wieder der Professor der Nationalökonomie und belehrt uns mit unerschütterlicher Miene, daß das Maß der Entwicklung des Großgewerbes eines Landes zugleich das Maß seiner Zivilisation sei 2c.“

Überhaupt gehört alles, was über die „wirtschaftliche Lüge“ gesagt ist, zu dem besten in dem Buche und ist wirklich sehr lesenswert. Nur — es giebt eine alte Erzählung von einem gewissen Saturn, der seine eignen Kinder verschlang. Hier wird der Spieß umgedreht, der Verfasser will die eignen Erzeuger verschlingen. Er ist der echte Sohn seiner Zeit, und er will doch mit seiner Zeit aufräumen. So verwickelt er sich in Widersprüche. Ich will Beispiele dafür geben.

Herr Nordau teilt sein Werk in acht Abschnitte: 1. Mene, Tekel, Upharsin. 2. Die religiöse Lüge. 3. Die monarchisch-aristokratische Lüge. 4. Die politische

*) Die hier angeführten Stellen tragen allerdings die Farben stark auf, sind aber doch entschieden in lesbarem Deutsch geschrieben und haben nach unsrer Meinung nichts gemein mit der rüden Kraftmeierei und der renommistischen Häufung ebenso überflüssiger wie abgeschmackter Neubildungen, in denen sich die Ausdrucksweise des Herrn Scherr gefällt Offen gestanden: es ist uns stets unfaßbar gewesen, wie deutsche Zeitschriften Aufsätze von Herrn Scherr haben abdrucken können. D. Red.

Lüge. 5. Die wirtschaftliche Lüge. 6. Die Ehelüge. 7. Allerhand kleinere Lügen. 8. Schlußharmonie. Er zeigt in diesen Abschnitten, daß alles, alles, was uns umgiebt, Lüge ist, daß alle unsre Einrichtungen faul sind, und daß alles, was öffentlich in Religion, Politik, Nationalökonomie und allen den Dingen, die unser Leben angehen, als Wahrheit gelehrt wird, falsch ist. Dabei aber erklärt er immer wieder unsre Bildung für etwas gutes. Schon auf der ersten Seite wurde ich hierdurch betroffen und las sie mehrere male, in der Meinung, ich hätte nicht recht verstanden. Aber es steht da ganz deutlich: „Bildung und Gesittung breiten sich aus und nehmen von den wildesten Weltgegenden Besitz. Wo gestern noch Finsternis herrschte, da flammen heute Sonnen. Jeder Tag sieht eine neue wunderbare Erfindung emporsprießen, welche die Erde wohnlicher, die Widerwärtigkeiten des Daseins erträglicher, die dem Menschenleben gewährten Befriedigungen mannichfaltiger und eindringlicher macht." Und in seiner „wirtschaftlichen Lüge" erklärt er es (vergl. S. 258 ff.) für das größte Unglück des Proletariers, daß er keinen Teil habe an der Bildung, sondern daß diese nur für den Wohlhabenden sei. Ist darin Sinn und Verstand? Wenn unsre Bildung eine Lüge ist, so sollte er doch den Proletarier glücklich schätzen, daß er unbelogen bleibt. Ein sehr glänzender Geist, den auch der Verfasser kennt, Ferdinand Lassalle, hätte ihn in diesem Punkte belehren können. Lassalle war konsequent. Er wies die ihm angebotene Professur zurück, lachte über die Bildung der „besseren Stände" und erklärte, daß derjenige, der das Volk kennen gelernt habe, keine Lust mehr verspüre, mit den verdorbenen, verflachten und verlogenen Bildungsmenschen zu verkehren. Dieser Widerspruch bei Herrn Nordau ist wohl geeignet, den Wert seines ganzen Buches in Frage zu stellen, denn er beherrscht das Ganze. Und noch einen besondern Punkt will ich herausgreifen: der Verfasser hat eine große Verehrung für Kant. Er nennt ihn unter seiner „Psychologie des Urmenschen" nicht beim Namen, aber er sagt (S. 42—43): „Erst nach mehreren Jahrtausenden der Zivilisation, erst ungezählte Generationen nach so umfassenden Denkern wie Pythagoras, Sokrates und Plato gelangte ein intensiver Mensch dazu, gewisse Vorstellungen als nicht wesenhaft, als bloße Formen oder Kategorien unsers Denkens zu erkennen." Nun wird allerdings mit Kant jetzt Kultus getrieben, aber ich denke, ein so radikaler Skeptiker wie Herr Nordau sollte mit seiner Verehrung sparsam umgehen. Weiß der Verfasser wohl, woher Kant seine berühmten Kategorien hat? Hat Kant eine Methode entdeckt, sie abzuleiten? Er hat sich bei ihrer Aufzählung nach der Tafel der Urteilsformen gerichtet, welche ihm in dem vom königlich preußischen Unterrichtsministerium vorgeschriebenen Handbuche der Logik vorlag. Diese Einteilung der Urteile aber, welche er auf Glauben annahm, ist aus dem Aristoteles gezogen, was Kant, der die Griechen überhaupt nur oberflächlich kannte, unmöglich gewußt haben kann, da er dem Aristoteles vorwirft, er habe seine Kategorien ohne Prinzipium aufgerafft, wie sie ihm auf-

gestoßen seien. Herrn Nordaus „intensiver Mensch“ ist also nach jahrtausendelangem Fortschritt damit beschäftigt, den Ast abzusägen, auf welchem er selber mit allen Logikern seit Aristoteles sitzt. Was Kants „alleszermalmende“ Revolution der Metaphysik betrifft, so hat er nichts vorgebracht, was nicht der Sophist Protagoras schon viel feiner gesagt hätte. Nur zum kategorischen Imperativ des unterthänig gehorsamsten Dieners des Ministers von Zedlitz hat sich der freigeborene stolze Grieche nicht herabgelassen. Nur flüchtig berühren will ich kleine Widersprüche, wie die, daß auf S. 411 von Frieden und Stille in der Seele als von etwas Wünschenswertem gesprochen, dagegen S. 49 ff. die Existenz der Seele geleugnet wird; ferner den Gebrauch der Wörter Lüge, Wahrheit, Gerechtigkeit, Ideal. Protagoras, der Abderite, würde hier lächelnd fragen: „Wie meinst du das, mein Freund? Du hast doch den von mir aufgestellten Satz angenommen, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, der seienden, daß sie sind, der nichtseienden, daß sie nicht sind. Denn süß ist ja nicht das Ding an sich, sondern mir oder dir ist es süß, und ebenso warm und kalt, und ebenso gerecht und ungerecht, und ebenso wahr und falsch. Und alles, wovon wir lächerlich sagen, es sei so, das ist vielmehr nur Phänomen. Hättest du deshalb nicht auch logischer deinem Buche den Titel gegeben: Die Erscheinung der Kulturmenschheit nach meinem Urteil? Aber du dachtest wohl, dein Titel passe besser auf den Markt, und diesen Grund muß ich als Sophist billigen.“

Alle Widersprüche des Herrn Nordau lassen sich nun auf einen Zentralpunkt zurückführen, und indem ich diesen beleuchte, fasse ich das eigentliche Wesen seines Buches ins Auge. Der Verfasser will, indem er unsre Kulturzustände sämtlich für Lüge erklärt, die Welt aus den Angeln heben, aber wo ist der Archimedes-Standpunkt, von dem aus er seinen Hebel ansetzt? Archimedes war so verständig, zu seinem Experiment einen Standort außerhalb der Erde zu verlangen. Eine jede echte Wissenschaft ist voraussetzungslos, und wenn irgendwo, so muß bei der Untersuchung, welche der Verfasser anstellt, völlige Voraussetzungslosigkeit herrschen, denn sie ist die erhabenste von allen wissenschaftlichen Untersuchungen, sie richtet sich auf die letzten von uns erkennbaren Gründe aller Dinge. Aber der Verfasser hat seinen Standort nicht wie Archimedes gewählt, sondern er steht in eben der Welt, welche er von der Stelle rücken möchte. Er geht von einer ganz bestimmten Voraussetzung aus, nämlich davon, daß die Ergebnisse der modernen Naturforschung richtig seien. Er geht vom Kampf ums Dasein und von der natürlichen Zuchtwahl aus. Das heißt mit andern Worten, er appellirt nicht an die Vernunft, um seine Theorie zu beweisen, sondern er erklärt das, was er für richtig hält, für Wahrheit und alles andre für Lüge. Er legt seinen Standpunkt ganz offenkundig S. 30 ff. dar, wo es heißt: „Unsre Weltanschauung ist die naturwissenschaftliche. Wir fassen den Kosmos als eine Stoffmasse auf, welche als Attribut die Bewegung hat, die, im Grunde eine

einzige, uns in der Form verschiedener Kräfte zur Wahrnehmung gelangt. Die Bewegung sehen wir von bestimmten Gesetzen regiert, die wir zum Teil erkannt, definirt, experimentell erprobt haben, denen wir zum andern Teil auf der Spur sind, die wir für unwandelbar halten und von denen wir keine Ausnahme kennen &c. Das ist unsre Weltanschauung. Aus ihr ergeben sich all unsre Lebensgrundsätze und unsre Rechts- und Moralauffassung &c."

Ich denke, wenn man einen Preis für die unsolideste Fundamentirung ausschriebe, so würde Herr Nordau ihn gewinnen. Jemand möchte Seifenblasen vorbringen, aber er würde in seiner Hoffnung, damit zu siegen, betrogen werden. Denn die Seifenblasen sind wenigstens in ihrer Art vollständig, aber das Nordausche Fundament ist, wie er sagt, zum Teil erst erkannt, zum Teil ist man ihm nur auf der Spur. Aber selbst angenommen, die Ergebnisse der modernen Naturforschung wären vollständig und unbestreitbar — wenn ich höre, welches Gebäude sich heutzutage auf diesen Ergebnissen aufbaut, so scheinen mir verschiedene Denker aus dem siebenten, sechsten und fünften Jahrhundert vor Christi Geburt schon weiter in der Erkenntnis gewesen zu sein. Denn Heraklit z. B. und ebenso Anaximenes und Thales und Anaxagoras, welche das Feuer, die Luft, das Wasser, die Bewegung, den Fluß der Dinge, den Kampf für die Prinzipien des Weltganzen erklärten, bewiesen schon philosophische Kraft, indem sie sinnenfällige Gegenstände von abstrakten Begriffen zu unterscheiden wußten. So finden sich denn manche Stellen in unserm Buche, bei denen man mit Bedauern an das Goethische Wort erinnert wird:

Ihr non plus ultra jeder Zeit
War: Gott zu lästern und den Dreck zu preisen.

Aus dem wunderlichen Chaos, welches in dem vorliegenden Buche infolge mangelnder philosophischer Schulung entstanden ist, taucht gewissermaßen als Gegenprobe der Vortrefflichkeit seiner aufgestellten Thesen eine Schilderung der Zukunft auf, wie sie sich ergeben würde, wenn die obenerwähnten naturwissenschaftlichen Ergebnisse die heute herrschenden konventionellen Lügen beseitigt hätten. Es heißt S. 66 ff.:

Einer vielleicht nahen Zukunft ist es vorbehalten, eine Zivilisation zu sehen, in der die Menschen ihr Bedürfnis nach Erholung, nach Erhebung, nach gemeinsamen Emotionen und nach menschlicher Solidarität nicht mehr transcendental, sondern vernünftig befriedigen. Mit einem Zurückgreifen auf Uraltes, Längstvergangenes, wie es die Kulturgeschichte nicht selten verzeichnet, wird das Theater wieder wie in seinen griechischen Anfängen vor dritthalbtausend Jahren eine Kultusstätte der Menschen sein, allerdings ein Theater, das nicht von der Zote, der Gassenhauermelodie, dem beschränkten Gelächter, der lüsternen Halbnacktheit beherrscht sein, sondern wo man in schöner Verkörperung die Leidenschaften mit dem Willen und die Selbstsucht mit der Entsagungsfähigkeit ringen sehen und aus allen Reden wie ein ewiges Grundmotiv den Hinweis auf das Gesamtdasein der Menschheit

heraushören wird. Gemeinsame Handlungen der Wohlthätigkeit werden auf die Handlungen des Kultus folgen. Und wie ganz andre Gemütsanregungen wird der Mensch in diesen Gemeinfesten der Zukunft empfinden! Mit der klaren, verständlichen Schönheit des Dichterwortes kann der Mystizismus des Predigers nicht wetteifern. An den menschlichen Leidenschaften eines edeln Dramas erbaut sich ein Geist, für den der Symbolismus einer Messe ohne Verstand, ohne Bedeutung ist. Den Erklärungen eines Gelehrten, der die Erscheinungen der Natur auseinandersetzt, der Rede eines Politikers, der die Tagesfragen der Gemeinde und des Staates behandelt, bringt der Zuhörer ein ungleich lebendigeres, unmittelbareres Interesse entgegen, als dem schwülstigen Gewäsch eines Kanzelredners, der Mythen erzählt oder Dogmen verwässert. Die Adoption von Waisen durch die Gemeinde, die Verteilung von Kleidern und andern Geschenken an arme Kinder und Ehrenerweisungen an verdiente Mitbürger in festlichen Räumen, im Beisein der Bevölkerung, unter Begleitung von Gesang und Musik, unter Beobachtung würdiger, feierlicher Formen giebt dem Teilnehmer eine ganz andre Empfindung der wechselseitigen Verpflichtungen der Bürger, der Menschen gegen einander und ihrer Verknüpftheit durch ein Band der Zusammengehörigkeit, mit einem Worte der Solidarität, als gemeinsames Eintauchen schmutziger Finger in ein Weihwasserbecken oder gemeinsames Beten und Singen. So stelle ich mir die künftige Kultur vor.

Das Programm, welches hier aufgestellt wird, und welches mich lebhaft an Strauß und seinen „Alten und neuen Glauben“ erinnerte, ließ einen solchen Enthusiasmus in mir emporlodern, daß ich sogleich einen Kreis von Freunden und Freundinnen um mich versammelte und es ihnen vorlas. Sie waren gleich mir völlig entzückt. Nur fragte ein junger Mann, der, wie ich zu meinem Leidwesen bemerken muß, kein höheres Glück als das Kartenspielen kennt, ob es im Zukunftsstaat auch erlaubt sein werde, einen Skat zu machen. Ich erwiederte ihm, daß nach meiner Auffassung dem nichts entgegenstehen würde, sobald nur aus jeder Partie wie ein ewiges Grundmotiv der Hinweis auf das Gesamtdasein der Menschheit herauszuhören wäre, sodaß die Solidarität aller Interessen dabei nicht verloren ginge. Die Frage hatte den anderen Mut gemacht, und es fragte jemand, wie es mit dem Bier werden würde. Ich sagte ihm, daß es meiner Ansicht nach nicht gegen die Verknüpftheit aller Bürger verstoßen würde, wenn zwischen der Adoption einiger Waisen und der Verteilung von Kleidern an arme Kinder ein und das andre Seidel getrunken würde, auch würde das Bier der künftigen Kultur viel kräftiger sein als das verlogene Getränk unsrer Zeit, nur müsse sich jeder hüten, nachher den Ehrenerweisungen an verdiente Mitbürger trunkenen Mutes zu nahen, da man ihn sonst unter Begleitung von Gesang und Musik aus den festlichen Räumen hinauswerfen würde. Ein Dritter fragte, in Besorgnis wegen der Bühne der Zukunft, ob auch die Balletdamen der neuen Kultusstätte der Menschheit gänzlich der lüsternen Halbnacktheit entbehren und etwa in grünen Beinkleidern und im Seelenwärmer tanzen würden. Er murmelte dazu einige Worte des großen Heiden Goethe, welche ungefähr besagten, er wolle lieber schlechter werden, als sich ennuyiren.

Ich verwies ihm diese Frivolität sehr ernstlich und ermahnte ihn, seine Entsagungsfähigkeit mit seiner Selbstsucht ringen zu lassen. Da fragte mich ein schnippisches Dämchen, ob ich denn glaubte, daß die Habichte es einmal aufgeben würden, die Tauben zu fressen, und die Hechte davon abstehen, die Karpfen zu verfolgen, und als ich sagte, daß ich dächte, solange sie Habichte und Hechte wären, würden sie es nicht thun, da lachte sie und meinte, solange Menschen Menschen wären, würden sie sich an Herrn David Friedrich Strauß' Programm nicht kehren, aber vielleicht ließen sich auf naturwissenschaftlichem Wege neue Menschen herstellen, etwa aus gepreßtem Papier mit einem Uhrwerk im Leibe, die sich an die neue Kultur gewöhnen ließen.

Ich will dem Herrn Verfasser der „konventionellen Lügen" einen Rat geben. Ich lasse ihm denselben à bon marché; er kann damit machen, was er will. Er möge sich zwanzig Jahre des Schreibens enthalten und die Klassiker des Altertums und zugleich den Menschen gründlich studiren. Dann möge er sein Buch Satz für Satz durchgehen und es neu schreiben. Ob er aber alsdann die Wahrheit gefunden haben wird, das wird er aus folgenden Dingen leicht erkennen. Er wird keinen Verleger dafür finden, denn die wohlmeinenden werden ihm abraten, so etwas drucken zu lassen, und die klugen werden ihm sagen, es sei kein buchhändlerischer Erfolg damit zu erzielen. Hat er sein Werk dann auf eigne Kosten drucken lassen, so werden es die Leute lange Zeit hindurch nicht lesen .wollen. Nur die Mühseligen und Beladenen werden sich heimlich zu ihm stehlen und ihm unter Dankesthränen die Hände küssen. Gerade diejenigen aber, die jetzt am meisten von ihm erbaut sind, werden ihm dann vielleicht einen bösen Handel anrichten, und es wäre nicht unmöglich, daß er Gelegenheit bekäme, hinter Schloß und Riegel jenen Frieden der Seele in Wirklichkeit kennen zu lernen, von dem er jetzt in seiner Schlußharmonie nur redet. Dann wird er wissen, was Sokrates meinte, als er sagte, das Schöne sei schwer, und was Christus meinte, als er seine Jünger aufforderte, ihr Kreuz auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen.

Gotha. August Niemann.

Zur Biographie Franz Grillparzers.

Dem halben Dutzend kleiner Schriften, welche wir schon über den namhaftesten Nachklassiker und hervorragendsten neueren Dichter Deutschösterreichs besitzen, ist vor kurzem eine neue Zur Biographie Franz Grillparzers von Ludwig August Frankl hinzugefügt worden. (Wien, A. Hartleben, 1883.) Gleich den früheren Schriften von Otto Prechtler, Konstant von Wurzbach, Emil Kuh,

G. Wolf, Betti Paoli und andere enthält das Buch wieder nur Beiträge und zwar durchaus anekdotische, wenn auch nicht ganz unwichtige Beiträge zu einer künftigen Biographie. Es scheint mehr und mehr Sitte werden zu wollen, daß über jeden Mann, der eine gute Darstellung seines Lebens und Wirkens verdient hat, vorher eine ganze Literatur veröffentlicht wird. Wir haben erlebt, daß bereits ein Dutzend Bücher und Broschüren über Friedrich Rückert erschienen sind, welche das Interesse, das der Biographie entgegengekommen wäre, vorweggenommen und damit vielleicht die Biographie unmöglich gemacht, jedenfalls ihrer frischen und ganzen Wirkung beraubt haben. Wir sehen nicht ohne Bedenken, daß jetzt das gleiche mit Grillparzer geschieht. Herr L. A. Frankl motivirt sein Büchelchen allerdings damit, daß eine psychologisch darstellende Lebensbeschreibung erst nach dem Jahre 1932 möglich sein werde. Grillparzers Vetter, Theobald Freiherr von Rizy, habe testamentarisch verfügt, daß viele in seinem Besitze befindliche Familienpapiere, Tagebuchblätter, Briefe und ungedruckte Gedichte im Archiv der Stadt Wien niedergelegt und erst nach fünfzig Jahren entsiegelt werden sollen. „Von den Zeitgenossen des Dichters, denen allenfalls Züge aus dessen Leben bekannt sind, um die Biographie zu ergänzen und reichhaltiger zu erklären [soll wohl heißen: gestalten?], wird zu der bestimmten Frist keiner mehr leben, und so scheint es uns als [?] ihre Pflicht, das, was sie miterlebt, beobachtet und in ihrer Erinnerung bewahrt haben, für die Zukunft bereit zu legen. Es ist dies bei Grillparzer umso wünschenswerter, als er ein nach außenhin wenig erfaßbares, ein nur mehr nach innen gekehrtes Leben geführt hat.“ Der Verfasser scheint der Meinung, daß unter diesen Umständen allen denen, die mit Grillparzer persönlich verkehrt haben, ein Recht erwachse, in einer besondern Schrift ihre Erinnerungen der Welt anzubieten. Wir möchten denn doch wünschen, daß einer oder der andre der zahlreichen Freunde sich zu einem wirklich ausgeführten „vorläufigen“ Lebens- und Charakterbilde des Dichters entschlösse und das zerstreute Material, welches in dieser Fassung nur verwirrend wirken kann, gehörig ordnete. Es verlautet z. B., daß Heinrich Laube mit einer größern Biographie des österreichischen Dichters beschäftigt sei, dessen Dramen er zuerst wieder auf das Wiener Burgtheater zurückgeführt und zu erneutem Ansehen gebracht hat. Der letzte „jungdeutsche“ Schriftsteller besaß von jeher eine gewisse Dreistigkeit darin, sich an geschichtliche und literargeschichtliche Darstellungen zu wagen, ohne sich allzuängstlich um Quellen zu kümmern. Wenn ihn sämtliche Wiener Autoren, die gleich Herrn Frankl mancherlei kleine Züge mitzuteilen haben, gleich andern ungedrucktes Material besitzen, mit ihren kleinen Beiträgen unterstützten, anstatt diese Beiträge hie und da zu verzetteln, so würde die Laubesche Biographie und das Publikum gewinnen. So überragend, von so allgemeiner Bedeutung, daß man nicht genug von ihr erfahren könnte, war Grillparzers menschliche Erscheinung denn doch nicht; ein wohlausgeführtes biographisches Denkmal aber hat der Dichter verdient. Im Jahre

1932, auf das wir vertröstet werden, ist es vielleicht trotz aller wohlbewahrten Papiere unmöglich geworden, die Zustände, in denen Grillparzer leben und sich entwickeln mußte, lebendig darzustellen. Jetzt, wo die Erinnerung noch frisch und die Wirkung der Grillparzerscher Dichtungen noch eine unmittelbare ist, fragt es sich sehr, ob mit allem, was man hat und weiß, nicht ein wertvolles Buch zu stande zu bringen gewesen wäre, das dem vorhandenen Interesse am Dichter der „Sappho," der „Medea" und des „Ottokar" vollauf Genüge gethan hätte.

Sowie Herr Frankl in der angezeigten kleinen Schrift verfährt und wie mehrere seiner Vorgänger verfahren sind, ist doch nur zweierlei möglich. Entweder die fragmentarischen Autoren setzen die Kenntnis der Hauptlebensumstände und der wesentlichsten Charakterzüge ihres Helden voraus, gleichsam eine ideale, in der Luft schwebende Biographie, oder sie fühlen, daß diese Voraussetzung außerhalb des Weichbildes von Wien nicht zutrifft, und gehen daher weit über ihren ursprünglichen Zweck hinaus, nur das persönlich Erlebte und unmittelbar Erfahrene mitzuteilen. Herr Frankl schwankt zwischen beiden Methoden, seine kleinen Mitteilungen nehmen zuerst getrost eine genauere Kenntnis von Grillparzers Lebens- und Entwicklungsgang beim Leser an; dann merkt er doch, daß die Sache ein wenig anders liegt, teilt also vieles Nichterlebte vom Hörensagen und aus gedruckten Berichten mit. Daß dabei auch Klatsch mitunterläuft, wollen wir dem Verfasser nicht allzuhoch anrechnen. Die Grenzlinie zwischen der charakteristischen Anekdote und der Medisance, vollends der Wiener, läuft sehr krumm und ist leicht zu verfehlen. Herr Frankl scheint eine ehrliche Begeisterung für Grillparzer zu hegen, merkt aber nicht, daß er zu Zeiten seinen Helden schädigt. Wenn Grillparzer in seiner hypochondrischen Verstimmung gelegentlich unberechtigte Äußerungen gethan, so wäre es zweckmäßiger gewesen, dieselben nicht als Beiträge zur Kenntnis des Dichters und Menschen anzusehen. Niemand braucht Wert auf Orden zu legen; wer sie würdevoll wie Uhland ablehnt, ist in seinem guten Recht. Wer sie aber gern annimmt wie Grillparzer, wer in Epigrammen seinem Mißmute Luft macht, daß ihm die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite entgangen (was übrigens, nebenbei gesagt, in der That eine Ungerechtigkeit war), der begeht einfach eine Unart, wenn er sich, wie S. 60 erzählt wird, äußert: „Als ihm der bairische Michaelsorden zugesendet wurde, meinte er: Ich trinke nur Wein, was soll mir das bairische Bierzeichen?" Solcher Anekdoten wären vielleicht hunderte beizubringen, denn bekanntlich haften Ausfälle und Bitterkeiten hervorragender Männer weit besser im Gedächtnis der Mitlebenden, als liebenswürdige, gemütvolle und sinnige Äußerungen und Urteile. Der Freund, welcher dergleichen erzählt, sollte immer prüfen, womit er Mitteilungen dieser Art aufzuwiegen hat.

Alles in allem hinterlassen auch Herrn Frankls Aufzeichnungen über Grillparzer denselben Eindruck, den wir schon von früheren Charakteristiken empfangen haben. Niemand scheint Grillparzer in der Kraft und Frische der

Jugend, in der Befriedigung poetischen Schaffens und der Genugthuung des Erfolges gekannt zu haben, jeder weiß nur von einem durch und durch verstimmten, galligen, zu stachligen Epigrammen über alle und wider alles geneigten eingefleischten Hagestolzen zu berichten. Im allgemeinen hat man diese wundersame Grundstimmung des Dichters dem geistigen Drucke, der auf ihm lag, dem Zwiespalt, in dem sich sein aufrichtiger österreichischer Patriotismus, seine Loyalität und seine höhere Bildung befanden, zugeschrieben. Man hat darüber hinaus die eigenartigen Liebesgeschicke Grillparzers betont, der ein anmutiges und ausgezeichnetes Mädchen (Katharina Fröhlich) wirklich geliebt, sie an sich gebunden und doch aus weniger unerklärlichen als seltsam komplizirten Gründen nicht heimgeführt habe. Aber man hat doch immer gefühlt, daß alle diese Erklärungen unzulänglich sind. Herr Frankl, der ja ursprünglich Arzt war, hilft sich mit der Annahme einer Vererbung. „Bei all der Bewunderung, der begeisterten Verehrung, der vielfachen Anerkennung, die dem Dichter zuteil wurde, woher die tiefe Verstimmung in seinem Gemüte, die Unzufriedenheit mit der ihn umgebenden Welt, die nervöse Reizbarkeit? Wir wissen, welche Bitterkeiten ihm bereitet worden sind, was das damals herrschende politische System an ihm verbrochen hat. Doch das war in Österreich ein allen strebenden Naturen gemeinsames Schicksal. Wir müssen den Grund seines zur Melancholie stark neigenden Temperamentes in andern Motiven suchen. Die Seelenstimmung Grillparzers war eine ererbte.“ Sein Vater war nach Frankls Bericht „eine morose, in sich verschlossene Natur,“ die Mutter, eminent musikalisch, aber jäh wechselnden Stimmungen unterworfen, endete durch Selbstmord, ein jüngerer Bruder des Dichters, Ludwig, nahm sich, erst siebzehn Jahre alt, gleichfalls das Leben, ein andrer Bruder, Karl, hatte in einer Wahnsinnsstimmung beim Gericht in Wien eine Selbstanzeige über einen von ihm verübten Mord erstattet, der sich als eine vollständige selbstquälerische Erfindung herausstellte. Wenn sich dies alles so verhält, so begreifen wir wohl, daß auch Franz Grillparzer gelegentlich die Furcht anwandelte, dem Wahnsinn zu verfallen. Und wir verstehen noch besser als zuvor den eigentümlichen Quietismus, welcher durch Grillparzers Dichtungen geht und in den beiden Dramen „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und „Der Traum ein Leben“ den schärfsten Ausdruck gefunden hat. Die tragische Schuld ist bei ihm das Hinaustreten aus einem gegebenen, eng umfriedeten in ein thatenvolles und wechselreiches Leben, der bloße Wunsch darnach ist Frevel. Wie der Oberpriester in „Hero und Leander“ sagt:

Der Quell, der Mond und Sterne spiegelt,
Der wahre rein die ewig lautern Wellen
Und nur bewegt ist er auch schon getrübt,

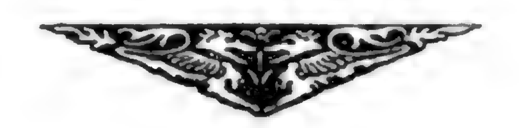
scheint Grillparzer im innersten Kern empfunden zu haben. Den Frieden freilich, welcher dem Menschen kampflos und wunschlos gewährt, rein zu bleiben, vermochte er nur zu träumen. Aber wie ihm dieses Ideal vor der Seele stand, erweist noch eine seiner letzten Dichtungen „Ein Bruderzwist in Habsburg.“ Hier ist wieder die ideale Gestalt diejenige Rudolfs II., welcher „im Lager, wo ein Schritt voraus und einer rückwärts gleich verderblich“ das große Beharrungsprinzip vertritt und mit dem Bewußtsein umhergeht:

daß im Handeln,
Ob so nun oder so, der Zündstoff liegt,
Der diese Mine donnernd sprengt gen Himmel.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese poetisch quietistischen Ideale eine gewisse geistige Verwandtschaft mit den politischen Idealen haben, für welche in den zwanziger Jahren ein Gentz seine Feder einsetzte. Wie weit Grillparzer demnach wirklich der Dichter der politischen Opposition gewesen ist, als welchen ihn seine neueren Lobredner ausnahmslos darstellen, dürfte denn doch noch von jenem psychologisch darstellenden Biographen schärfer und genauer untersucht werden, auf welchen Herr Frankl und wir mit ihm hoffen. Sonst aber mag unser Verfasser Recht haben, wenn er meint: „Grillparzer bewährte sich als einen der Söhne seiner Vaterstadt, von welcher der Reimchronist Wolfgang Schmeltzl schon vor drei Jahrhunderten sang, daß sie Schimpfer sind.“ Auch in den Literatur- und Kunsturteilen des Dichters scheint viel von der Grämlichkeit, dem verdrießlichen Nörgeln und dem innerlich widerspruchsvollen Empfinden enthalten gewesen zu sein, welche die ganze Natur Grillparzers durchsetzten. Was soll man zu Äußerungen sagen wie der über Friedrich Hebbel: „Er hat viele Begabung, aber kein Talent,“ und eine Seite später: „Dieser junge Mensch scheint noch nicht zu wissen, was das Mögliche im Leben ist. Aber er ist ein Dichter, wenn ihm auch das, was in der Kunst das höchste ist, die Schönheit, noch nicht aufgegangen scheint.“ Oder zu den Urteilen über Feuchtersleben, von dem eine grobe, unentschuldbare Lüge erzählt und hinzugefügt wird: „Nun war Feuchtersleben ein durchweg rechtschaffener, wahrheitsliebender Mensch. Er war aber feig und fürchtete eine Straßenszene“ oder gar: „Ich lese jetzt Kotzebue. Die Modernen, die ihn über die Schultern ansehen, verstehen es doch nicht, so gesund [!!], so drastisch zu sein als er.“ Alles das ist zu erklären und wahrscheinlich auf eine gemeinsame Quelle, eine feste Anschauung zurückzuführen, aber unvermittelt, anekdotisch, wie es in dem Büchelchen des Herrn Frankl dasteht, erscheint es unsäglich verdrießlich, hypochondrisch und selbst zänkisch.

Rührend wirken die Mitteilungen über die Eindrücke, die dem greisen Dichter die überschwänglichen Ehren seiner spätesten Tage hinterlassen haben. „Die Huldigungen, die mir dargebracht werden, betäuben mich, sagte er. Mir ist, als ob ein Wolkenbruch auf mich niederginge. Es ist viel zu spät! Nicht als ob ichs jemals erwartet hätte, aber meine physische Kraft reicht nicht mehr aus, um all den so gut gemeinten Lärm und Andrang zu ertragen. Die Menschen sind nicht klug, zu ihrem Nachteil nicht klug. Der hundertste Teil von dem, was sie mir jetzt wohlwollend anthun, hätte mich in meinen jungen Jahren vollauf erquickt, mich zu neuer dichterischer Arbeit aufgemuntert, die mir zur Ehre, dem österreichischen Volke zur Freude gereicht hätte.“

Das vorliegende Schriftchen wird schwerlich über die eigentlich literarischen Kreise hinauskommen; indeß mögen, bis eine Biographie des Dichters alle zerstreuten Mitteilungen über Grillparzer vereinigt, die an sich nicht allzu zahlreichen Freunde seiner Muse auf dasselbe aufmerksam gemacht sein.



Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

un, Ihr habt schon genug von dem saubern Patron gehört, Herr, fuhr Rebecchini fort, daß Ihr Euch vorstellen könnt, worauf er es eigentlich abgesehen hatte. Wer weiß, was er noch für Teufeleien gegen das harmlose Mädchen angewandt hat, Don Baldassare hat mir davon erzählt, und ich teile sie Euch später mit, wenn Ihr nicht mehr so ungeduldig auf das Ende harren werdet — kurzum, in einer schwachen Stunde hat sich Francesca ihm hingegeben. Bald darauf war Don Riario aus Rimini fort; er ging nach Rom und wurde nach kurzer Zeit mit einer Mission zu einem der katholischen Freistaaten nach Südamerika gesandt. Das war ihm wahrscheinlich auch wider den Strich, aber die Jesuiten wollten hier freie Hand haben und trauten dem Frieden nicht recht. Noch vor jener Abreise war es mir gelungen, durch einen meiner Verwandten — denn seht, ich bin inzwischen in Alessandria bei der scuola normali als Lehrer von kleinen Mädchen angestellt worden, aber ich kam öfter mit meinem Marchese zusammen, wo wir viel über unsern Feldzug und unsre Heimat sprachen —, und so konnte ich ihm durch meinen Verwandten einen Brief an Don Riario besorgen. Dieser ermutigte den Bruder, der sich im Geheimen nach Rimini begeben wollte, zu diesem Schritt und überzeugte ihn, daß er ohne Sorge für seine Sicherheit sein könnte. Es waren gerade unsre Vakanzen, und ich hatte es mir deshalb nicht nehmen lassen, meinen Marchese zu begleiten; denn für mich gab es in Rimini niemand mehr. Der Vater war im Gefängnis gestorben, wohin man ihn meinetwegen geworfen hatte, die Mutter hatte bei der Verhaftung des Vaters einen solchen Schreck bekommen, daß sie davon siech wurde und seinen Tod nicht lange überlebte. Seht, Herr, so ist es uns hier gegangen, und da wollt Ihr, daß man noch einen Funken Liebe für eine —

Digitized by Google

Signor Rebecchini, Ihr seid ja der Katastrophe so nahe, nun laßt mich auch das Ende hören.

In Trauer und in Verzweiflung über ihren Zustand saß Francesca in dem Garten ihres Hauses, als Don Baldassare vor sie trat. Ich sehe es noch wie gestern, denn ich hatte mich dort hinter der Scheuer zurückgehalten, aber ich hielt, da ich Verdacht hatte, den Marchese stets im Auge, es war am 2. September 1851. Sie glaubte einen Geist vor sich zu sehen, sank zusammen, und es bedurfte langer Anstrengungen, ehe sie sich aus ihrer Ohnmacht erholte. Nicht minder groß war die Verzweiflung von Don Baldassare, als er die Treulosigkeit seines Bruders erfuhr. Aber noch bevor die beiden Unglücklichen ganz ihr Herz ausgeschüttet hatten, war der Hof von päpstlichen Sbirren umzingelt. Ich eilte zu Hilfe, und zwei dieser Knechte wurden niedergeschossen, aber wir mußten der Übermacht unterliegen. Don Baldassare und ich wurden gefangen genommen und nach Bologna ins Staatsgefängnis abgeführt. Ein Prozeß wurde uns nicht gemacht, aber dafür wurden wir behandelt, als ob wir die größten Banditen und Mörder gewesen wären. Nun, Herr, Ihr sollt davon noch einmal hören und werdet dann nicht mehr über die historische Wildheit meiner Landsleute schelten, daß sie vor dem Palazzo Communale von der dortigen Papstbildsäule die Inschrift heruntergerissen haben. Wer unsre Leiden kennt, der wird uns verzeihen.

Gewiß, Signor Rebecchini, ist es nicht geraten, nach dem ruhigen Blute, wie es durch einen Rückblick in die Vergangenheit sanfter geworden, solche Ereignisse zu beurteilen. Doch fahrt nur in Eurer Geschichte fort.

Aber eines Tages öffneten sich auch unsre Kerker, Italia hatte sich mit mehr Glück als 1848 erhoben. Aber was war aus uns geworden! Ihr seht es an diesen Haaren und dem zusammengebrochenen Körper, und nun stellt Euch den Marchese vor, den noch ein besondrer Kummer mehr bedrückte. Seine Güter waren eingezogen und verkauft, nur den alten Palazzo hatte niemand zu kaufen gewagt, obgleich ihn die päpstliche Regierung zu Schleuderpreisen ausbot. Der Staat setzte Don Baldassare wieder ein und gab ihm außerdem eine kleine Pension. Aus mir machten sie den Archivar der Kommune, und wenn mir gleich das Archivio in den ersten Jahren noch dunkel blieb, allmählich entdeckte ich in den Urkunden eine Schandthat der frühern Regierung nach der andern. Seht, dieser Haß brachte mir Liebe zum Archiv bei, und jetzt halten mich die Leute sogar für einen Kenner der riminesischen Geschichte.

Und Francesca?

Diese hatte kurz nach der Gefangennehmung Baldassares, am 1. Januar 1852 einem Töchterchen das Leben gegeben und war bei dessen Geburt gestorben. Die kleine Francesca wurde von dem Kardinallegaten in das Findelhaus gebracht und blieb dort, bis sie Don Baldassare nach seiner Befreiung herausholte und, nachdem er sie an Kindesstatt angenommen, bei sich erzog.

Jetzt wißt Ihr, Signor Oswaldo, die Geschichte von dem Palazzo bei San Giuliano, und auch wir sind gerade bei der Rocca Malatesta wieder in die Stadt gelangt und müssen nun zu unserm Hause. Seht Euch die Wohnung an, wenn sie Euch gefällt, dann will ich mit dem Marchese sprechen, daß er sie Euch abläßt.

Ich möchte Euch nicht bemühen, Signor Rebecchini, und kann ja auch selbst mit Don Baldassare sprechen.

Das möchte Euch verdammt wenig nützen, Signor Oswaldo, denn der Marchese ist ein stiller Mann geworden, der höchstens dann und wann einmal mich bei sich empfängt und im übrigen nur seiner Tochter und seinen Büchern lebt. Er ist einer der vorzüglichsten Dantekenner unsrer Zeit und hat sogar mit einem Eurer vielen Könige, es war der von Sachsen, in fortwährendem Briefwechsel gestanden. Wenn Ihr aber die Marchesina Francesca sehen werdet, dann könnt Ihr Euch eine Vorstellung machen, wie ihre Mutter den beiden Marchesen den Kopf verrückte. Sie ist ganz das Ebenbild der Mutter mit dem glänzenden schwarzen Haar, dem schlanken Wuchs und den strahlenden Augen, welche voll Ernst und Unschuld in die Welt sehen. Ihr werdet begreifen, wie für sie nur ein Mensch — Don Baldassare — in der Welt existirt.

10.

Oswald war durch diese Geschichte schon so sehr für die beteiligten Personen eingenommen, daß er, auch ohne das Quartier zu sehen, sofort den Signor Rebecchini gebeten haben würde, für ihn bei dem Marchese einzutreten. Er war aber besonnen genug, seinen Wunsch zu zügeln, um nicht ungegründeten Verdacht zu erwecken. Er besah sich des andern Tages die Wohnung, ohne daß er jedoch einen der Hausbewohner zu Gesicht bekam, und er fand, daß erstere ganz seinen Bedürfnissen entsprach, und daß sich namentlich das eine Zimmer in ein Atelier umwandeln ließ. Signor Rebecchini mußte den Vermittler machen; eine Unterredung, welche der Marchese mit Oswald hatte, stimmte den erstern für diesen günstig, und so fand sich unser Freund wenige Tage nach dem Spaziergang mit dem Archivar in dem Palaste Serradisetti eingerichtet.

Bei seinem ersten Besuch, den der neue Hausbewohner, wie üblich, seinem Wirte machte, lernte er auch die Marchesina Francesca kennen. Im übrigen aber bekam Oswald in den ersten Wochen seines Aufenthalts von seinen Mitbewohnern wenig zu hören und zu sehen. Nur dann und wann begegnete er Francesca im Hause und wechselte mit ihr einige höfliche Worte. In dieser Stille lebte Oswald wieder auf, seine jugendliche, zähe Natur wurde von den Seebädern neu gekräftigt, und er konnte in seinem neuen Atelier mit Eifer an der Ausführung verschiedner Skizzen arbeiten. Diese Ruhe und Arbeit brachte auch in sein Gemüt wieder das nötige Gleichgewicht. So ging der Sommer vorüber, ohne daß Oswald nur irgendwie Miene machte, Rimini zu

verlassen. Er schickte mehrere Bilder zur Ausstellung nach Berlin und hatte die Freude, dieselben zu guten Preisen zu verkaufen, sodaß er für die nächsten Jahre sorglos der Zukunft entgegensehen konnte. Bevor er die Bilder absandte, bat er Francesca und durch sie den Marchese, sich seine Werke anzusehen. Don Baldassare ließ sich entschuldigen, wohl aber kam Francesca der Einladung nach. Ohne besonders kunstverständig zu sein, hatte sie doch eine feine Empfindung für das Schöne, die Oswald in Erstaunen setzte und ihn häufiger veranlaßte, bei ihr Rat einzuholen. So kam es denn, daß Francesca hin und wieder das Atelier besuchte, daß auch Don Baldassare dem Gaste gegenüber mehr zugänglich wurde und ihm zuletzt sogar die Erlaubnis gewährte, von Francesca ein Porträt malen zu dürfen. Auch wurde Oswald des Abends zum Thee eingeladen, zu welchem sich zuweilen auch Signor Rebecchini einfand, und so vereinigte bald die Theestunde die Bewohner des Hauses zu ihrer gegenseitigen Erholung in der Bibliothek des Marchese. Wenn Rebecchini anwesend war, so führte dieser die große Unterhaltung, indem er fortwährend nach seiner Art auf die Österreicher, Päpste und Bourbonen schimpfte, und Don Baldassare war gütig genug, dem treuen Freunde in Geduld zuzuhören, während die junge Gesellschaft leise sich miteinander unterhielt. Genußreicher war es, wenn der Archivar fern blieb, denn dann ließ sich der Marchese aus seinem großen Wissensschatz vernehmen, und entzückte seine Zuhörer, wenn er ihnen von seinen Danteforschungen mitteilte. Er bekannte, daß die divina commedia das einzige Buch gewesen sei, welches ihn in seiner Trübsal aufrecht erhalten habe, weil kein andrer Dichter wie Dante den geheimsten Regungen des Herzens so nachzuspüren vermöchte. Oswald mußte beschämt gestehen, daß er es noch niemals über sich habe gewinnen können, sich an die Lektüre dieses Buches zu wagen, zu dessen Verständnis erst das Durcharbeiten durch den gelehrten Apparat dickleibiger Kommentare erforderlich wäre. Auch mußte er gestehen, daß in seiner Heimat ein sehr frivoles Urteil von Heinrich Heine der Dantekunde in der jüngeren Generation sehr geschadet habe, und daß es nur eine sehr kleine Gemeinde gebe, welche sich mit dem berühmten Dichter beschäftige. Francesca stand in der Begeisterung zu Dante ihrem Oheim nicht nach, und sie erbot sich mit Einwilligung des letztern, während sie dem Maler zu ihrem Porträt sitzen sollte, ihm als Gegengeschenk die göttliche Komödie vorzulesen und zu erklären.

Auf diesen Abend folgten für Oswald Tage des höchsten und reinsten Genusses. Nach der Collazione des Mittags stellte sich Francesca mit ihrem Dante im Atelier Oswalds ein, und während dieser an der Staffelei saß und sich bemühte, die Züge des herrlichen Mädchens wiederzugeben, las dieses die Dichtung vor und löste sie in ein einfaches Italienisch auf, indem sie bald über den Gedankengang des Gesanges sprach, bald die einzelnen Szenen aus demselben erläuterte. Es bedarf nicht der Versicherung, daß unter diesen Umständen Oswald mit seiner Arbeit sich nicht beeilte, und daß auch Francesca nicht ungern das

Werk sich verlängern sah. Oswald war nicht bloß ein stummer Zuhörer, er griff selbst oft in die Lektüre ein und veranlaßte nicht selten Francesca zu lebhaftem Disput, sobald er sich mit dem einen oder andern Urteil nicht einverstanden erklärte. Wenn es daher Oswald mit dem Bilde auch nicht wie Penelope mit ihrem Gewebe machte, so kam es doch vor, daß in mancher Sitzung nicht ein Pinselstrich gethan wurde. Auch wurde der ursprüngliche Plan geändert und statt des Porträts ein Bild in Lebensgröße beschlossen.

Oswald konnte es sich allmählich nicht mehr verhehlen, daß er unter dem Banne Francescas stand. Zwar bemühte er sich, um die Ernstlichkeit seiner wachsenden Neigung zu erproben, mit den alten Erinnerungen gegen die Regung einer neuen Liebe anzukämpfen. Oft wieder hielt er es für eine Entweihung, die reine Seele dieses Mädchens in den Kreis seiner Erlebnisse zu ziehen. Aber je mehr er auch dagegen kämpfte, desto festere Wurzeln schlug seine neue Liebe, und wenn die Marchesina einmal durch häusliche Arbeiten oder durch die Pflege des fortwährend kränkelnden Oheims verhindert wurde, zu der bestimmten Zeit in das Atelier zu kommen, so war für Oswald alle Ruhe hin; er konnte es dann nicht mehr zu Hause aushalten, sondern mußte hinaus ins Freie, an das Meer und in die Berge, ohne daß es ihm gelang, sein stürmisches Innere zu beruhigen.

In dem ganzen Auftreten des Mädchens lag eine mit Hoheit gepaarte Anmut; es genügte schon, daß sie ins Zimmer trat, um bei allen Anwesenden ein Gefühl hoher Befriedigung zu erwecken. Es war, als ob nur sie Frieden und Heiterkeit zu verbreiten verstünde. Waren die Männer einmal in eine lebhaftere Debatte geraten, so namentlich wenn Rebecchini selbst unstreitig Gutes von der Kirche und ihrer Regierung durchaus nicht anerkennen wollte, so bedurfte es nur einer Bemerkung Francescas, und das erlösende Wort war gefunden, welches die volle Harmonie wieder herstellte. Francesca hatte einen Schatz gediegenen Wissens gesammelt; ohne daß der Marchese es merkte, war sie bald mit seinen Studien vertraut, und ihr sinniges Urteil trug nicht selten dazu bei, den gelehrten Mann auf neue Gesichtspunkte aufmerksam zu machen und seinen Forschungen neue Bahnen zu weisen. Aber sie war weit entfernt, mit ihrem Wissen zu glänzen, und wenn sie in schlichter Weise ihre bescheidne Meinung äußerte, konnte Oswald den Gegensatz fühlen zwischen ihrer gediegenen und anspruchslosen Art und jenen zwar geistreichen, aber witzelnden und oft paradoxen, zum Widerspruch auffordernden Bemerkungen der jungen Damen aus seinen frühern Kreisen. Mit dem lebhaftesten Interesse teilte Francesca die Bestrebungen der Männer, mit unermüdlicher Geduld ließ sie sich ihre kleinen Schwächen gefallen, sie ging ebenso sehr darauf ein, wenn der Marchese die Gegensätze der Philosophie des Thomas von Aquino und Aristoteles auseinandersetzte, wie wenn Rebecchini die Echtheit einer archivalischen Urkunde verteidigte, oder wenn Oswald seine Ansichten über Kunst entwickelte. Sie war in der That zur Genossin des Mannes bestimmt, das mußte sich Oswald oft

genug sagen, wenn er an seine letzte Unterredung mit Margarete zurückdachte. Francescas Einfluß läuterte seine Ansichten; nicht in dem äußern Glanze, nicht in dem Haschen nach Effekten und in dem Beifall der Menge sollte der Künstler nach ihrer Meinung seinen Ruhm suchen, sondern in der eignen Befriedigung, die er aus seinem Kunstwerk schöpfte, in dem Ziele, das Ideal des Schönen und Guten zu erreichen. Nicht selten änderte unser Freund nach solchen Bemerkungen seine Entwürfe, und er gestand ihr oft, daß er sich als ihr Schüler betrachte, und daß er einen bessern Meister als sie garnicht habe finden können. Im Scherze behauptete er dann auch, daß sie eine neue Malerschule in Rimini begründen würde, die sich an die Schulen der alten klassischen Künstler würdig anreihen solle.

Und wie war dabei das Leben des Mädchens so einfach und anspruchslos In Rimini gab es nicht Theater und Konzerte, und wenn auch in der Stagione einmal eine Operngesellschaft ihre Vorstellungen gab, Francesca kam nur selten in eine solche, da sie den Marchese, der die Öffentlichkeit nicht liebte, nicht allein im Hause lassen wollte. Die berühmten Orte ihres Vaterlandes, in welche sich alljährlich der reiche Strom der Fremden ergoß, hatte sie noch niemals kennen gelernt, obwohl sie mit ihrer Geschichte und ihren Kunstwerken in genauester Weise vertraut war. Entbehrungen dieser Art schien sie garnicht zu fühlen; sie wußte sich die kleinen Begebenheiten ihres häuslichen Lebens anmutig zu gestalten und lebte in dem kleinen Kreise glücklich und zufrieden.

Die Leitung des Hauswesens stand in vollem Einklang zu ihrem sonstigen Thun; es war bewundernswert, wie sie es verstand, mit den kleinen Einkünften, die dem Marchese aus dem Schiffbruch seines Lebens übrig geblieben waren, derartig auszukommen, daß das Haus noch immer des alten Glanzes und des überkommenen Namens würdig war. So fern auch ihrem Charakter Stolz und Dünkel lag, so wenig vergaß sie doch, daß sie der Abkömmling eines alten ruhmreichen Geschlechtes war, für ihre Dienerschaft war sie eine gütige Herrin, von den Armen und Kranken ihrer Parochie war sie wie eine Heilige verehrt. An jedem Morgen, wenn sie mit dem Marchese das Frühstück eingenommen und dieser sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, begab sich Francesca, von Marietta, ihrer alten Dienerin, begleitet, zur Messe nach San Giuliano, und von dort zu ihren Pfleglingen, die sie unterstützte. Es lag etwas Wahres darin, wenn das abergläubische Volk behauptete, daß schon ihr Blick heile. Wenn sie in ein Krankenzimmer trat, so fühlte der Kranke seine Schmerzen geringer werden, ihr trostreicher Zuspruch gab den Verzweifelnden neue Hoffnung, ihre Milde stärkte die Ungeduldigen, ihre Sanftmut versöhnte die Streitenden.

Alles dieses sah Oswald unter seinen Augen unbemerkt und geräuschlos vor sich gehen, oft schlich er ihr unbemerkt nach, und wenn er hinter dem Pfeiler der Kirche stand und beobachtete, mit welcher Inbrunst Francesca ihr Gebet verrichtete, da pries er diejenigen glücklich, die in jene Bitten eingeschlossen wurden,

denn es schien ihm unmöglich, daß diese keine Erhörung bei einer solchen Mittlerin finden sollten. War er von einem solchen Ausgang in sein Atelier zurückgekehrt, dann saß er oft stundenlang, ohne einen Strich zu thun, lediglich in Gedanken an das Mädchen versunken. Immer mehr fühlte er, wie wenig er ihrer würdig sei; er bereute sein Vorleben, das ihn so abseits von dem Wege geführt hatte, der zu ihr lenkte. Aber wenn er sich so recht krank und elend fühlte, dann hoffte er doch wieder, daß Francesca nicht minder ihm, wie so vielen andern Mühseligen und Beladenen, Heil und Rettung bringen könnte. Und der Gedanke tröstete ihn und richtete ihn wieder auf; er begann dann aufs neue seine Arbeit, und von Hoffnung gestärkt brachte er sie rüstig vorwärts.

Aber auch in Francesca keimte mehr als bloße Freundschaft zu dem blonden deutschen Maler. Kannte auch ihr reines Gemüt nur die Liebe zu dem Andenken an ihre unglückliche Mutter und eine hingebende Verehrung zu dem teuern Oheim, so entwickelte sich doch unbewußt ein viel mächtigeres Gefühl für den jungen Fremdling, und schon dachte sie nicht ohne Furcht an die Zeit, wenn sie dieser verlassen und seinen Wanderstab weitersetzen würde. Ihrer Beobachtung war es auch nicht entgangen, daß Oswald von einem schweren Kummer bedrückt war, und so war es ihr eine besondre Genugthuung, ihn durch ein freundliches Wort aufzurichten oder durch eine heitere Bemerkung die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen. Das Atelier war über ihrem Zimmer, und hörte sie zuweilen den Gast unruhig auf- und niederschreiten, dann erfand sie wohl einen Vorwand, um einen Blick in dessen Werkstatt zu werfen und ein paar Worte an ihn zu richten. Kehrte sie dann in ihr Zimmer zurück, da war es oben still geworden, und begegnete sie später dem Freunde, dann zeigte ihr sein strahlendes Angesicht, wie guten Erfolg ihr Heilmittel gehabt hatte. „Sie liebte ihn um ihres Mitleids willen."

Freilich, wer diesen Verkehr genauer beobachtet hätte, dem hätte das Aufsprießen der Liebe in dem Herzen beider nicht entgehen dürfen. Waren es auch nicht Liebeleien oder zierliche Phrasen, die zwischen ihnen gewechselt wurden, so gab doch jede Bewegung und jeder Blick Zeugnis von dem, was in ihnen vorging. Aber der Marchese wie Signor Rebecchini hatten für diese Vorgänge kein Auge. Der erstere war wieder einmal sehr in seinen Dantestudien vertieft, eine neue Deutung für die Person der Mathilde in dem irdischen Paradiese hatte sein ganzes Interesse in Anspruch genommen, eine reiche Korrespondenz mit gleichgesinnten Forschern war zu bewältigen, und während er an seinen neuen Gedanken, der vielfachen Widerspruch erhielt, sich festklammerte, merkte er nicht, daß die Dantestudien zwischen dem Gast und seiner Nichte auf ein ganz andres Gebiet überzugehen drohten. Der alte Poltron Rebecchini aber, der bei seinen Abendbesuchen, wenn er irgend eine neue Schandthat der frühern Herrschaft berichtete, in Oswald einen aufmerksamen Hörer zu haben glaubte, mußte häufig entdecken, daß dem Fremdling, der unverrückt auf Francescas Handarbeit gesehen

hatte, die größere Hälfte der Erzählung entgangen war. Dann schalt er wohl auf die Gleichgiltigkeit der jungen Generation, die keiner Leidenschaft mehr fähig sei, und behauptete mit Unwillen, daß wer nicht hassen, auch nicht lieben könne. Aber er merkte nicht das Erröten Francescas bei diesen Worten und hatte für die Verlegenheit Oswalds keinen Sinn.

So war es November geworden; das Stabilimento in Rimini hatte längst seine Räume geschlossen, und wenn sich Oswald sagen wollte, daß er wegen der Seebäder nach Rimini gekommen sei, so war für ihn kein Anlaß mehr, in der Stadt zu bleiben. Allein er dachte garnicht mehr daran, seine Wanderschaft wieder aufzunehmen, und auch in dem Hause war hiervon keine Rede. Denn der Marchese war in seinem Geiste bei viel zu transcendentalen Dingen, um sich um andre Vorkommnisse zu kümmern, Rebecchini aber war in eine Kommission nach der Hauptstadt berufen worden, um an einer Reorganisation der Staatsarchive zu arbeiten, und schrieb nur von Zeit zu Zeit Briefe, in denen er gegen die verrottete Wirtschaft der frühern Regierung in seiner bekannten Weise loszog und auch über die gegenwärtigen Machthaber schimpfte, die sich noch immer nicht von dem alten Gängelbande befreien könnten.

Francesca und Oswald waren bis zum fünften Gesang des Inferno vorgeschritten. Die Marchesina erbat sich die besondre Aufmerksamkeit ihres Hörers für das unglückliche Geschick ihrer Landsgenossin, mit welcher sie den Namen teilte. Oswald hatte den Pinsel weggelegt und lehnte sich an die Staffelei. Francesca begann jene rührenden Verse, wie zwei Geister in inniger Umschlingung von dem Sturme umhergepeitscht wurden, und der Dichter, von tiefem Mitleid zu ihnen ergriffen, sie bittet, ihm die Geschichte ihrer Leiden nicht vorzuenthalten.

Quali colombe dal disio chiamate
Con l'ali aperte e ferme, al dolce nido
Volan per l'aer dal volere portate.

Gleich wie ein Taubenpaar die Lüfte teilt,
Wenns mit weit ausgespreizten breiten Schwingen
Zum süßen Nest herab voll Sehnsucht eilt.

Mit diesen Versen begann Francesca und fuhr dann fort: So entringen sich die Unglücklichen, dem beschwörenden Rufe des Dichters zu folgen, dem Schwarm ihrer Leidensgefährten. Aber jetzt merket, Signor, wie der Dichter in feinster Empfindung die Geschichte ihrer Leiden von Francesca erzählen läßt, während der Geliebte weinend zuhört. Wohl könnte man glauben, daß es geziemender gewesen wäre, wenn nicht die Frau dem fragenden Dichter, sondern der Mann dem Manne von den Leiden der Liebe erzählte. Aber so wird nicht urteilen, wer den hohen und edeln Geist des Dichters kennt. Denn indem er die Erzählung der Francesca in den Mund legt, zeigt er uns Lesern einen neuen Beweis für die hingebende und opfervolle Liebe der Unglücklichen, die auch noch

unter den unaufhörlichen Qualen der Hölle in ihren Gefühlen für Paolo von Malatesta unerschüttert geblieben ist. Aber je schwerer diese Aufgabe für den Dichter wurde, umso zarter und empfindsamer wird sie von ihm gelöst. Keusch und einfach ist die Erzählung, in wenigen Worten enthüllt sie das Martyrium eines ganzen Lebens, schildert sie die Grausamkeit des gewaltsamen und plötzlichen Todes. Eine edle Gestalt enthebt sich Francesca aus der Schaar der Sünder, zu deren Gemeinschaft sie der Dichter nur deshalb verurteilt, weil der Tod die Liebenden überraschte, ehe sie wegen ihrer Sünden Reue fühlten und Buße thun konnten. Aber vielleicht wollte der Dichter auch als eigne Überzeugung aussprechen, daß Leid die Frucht der Liebe sei. Und so bekennt Francesca:

Amor, che a nullo amato amar perdona,
Mi prese del costui piacer si forte
Che come vedi ancor non mi abbandona.
Amor condusse noi ad una morte.

Die Liebe, die Geliebte stets berückte,
Ergriff für diesen mich mit solchem Brand,
Daß, wie du siehst, kein Leid ihn unterdrückte,
Die Liebe hat uns in ein Grab gesandt.

Oswald fühlte alle Pulse schlagen, Herz und Hirn drohten ihm zu zerspringen, als das Mädchen in tiefer Ergriffenheit und steigender Rührung diese Verse vortrug, während ihre Augen in Thränen erglänzten. Und wie sie geendet hatte:

Questi che mai da me non fia diviso,
La bocca mi bacciò tutto tremante,
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse
Quel giorno più non vi leggemmo avante.

Da naht er, der mich nimmer wird verlassen,
Da küßte zitternd meinen Mund auch er,
Verführer war das Buch und der's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr —

da ließ sie das Buch fallen, sie konnte sich nicht länger beherrschen, und schluchzend barg sie ihr Antlitz in die Hände. Oswald aber war vor ihr in die Knie gesunken und beteuerte ihr in glühenden Worten seine Liebe, wie er in dieser die Errettung von schweren Wunden, die Erlösung von großem Übel, den Glauben an sich selbst und das Heil für die Zukunft gefunden habe. Als er in sanftem Druck die Hände von ihrem Antlitz freigemacht hatte, da leuchteten ihm unter tiefem Erröten der Wangen zwei treue Augen glückverheißend entgegen:

Da küßte zitternd ihren Mund auch er,
Erretter war das Buch und der's verfaßte,
An diesem Tage lasen sie nicht mehr.

11.

Noch an demselben Tage wurde die Einwilligung von Don Baldassare erbeten und erlangt. Wie erstaunt der letztere auch über das Ereignis war, das er so wenig vorausgesehen hatte, so freute er sich doch über das Glück des jungen Paares und besonders der von Seligkeit strahlenden Francesca. Es wurde beschlossen, um jeglichem Gerede aus dem Wege zu gehen, die Hochzeit zu beschleunigen und erst mit dieser selbst der Welt von der Verbindung Kenntnis zu geben. Die erforderlichen Urkunden wurden von Oswald aus der Heimat beschafft, und am 20. Dezember 1877 erfolgte unmittelbar nach der bürgerlichen Eheschließung die kirchliche Einsegnung der Marchesina Francesca di Serradisetti und des Malers Oswald Hertel in San Giuliano, der alten Familienkirche des Geschlechts.

Das junge Ehepaar brachte die Weihnachtsfeiertage in Rom zu, dehnte jedoch den Aufenthalt nicht über Neujahr aus, weil Francesca sich Gewissensbisse machte, den inzwischen erkrankten Don Baldassare ganz allein und lediglich unter der Obhut der alten Marietta zu wissen.

Das Leben, welches fortan in dem Palazzo der Via San Giuliano geführt wurde, unterschied sich nur in wenigem von dem vor der Eheschließung. Oswald arbeitete mit Eifer, und Francesca war so oft bei dieser Arbeit, als sie es mit ihrer Pflege für den noch immer nicht genesenen Oheim vereinigen konnte. In den ersten Monaten seiner Ehe fühlte Oswald täglich mehr das Glück eines behaglichen Friedens und den Schatz eines zufriedenen und gottergebenen Gemüts, wie er ihn in seiner Frau besaß. Wie es dem Reisenden ergeht, welcher nach heftigen Stürmen im Weltmeere mit seinem kleinen Boot in den Fluß einfährt und sich des ruhigen und friedlichen Dahingleitens an den stillen, einfachen Ufern erfreut, so erquickte sich auch Oswald an seinem bescheidnen Heim. Er setzte die Dantestudien mit Francesca fort und arbeitete, durch den Dichter angeregt, an einem großen Bilde, welches den Triumph der Kirche darstellen sollte, in freier Bearbeitung nach dem bekannten Gesang des Purgatorio. Als Beatrice war Francesca dargestellt, und er selbst malte sich als den Menschen, welcher durch Beatrice der göttlichen Gnade teilhaftig wird. Don Baldassare beschloß mit dem Apostel Paulus, dem der schneidige Signor Rebecchini zum Modell diente, als heiliger Lukas den Zug. Das Bild war Gegenstand der Teilnahme des ganzen Hauses, und während Don Baldassare, wenn auch pedantische, so doch immer wertvolle Erläuterungen zu den Gestalten Dantes gab, leitete Francesca den Geschmack ihres Mannes durch sinnige Bemerkungen auf den richtigen Weg. Zum großen Schmerz des Oheims befolgte Oswald nicht buchstäblich den Danteschen Vorwurf; er hielt es eines Künstlers für unwürdig, der bloße Illustrator eines Dichters, und sei es auch des größten, zu werden, ebensowenig wie ein Dichter das Gemälde eines Malers, und sei er auch noch

so berühmt, in poetische Sprache übertragen dürfe. Oswald wollte den Triumphzug der Kirche weder als Dekorationsstück noch als Verherrlichung einer Religion behandeln, die in ihrer frühern Gestaltung längst den Gemütern der Menschen entschwunden war. Er hielt sich für unfähig und im Vergleich zu den Malern früherer Zeiten auch unwert, ein Madonnenbild zu malen, weil ihm der kindliche Glaube fehlte, welcher einst die Hand der frommen Meister geführt hatte. Ihm war das Christentum lediglich ein Sieg des Geistes und des Herzens, zu dessen reinem, von keinen starren Dogmen getrübtem Kultus sich noch heute der Mensch wendet, dem die Rätsel der Natur ungelöst bleiben, der unter der Last des Lebens seufzt und mit seinen Lockungen kämpft. In diesem Sinne sollte die Kirche über die gemeine Genußsucht und den gedankenlosen, die Welt in Atome zerlegenden Materialismus der Epoche sieghaft dargestellt werden. Zu dieser Erkenntnis sollte der geprüfte und urteilsreife Mensch gelangen, und indem er sich dieser Offenbarung hingab, mußten zugleich vor dem strahlenden Glanze des kirchlichen Gedankens die Repräsentanten des modernen Zeitgeistes die Flucht ergreifen und wie im Nebel verschwinden. So erschien das ganze Bild als eine Vision, welche nur von dem Danteschen Gesang die Anregung und vieles in der äußern Gestaltung entlehnt hatte. Zu den trügerischen Gütern, welche mit ihren Verlockungen dem Menschen Fallstricke legten und nun vor dem im Nimbus strahlenden Triumphwagen der die geistige Idee repräsentirenden Kirche im Nebel zerstoben, gehörte auch die Sinnlichkeit, dargestellt von einer Gruppe weiblicher Dämonen, deren Anführerin mit der Brandfackel in der Hand über einen Haufen von Leichen dahinschritt. Unwillkürlich hatte Oswald schon in dem ersten Entwurf diesem führenden Dämon die Züge Margaretens gegeben und sich zuletzt so sehr in diesen Gedanken vertieft, daß das dämonenhafte Weib den hauptsächlichen Gegensatz zu Beatrice-Francesca bildete und sich um diese beiden Frauengestalten die einzelnen Teile des Bildes gruppirten. Francesca hatte oft genug ihren Mann mit dieser unbekannten Schönheit geneckt, denn Oswald hatte bisher immer Scheu empfunden, dem reinen Herzen seiner Frau ein Bild jener bewußten Koketterie vorzuführen, dessen Opfer er dereinst geworden war. Freilich, wer das Gemälde unbefangen betrachtete, mußte sich sagen, daß der Künstler noch nicht völlig die Wahl zwischen dem verführerischen Dämon und der mehr verklärten Beatrice getroffen, vielmehr neben der geistigen Reinheit die Verlockung so schön gemalt hatte, daß man vielleicht zweifeln konnte, ob er dieser letzteren nicht noch im entscheidenden Augenblick folgen würde.

Das Bild wurde rechtzeitig fertig und im August zur Ausstellung nach Berlin gesandt. Oswald hatte in den letzten Wochen allzu anstrengend daran gearbeitet, und eine gewisse Abspannung war bei ihm eingetreten. Er war auch aufgeregt über den Empfang, den man seinem Bilde bereiten würde, und er begann es schon als Fessel zu fühlen, daß er seinem Kunstwerke nicht nacheilen,

sich nicht persönlich über das Urteil von Kritik und Publikum unterrichten konnte. Francesca trug diese Launen ihres Gatten mit der ihr eignen Geduld, aber alle ihre Liebesmühe war umsonst, es schien, als ob die alte Unruhe in Oswald wieder die Oberhand gewonnen habe.

In den ersten Tagen des Septembers traf ein Telegramm von Harold ein, welches nur die Worte: „Großartigster Erfolg, herzlichen Glückwunsch" enthielt. Statt Oswald zu beruhigen, steigerte es nur noch seine Erregung, denn es dauerte wieder einige Tage, ehe das Packet mit Zeitungen anlangte, die allesamt in dem überschwänglichsten Lobe des Künstlers übereinstimmten. Selten hatte ein Bild so sehr den Beifall aller Kreise gefunden. Die Frommen sprachen von einem wiedererstandenen Michelangelo oder Cornelius, die Weltlichen feierten in dem Künstler einen zweiten Paolo Veronese. In mehr oder minder genauerer Weise enthielten die Blätter eine Skizze über Oswalds Leben und Entwicklungsgang; sie verschwiegen, daß er infolge eines unglücklichen Liebeshandels vor zwei Jahren sein Vaterland verlassen habe, und sprachen nur die Hoffnung aus, den Künstler wieder in die Heimat zurückkehren zu sehen und in ihm einen würdigen Lehrer der Akademie begrüßen zu können. Stolberg hatte überdies einen ausführlichen Bericht der bekanntesten Meister beigefügt und namentlich auch hervorgehoben, daß eine in den Künstlerkreisen hochgeschätzte und wegen ihrer hohen Begabung ausgezeichnete Fürstin ihr lebhaftestes Interesse für das Bild ausgesprochen habe, und daß man unter den Freunden nicht mehr über die Berufung Oswalds als Professor an der Akademie zweifle. Die Freude, welche diese Nachrichten in dem Palazzo der Via San Giuliano hervorriefen, brachte auch unsern Künstler wieder in eine bessere Stimmung; er erzählte seiner Frau mit besondrer Genugthuung von Berlin und dessen Schönheiten, von seinen Kunstanstalten, an denen sich der Künstler bilde und erhole, von dem geistigen Umgang am Hofe und in der Gesellschaft, aus welchem sich immer wieder eine neue Anregung ergebe. Er hatte bei seinen Schilderungen den Hintergedanken, in Francesca eine Sehnsucht nach diesem Leben zu erwecken, und gehofft, daß sie selbst dem Gedanken an eine Übersiedlung nach Berlin Ausdruck geben würde, um ihrem Gatten die Möglichkeit, von den Besten geehrt und gefeiert, in würdigem Mittelpunkte schaffen zu können, zu gewähren. Aber Francesca wich diesen Provokationen mit klugem Takte aus, wußte sie doch, daß ihre Entfernung aus Rimini dem armen Don Baldassare den Todesstoß geben würde, und fürchtete sie doch im geheimen, daß, was ihr Gatte an Ehre gewinnen, sie selbst an Liebe verlieren würde.

Es war aber unvermeidlich, daß sich Francesca auch einmal ernstlich über diesen Plan ihrem Manne gegenüber äußern mußte, denn dieser hatte sich immer mehr in den Gedanken hineingelebt, und es schien deshalb der Gattin eine Auseinandersetzung erforderlich.

Nicht bloß der Dichter, bemerkte Oswald, auch der Künstler muß mit dem Könige gehen, und alle die Meister der Renaissance haben ihre großen Werke unter dem Einfluß mächtiger Fürsten und Patrone ausgeübt.

Nicht alle, erwiederte Francesca, Correggio, dieser liebenswürdigste unsrer Maler, hat in der stillen Abgeschiedenheit des häuslichen Glückes die Sammlung und den unerschöpflichen Quell für seine Meisterwerke gefunden. Denn nicht immer sind es die reinen Strahlen der Sonne, welche den Künstler am Hofe seiner Mäcene beleuchten. Mit der Anerkennung erscheint auch Mißgunst und Neid, und in dem kleinlichen Kampfe mit diesen haben sich schon die besten Kräfte aufgerieben.

In den Leben, meinte Oswald, ist aber auch der Antrieb zu neuem Schaffen, der Künstler kann beobachten, er ist dem geistigen Getriebe der Gegenwart nahe, und aus ihren Gegensätzen klärt sich für ihn die Idee zu neuen Bildern ab.

Nicht neidenswert, Oswald, erscheint mir der Künstler, der seine Werke nicht aus der eignen Brust schöpft, sondern sie erst in der Unruhe des Lebens finden muß. Dann ist es nicht mehr die heilige Begeisterung für die Kunst, die ihn beseelt, dann werden es die Neigungen der Menge sein, denen er nachspürt und denen er zu gefallen sucht.

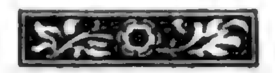
Und die Heimat und den Freundeskreis achtest du für nichts?

Wohl weiß ich es, Oswald, daß es ein Opfer war, als du hierher dich verpflanztest, aber ist nicht Italien die zweite Heimat des Künstlers, und hat auch deine Francesca sich nicht bemüht, dir hier das Entbehrte zu ersetzen? Wohl bin ich bereit, dir überallhin zu folgen, wohin deine Neigung dich ruft, und auch andre heilige Pflichten um deinetwillen zu opfern. Aber hier sind wir so glücklich, laß uns diesen Frieden erhalten, den du indeß schätzen wirst, wenn die Aufregung, in welche dich der Erfolg deines Gemäldes versetzte, vorüber ist.

Wenn dann Oswald in die treuen, bittenden Augen Francescas sah, dann war jeder Widerstand vorüber, dann fühlte er sich überzeugt und schalt sich einen Undankbaren, der eine solche Frau nicht verdiene. Aber ein solches Einlenken war doch nur vorübergehend und seine Unruhe kehrte nach einigen Tagen wieder. In trüber Stimmung hielt er dann wohl auch Francescas Meinung nur für den Ausdruck des Egoismus einer übertriebenen Liebe und Ängstlichkeit. Mehrere Tage vergingen, während deren sein Interesse für Berlin durch neue Siegesnachrichten genährt wurde. Dann trat wieder eine Pause ein, bis endlich Oswald einen Brief aus dem Kultusministerium erhielt, in welchem ihm angezeigt wurde, daß sein Bild für 10 000 Mark von der Nationalgalerie angekauft sei und daß der König dem Künstler auf den einstimmigen Antrag der Jury die große goldne Medaille verliehen habe. Dem amtlichen Schreiben war ein Privatbrief des Dezernenten beigefügt, worin dem Maler eine zu schaffende Professur an der Akademie angeboten und gleichzeitig angedeutet wurde, daß

er durch die Annahme derselben einem persönlich ausgesprochenen Wunsche jener Fürstin nachkommen würde, die für den Künstler das wärmste Interesse gezeigt habe. Freudestrahlend eilte Oswald mit diesem Schreiben, das er im Atelier empfangen hatte, in die untern Räume, wo Francesca um den kranken Marchese beschäftigt war. Er teilte ihr in freudiger Aufregung den Inhalt der beiden Briefe mit, aber der traurige Blick, den sie auf Don Baldassare warf, belehrte ihn bald, mit wie gemischten Gefühlen Francesca diese Kunde aufnahm. Er wagte es nicht, mit ihr die Situation zu erörtern, auch sie trug Scheu, alle ihre Empfindungen Oswald aufs neue darzulegen, und so wurden die Briefe fast totgeschwiegen. Nach einigen Tagen dankte Oswald dem Minister und bat ihn, die Ablehnung der Professur mit Verhältnissen in der Familie entschuldigen zu wollen; er versprach, sobald sich die Krankheit eines nahen Angehörigen seiner Frau entschieden habe, seine Dienste freiwillig seinem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Seit dieser Zeit war das Haus, dessen Charakter sich in den letzten Monaten verändert zu haben schien, wieder still geworden. Zwischen den Ehegatten war eine gewisse Entfremdung eingetreten; Oswald studirte eifrig in alten Kostümwerken und ließ sich nur ungern von seiner Frau stören, obwohl diese nicht aufhörte, ihre Zeit zwischen ihrem Manne und ihrem Oheim zu teilen und sich vergeblich bemühte, dem erstern durch desto größere Zärtlichkeit das Fehlschlagen seiner Pläne vergessen zu machen.

(Schluß folgt.)



Notizen.

Goethe und Hummel. In der langen Reihe von Komponisten, die mit Goethe in Berührung gekommen sind — sie beginnt Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts mit Breitkopf, Kayser und Andree und endigt sechzig Jahre später mit Zelter, Hummel und Mendelssohn —, ist der Weimarer Kapellmeister Hummel, der gefeiertste Klavierspieler und zugleich einer der fruchtbarsten und anmutigsten Komponisten seiner Zeit, derjenige, über dessen Beziehungen zu Goethe bisher am wenigsten bekannt geworden ist. Ferdinand Hiller, der letzte, der das schon oft behandelte Thema „Goethe und die Musik" nochmals behandelt hat (Westermanns Monatshefte, 1882, Band 52), spricht nur von dem Klavierspieler Hummel und führt nur die paar Stellen aus den „Tag- und Jahresheften" und aus „Eckermanns Gesprächen" an, die sich auf Goethes Bewunderung des Hummelschen Klavierspiels beziehen. Des Komponisten Hummel, des Komponisten Goethischer Lieder, gedenkt Hiller mit keiner Silbe, und doch war Hiller Hummels Schüler und ist als solcher sogar von Goethe 1827 besungen worden („Ein Talent, das jedem frommt," Hempel III, 355).

Wir sind in der Lage, einen kleinen Beitrag zur Ausfüllung dieser Lücke spenden zu können. Johann Nepomuk Hummel war von 1820 bis zu seinem Tode (17. Oktober 1837) Kapellmeister in Weimar. Als er starb, blieb sein umfangreicher und zum Teil höchst kostbarer musikalischer Nachlaß unberührt und ist es über 45 Jahre geblieben bis zu dem vor kurzem erfolgten Tode seiner Witwe. Gegenwärtig befindet er sich im Besitz der Antiquariatsbuchhandlung von List und Francke in Leipzig, durch deren Güte wir mit einigen auf Goethe bezüglichen Stücken desselben bekannt gemacht worden sind.

Hummel scheint stets bereit gewesen zu sein, die Weimarer Hof- und Logenfeste durch die graziöse Melodik seiner Lieder und Kantaten zu verschönen. Ein Logenfest von besondrer Bedeutung aber war damals stets die Feier von Goethes Geburtstag. Unter den aus Hummels Nachlaß zu Tage gekommenen Kompositionen befinden sich denn auch drei Festgesänge zu Goethes Geburtstag in eigenhändigen Partituren Hummels: 1. „Heute laßt im edeln Kreis," Lied für Tenor- und Baßsolo und Chor mit Pianofortebegleitung, Text von Riemer (1822); 2. „Kehrt der frohe Tag uns wieder," Kantate für Soli, Chor und Orchester, Text von Müller (1827); 3. „Lieblich war der Traum am Morgen," Lied für Baßsolo und Chor mit Pianofortebegleitung (1831). Von noch größerem Interesse aber sind jedenfalls einige Hummelsche Kompositionen Goethischer Dichtungen, die sich in eigenhändigen Niederschriften des Komponisten in seinem Nachlaß vorgefunden haben; es sind dies 1. die „Stammbuchsweihe" („Muntre Gärten lieb' ich mir," Hempel II, 416); 2. die beiden Gedichte „An Madame Mara 1771 und 1831" („Klarster Stimme, froh an Sinn" und „Sangreich war dein Ehrenweg," Hempel III, 363); 3. die drei Lieder, welche Goethe für die zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August (3. September 1825) veranstaltete Logenfeier gedichtet hatte („Einmal nur in unserm Leben," „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!" und „Nun auf und laßt verlauten," Hempel II, 426, N. A. II, 264).

Die „Stammbuchsweihe" hatte Hummel zunächst für eine Sopranstimme mit Pianofortebegleitung komponirt. Auf Wunsch der Großherzogin Maria Paulowna gestaltete er die Komposition 1834 zu einem kanonischen Terzett um. Da die ursprüngliche Melodie, die auf kanonische Behandlung nicht berechnet war, unangetastet bleiben sollte, war die Aufgabe keine leichte, und so sind denn auch verschiedene Versuche zu ihrer Lösung erhalten geblieben. Als die befriedigendste Lösung erschien schließlich die, erst eine Sopranstimme allein das Lied durchsingen zu lassen, dann einem zweiten Sopran die Melodie zu übergeben und den ersten zum Begleiter zu machen, endlich in einer nochmaligen Wiederholung die Melodie eine Oktave tiefer in den Tenor zu legen und beide Soprane nebenher gehen zu lassen. Dabei kann freilich von einem Kanon im strengen Wortsinne nicht mehr die Rede sein. Der Ausweg aber ist ein sehr glücklicher und die Wirkung in ihrer Steigerung höchst anmutig.

Daß Hummel die beiden Gedichte „An Madame Mara" komponirt, ja daß er Goethen selbst zur Abfassung des Textes veranlaßt hat, war nicht unbekannt, ebenso daß Goethe sich mit der Jahreszahl 1771 eine poetische Licenz gestattet hat, da die Leipziger Aufführung der Hassischen Sta. Elena al Calvario, auf die er in dem ersten Gedichte anspielt, schon in das Jahr 1767 fällt. (Vergl. W. Müller, Goethes letzte literarische Thätigkeit, S. 74 und H. Uhde in Westermanns Monatsheften 1876, Bd. 40, S. 258.) Aus dem Hummelschen Nachlaß erhalten wir nun über die Entstehung beider Gedichte und ihrer Komposition die genaueste Kunde. Der von Hummel eigenhändig besorgten saubern Abschrift beider

Kompositionen ist nämlich folgende, zwar nicht von Hummels Hand, aber in seinem Namen geschriebene „Vorerinnerung“ beigeheftet.

„Die Veranlassung zu diesen zwei Gesängen war folgende:

Ein Freund der weltberühmten Sängerin Mara, geb. Schmähling (so!) schrieb mir aus Reval, wo sie zuletzt lebte, und lud mich ein, den nächsten Geburtstag dieser gefeierten Künstlerin (1831) durch eine Gesangskomposition von mir mitzufeiern; man schickte mir aber kein Gedicht, sondern deutete bloß darauf hin, ob nicht vielleicht auch Goethe dieses Fest durch einige Worte verherrlichen würde. Da ich Madame Mara schon in meiner Jugend von England aus gekannt und bewundert hatte, so nahm ich die Idee mit Freuden auf, ging zu Goethen und teilte ihm diesen Wunsch mit; bald darauf erhielt ich von ihm die beiden Gedichte mit der Überschrift „An Madame Mara 1771 und 1831.“ Es fiel ihm bei, daß er sie 1771 zu Leipzig in dem Hasseschen Oratorium Elena al Calvario mit dem höchsten Entzücken und Bewunderung gehört hatte, und [er] schien sich zu freuen, daß er 60 Jahre später (1831) noch ihren Geburtstag zu besingen Gelegenheit hatte.

Die Komposition dieser beiden Gesänge ist daher mit Bezugnahme auf diese zwei verschiedenen Epochen eingerichtet, nämlich: der Gesang von 1771 ist etwas im strengern Stil, im Geschmacke der damaligen Zeit und nach Goethens Angabe für den vollen Chor geschrieben, um dadurch den allgemeinen Enthusiasmus, den sie in ihrer Blüthenzeit damals erregte, einigermaßen zu bezeichnen und zu beurkunden. Der zweite Gesang, sechzig Jahre später, deutet zwar nicht mehr auf rauschenden Zuruf, sondern (so!) auf die stille Verehrung hin, die jeder Kunstfreund für sie empfand; er ist daher mehr cantabile und der neuern Zeit (1831) angemessen gehalten und nur im häuslichen Kreise vierstimmig gleichsam wie von vier Freunden gesungen zur frohen Erinnerung ihres noch erlebten Geburtstages zu betrachten. Die Mara und Goethe waren ziemlich im gleichen Alter.

Goethe war geboren den 28. August 1749, die Mara den 11. Februar 1749.
Goethe starb den 22. März 1832, die Mara den 20. Januar 1833.“

Bei einer Aufführung beider Gesänge in Weimar wurde der erste als Doppelquartett, der zweite als einfaches Quartett gesungen. Auf den bei der Partitur liegenden Stimmen sind die Namen der Sänger und Sängerinnen mit Bleistift bemerkt; im Doppelquartett sangen den ersten Sopran Madame Streit und Demoiselle Schmidt, den zweiten Sopran Madame Unzelmann und Madame Eberwein, den Tenor Herr Fuhrmann und Herr Stromeyer, den Baß Herr Schormüller und Herr Genast, das einfache Quartett wurde von den Damen Streit und Eberwein und von den Herren Fuhrmann und Genast gesungen. Da sich auch auf den drei Stimmen des oben erwähnten Kanons mit Rothstift die abgekürzten Namen Str., Schm. und Fr. befinden, so ist es leicht, auch dort die Ausführenden zu bestimmen.

Was endlich die drei Logengesänge von 1825 betrifft, so war es von dem mittelsten, „Laßt fahren hin,“ gleichfalls schon bekannt, daß ihn Hummel komponirt hat. Er wurde in der Hummelschen Komposition wieder bei der großen Trauerloge zu Goethes Totenfeier (9. November 1832) gesungen. Im Hummelschen Nachlaß sind aber alle drei, und zwar für Sopran oder Tenor mit Pianofortebegleitung komponirt, zum Vorschein gekommen. Einleitung und Schlußgesang fließen klar und leicht dahin, sind aber anspruchslose Erzeugnisse; der Zwischengesang dagegen ist von großartigstem Wurfe und gehört ohne Zweifel zu den schönsten Kompositionen Goethischer Lieder.

Hoffentlich werden alle diese Reliquien beim Verkaufe nicht zersplittert, sondern gelangen als Ganzes in eine größere öffentliche Sammlung.

Leipzig. **G. W.**

Die Welt des Scheins. Der sogenannte Naturalismus ist bisher auf unsre Bühne ohne sonderlichen Einfluß geblieben, wenn man von den Glanzleistungen der „Meininger“ absieht, und es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß das Publikum künftiger Jahrzehnte unsern gegenwärtigen Standpunkt annähernd eben so lächerlich finden wird, wie wir es unbegreiflich finden, daß im französischen Theater einmal die Elite der Zuschauer auf der Bühne saß und daß man die Bühne einst — es sind hundert Jahre darüber vergangen — mit Kerzen beleuchtete, welche von Zeit zu Zeit „geputzt“ werden mußten. Der moucheur de chandelles war damals eine wichtige Person. War er nicht auf seinem Posten oder säumig, so verbreitete sich alsbald ein penetranter Geruch im Hause, das Publikum wurde ungeduldig, und mochten die da oben auf der Bühne spielen, sogut sie wollten und konnten, man zischte und rief die unentbehrlichen Lichtputzer auf die Szene. Man war daran gewöhnt und fand es nicht im geringsten lächerlich, wenn während einer zärtlichen Liebesszene die pflichtgetreuen Lichtputzer in Aktion traten. Wir sind glücklich beim elektrischen Licht angekommen, welches ohne menschliche Nachhilfe gleichmäßig(?) leuchtet, aber vor den Lampen, welche die Bühne erhellen, erhebt sich noch immer das monströse Dach der Souffleurhütte, das vielleicht auf ein bescheideneres Maß reduzirt werden könnte.*) Mit erstaunlicher Zähigkeit erhält sich auf unsern Bühnen — vom Hoftheater bis zur Schmiere herab — die beiderseitig(!) zu öffnende Flügelthüre. Man stelle sich vor, daß jemand im Leben, um ein Zimmer zu betreten, beide Thürflügel öffnete! Dabei befindet sich die sogenannte Seitenthüre in der Regel dicht neben dem Fenster, es liegt also der Gedanke sehr nahe, daß derjenige, welcher die Schwelle überschreitet, ebenso unsinnig handelt, wie wenn er gleich zum Fenster hinausstiege; er geht seinem sichern Verderben entgegen, denn er wird direkt auf die Straße hinabstürzen. Ich will nicht davon sprechen, daß uns häufig genug Zimmer mit vier und fünf Thüren vorgeführt werden; wir nehmen diese auffällige Abweichung vom Herkommen noch hin, besonders wenn sie ein Possenautor diktirt hat. Diese „Dramatiker“ können garnicht genug Thüren haben, um ihre Personen auf- und abtreten zu lassen, sodaß nicht selten auch noch Fenster und Versenkung dazu benutzt werden.

Ich möchte ferner jener Thore gedenken, welche den Eingang zu den bekannten „Häusern“ auf der Bühne bilden; über denselben befindet sich gewöhnlich gleich das Fenster der Beletage, es ist daher garnicht möglich, aus denselben herauszusehen, wenn man sich nicht glatt auf den Fußboden der Stube legen will. Die Holde, die sich am Fenster zeigt, während der Tenorist-Troubadour unten mit der Guitarre erscheint, muß auf einem Tische oder einer Leiter stehen, und wenn ein boshafter Zufall einmal das Thor eines solchen Wunderhäuschens öffnen wollte, würde dieses bautechnische Rätsel in sehr belustigender Weise gelöst erscheinen. Diese Theaterhäuser zeichnen sich übrigens auch dadurch aus, daß sie ungeheuer dicht bewohnt sind. Es ist mir zuletzt in der Berliner Hofoper bei der Aufführung der Wagnerschen „Meistersinger“ aufgefallen, daß aus Hans Sachsens und Pogners — wohl kaum für mehr als eine Familie berechneten — Häusern zwanzig bis dreißig Menschen herauskamen. Das sind offenbar Zauberhäuser mit doppeltem und dreifachem Boden. In mittleren Theaterstädten nimmt man auch daran

*) Im „deutschen Theater“ hat man damit den Anfang gemacht: die ziemlich flach konstruirte Souffleurhütte ist so niedrig wie nur möglich und außerdem mit Pflanzengewinden umsponnen. Bekanntlich ist dort auch das Theaterorchester den Blicken des Publikums durch die Bedeckung des tiefergelegenen Raumes mit einem blumengeschmücktem Drahtgitter entzogen. (Letzteres sehr überflüssiger Weise. D. Red.)

keinen Anstoß, daß man immer wieder dasselbe Theaterzimmer zu sehen bekommt, in welchem sich alle Geschicke klassischer Dramen- und moderner Possenhelden abspielen. An diesem wohlbekannten Tisch mit der roten Decke unterzeichnete gestern die „gleißnerische Königin" das Todesurteil der schottischen Maria, heute versteckt sich ein Possenkomiker hinter derselben Tischdecke. Dabei steckt das Meublement der Bühne noch immer stark im Konventionalismus. Wie viele Theater verfügen über Teppiche, wie sie heutzutage die gute Stube jedes wohlsituirten Mannes zieren? Im Berliner Schauspielhause spannt man gewöhnlich einen einfarbigen dunkelgrünen Teppich über die Bühne, die dann wie in ein Billard verwandelt aussieht. Wer hat nicht schon über die Bühnenkontors der „reichen Kaufleute" gelächelt: ein Schreibepult, das herkömmliche Holzgitter, und die Landkarte von Europa an der Wand! So stellt man sich selbst an unsern Hofbühnen die Geschäftsräume großer Firmen vor.

Bei dieser Gelegenheit ein Wort über die Bühnenoptik. Sobald sich eine Person dem Hintergrunde nähert, wird die Täuschung aufgehoben, welche durch die in perspektivischer Verjüngung auf die Dekoration gemalten Gegenstände hervorgerufen werden soll. Wir sehen z. B. die Person noch immer ungefähr in voller Lebensgröße dort, wo ein gemalter Stuhl etwa auf die Hälfte seiner natürlichen Größe reduzirt werden mußte, um die Tiefe des Saales zu heucheln. Aber die Gewohnheit hat sich auch damit ausgesöhnt. Wer nimmt denn Anstoß daran, daß Gretchens bescheidne Kammer und das römische Forum eine und denselben Flächen- und Höhenraum in Anspruch nehmen, daß ein städtischer Marktplatz dieselbe Ausdehnung wie Zerlinens Schlafgemach besitzt?

Noch plumper ist die Lüge der landschaftlichen Dekoration. Ich habe an einer großen Bühne einmal beobachtet, wie sich ein übrigens sehr bedeutender Schauspieler minutenlang auf einen gemalten Rosenstrauch stützte, in vollkommene Gedankenlosigkeit versunken. Es schien, als hätte diese Ungeheuerlichkeit niemand bemerkt. Rasenbänke, wie sie gewöhnlich von der Seite an einem Strick auf die Bühne gezogen werden, gestehe ich in der Natur auch noch nie gesehen zu haben. Über die gemalten Gartenfiguren will ich den Schleier der Nachsicht breiten, aber dafür das Schauspiel eines Sturmes auf der Bühne mit ein paar Worten berühren. Sobald das Klingelzeichen des Inspizienten gegeben wird, knacken die Bäume und die Kronen stürzen. Das sind dieselben Bäume, die während des Orkans stille und regungslos dagestanden hatten, deren gemaltes Laub dem brausenden Sturme starren Trotz bot. Fehlen da zur Erreichung einer Täuschung nicht alle notwendigen Merkmale und Erscheinungen, die jedem Kinde bekannt sind, wenn es einmal einen vom Winde geschüttelten Baum gesehen hat?

Wollte man diese Betrachtungen über das Konventionelle auf der Bühne noch auf die Darstellung ausdehnen, so fände man kein Ende. Schon die Art, wie z. B. der Straßenverkehr auf der Bühne nachgeahmt wird, ist höchst wunderlich. Ein Dutzend Menschen lustwandelt, das Antlitz dem Auditorium zugekehrt, gemächlich hin und her; keiner hat etwas zu thun, keiner hat Eile. Ich räume ein, daß die Aufmerksamkeit, die sich auf die eigentlichen Vorgänge zu richten hat, nicht durch unruhige Vorgänge, die sich im Hintergrunde abspielen, zerstreut werden sollte, aber etwas natürlicher ließe sich das doch gestalten. Hinsichtlich der Art, sich zu kleiden, werden Sünden und Verstöße ohne Zahl begangen. Wem wäre nicht schon aufgefallen, daß in Stücken, in welchen die Akte durch zwanzig und mehr Jahre getrennt sind, auf die Veränderung der Mode gewöhnlich gar keine Rücksicht genommen wird, und was für Sprünge macht die Mode innerhalb zweier

Jahrzehnte! Man erscheint auf der Bühne — Kostümstücke ausgenommen — gewöhnlich so, wie es das Modejournal von gestern vorschreibt. Dazu gehören bei den Herren in der Regel Lackschuhe, selbst dann, wenn die Verhältnisse der betreffenden Figur einen derartigen Luxus kaum gestatten: ein Notenkopist, ein armer Schullehrer in Lackschuhen! An großen Theatern verzichten die Künstler doch schon teilweise darauf, Abend für Abend ihr Haupt durch das Lockeneisen des Friseurs genialisiren zu lassen, an kleinen Bühnen aber tritt Held, Liebhaber, Vater, Bonvivant und Bösewicht grundsätzlich nur mit „gebranntem Haar“ auf.

Auch die Bühnenmanieren widerstreiten in vielen Punkten der allgemeinen Sitte. Es giebt kaum einen Schauspieler, der in einer Gesellschaftsszene die Bühne ohne Hut betreten wird. Die Gründe für diese Anhänglichkeit an die Kopfbedeckung sind zu erraten — es ist ja so schwer, Arme und Hände zu beschäftigen — aber bringt man denn im Leben in jeden Salon seinen Hut mit? An kleinen Bühnen ist es etwas ganz gewöhnliches, daß noch heute die Briefe gesiegelt werden, daß ganze Geldbörsen oder Brieftaschen verschenkt werden u. s. w.

In der Posse kommt die Vernunft überhaupt zu kurz. Das Widersinnigste ist aber doch das Kouplet. Das Publikum wundert sich nicht einmal, wenn ein im übrigen als höchst beschränkt charakterisirter Possenheld plötzlich anfängt, in Kouplerform politische oder andere Ereignisse mit Witz und Laune zu persifliren. Man findet das ganz logisch und natürlich.

Von Paris ging vor kurzem die Mahnung aus, bei der Inszenirung des Schauspiels mehr Naturwahrheit obwalten zu lassen, und an den ersten Bühnen der französischen Hauptstadt wird schon jetzt — soweit es sich mit der Theatertechnik und der Theaterökonomie verträgt — viel eifriger das Leben und die Welt als das Bühnenherkommen berücksichtigt. Sollten sich unsre Theater nicht entschließen, dem Beispiel nachzustreben?

Berlin. Paul von Schönthan.

Zur Fremdwörterseuche. Viel und oft ist schon über die verkehrte und sinnwidrige Anwendung von Fremdwörtern gewitzelt und gespottet worden, aber wenig oder garnicht ist dabei eine Gattung von Anwendungen berücksichtigt worden, diejenige nämlich, wo das Fremdwort neben ein deutsches von der gleichen Bedeutung gestellt wird. Die Gewohnheit, fremde Ausdrücke zu gebrauchen, verleitet unmerklich zur Gedankenlosigkeit, ja nicht selten zur vollen Verdrehung ursprünglicher Begriffe. Ich will nur an das Wort „Etage“ erinnern, das in einigen Städten vollständig den Begriff der „Wohnung“ angenommen hat, sodaß die Leute von mehreren „Etagen“ sprechen, die in einem und demselben Stockwerke liegen. Mangel an Bewußtsein des richtigen Begriffes, Mangel an Nachdenken verschuldet allein solche verkehrte und geschmacklose Ausdrucksweise. Besonders und oft macht sie sich geltend bei der gedachten unmittelbaren Zusammenstellung eines fremden mit dem gleichbedeutenden deutschen Worte. Die Widersinnigkeit solcher Wort- oder Satzbildungen springt sogleich in die Augen, wenn man jene fremden Ausdrücke verdeutscht. Ich will ein paar Beispiele anführen.*)

*) Schon Rudolf Hildebrand hat in seinem prächtigen Buche „Vom deutschen Sprachunterricht und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ im Fremdwörterkapitel auf den „Guerillakrieg,“ die „Attentatsversuche,“ das „treibende Agens,“ die „reitende Kavallerie“ und ähnliche Albernheiten hingewiesen. D. Red.

Man läßt den Tisch „zu zehn Kouverts decken," also zu zehn Gedecken decken! Das ist des Guten doch zuviel. Es wird „Brillantglanzstärke," also Glanzglanzstärke, zum Kauf angepriesen. Der Herr „Geheimsekretär" — also der geheime Geheimschreiber — läßt ein Schriftstück für das „allgemeine Publikum" — also das allgemeine Allgemeine — „öffentlich publiziren" — also öffentlich veröffentlichen. Was sich mit den Fremdwörtern, freilich ohne viel dabei zu denken, noch leidlich hören und lesen ließ, das wird verdeutscht zum reinsten Blödsinn. Wie oft ist nicht schon von „vitalen Lebensinteressen" geredet worden, also von Lebenslebensinteressen. Vermutlich meinte man die obersten, wesentlichsten Lebensinteressen und verwechselte essential mit vital. Nötig wäre freilich weder das eine noch das andere gewesen. In der Nationalzeitung kam „Grenzlimitation," also Grenzbegrenzung, „Blütenflor," also Blütenblüte, „geplantes Projekt," also geplanter Plan, vor. Noch ganz unlängst erzählte sie von „Vogel-Volièren." Als ob es auch Vogelhäuser für Tiger oder Nilpferde gäbe! In Wien liest man auf den Straßenschildern der Ringstraße „Geh-Allée," womit der Fuß- oder Gehweg im Gegensatze zum Fahrwege bezeichnet werden soll. Geh-Allée — es ist sonderbar! Weiß ferner der geehrte Leser eigentlich, was ein Kotelette ist? Dieses Wort kommt vom lateinischen costa, die Rippe, her und bedeutet eine einzelne gebratene Rippe meist vom Kalb, Lamm oder Schwein; man könnte also deutsch sagen: Kalbsrippe, Hammelsrippchen, Bratrippchen oder etwas ähnliches. Aber man sagt auch „Rippen-Kotelette," ohne zu bedenken, daß man Rippen doch nicht gut aus dem Schulterblatte oder der Keule schneiden kann. Wem es nach einem solchen „Rippen-Kotelette," also einem Rippenrippchen, gelüstet, der gehe nach Karlsbad, Marienbad oder sonstwohin in Österreich. In einem Vortrage hörte ich vor kurzem von „Säulenkolonnaden" sprechen, also von Säulensäulenstellungen, und den „imposanten und bedeutenden Eindruck" eines Kirchengebäudes rühmen; der Redner hatte wohl nicht daran gedacht, daß „imponiren" schon soviel sagt wie „einen bedeutenden Eindruck machen." In Hamburg machte ich die Bekanntschaft mit „regelmäßigen Extrafahrten"; was „extra" ist, kann aber nicht regelmäßig sein, denn das Regelmäßige ist eben nicht außerordentlich, man hatte regelmäßige Sonntags- oder Vergnügungsfahrten im Sinne. Wie viele tausend male wird von einem „solennen Festdiner" gesprochen, also einem festlichen Festmahl. Von einer österreichischen Behörde erging neulich ein Schreiben „endlich mit der Affäre zu finalisiren," also ein Ende zu machen, und der Stadtmagistrat in Braunschweig rühmte in einem Ehrenbürgerbriefe die Verdienste des von ihm ausgezeichneten Mannes „um das kommunale Gemeindewesen" dieser Stadt. Was ist denn Gemeindewesen? was ist kommunal? Gemeindliches Gemeindewesen! „Herzliche Kordialität," „gewählte Eleganz" und dergleichen mehr sproßt und wuchert allerorten; auch der Ausdruck „im eventuellen Falle," d. h. im Falle des Falles, ist nicht selten. Das Braunschweiger Tageblatt berichtete neulich von der Rückreise des Kaisers aus Baden nach Berlin und erzählte dabei, daß „der Train des kaiserlichen Extrazuges" aus soundsoviel Wagen bestanden habe. Der Zug eines Zuges! O Gedankenlosigkeit, o Eilfertigkeit! Die Magdeburgische Zeitung hatte einmal eine „dekorative Ausschmückung," also eine zur Ausschmückung dienende Ausschmückung erfunden. In der Gartenlaube erfreute sich jemand „beim Volke großer Popularität," also beim Volke großer Volksgunst. Mehr kann man nicht verlangen. Selbst Leute, die griechisch verstehen, quatschen von „nervöser Neuralgie" und von „neuralgischen Schmerzen."

Wer mit aller Gewalt nicht davon lassen kann, fortwährend unnötige Fremdwörter in den Mund zu nehmen oder in die Feder zu bringen, der sei wenigstens

vorsichtig und denke ein bischen nach. Oder hat er ein Vergnügen daran, sich von den vernünftigen Freunden unsrer Sprache, von jedem einigermaßen national gesinnten Deutschen auslachen zu lassen?

Braunschweig. **Herman Riegel.**

Literatur.

Urteile des Reichsgerichts mit Besprechungen. Von **Otto Bähr.** München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1883.

Wenn der Verfasser dieser Schrift sich schon während der Zeit seines otium cum negotio als Mitglied verschiedner höchsten Gerichtshöfe und des Parlaments wie als Schriftsteller die unbestrittene Stellung einer Autorität ersten Ranges in Theorie und Praxis der Rechtswissenschaft erworben hat, so giebt ihm sein jetziges otium sine negotio den gerechtesten Titel, die Aufmerksamkeit aller Kreise in Anspruch zu nehmen, wenn er aus dem Reiche seines Wissens und seiner Erfahrung an eine Kritik des Bestehenden tritt. Die Urteile des Reichsgerichts sind nach vielfältiger Richtung von Bedeutung; sie legen endlich den streitenden Parteien Frieden auf, sie geben den Richtern eine Belehrung für die Anwendung der Rechtssätze in ähnlichen Fällen, sie verhindern eine Erstarrung des Rechts, indem sie es durch Auslegung im Flusse erhalten und zeigen zugleich dem Gesetzgeber, wo er seine bessernde Hand anzulegen habe. In der That eine große Aufgabe! An der Hand zahlreicher in Zivilsachen gefällter Entscheidungen prüft nun der Verfasser, inwieweit das Reichsgericht das Richtige getroffen habe, und seine Besprechungen schließen sich so würdig den frühern Arbeiten an, daß sie auch den größten Gourmand juristischer Feinheiten befriedigen werden (so z. B. Nr. 14 über die Interessenforderung, Nr. 10 Verträge zu Gunsten Dritter, Nr. 5 ff. über Quittungen u. s. w.).

Aber auch für das größere Publikum bieten die Besprechungen Bährs in doppelter Richtung Interesse. In formaler Beziehung giebt er uns einen Blick in die Werkstatt des Reichsgerichts und zeigt, wie das Urteil, welches unter der Firma des ganzen Gerichts ergeht, doch eigentlich nur das Werk des einzelnen Referenten ist. Der Verfasser findet mit Recht den Grund dieser unerwünschten Erscheinung in der außerordentlichen Weitschweifigkeit, mit der von dem Gericht an Stelle eines Rechtspruches ganze Abhandlungen geliefert werden. Der wissenschaftliche Apparat soll im Beratungszimmer seine Verwertung finden, nach außen dagegen soll das Gericht mit kurzen, knappen Sätzen seinen Spruch begründen. Liest man ein Urteil des Reichsgerichts, so glaubt man eine gelehrte Abhandlung einer juristischen Zeitschrift vor sich zu sehen, nicht einen Staatsakt, wie er doch einmal in der Urteilsfällung des höchsten Gerichtshofes enthalten ist. Dafür, daß Urteile auch ohne wissenschaftliche Abhandlungen rechtsbelehrend und fördernd wirken können, beruft sich Bähr auf das frühere Oberappellationsgericht zu Kassel. Wir können diesem Zeugen noch den französischen Kassationshof hinzufügen, der seit mehreren Menschenaltern die französische Jurisprudenz beherrscht und außer sich selbst noch nie einen

Schriftsteller zitirt hat. Man kann freilich nach beiden Seiten übertreiben, und das Richtige wird auch hier in der Mitte liegen. Einen Punkt zieht Bähr nicht in den Bereich seiner Besprechung, nämlich Stil und Ausdrucksweise des höchsten Gerichts. Wer von der deutschen Einheit nichts weiß und einige Bände Entscheidungen des Reichsgerichts liest, der kann billig erstere bezweifeln; barbarische Fremdwörter, Provinzialismen, Perioden, die nach Metern gemessen werden können und erst nach schulgemäßer Konstruktion von Subjekt und Prädikat verständlich werden, finden sich nicht selten. Auch hier sollte sich das Reichsgericht bewußt sein, daß nicht nur das Recht, sondern auch die Rechtssprache seiner Obhut und Förderung anvertraut ist.

Materiell zeigt Bähr an verschiednen Beispielen, wie das Reichsgericht sich bemüht, bei Auslegung der Rechtssätze den Bedürfnissen des Verkehrs gerecht zu werden. Im Gegensatz zu Windscheid legt der Verfasser diesem Bedürfnis eine große, rechtsbildende Bedeutung bei, und wir begrüßen es mit Freude, daß das höchste Gericht in dieser Auffassung mehr an Bähr hält. Leicht ist ja die Sache nicht zu erledigen, und selbst das Wort Goethes „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage" zeigt nur eine Abneigung gegen das starre Festhalten am Buchstaben, das auch Windscheid verurteilt. Bähr will, daß diejenigen Rechtssätze, welche nicht sowohl den bestimmten Fall als die Richtung angeben, in der sich der Rechtspruch bewegen soll, in einer der Vernunft und dem Verkehr entsprechenden Weise ausgelegt werden. In geistvoller Weise zeigt der Verfasser, wie die von so vielen als Machwerk verschriene Gesetzgebung Justinians diese Richtung und infolge dessen auch den Fortschritt in der Rechtswissenschaft begründet hat. Bei dieser Anschauung ist es natürlich, daß Bähr dem Gerichtsgebrauch eine größere Bedeutung beilegt, als dies von seiten des Reichsgerichts geschieht.

Ein zweiter von Bähr berührter Punkt, der die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise verdient, betrifft unser neues Prozeßverfahren, wie es sich von dem Standpunkte des obersten Gerichtshofs zeigt. In ebenso gründlicher wie geistvoller Weise, der auch die feine Ironie nicht fehlt, zeigt sich der Verfasser als ein Gegner des sogenannten mündlichen Verfahrens. „War es doch als ob man glaubte, daß die mündliche Verhandlung gleichsam einen elektrischen Strom bilde, aus welchem der geistige Funke in die Köpfe der Richter überspringen und dort sofort ein unfehlbares Urteil erzeugen werde!" Die Kritik des Verfassers vernichtet diesen Glauben unbarmherzig. Früher lag das Vorbringen der Parteien in ihren Schriftsätzen der Beurteilung sämtlicher Instanzen vor, jetzt fertigt ein Richter im Drange der Geschäfte, fast unkontrolirt und lediglich auf Grund seines mehr oder minder zuverlässigen Gedächtnisses, den sogenannten Thatbestand, den die höheren Instanzen ihrer Nachprüfung zu Grunde legen. Der Gesetzgeber selbst traute freilich dem eignen System nicht recht und fügte noch die Vorschrift hinzu, daß bei Darstellung des Thatbestandes eine Bezugnahme auf die Schriftsätze der Parteien nicht ausgeschlossen sein sollte. „Man durfte hoffen, daß diese euphemistische Redeweise, welche aus dem stillen Bewußtsein der völligen Undurchführbarkeit der Thatbestandslehre hervorgegangen, wohl verstanden werden, und daß in der Bezugnahme auf die Schriftsätze das erste und wichtigste Recht der Parteien, in allen schwierigen Fällen mit ihrer eignen Darstellung von den Richtern aller Instanzen unmittelbar gehört zu werden, doch wieder zur Geltung kommen würde." Allein der Verfasser zeigt, daß das Reichsgericht diese Hoffnung zunichte gemacht hat, indem es diesen unsichern, von dem Richter angefertigten Thatbestand über Gebühr als ausschließliche Grundlage der Entscheidung erachtet und die Schriftsätze der Parteien fast gänzlich beiseite

schiebt. An den gefällten Urteilen zeigt der Verfasser mit schneidiger Schärfe, zu welch beklagenswerten Ergebnissen eine solche Praxis führen muß, und gleichzeitig giebt er die Wege an, wie sich das mündliche Verfahren mit einer verständigen Schriftlichkeit auch auf Grund unsrer Zivilprozeßordnung vereinigen läßt.

Hoffen wir, daß die Bemerkungen des Verfassers, die von so objektivem und wissenschaftlichem Geiste getragen sind, nicht auf unfruchtbaren Boden fallen. Das Ansehen des Reichsgerichts kann nur gewinnen, wenn es einen Kritiker wie Bähr beachtet. Hoffen wir deshalb auch, daß diese Besprechungen nur den Eröffnungsband einer nachfolgenden Reihe bilden.

Gedichte von J. G. Fischer. Dritte, vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta, 1883.

Um ein Buch zu besprechen, welches der Verfasser selbst als das abschließende Material zu seinem Gesamtbilde angesehen wissen möchte und welches er deshalb aus den verschiednen seiner früheren dichterischen Sammlungen vervollständigt hat, wird man die Frage vorausschicken dürfen: Braucht der Verfasser denn schon von seiner Muse Abschied zu nehmen? Blicken wir auf das Schlußgedicht des Buches, so glauben wir die Frage verneinen zu dürfen, denn obgleich es von dem Gedanken an das Ende aller Dinge eingegeben ist, läßt es doch keine Abnahme der poetischen Kraft erkennen. Hier ist es.

Schicksal.

Es ist nur eine kleine Weile,
So liegst auch du, wo alles liegt,
Was nach des Lebens Hast und Eile
Zum langen Schlafe sich geschmiegt.

Nach jedem seligsten Geschicke
Hast du gerungen und gestrebt,
Du hast's erjagt auf Augenblicke,
Doch im Besitze nie gelebt.

Und was man für das Beste achtet,
Das hast du in dem besten Licht
Zu zeigen deiner Zeit getrachtet,
Doch überzeugt hast du sie nicht.

Und wenn die Woge dich erfaßte
Und trug dem großen Meer dich zu,
Liegst du bei Tausenden zu Gaste,
Die auch vergessen sind wie du.

Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten seine Zeit;
Der leuchtet wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit.

Wir würden dieses Schwanenlied noch höher schätzen, könnten wir den dritten Vers aus ihm tilgen, der offenbar den Gedanken des Dichters nur unvollkommen ausdrückt; denn was „man,“ also „jedermann,“ schon für das Beste achtet, brauchte der Dichter ja nicht erst im besten Lichte zu zeigen, und da, nachdem er es gethan, er seine Zeit doch nicht überzeugt zu haben glaubt, so ist es klar, daß er gerade das von der Allgemeinheit nicht als das Beste erkannte und geachtete zu Ehren bringen wollte, also das Besitztheil erlesener Geister, zu dessen Hochhaltung die große Menge allerdings schwer zu bekehren ist. Dies ist auch die Fährte, die, wenn man das Buch nach mußevoller Lektüre sinnend aus der Hand legt, beim

Rückblick auf das mit ihm in seinen heißpulsirenden Dichtungen durchlebte, noch eine gute Weile fortleuchtet und wohl auch noch länger fortleuchten wird, als der Dichter es zu hoffen wagt.

Im Grunde übrigens kann er seiner ganzen Weltanschauung nach sich nicht denen zuzählen, welche an dem göttlichen Geschenk der Poesie nicht schon genug haben, sondern auch noch nach Anerkennung dürsten. Zwar sagt er in dem Gedichte „Heimkehr," in welchem die Sehnsucht, mit seinem früh ihm entrissenen Sohne im Tode vereinigt zu werden, rührend durchklingt:

Du hast, mein Sohn, die Feuer nicht gekannt,
Die nach der Menschenehre eitlen Träumen,
Nach der Genüsse kaum berührten Schäumen
In meinem Herzen oft so heiß gebrannt. . . .

Aber die Fähigkeit, der ganzen Welt ein Schnippchen zu schlagen und auch auf eigne Faust des Lebens froh zu werden, vor allem im Genusse der schönen Natur, diese Fähigkeit klingt zu vernehmbar aus hunderten seiner Gedichte heraus, als daß nicht vor allem sie als der eigentliche Grundton seines Wesens erschiene, wie er denn auch in dem Gedichte „Ein Idyll" die rote wollene Decke, die ihm zum Geburtstag geschenkt wurde, mit den Worten annimmt:

Lebenslang hält sie mich aus, und wenn
Es einmal zum letzten kommt, so decket
Mich zu mit ihr, nur lasset mir frei
Arme und Brust, wie ichs immer liebte.
Und da hüllt es mich ein, dein lindes Geschenk,
Das lebendig rote — und wahr muß bleiben,
Der darunter liegt, hat der Welt sich gefreut
Und ihr Gutes gegönnt, so wahr als einer.

Diese Zugehörigkeit zu der Erde und ihren Freuden kommt in so zahlreichen Gedichten der Sammlung zu lebhaftem Ausdruck, daß dieselben sich als ein scharfes Rüstzeug gegen den kraft- und saftlosen Pessimismus unsrer Tage darbieten, wie sie nicht minder dem Verhimmeln die Wege zu verlegen suchen. Wenn Vater Rückert singt:

Bleib auf Erden! Um dich zu wärmen,
Kommt hernieder der Sonnenstrahl;
Laß die andern in Lüften schwärmen
Oder klimmen auf Bergen kahl,

so feiert Fischer in seinem Gedichte „Am Herzen der Mutter" die Erde in dithyrambischem Schwunge:

Ein Brauttag ist,
Deinen Frühling begehst du,
Ewige Mutter
Und ewige Jungfrau
Erde, heut.
Und ich bin bei dir,
Allein bei dir,
Und habe genug.
Ich will nur dich,
Vernehme nur dich,
Deine Quellen alle
In einem Quell. . . .

Die Erde ist ihm aber in andern Stimmungen vor allem auch das, was in ihrer Gesundheit und Urwüchsigkeit hinaushebt über die Kartenhäuser des Menschenwitzes

und über die Formeln verknöcherter Systeme. In dem Gedichte „Letzte Zuflucht" ruft er:

Und so hadern sie noch lange
Um den Gott und „Menschensohn,"
Bis vor ihres Kampfes Drange
Alle Zweifel sind entflohn;
Wenn der letzte dann erledigt
Und herein der Morgen bricht,
Bleibt vom Berge noch die Predigt
Und vom Himmel noch das Licht.

Aber wohin mit allen Spitzfindigkeiten, ruft er weiter, mit allen Umschreibungen!

Suchet, sucht, wie ihrs beweisen
Und das Wesen fassen sollt,
Aber „Gott" müßt ihr es heißen,
Was ihr Höchstes denken wollt;
Heil'ge Flamme fühlst du brennen,
Göttliche in deiner Brust,
Warum scheust du dich zu nennen,
Was du doch empfinden mußt?

Ein großer Teil der Gedichte aus reifen Jahren ist den tiefen Rätseln des Menschendaseins gewidmet und zeichnet sich durch eine besonders glückliche Fähigkeit des Dichters aus, nämlich durch die, Ergebnisse des abstrakten Denkens mit umfassender Naturkunde in solcher Weise zu verschmelzen, daß sie wirklich dem Gebiete der Poesie sich verschwistern, nicht bloß in dasselbe verpflanzt erscheinen.

Wollte man im übrigen das oben Zitirte und das über die spätern Dichtungen des Verfassers Gesagte als für den Inhalt des Buches vorzugsweise oder gar charakteristisch ansehen, so würde man zu einer irrigen Auffassung desselben gelangen. Wenige Dichter haben mit so kühnen Klängen die Rechte des Herzens, die Wonne der Liebe gefeiert, und wenige mit einer so geringen Anzahl von Gedichten der Glut ihres sinnlichen Empfindens einen gleich scharf geschnittenen Stempel aufgedrückt wie Fischer. Es sei hier nur an die Gedichte „Pallanza," „Ein Gott auf Erden," „Sängerweihe," „Dem Eros," „Die Schwalbe" erinnert. Der Raum verbietet es, näher auf dieselben einzugehen. Hervorgehoben seien aber wenigstens aus verwandter, wenn auch abgedämpfter Stimmung die schönen Gedichte „Mit meiner Königin," „Sommernachmittag," „Der Brückengeist" und die gemütlich oder humoristisch gefärbten „Der Küsterknabe," „Fuhrleut," „Elysium," „Schneegang" und ähnliches, wobei der Dichter mit Geschick den Naturton durch mundartliche Laute unterstützt. Zum Schluß eines der kürzesten Gedichte:

Wer weiß, wenn ihm ein Glück geboren,
Wie reich der Himmel ihn begabt?
Erst wenn du alles hast verloren,
Dann weißt du, was du lieb gehabt.

Kein Herz mag seinen Schatz ermessen,
So lang er ihm gegeben ist,
Und du erfährst, was du besessen,
Erst wenn du ganz verlassen bist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Vom Festefeiern.

Der einhellige Jubel im Lande bei der Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwald und die Äußerungen unbefangener Ausländer bei dieser Gelegenheit waren zugleich eine verständliche Antwort an die Superklugen, die Nörgler und die Zaghaften, welche im vergangenen Sommer tiefsinnige Erörterungen darüber anstellten, ob dem deutschen Volke gestattet werden solle, sich alljährlich des Tages zu freuen, an welchem der Grundstein zum neuen Reiche gelegt worden ist. Aber es sprachen sich damals gegen die Feier des Tages von Sedan auch Männer von unverfälscht patriotischer Gesinnung aus, nicht weil sie das Errungene zu gering achteten, oder fürchteten, die Empfindlichkeit der Franzosen zu reizen u. s. w., sondern weil sie meinen, unser Volk feiere nur ohnehin zuviel, als daß ihm noch ein neuer Festtag von reichswegen gut thun könne. Der Schluß ist allerdings falsch, aber die Prämisse leider unanfechtbar. Das Übel ist da, allein man pflegt einem, der die Gewohnheit hat, sich mit Leckereien den Magen zu überladen, nicht zu empfehlen, er möge sich der gesunden Kost gänzlich enthalten. Ein Nationalfest im wahren Sinne des Wortes, eine ernstfeierliche Erinnerung an die Arbeiten und Kämpfe, welche uns wieder zu einer Nation gemacht haben, kann unserm Volke nur heilsam sein; dies Fest seltener, in größeren Zeitabständen zu begehen, mag sich empfehlen, wann einmal der Besitz voll und ganz gesichert ist, nicht mehr in unsrer Mitte halbe und ganze Feinde die Hoffnung auf Rückkehr zu den alten überwundenen Zuständen nähren, Zweifel und Mißtrauen zu säen bemüht sind. Die Zeit wird kommen, wo man die unverbesserlichen Thoren belächeln und die Böswilligen verachten kann; heute müssen wir noch vor ihnen auf der Hut sein und ihren Machinationen entgegentreten. Und es ist nicht zuviel, wenn wenigstens einmal im Jahre das schwache Gedächtnis

der jetzigen Generation wieder geschärft wird. Für die Wahl des Tages sprechen dieselben Umstände, wie dereinst für den 18. Oktober, der auch noch nicht den Frieden gebracht hatte, geschweige die Früchte alle, welche er einst zu verheißen schien, und den man dennoch mit Höhenfeuern, Reden und Spielen beging, um in den neuen Geschlechtern seine Bedeutung für den Bruch der Fremdherrschaft lebendig zu erhalten.

Wohl aber müssen alle aufrichtig vaterländisch Gesinnten es als eine Pflicht erkennen, der Krankheit des Festefeierns nach Kräften zu steuern. Wir dürfen, was Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Sparsamkeit betrifft, uns so manche Nationalität, Franzosen, Italiener, Juden, einzelne Slavenstämme zum Muster nehmen, andre slavische als warnendes Beispiel, wohin der „liebenswürdige" Leichtsinn, die Lust an rauschenden und berauschenden Festlichkeiten führen. Hinter dem lustig Wirtschaftenden steht immer schon einer bereit, sich in das verwirtschaftete Gut zu setzen; das ist im Großen wie im Kleinen so. Unaufhaltsam dringen im Süden und Osten fremde Elemente auf uralt deutschem Boden vor, und die „Intelligenz," welche man gern als Grund dafür anführt, besteht lediglich darin, daß sie fleißig erwerben und das Erworbene zusammenhalten.

Das darf nicht befremden, daß die eifrigsten Förderer der Festkrankheit dieselben Leute sind, welche stets das Bürgertum, den Mittelstand, die Industrie, die Arbeit im Munde führen. Gerade sie können ein tüchtiges, fleißiges Bürgertum am wenigsten brauchen, weil dies seiner Natur nach konservativ im wahren Sinne sein muß. Und ebensowenig ist die Begegnung der Apostel der Freiheit in der Phrase mit ihren zentralen Gegenfüßlern auffallend; sie sind eben „dieselbe Kouleur in Grün." Sie eifern gegen die vielen kirchlichen Feiertage in katholischen Ländern, wissen, leider oft mit Grund, zu berichten, daß die Heiligen anhaltender im Wirtshause als in der Kirche verehrt werden, und jeder besondre Feiertag noch seinen besondern blauen Montag im Gefolge habe; wenn sie von der Sonntagsfeier sprechen, könnte man meinen, unsre ganze Zukunft hänge von der Wahrung des Menschenrechts ab, auch während des Gottesdienstes Kravatten, Cigarren oder Branntwein verkaufen zu dürfen. Aber nichtkirchliche, politische Feste — ja, Bauer . . .! Die „Lustigen von Weimar" hatten keinen vollständigern Festkalender als unsre Fortgeschrittenen. Da giebts Schützenfeste, Turnerfeste, Sängerfeste, Verbrüderungsfeste; da giebts Wählerversammlungen, da erscheinen Gastredner, um die etwa wankende Gesinnungstüchtigkeit wieder zu befestigen, da erstatten der verehrte Landtags- und der noch verehrtere Reichstagsabgeordnete ihren Rechenschaftsbericht mit obligatem Bankett, da giebts Wanderversammlungen, landwirtschaftliche und Gewerbeausstellungen und wer weiß welche Anlässe noch zum Unterbrechen der bürgerlichen Thätigkeit. Wenn es dem einzelnen auch gelegentlich zu viel werden will, fernbleiben kann er unmöglich als Mann von entschiedener Gesinnung. Das öffentliche Interesse geht dem privaten vor!

Wir brauchen uns wohl nicht gegen die Unterstellung zu verwahren, daß wir Feinde der Volksfreude, der Beteiligung am öffentlichen Leben, der Bethätigung des Gemeinsinnes wären. Möchte doch geschossen, geturnt, gesungen und getanzt werden, möchten die Leute zusammenkommen, um fröhlich zu sein oder um sich die Köpfe der Minister zu zerbrechen u. s. w., wenn Feier- und Werktage im richtigen Verhältnisse blieben und — wenn sich von den „Tagen," „Fahrten," Versammlungen nicht so häufig etwas ähnliches sagen ließe wie von den Festen der Heiligen. „Saure Wochen, frohe Feste," das ist wirklich ein Zauberwort, aber wenn die Feste die Wochen verschlingen, dann wird das „Arm am Beutel, krank am Herzen" zur Schlußpointe. Nicht das Schießen nach der Scheibe, nicht die Übung und Kräftigung der Glieder, nicht das „deutsche Lied" ist vom Übel, sondern das Lungern und Trinken, das Vergeuden der Zeit und das Verthun des Geldes, und diese Dinge sind ja längst zur Hauptsache geworden, und der Gewinn davon meistens ein von schlechtem Getränk und noch schlechteren Reden umnebelter Kopf.

O diese Redewut! Niemand konnte es den guten Deutschen verargen, als sie vor zwanzig Jahren jeden Vorwand beim Schopf ergriffen, um wilde Parlamente zu konstituiren und die so lange Zeit zurückgedrängten Klagen, Wünsche und Hoffnungen sich vom Herzen zu schaffen. Jetzt ist das Treiben doch über die Maßen kindisch. Wen die Natur mit ausreichender Lunge und Zungenfertigkeit ausgestattet hat, der findet ja leichtlich einen Platz unter den Auserwählten seines Landes oder wenigstens seiner Stadt und kann da zum Heile der Mit- und der Nachwelt wirken, und wem das Wort nicht zu Gebote steht, dem öffnen Blätter ohne Zahl ihre Spalten. So laßt doch in des Kuckucks Namen die ehrsamen Bürger in Ruhe mit ihren Büchsen knallen und sich Beste herausschießen! Wenn ihr immer noch glaubt, daß mit ihrem Knallen noch etwas andres erreicht werden könne, so müßt ihr zwanzig Jahre verschlafen haben.

Daß auch Ausstellungen unter den Landplagen genannt zu werden verdienen, wird wieder nur von Personen bestritten werden, welche bei solchen Gelegenheiten dieselbe Rolle spielen wie bei allen Tagen, Fahrten u. s. w., in den Komitees das große Wort führen, mit Schärpen und Bändern geschmückt aufziehen, hohe Herrschaften empfangen, sich auch — natürlich mit innerm Widerstreben, nur der Sache halber! — etwas ins Knopfloch hängen lassen. Sie sind es, die dem Produzenten immer wieder einreden, daß die Geschäfte einen „riesigen" Aufschwung nehmen werden, daß die Blüte der Stadt und des Landes von der geplanten Weltausstellung in Lalenburg abhänge, daß die Ehre der teuern Vaterstadt engagirt sei u. s. w. Und gewisse Geschäfte floriren allerdings, wenn das große Unternehmen zustande kommt: wenn in der Regel der Aussteller am Ende seufzend die Kosten berechnet und seine Waare wieder wohlbehalten zurückbringt, so blicken die Wirte mit Befriedigung auf die langen Reihen von Fässern, welche auf das Gedeihen der Industrie, der Landwirtschaft

und des Vaterlandes geleert worden sind. Das Übermaß hätte das Gute an den Ausstellungen paralysiren müssen, selbst wenn bei denselben immer die Sache im Auge behalten worden wäre; aber nur zu häufig sind auch sie nur zu Vorwänden für Volksfeste gemacht worden, die den doppelten Nachteil haben, einmal viel länger zu währen als andre, dann daß sie die Selbsttäuschung so bequem machen. Man feiert ja nicht, um zu feiern, sondern um sich zu belehren, um des eignen Geschäfts und des Fortschritts im allgemeinen halber!

Genug, wohin wir blicken, stehen Wohlthäter bereit, der Kneiplust des Deutschen ein ehrsames Mäntelchen umzuhängen. Hier Wandel zu schaffen, sollte sich jeder angelegen sein lassen, dem die nationale Sache im Herzen, nicht bloß auf der Zunge sitzt, der nicht die Nation der Denker zu einer Nation müßiger Schwätzer werden lassen möchte. Aber die Erinnerung an die große Zeit vor dreizehn Jahren wolle man uns nicht verkümmern.

Das Volk in Waffen.

Dies Buch ist vornehmlich bestimmt, über die Kreise des Heeres hinaus Klarheit vom Wesen des Krieges zu erzeugen. Der Wunsch, darüber unterrichtet zu sein, ist schon vielfach laut geworden, und das Verständnis für die Natur des Krieges gehört nicht zum geringsten Teile zur Wehrhaftigkeit des Volkes. So sagt Freiherr v. d. Goltz in der Einführung zu seiner jüngst im Deckerschen Verlage zu Berlin erschienenen Schrift: Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unsrer Zeit.

In dem Lande, wo die allgemeine Wehrpflicht seit mehr als siebzig Jahren in Fleisch und Blut der Nation übergegangen ist, verdient der letzte Satz gewiß doppelte Beachtung, und wir leiten aus demselben wie aus Tendenz, Ton und Wesen des ganzen Buches die Berechtigung her, auch die Leser dieser Zeitschrift eingehender auf seinen Inhalt hinzuweisen.

Der als Militärschriftsteller wie auf andern Gebieten der Literatur gleich hochgeschätzte Verfasser hat es verstanden, in dem 516 Oktavseiten umfassenden Bande in klarer, allgemein verständlicher Sprache ein auf ernste Studien gestütztes, durch zahlreiche treffende geschichtliche Beispiele erläutertes Bild von der Art und dem Wesen der Kriegführung der Neuzeit zu entwerfen. Der spröde Stoff, dessen Kenntnis der Fachmann sonst in mühseliger Arbeit nur aus trockenen wissenschaftlichen Abhandlungen schöpfen kann, hat sich unter der geschickten Feder des Majors v. d. Goltz zu einer spannenden Lektüre gestaltet, ohne an Gründlichkeit und wissenschaftlicher Bedeutung eingebüßt zu haben

Nirgends finden wir allgemeine Erklärungen von natürlichen Begriffen und gelehrte silbenstechende Auseinandersetzungen über Strategie und Taktik (oder wie man jetzt gut deutsch zu sagen anfängt über Kriegskunde und Gefechtskunde), wie sie einen guten Teil der gewöhnlichen militärischen Lehrbücher ausfüllen. „Im Kriege handelt es sich um die einfachsten Dinge, um Menschen, Pferde, Waffen, Straßen u. s. w, daher kann man über den Krieg auch in der einfachsten Weise reden und ohne Kunststücke in Wortbildungen alles Notwendige auseinandersetzen.“ Von dieser Anschauung ausgehend, setzt der Verfasser die Bekanntschaft mit den einfachen Begriffen voraus, vermeidet solche, die einer besondern Erklärung bedürfen würden, und verknüpft die zahlreichen verschiednen Materien, welche das weitverzweigte Gebiet der Kriegführung umschließt, zu einer Reihe lebensvoller und charakteristischer Bilder. Erschöpfende Behandlung auf dem engen Raume eines einzigen Bandes konnte nur ermöglicht werden, wenn aller überflüssiige Ballast beiseite gelassen wurde. Der Verfasser hat sich deshalb auf die Schilderung der modernen Kriegführung beschränkt, er schreibt für die Gegenwart, und seine Betrachtungen gründen sich auf die immer massenhafter anschwellenden Volksheere, deren Entwicklung noch im Aufsteigen begriffen ist. Er beabsichtigt vor allen Dingen, der Heerführung im großen die Teilnahme mehr und mehr zuzuwenden, welche bisher der Gefechtsführung gewidmet war, und hofft, daß seine Darstellung dazu beitragen werde, daß daß Wort „Volk in Waffen“ in allen deutschen Herzen das volle Verständnis finde.

Ein zweiter Faktor zur gründlichen Bewältigung des massenhaften Materials liegt in der übersichtlichen Gliederung, und auch in dieser Hinsicht hat der Verfasser den Gegenstand völlig beherrscht.

Der erste Hauptabschnitt des Buches entwickelt die Berechtigung der *Heere der Gegenwart*. Die großen Kulturvölker müssen ihre kriegerische Rüstung mehr und mehr vervollständigen, um im Notfalle einen rücksichtslosen Gebrauch *aller* ihrer Kräfte machen zu können. Die Zeit der Kabinetskriege ist vorüber, die Kollision der Interessen führt zum Kampfe, aber die Leidenschaften der Völker bestimmen unabhängig davon, bis zu welchem Grade er durchgeführt werden soll. Der Krieg dient nach wie vor der Politik zur Erreichung ihrer Zwecke, er muß aber auch um untergeordneter Ziele willen auf vollständige Niederwerfung des Gegners ausgehen. Dies führt notwendigerweise zum entscheidenden Gebrauche aller Mittel; der Versuch des mächtigen Rußlands im letzten Kriege, mit einem Teil seiner Kräfte die weit schwächere Türkei niederzuwerfen, mißglückte.

Die Kriegführung ist natürlich abhängig von allgemeinen Kulturverhältnissen und nimmt deshalb zu verschiedener Zeit gänzlich verschiedene Formen an. In engster Beziehung zu der Kulturstufe eines Volkes steht seine Wehrverfassung, welche, wenn sie gut sein soll, einen ausgeprägt nationalen Charakter tragen muß. Die gegenwärtige deutsche Wehrverfassung, welcher die der übrigen

europäischen Großstaaten mit Ausnahme Englands im allgemeinen ähneln, hat den Vorzug, ein in seinen Elementen gleichartiges Heer zu liefern und junge Mannschaften für die Feldarmee zu stellen, denn die Stärke eines Volkes liegt in seiner Jugend. Ergraute Generale und Offiziere haben auch in unsrer Zeit den alten Ehrenplatz behauptet, unter den Soldaten indessen hat der Veteranenstand seine Bedeutung verloren, ja auf den Mut wirkt Erfahrung nicht selten schädlich.

Die heutige Kriegführung bringt eine vielfache Abstufung der Dienstleistungen mit sich. Daraus erklärt sich die Teilung und die verschiedenartige Verwendung der Truppen nach der Kriegstüchtigkeit der in ihren Reihen vereinigten Mannschaften. Die aus den jüngsten Leuten zusammengesetzte Feldarmee schlägt in erster Linie die Schlachten. Ihr zunächst an Brauchbarkeit stehen mit ihren älteren Jahrgängen die Feldreservetruppen. Sie sind bestimmt, im Notfalle der Feldarmee als Verstärkung zu dienen, die Belagerungen fester Plätze durchzuführen, die Verkehrswege zu sichern und das feindliche Gebiet im Rücken des Heeres niederzuhalten. Die nicht mehr völlig felddienstfähigen Elemente werden zu Besetzungstruppen vereinigt, welche zunächst für die Bewachung heimatlicher Festungen bestimmt, im Lauf der kriegerischen Verwicklung oft auch die Feldreservetruppen verstärken müssen. Eine Anzahl von Aufgaben, wie die Bewachung von Gefangenen und Strafanstalten, den Wach- und Signalementsdienst von unbefestigten Küstenstrecken, an Stromläufen und Gebirgen, vermögen Aufgebote zu verrichten, welche wie der deutsche Landsturm dem eigentlichen Heere nicht angehören. Außerdem ist für die Heeresverwaltung ein ausgedehnter Arbeits- und Handwerksdienst im Lande zu verrichten, und ebenso erfordert der Sanitätsdienst viel helfende Arme. Von besondrer Wichtigkeit sind die Ersatztruppen, deren Dienst in der Ausbildung und Bereithaltung von Ersatzmannschaften für die ins Feld gezogene Armee besteht. Im großen französischen Kriege sind der deutschen Armee nicht weniger als 2000 Offiziere und 220 000 Mann zum Ausgleiche von Verlusten aller Art nachgesendet worden, und eine gleiche Zahl stand bei Abschluß des Friedens noch zur Verfügung.

Die Heereseinteilung eines Staates schließt sich am besten der politischen Einteilung an. Die als selbständige große Schlachtenkörper so gebildeten Armeekorps werden im Kriege zu Armeen vereinigt, zerfallen aber wieder in Divisionen und Brigaden. Die Stärke der verschiedenen Truppenkörper wird nicht willkürlich gewählt, sie ergiebt sich aus mancherlei praktischen Verhältnissen auf natürliche Weise. Ebenso findet sich auch ein natürliches Maß der kleinsten Truppeneinheiten, des Bataillons, der Kompagnie, der Eskadron, der Batterie. Im Anschluß an Rüchels Ausspruch: „Der Geist der preußischen Armee sitzt in ihren Offiziers" entwickelt der Verfasser die Wichtigkeit eines tüchtigen, ehrliebenden, gesellschaftlich hochgestellten Offizierkorps und weist namentlich auch auf die Wichtigkeit eines starken Offizierkorps des Beurlaubtenstandes hin.

Im zweiten Hauptabschnitte wird die Führung der Heere behandelt. Die großen Feldherren aller Zeiten haben stets einen entscheidenden Einfluß

auf die Leistungen der Heere gehabt, doch steht die Tüchtigkeit der Truppen jetzt mit der Tüchtigkeit der Führer in engerer Verbindung als ehedem. Gute Armeen und gute Führung können im allgemeinen als etwas unzertrennliches angesehen werden. Der Feldherr muß eine Anzahl hervorragender Charakterzüge besitzen, und es stellt sich heraus, daß zahlreiche große menschliche Eigenschaften zugleich die großen militärischen Eigenschaften ausmachen. Wir lernen ferner die Zusammensetzung und Wirksamkeit der Hauptquartiere und Kommandobehörden kennen, und gerade an dieser Stelle gewinnt der Laie einen Einblick in das vielgestaltige Räderwerk einer heutigen Armee. Chef des Generalstabes, Generalquartiermeister, Generalstab, Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, Kommandant des Hauptquartieres sind alles in ihrer Art sehr wichtige Persönlichkeiten, und man nennt sie oft genug, ohne immer eine klare Vorstellung von ihrer Thätigkeit zu haben. Hieran schließt sich das interessante Kapitel über die Methode der richtigen Befehlsführung im Kriege und die zahlreichen Schwierigkeiten und Hindernisse, die der Befehlende zu überwinden hat.

Den Bedingungen des Erfolges im Kriege ist der dritte Hauptabschnitt gewidmet. Die Ursachen der Kriege sind politischer Natur, und wenn Kriege nur noch großer politischer Interessen halber möglich sind, so steht mit der Politik die Kriegführung in engstem Zusammenhang. Ohne gesunde, kräftige Politik ist eine glückliche Kriegführung nicht wahrscheinlich, und Feldherr und leitender Staatsmann sollten sich klar sein, daß der Krieg der Politik unter allen Umständen am besten mit völliger Niederwerfung des Feindes dient. Zu den moralischen Vorbedingungen des Erfolges zählen eine nationale Kampfweise, eine gute innere Disposition des Heeres, der Wille zu siegen beim Feldherrn wie bei der Truppe, zu den materiellen Reichtum des Staates, möglichst numerische Überlegenheit auf dem Schlachtfelde, gute Bewaffnung und in geringerem Grade die Wahl der Gefechtsformen.

Die beiden Hauptmomente, aus denen Krieg und Kriegführung sich zusammensetzen, Bewegung und Kampf, bilden den Inhalt des folgenden Abschnittes. Selbstverständlich ist ihnen der größte Raum gewidmet, in der That mehr als die Hälfte des ganzen Buches, und doch ist gerade hier die Masse des verarbeiteten Stoffes so bedeutend gewesen, daß es schwer, wenn nicht zur Unmöglichkeit wird, auch nur die wichtigsten Thatsachen und Schlußfolgerungen auszugsweise im Zusammenhange wiederzugeben. Der Leser wird sich überzeugen, daß die Kampfweise von 1870 für die Zukunft nicht mehr unbedingt maßgebend ist, und verstehen lernen, daß große Erfolge im nächsten Kriege viel schwieriger sein werden. Denn wir werden die Welt nicht zum drittenmale mit den früher nicht erkannten Vorzügen unsers Heerwesens überraschen, und unsre letzten Gegner haben durch wohldurchdachte und kunstreiche Anlage eines Befestigungsgürtels die hartnäckigste Verteidigung zweckmäßig vorbereitet. Der Zukunftskrieg wird daher zeitweise gewiß einen schleppenden Gang annehmen.

Dem Elemente der Beweglichkeit steht auch das ungeheure Anwachsen der Massenheere im Wege. Man erhält ein anschauliches Bild von den Dimensionen, um welche es sich in neueren Kriegen handelt, wenn man bedenkt, daß ein einziges Armeekorps, welches sich mit Trains und Branchen auf einer Straße fortbewegt, etwa 60 Kilometer oder eine Wegstrecke von Magdeburg bis Eisleben in Anspruch nimmt, und die gesamte deutsche Armee würde unter gleicher Voraussetzung mit der Spitze in Mainz eintreffen, wenn die letzten Glieder eben erst Eydtkuhnen verließen. Im Jahre 1870 belegten die 16 deutschen Armeekorps, welche sich am Rhein versammelten, 120 Quadratmeilen eines sehr fruuchtbaren Landes, und für das ganze deutsche Heer sind heute über 200 Qudratmeilen zur Unterkunft erforderlich, wenn auch Ort an Ort mit Truppen belegt sein sollte. Ebenso ungeheuer wären die Fronten, welche entstehen müßten, wenn man die heutigen Riesenheere zu einer Linie entwickeln wollte. Die französische Armee möchte von Epinal bis Verdun reichen, ohne daß die einzelnen Heereskörper etwa besonders locker einandergereiht sein würden. Ein sehr erschwerendes Moment der neueren Kriegführung ist die geringe Macht, welche infolge dieser Entfernungen der höchste Befehlshaber auf das Entstehen der taktischen Entscheidung, der Schlacht, ausübt.

Die Leitung solcher Massen wird nur ermöglicht durch die Disziplin. Zu ihrer Anerziehung ist der ernste Betrieb des sogenannten kleinen Dienstes von großer Bedeutung. Doch muß auch die Disziplin der Intelligenz vorhanden sein. Die Thätigkeit der Führer darf nicht nach bestimmten Vorschriften schematisirt werden, der Krieg duldet keine Schablonen. Aber es muß doch in der Art und Weise, die kriegerischen Aufgaben zu lösen, eine gewisse Übereinstimmung herrschen. Einzelne allgemeine Grundsätze müssen den Truppenführern durch Lehre und Übung so in Fleisch und Blut übergegangen sein, daß der Feldherr dann getrost der Selbständigkeit des Einzelnen viel überlassen kann. Vielleicht wird dann an Orten, wo er nicht persönlich eingreifen kann, nicht gerade das geschehen,, was er selbst gethan haben würde, aber er kann doch sicher sein, daß etwas in seinem Sinne Zweckmäßiges geschieht.

Der Eröffnung des Feldzuges geht der Aufmarsch, d. i. die Zusammenziehung der Kriegsmacht an der bedrohten Grenze des Staates, voran. Bei den dahin zielenden Anordnungen sind die Kulturverhältnisse, namentlich die großen Verkehrswege, in Betracht zu ziehen, und der Schutz für die bedrohten Landesteile ist mit der Rücksicht auf das Zusammenwirken aller Kräfte für die großen Schläge geschickt in Einklang zu bringen. Aus der Wichtigkeit des Aufmarsches ergiebt sich sein enger Zusammenhang mit einer raschen, planvollen Mobilmachung des Heeres.

Ein bis in alle Details ausgearbeiteter Kriegsplan existirt nicht. Wohl muß dagegen ein sorgsam im Einklange mit dem Aufmarsch ausgearbeiteter Operationsentwurf vorhanden sein. Das Ziel, gegen welches dieser sich richtet

ist die feindliche Hauptarmee. Über das erste Zusammentreffen mit dieser kann kein Operationsplan mit einiger Sicherheit hinausreichen, denn dem eigenen Willen begegnet bald der unabhängige Wille des Gegners.

Von bedeutendem Einflusse auf die eigenen Entschlüsse sind die Nachrichten über des Feindes Absichten und Bewegungen. Eine zahlreiche Reiterei versieht den Aufklärungsdienst, dagegen sind Kundschafter mehr in der Epoche der Kriegsvorbereitungen nützlich, wenn ihnen die gewöhnlichen Wege der Korrespondenz offen stehen. Häufig werden sie von beiden Seiten bezahlt, und der Spion, welcher am Abend vor der Schlacht auf schaumbedecktem Rosse eintrifft, um dem Feldherrn den „Plan" des Feindes haarklein zu überliefern, ist lediglich eine Romanfigur. Ein wichtiges Mittel für das Nachrichtenwesen liegt in der Presse, wie denn der internationale Verkehr auch zu Kriegszeiten seine Wege zu finden weiß, sodaß Gesandtschaften und Agenturen im Auslande durch Übermittelung von Nachrichten, welche in neutrale Nachbarländer gedrungen sind, dem Vaterlande große Dienste leisten können.

Langsamkeit und Mühseligkeit sind das Charakteristische an den Marschbewegungen großer Truppenkörper, doch kommen unter besondern Verhältnissen hervorragende Marschleistungen vor. Marschübung und strenge Marschordnung sind wesentlich. Besondre Abteilungen, Avantgarde und Arrieregarde, werden ausgeschieden zur Aufklärung und Sicherung. Neben den eigentlichen Märschen spielen jetzt die Truppenreisen, die Beförderung mit der Eisenbahn oder zu Schiff, eine große Rolle. Mit den Betrachtungen über die Märsche der Truppen hängt die Unterkunft derselben aufs engste zusammen. Diese richtet sich nach manchen Vorbedingungen. Im allgemeinen marschirt man gern etwas weiter, wenn die Truppe dafür anstatt in das aufreibende Biwack unter Dach und Fach kommt.

Uralt ist der Streit über die Vorteile von Angriff und Verteidigung. Zwar scheint die Defensive im taktischen Zusammenstoße dem Angriffe in einzelnen Punkten überlegen, aber eine erfolgreiche Verteidigung beweist doch immer nur, daß der Feind im Augenblicke nicht stärker war, der glückliche Angriff aber, daß man selbst der stärkere ist. Krieg führen heißt angreifen.

Ein besondres Kapitel stellt Betrachtungen an über Trennen, Vereinigen und Manövriren, bespricht den umfassenden Angriff und die Gegenmaßregeln des Feindes, die Verbindungs- und Rückzugslinien. Der Leser wird damit eingeführt in das Gebiet der den Entscheidungskämpfen vorhergehenden Operationen.

Die folgenden Kapitel sind dem Gefecht und der Schlacht gewidmet. Die letztere ist und bleibt das Wichtigste in der Kriegführung, sie bildet die Krisis, aus welcher die Entscheidung aller augenblicklich schwebenden Fragen unmittelbar hervorgeht. Das Schwert Alexanders ist es, welches den gordischen Knoten zerhaut. Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen einer Schlacht, welche bei den Bewegungen der feindlichen Heere oft wie zufällig entsteht, und

einer Schlacht, vor welcher die Parteien sich schon nahe gegenüberstanden, einander auskundschaften und darnach ein förmliches Programm für die Durchführung entwerfen konnten. Mit vollendeter Meisterschaft hat der Verfasser zwei lebensvolle Bilder entworfen von der Einleitung, dem Verlaufe und dem Ende einer solchen „Zufallsschlacht“ und einer „vorbedachten Schlacht,“ um sich sodann der Verfolgung, der Benutzung des Sieges und dem Rückzuge zuzuwenden. In der unerbittlichen Aufeinanderfolge der strategischen Operationen, der Bewegungen und Kämpfe liegt die größte Stärke. Sie war es, die in den letzten Feldzügen unsre Feinde am meisten schreckte. Die „affenartige Geschwindigkeit“ der Preußen von 1866 ist eine große kriegerische Tugend gewesen. Diese Folgerichtigkeit entspringt der richtigen Einsicht und ergiebt sich aus dem Gesetze der Notwendigkeit, nach welchem jede der kämpfenden Parteien bestrebt ist, mit der Schwerkraft der gesamten Waffenmacht dem Ziele zuzustreben, dessen Erreichung der Frieden gewährleistet.

Viele Eigenschaften des Feldherrn wirken auf den Gang der Kriegführung ein: seine Entschlußfähigkeit, seine Beständigkeit, seine Initiative und Selbständigkeit, welche indeß frei von Willkür sein muß. Andre Einflüsse liegen in der Jahreszeit, der herrschenden Witterung, der Beschaffenheit des Terrains, dem Zusammenschmelzen der Zifferstärken bei den Truppen, der Eigenart des Gegners u. s. w. Die Gesundheitspflege wird wichtig, wenn man sich z. B. vergegenwärtigt, daß, obgleich die Gesundheitsverhältnisse der deutschen Heere in Frankreich durchaus günstig waren und keine gefährliche Seuche auftrat, dennoch außer 100 000 Verwundeten 400 000 Kranke die Lazarethe haben aufsuchen müssen. Es ist kürzlich berechnet worden, daß die durchschnittliche Abwesenheit eines Kranken von seinem Truppenteil zwanzig Tage betragen hat, sodaß dieser Gesamtausfall für die Kriegsleistungen demjenigen von zwölf vollen Armeekorps auf rund drei Wochen gleicht.

Den Schluß des vierten Abschnittes bilden Kapitel über den Einfluß fester Plätze auf die Kriegführung im großen und über feindliche Landungen. Die Einwirkung der Festungen wird eine umso größere werden, je mehr das Terrain durch ganze Reihen von Befestigungen zur Verteidigung vorbereitet ist. Die Wegnahme kostet Zeit und Menschen und erfordert eine starke Artilleriewirkung. Dagegen schützt eine Festung wohl die in ihr stehenden Truppen, aber sie fesselt dieselben zugleich an die Scholle. Man bringt eine Armee leicht hinter die Wälle, schwer aber wieder hervor ins Freie, es sei denn daß starke Hilfe von außen ihr die Hand reiche.

Zu einer Landung auf feindlichem Gebiete neben dem ernst entbrannten Kriege, welcher die Hauptheere einander gegenüber festhält, gehört ein bedeutender Überschuß an Kraft. Würde Deutschland von zwei großen Mächten in Ost und West zugleich angegriffen, so könnten ihre Flotten und Heere wohl zusammen die hinreichenden Mittel aufbringen, um eine Landung an unsern Küsten in achtunggebietender Stärke zu unternehmen. Doch selbst in diesem ungünstigsten

Falle könnte die deutsche Heeresleitung durch Ersatztruppen u. s. w. noch schnell eine bedeutende Übermacht dem gelandeten Feinde entgegenstellen. Im allgemeinen bilden feindliche Landungen für einen volkreichen und militärisch gut organisirten Staat mehr Schreckbilder als wirkliche Gefahren.

Im fünften Abschnitte werden Verpflegung, Versorgung und Ergänzung der Heere im Kriege besprochen. Der Leser thut hier einen Blick in das von vielen für überflüssig und unwichtig gehaltene, in der That bewundernswerte und großartige Getriebe im Rücken der Armee. Es kommt nicht allein darauf an, die nötigen Nahrungsmittel, unter denen gute Konserven eine immer bedeutendere Rolle spielen werden, zu beschaffen, sondern sie nebst dem nötigen Ersatze an Bekleidungsstücken, Waffen und Munition im feindlichen Lande heranzuführen, zu schützen und zu verteilen. Schon oben ist darauf hingewiesen, welche Dimensionen die Ergänzung der durch den Krieg gelichteten Reihen der Streiter annimmt, doch entsprechen auch auf diesem Gebiete die gesteigerten Mittel der Neuzeit den gesteigerten Anforderungen.

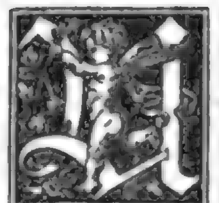
Nachdem der Verfasser noch in einem weitern Abschnitte seine Gedanken über die Erreichung des Kriegszweckes und über die dabei mitwirkenden Einflüsse zusammengestellt hat, gelangt er zum Schluß. Solange Völker auf Erden nach irdischen Gütern streben, so lange sie darnach trachten, für nachwachsende Geschlechter Raum zur Entfaltung, Ruhe und Ansehen zu sichern, solange sie, von großen Geistern geführt, über die engen Grenzen alltäglichen Bedürfnisses hinaus nach der Verwirklichung politischer und kulturhistorischer Ideale streben, solange wird es Kriege geben. Heute genügt es aber nicht mehr, daß der Fürst den Krieg kenne, die Völker bedürfen nicht minder dieser der Kenntnis. Das Verständnis dafür zu erlangen ist nicht schwer, wenn auch Sprung zum Können immer noch ein großer ist. Wir Deutschen sind jetzt in glücklicher Lage. Der Stern des jungen Reiches hat sich eben erst am Horizonte erhoben; seine Laufbahn liegt noch vor ihm. Und wenn jemals ein entstehender Staat die Gewähr langer Dauer geboten hat, so ist es ein einiges und kriegerisch starkes Deutschland inmitten der großen Mächte von Europa. Das Bewußtsein der Gefahr hält die Thatkraft wach. Doch ist die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen, es droht ein letzter Kampf um Deutschlands Größe und Bestand. Dazu ist die Steigerung aller moralischen Kräfte nötig, und es ist unausgesetzt durch Beispiel, Wort und Schrift darauf hinzuwirken, daß Treue gegen den Kaiser, leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande, die Entschlossenheit, schweren Prüfungen nicht auszuweichen, Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit in unsern und unsrer Kinder Herzen immer mächtiger werde. Dann wird dem deutschen Heere, das sein und bleiben soll das deutsche Volk in Waffen, auch im kommenden Streite der Sieg nicht fehlen.

Leipzig. Hermann Vogt.

Die Entstehung des Faust.

Von Constantin Rößler.

1. Einleitende Bemerkung.


ns Heutigen ist es geläufig, zu sagen, der Faust habe Goethe sechzig Jahre beschäftigt, habe ihn als das Werk seines Lebens von dem Erwachen seiner Schöpferkraft bis zum Erlöschen derselben begleitet. Daß der zweite Teil der Dichtung erst nahe dem Lebensende des Dichters abgeschlossen worden, wußten die Zeitgenossen aus dem Erscheinen dieses Teiles erst nach dem Tode des Dichters. Anders war es mit dem ersten Teil. Dieser war den Mitlebenden seit dem Jahre 1808 als Ganzes vorgelegt. Das Geschlecht, das jung war, als der Dichter starb, wußte mit dem zweiten Teil zunächst wenig anzufangen. Für dieses Geschlecht blieb der erste Teil der Faust. Es nahm ihn auf als Ganzes und durfte mit Recht die Wirkung als die eines Ganzen empfinden. Dieses Geschlecht hatte vergessen, daß auch von dem ersten Teil einmal ein Bruchstück veröffentlicht worden und daß der Einblick in dieses Bruchstück eigne Gedanken anzuregen geeignet war über das Verhältnis der bei der Veröffentlichung des Ganzen hinzugekommenen Stücke zu den zuerst veröffentlichten Szenen. Als im Jahre 1849 der erste hundertjährige Geburtstag des Dichters gefeiert wurde in einer wenig empfänglichen Zeit, war die Feier eigentlich nur in wenig Städten ein Akt verständnisvoller Pietät, darunter Berlin und Leipzig. Der tiefe Eindruck der Leipziger Feier war das Werk des unvergeßlichen Salomon Hirzel. Er hatte eine Goetheausstellung veranstaltet, deren Hauptbestandteil seine eignen Sammlungen bildeten. Da sah mancher Besucher mit Überraschung und Neugier unter dem Glaskasten das fast nirgend mehr verbreitete Fragment von 1790.

Diese Thatsachen, welche darauf hindeuten, daß das Geschlecht, welches unmittelbar nach Goethes Tode groß geworden, keineswegs unter dem uns so geläufigen Eindruck des Faust als eines langsam, unter verschiednen Anläufen entstandnen Werkes lebte, sind hier nicht umsonst erwähnt worden. Aus ihnen wird begreiflich, wie in derselben Zeit eine lange Reihe von Faustkommentaren entstehen konnte, welche es unternahmen, aus dem Faust, wie er vorlag, die Idee eines planvollen Ganzen zu erfassen und aus diesem mehr oder minder zuversichtlich erfaßten Ganzen das Verständnis der einzelnen Vorgänge, Szenen und Aussprüche zu geben. Diese Art, den Faust zu kommentiren, hat eine lange Zeit angedauert, und die Periode derselben schiebt sich weit hinein in die Zeit, wo ganz andre Erklärungsmittel aufgesucht wurden. Es ist

heutzutage Mode, mit Geringschätzung von diesen Faustkommentaren zu sprechen. Wir sind in der Lage, diese Geringschätzung gebührendermaßen zu erwiedern. Man schiebt den vermeintlich nur verfehlten Weg dieser Kommentare auf eine Art der philosophischen Richtung der damaligen Zeit. Daß dieser Grund übereilt und unzureichend angenommen wird, zeigen unsre obigen Anführungen. Das damalige Geschlecht stand unter keinem andern Bewußtsein, als daß der Faust, mindestens der meist als allein wesentlich betrachtete erste Teil, ein Werk aus einem Gusse sei. Die Notizen über die allmähliche Entstehung, welche damals überhaupt schon bekannt waren, gingen allein herum im engen Kreise der Goethegelehrten. Heute sind fast alle Goethefreunde bis zu einem gewissen Grade Goethegelehrte und selbst Goetheforscher. In den beiden Jahrzehnten von 1830 bis 1850 war dies anders. Damals gab es zahlreiche Goethefreunde und selbst Goetheenthusiasten, die sich um die persönlichen Beziehungen der Dichtungen, für die sie sich begeisterten, nicht kümmerten. Diese Art von Notizensammlung galt für die Spezialität eines engen, mit der Umgebung des Dichters zusammenhängenden Kreises. Man vermutete noch nicht, wie ungemein fruchtbar diese Art Notizensammlung nach ungeahnter Bereicherung bald für das lebendigere Verständnis des Dichters werden sollte.

Den Faustkommentaren gegenüber, welche aus dem Lesen des Gedichts, verbunden mit allerlei andern die Zeit bewegenden Motiven, frischweg eine „Idee" des Faust konzipirten und aus dieser Idee heraus jede Einzelheit kommentirten, war es zuerst Gervinus, der schon in der ersten Auflage des fünften Bandes seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur auf die sogenannte — sogenannte müßte man hier unterstreichen — historische Erklärung hinwies. Er ist dafür hinlänglich gepriesen worden, und wir wollen uns ja hüten, das unleugbare, aber sehr mäßige Verdienst zu übertreiben. Historisch erklären heißt hier nämlich, das Faustbuch in der Hand, mit dem Finger auf die Szenen hinweisen und sagen: Hier ist der junge Goethe, die Ideale der Sturm- und Drangzeit, hier ist der alte Goethe, die Symbolik, die späte Lebensweisheit, die weiten Bildungsaussichten u. s. w. Über den Geschmack soll ja nicht zu streiten sein. Es wird einen Geschmack geben, der lieber den künstlichsten Kommentar geschrieben haben möchte, welcher die wirklichen Absichten des Dichters vielleicht weit verfehlt, als solche Entdeckungen gemacht. Geist- und Verstandesaufwand erfordert die erste Arbeit jedenfalls mehr als die zweite, die gar keine Arbeit ist, sobald der erste Entdecker aufgetreten, der das glückliche und dreiste Auge hatte zu sehen, was jeder sehen kann. Hat einer den ersten Goldklumpen gesehen, so eilen die Gräber und Wäscher zu Tausenden herbei, und es kommt nicht einmal mehr auf das Auge, sondern auf die Arme an, um viel zu erlangen. Sind wir wirklich dadurch sonderlich weise, daß wir sagen können: Hier ist der Reflex von Sturm und Drang, hier der Reflex des alchymistischen Studiums, hier der Reflex von Mercks oder Wagners Persönlichkeit

u. s. w. u. s. w.? Gewiß, solches Wissen kann sehr fruchtbar werden. Aber doch nur, wenn wir begreifen, zu welchem Zweck, unter welchem Gesetz der Dichtergeist sich all dieses Stoffes, all dieser ihn bewegenden Ideen und Erlebnisse bemächtigt und mit welchem Erfolg er sie bemeistert hat. So lange wir das nicht wissen, wissen wir eben die Hauptsache nicht, und die sogenannten historischen Erklärer haben nicht das mindeste Recht, auf die philosophischen Kommentatoren herabzusehen. Erst wenn wir den Dichtergeist als das lebendige Triebwerk vor Augen hätten, das die Faustdichtung aus so mannichfaltigen Elementen, aber doch aus Elementen, deren Auswahl keine zufällige sein kann, die Elemente umbildend, gestaltet, ihnen beständig die Persönlichkeit des Dichters entgegensetzend und sie derselben unterwerfend, erst dann hätten wir das Verständnis des Faust. Dann werden wir hoffentlich auch die Einheit der Idee finden, welche der Dichter beständig gesucht und, wir dürfen annehmen, dem Ganzen eingeprägt hat, wenn auch manchen Einzelheiten nur mit einem oberflächlichen Stempel. Dann werden wir die Dichtung auch wieder mit philosophischem Sinn verstehen und den philosophischen Sinn an derselben erheben können. Wir werden zu dem Unternehmen der ersten Faustkommentare in gewissem Sinn zurückkehren, es aber viel vollkommener und viel mehr auf den wirklichen Sinn, auf die wirkliche Absicht der Dichtung begründet lösen können.

Bald nach jenem ersten hundertjährigen Geburtstag begann Schöll mit der Herausgabe der Briefe an Charlotte von Stein die immer aufschlußreicheren Veröffentlichungen aus dem und über das intime Leben des Dichters. Viel genauer und feiner als bei dem Anfang, den Gervinus gemacht, begann nun der Nachweis der einzelnen Beziehungen der Dichtungen zu dem Leben des Dichters. Auch dem Faust wurde dieses neue Studium zuteil. Im ganzen aber stehen wir diesem Gedicht noch gegenüber wie einem gewaltigen Werke der Skulptur, dessen reiche Komposition aus mannichfaltigen Gruppen, offenbar zeitlich verschiednen Ursprunges, wohl übersichtlich, aber keineswegs im einzelnen durchsichtig zusammengesetzt ist. Wenn es zuerst kühne Erklärer gab, welche mit freudigem Auge in das Ganze blickten und aus dem, was ihr Auge empfangen hatte oder empfangen zu haben meinte, das Kunstwerk nachkonstruiren wollten, so sind wir in eine ganz andre Periode der Auffassung eingetreten. Wir weisen bei jeder Gruppe den Marmorbruch nach, aus dem der Marmor zur Gruppe geholt worden ist. Wir wissen oft Zeit und Stunde, wann der Meißel an den Marmor zu dieser einzelnen Gruppe gelegt worden. Was wir aber nicht wissen, das ist, warum der Künstler die Gruppe überhaupt für nötig gehalten, was ihn trieb, sie zu entwerfen, und wie sie im Künstlergeist mit den schon vorhandenen Teilen des Kunstwerkes und mit den später hinzutretenden verbunden ward. Sollen wir auf die Erforschung dieser Entstehungsgründe, dieses Zusammenhanges etwa verzichten? Es wäre recht in der Weise unsrer Zeit, von der ein Hauptzug Verworrenheit aus intellektueller Charakterschwäche ist, in

einem Atem den Faust für eins der größten Gedichte der Weltliteratur und für ein Sammelsurium zu erklären. Heute dürfte man sich nicht wundern über den Einwand, daß ja mehr als ein Werk die Verehrung der Welt genieße, das, im Grunde ohne Plan, in langer Zeit entstanden sei. Man könnte auf den Dom von St. Peter, man könnte aus dem Gebiete der Schrift auf den Kanon des alten und neuen Testamentes hinweisen, man könnte auch die eine Zeit lang herrschende Entstehungshypothese der homerischen Dichtungen herbeiziehen. Der Einwand wäre gedankenlos, weil in diesen Werken über das, was in sie aufgenommen worden, nicht der Zufall, sondern eine geistige Notwendigkeit entschieden hat. Bei dem Faust aber handelt es sich um die Frage, ob die Schöpferkraft eines großen Dichters nach dem Zufall gewaltet hat oder nach dem Gebot eines herrschenden, freilich allmählich sich erweiternden und abklärenden Schöpferwillens.

Die Untersuchung, welche in diesem Sinne hier angestellt werden soll, reiht sich demnach denen an, von welchen G. von Löper, der verdienstvollste Herausgeber des Faust, in seiner Einleitung sagt, indem er Fr. Vischer, J. Schmidt, K. Fischer, H. Grimm erwähnt, daß diese Untersuchungen die Fruchtbarkeit, aber auch die Unsicherheit des Bodens zeigen, auf welchem sie angestellt werden. „Niemandem jedoch, fährt Löper fort, der ernstlich über Faust schreiben will, kann es erspart bleiben, jenen schlüpfrigen Boden zu betreten, auf die Gefahr hin, auszugleiten und zu fallen.“

2. Die äußern Spuren.

An Spuren, die äußere Entstehung des Faust zu verfolgen, fehlt es uns nicht. Leider sind es eben nur Spuren der Entstehungsdaten, nicht der Entstehungsmotive. Goethe selbst hat uns in Dichtung und Wahrheit die ersten Daten gegeben. Sie reichen natürlich nicht weiter als diese Lebensbeschreibung. Alsdann enthält die „Chronologie der Entstehung Goethischer Schriften,“ welche zuerst der Gesamtausgabe von 1840 beigegeben wurde, eine fortlaufende Reihe von Angaben über die Entstehung einzelner Teile des Faust, d. h. Angaben, in welchem Zeitpunkte diese oder jene Szene oder Szenenreihe in Angriff genommen oder abgeschlossen worden ist. Was die Entstehung dieser Chronologie betrifft, so sei hier erwähnt, daß auf Riemers und Eckermanns Antrieb ein junger Gelehrter, namens Muskulus, mit der Aufgabe betraut wurde, alle Angaben über die Ursprungsdaten Goethischer Schriften aus Goethes Tagebüchern und andern Quellen, z. B. Briefen, auszuziehen. Die Arbeit ist von Muskulus zweimal, erst in sehr ausführlicher, dann in verkürzter Gestalt, vorgelegt worden. Riemer und Eckermann haben auch die kürzere Zusammenstellung noch wesentlich gekürzt, und so ist sie als „Chronologie“ in die Cottaschen Gesamtausgaben der Goethischen Werke übergegangen. G. v. Löper, der unermüdliche Goetheforscher, hat beide Manuskripte der von Muskulus versuchten

Zusammenstellungen erworben. Der mir zuvorkommend gewährten Einsicht in dieselben verdanke ich einige genauere Anhaltspunkte für die nachfolgende Untersuchung. Was die Zuverlässigkeit der „Chronologie" anlangt, so wird man dieselbe nach der Quelle, woraus die Angaben meistens entnommen, und nach der Gewissenhaftigkeit, mit der sie zusammengestellt sind, selten bezweifeln dürfen. Bedenken können höchstens durch die Frage entstehen, ob der nach den Tagebüchern des Dichters arbeitende Chronist die Angaben, die er vor Augen hatte, bei der zusammendrängenden Darstellung, die ihm oblag, überall in die richtige Abbreviatur, sozusagen, übersetzt hat. Was die Angaben der „Chronologie" über die Ursprungsdaten der einzelnen Teile des Faust anlangt, so sind derselben nicht gerade wenige; aber viele hochwünschenswerte Angaben fehlen, und öfters sind die Angaben so unbestimmt, daß man nicht weiß, auf welche Teile sie sich beziehen.

Eine dritte Quelle für die Entstehungsdaten des Faust bilden die mannichfaltigen, in Briefen über Goethe, an Goethe, von Goethe auf das Gedicht bezüglichen Äußerungen. Viele davon sind wiederum so unbestimmt, daß sie für sich ohne mannichfaltige Kombination kaum einen Anhalt gewähren. Immerhin finden sich ein paar unschätzbare Wegweiser darunter.

Aus allen brieflichen Äußerungen über den Faust muß aber eine in sich zusammenhängende Reihe hervorgehoben werden. Es sind dies die Äußerungen in dem Schiller-Goethischen Briefwechsel, welche sich von 1794 bis 1801 durch denselben hindurchziehen. Ganz eigen ist der Eindruck, den man von diesen Briefstellen empfängt. Sie fesseln wie Hieroglyphen, in denen das anziehendste Geheimnis niedergelegt ist, zu dem den Schlüssel zu finden man immer und immer wieder versuchen möchte. Die Unterredung der beiden Freunde bezieht sich auf die Fortbildung des Faust, nachdem das Fragment von 1790 seit vier Jahren vorliegt. Schiller bringt der Vollendung des Werkes, dessen fragmentarischen Anfang er den Torso des Herkules nennt, den Enthusiasmus entgegen, wie ihn ein Dichtergenius dem andern, innig verstandenen und zugleich begeisterungsvoll in unerreichbarer Höhe gesehenen, darbringen kann. Goethe erwiedert mit aufrichtiger Dankbarkeit, vermeidet aber jedes bestimmte Eingehen sowohl auf die eigentlichen Motive, wie sie nach und nach in ihm zur Klarheit kommen, als auf die Mittel der Ausführung. Er drückt sich über beides, wie man mit einem Goethischen Ausdruck sagen möchte, zwar eigen und anmutig, aber durchaus hieroglyphisch aus. Wenn Löper sagt, eine eigne Scheu habe Goethe abgehalten, Schiller in die Werkstatt seiner Dichtung einzuführen, so möchte ich sagen eine natürliche Scheu. Kann sich doch der Dichter, ja überhaupt jeder schöpferische Arbeiter, in der Werkstatt des eignen Geistes kaum selbst belauschen. Viel weniger mag er dieselbe noch für einen andern abbilden, und wäre dies auch ein Freund, vor dem es kein Geheimnis giebt. Aber es giebt nur ein Geheimnis — weil nur eine Mitteilung — fertiger Dinge. Die

Mitteilung macht eben das Unfertige zum Fertigen und hemmt damit den Prozeß der Produktion. Das Werden bleibt immerdar Geheimnis, und wer dieses Geheimnis erleuchten will, verscheucht das Werden.

Aber die Hieroglyphen der Goethischen Äußerungen über den Fortschritt seiner Dichtung, die nicht nur rätselhaft, sondern auch sparsam sind, bleiben dennoch unschätzbar. Den lebendigsten Aufschluß über die Entstehung des Gedichtes muß die aus liebevoller Vertiefung entspringende Divination dem Gedicht selbst entnehmen. Gelingt es nun dieser Divination, zugleich eine einleuchtende Deutung der an Schiller gerichteten Hieroglyphen des Dichters darzubieten, so ist immerhin eine wertvolle Übereinstimmung zwei verschiedenartiger Quellen vorhanden, welche der Richtigkeit des Gefundenen eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit verleiht. Was in den nachfolgenden Abschnitten als gewagte Vermutung dargeboten werden soll, vermag sich doch, wenigstens für die betreffenden Teile der Dichtung, nicht bloß auf die Dichtung selbst, sondern daneben auf eine zulässige, manchmal einleuchtende Auslegung jener Hieroglyphen zu stützen.

Für die innere Entstehung des Gedichtes ist demnach die Hauptquelle das Gedicht selbst, auch die Gestalt des Fragments von 1790, unterstützt durch die sonstigen äußern Ursprungsdaten, vorzugsweise aber durch den Schiller-Goethischen Briefwechsel. Als letzte Quelle ist dann noch eine Reihe mündlicher Äußerungen des Dichters über den Faust anzuführen, welche Eckermann berichtet.

Es liegt uns nun ob, bevor wir eine zusammengesetzte Hypothese über die sich nach und nach vollziehende innere Entstehung des Faust vortragen, die urkundlich beglaubigten Punkte herauszuheben und dann die Fragen zu umschreiben, welche schon aus der Durchforschung der äußern Daten sich mit Klarheit ergeben.

3. Die Fragen.

Die Quartausgabe der Goethischen Werke, welche, von Eckermann und Riemer veranstaltet, im Jahre 1837 erschien, enthielt im Inhaltsverzeichnis zum erstenmale bei jeder Dichtung eine Angabe der Entstehungszeit und des ersten Druckes. Beim Faust wurde als Anfang der Entstehung das Jahr 1769 angegeben.

Erinnern wir uns, daß Goethe am 1. September 1768 von Leipzig krank nach Frankfurt gekommen war. Das Jahr 1769 wurde mit theosophischen, kirchengeschichtlichen, alchymistischen, medizinischen Studien ausgefüllt. Es kann sehr wohl sein, daß in diesem Jahre die alte Puppenspielfabel begonnen hat, in der alle Keime des Weltverständnisses und alle Rätsel desselben begierig einsaugenden Seele des Jünglings „vieltönig zu summen und wiederzuklingen.“ Die Selbstbiographie des Dichters scheint diese Annahme nur zu bestätigen. Denn er erzählt uns, wie er, seit dem Frühjahr 1770 zur Fortsetzung der Studien in Straßburg sich aufhaltend, namentlich medizinischen Studien ob-

liegend, in lebhafte Verbindung mit Herder tritt, aber vor dem kritischen Urteil desselben die Teilnahme an gewissen Gegenständen verbirgt, die sich bei dem jugendlichen Dichter eingewurzelt hatten und zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es handelt sich um Götz von Berlichingen und Faust. Der Dichter spricht sich über die Art jener Teilnahme aus und vergleicht seinen damaligen Gemütszustand geradezu mit demjenigen, der aus den ersten Szenen des Faust dem Hörer entgegentritt. „Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.“ So heißt es im zehnten Buche von Dichtung und Wahrheit. Nun zeigt derjenige ein schwaches Auge, der in den ersten Szenen des Faust nichts weiter sehen kann, als die Wiederspiegelung der theosophischen und alchymistischen Beschäftigungen des Dichters. Daneben hat man noch gesehen die unerfüllbaren Forderungen, die ein unreifes Genie im Einklang mit dem Streben seiner Generation an die Erkenntnis der Dinge stellt. Das ist ungefähr die Weisheit, zu der wir heute dem Eingang des Faust gegenüber gelangt scheinen — wenn wir nämlich den gepriesenen kritisch-historischen Pfad einschlagen. Da kommt doch der wahren Weisheit zehnmal näher die Überschwenglichkeit der philosophischen Kommentare, welche in dem Faust gleich von Anfang nichts als eitel Offenbarung tiefsinnigen Schauens in das Wesen der Dinge und der Wissenschaft sehen.

Wir sind aber jetzt nicht bei den Auflösungen, sondern bei den Fragen. Das Pathos der ersten Faustszenen enthält noch nicht den vollständigen Keim zu einem dramatischen Gedicht. Zu einem solchen gehört, wie zu einem symphonischen Gebilde, eine Mehrheit von Themen, die sich mit innerer Notwendigkeit auf einander beziehen, einander bekämpfen, einander ergänzen und zu einer Einheit, positiv oder negativ, zuletzt verschmolzen werden. Aus dem Jahre 1772 macht Goethe in der Selbstbiographie die Bemerkung: Faust war schon vorgerückt. Man mag dies darauf beziehen, daß das Gegenthema zu dem, einfach oder mehrfach gestalteten, Hauptthema nunmehr gefunden war. Im Jahre 1774 entsteht der Werther. Im Jahre 1772 war der Götz von Berlichingen vollendet. Aber der Faust hatte nicht stillgestanden. Im September 1774 teilte Goethe die neuesten Szenen des Faust Klopstock mit, und aus einem Brief Boies, der Goethe am 15. Oktober desselben Jahres in Frankfurt besuchte, geht hervor, daß das Stück damals bis auf wenige Szenen fertig gewesen sein muß. (Vgl. die bezügliche Stelle aus diesem Brief in Löpers Einleitung zu seiner Faustausgabe S. VII.) Ende März 1775 wurden dem von Karlsruhe zurückkehrenden Klopstock neue Szenen aus Faust vorgelesen. (Andre Zeugnisse für den dem Abschluß nahen Fortschritt des Gedichts um diese Zeit siehe bei Löper a. a. O.) Wir wissen, daß in demselben Jahre der Bund des Dichters mit dem Hof zu Weimar geschlossen wurde. Am 12. Oktober hatte sich Goethe in Frank-

furt dem Herzog und seiner Gemahlin vorgestellt, am 7. November 1775 traf er in Weimar ein. In welcher Verfassung war damals die Faustdichtung? Wir haben eine Äußerung des Dichters, freilich aus der spätesten Zeit, bei Eckermann: „Der Faust entstand mit meinem Werther, ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar.“ Diese Äußerung klingt doch, als bezöge sie sich auf ein fertiges Werk, und diese Annahme scheint sich zu befestigen, wenn man die Äußerung des Dichters zusammenhält mit den anderweitigen Zeugnissen über den der Vollendung nahen Zustand des Faust in den Jahren 1774 und 1775. Die gewöhnliche Annahme ist freilich, Goethe sei durch die neuen Lebensverhältnisse in Weimar, durch die Entwürfe zu neuen Dichtungen, die sich in ihm hervordrängten, an der Vollendung des Faust verhindert worden, sodaß er erst auf der italienischen Reise in Rom, dreizehn Jahre nach der Ankunft in Weimar, den Faden wieder aufzunehmen versucht habe. Diese Ansicht könnte man dadurch bestätigt finden, daß in Weimar, wo Goethe öfters den Faust — aber nur teilweise — vorlas, das Stück als ein bald erscheinendes, also bald zu vollendendes Werk angesehen wurde, wenn nicht als ein vollendetes, dem nur die letzte Feile oder der letzte Schluß fehle. (Siehe auch dafür die Belege bei Löper a. a. O.)

Ein Gegenzeugnis aber muß man in dem Briefe Goethes an Göschen vom Juli 1786 und in des letzteren Ankündigung von der ersten Gesamtausgabe der Goethischen Schriften sehen. (Löper a. a. O.) Da wird nämlich das Erscheinen des Faust für den Sommer 1787 verheißen, „sicher als ein Fragment, doch mit der Aussicht auf mögliche Vollendung.“ Diese Äußerung läßt einen doppelten Schluß zu. Wenn der Dichter 1786 noch unsicher war, ob er nicht den Faust nur als Fragment, anstatt vollendet, zu veröffentlichen genötigt sei, so bietet sich zur Auffindung des Grundes folgende Alternative dar. Entweder war die Dichtung noch nicht soweit vorgerückt, wie die andern Zeugnisse angeben, sodaß sie eben nur des letzten Schlusses bedurft hätten, oder dem Dichter war der Zweifel entstanden, ob er den bisherigen Plan festhalten könne, und wenn nicht, ob er den Abschluß des Gedichtes nach einem neuen Plane innerhalb eines Jahres herbeizuführen vermöge. Die letztere Annahme ist die allein zulässige. Mit ihr wird aber die oft gehörte Annahme hinfällig, daß der Dichter durch äußere Verhältnisse, durch neue, dem Faust sich vordrängende Entwürfe u. dergl. an der baldigen Vollendung desselben in Weimar gehindert worden sei.

Schon hier drängt sich die Wahrscheinlichkeit auf, daß der Faust 1775 in Frankfurt fertig war, wenn nicht in allen, doch in den meisten Szenen und jedenfalls in der Idee des Ganzen, die wahrscheinlich spätestens 1774 im Haupt des Dichters sich vollendete. Daß nun dieser erste, in der Idee ganze Faust in der Ausführung niemals vollendet worden, oder wenn er — was wir mit vollkommener Sicherheit doch nicht in Abrede stellen können — in Frankfurt vollendet gewesen sein sollte, niemals der Öffentlichkeit vorgelegt wurde, und daß er später tief-

greifenden Umwandlungen und Erweiterungen von einer dem Dichter im Anfang selbst völlig ungeahnten Ausdehnung unterworfen worden, dafür können demnach nur innere Gründe bestimmend gewesen sein. So würde es sich um die Frage handeln, warum der erste Faustplan verworfen wurde. Dazu müßten wir ihn kennen. Wir wollen später den Versuch anstellen, ob es möglich ist, ihn zu erraten. Zunächst aber wollen wir noch ein entscheidendes Zeugnis Goethes selbst anführen, aus welchem erhellt, daß der Dichter bis zum Aufenthalt in Rom nicht an die Fortsetzung des Faust nach dem ersten Plan gedacht, sondern daß er nach einem neuen Plan gesucht hat. Wir meinen die bekannte Stelle des Briefes vom 1. März 1788 aus Rom, kurz vor der Rückkehr nach Weimar, in der Italienischen Reise: „Es war eine reichhaltige Woche — die vom 22. Februar bis 1. März 1788 — die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächte ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden." Es ist dies eine jener Stellen, über die man oft hinweg lesen kann, bis man einmal gewahrt: man hat eine Hieroglyphe vor sich, die kostbaren Aufschluß verbergen muß. Der Plan zum Faust ward gemacht. Also ein neuer, denn der alte brauchte nicht gemacht zu werden, und daß das Gedicht bis dahin planlos entstanden, wird niemand annehmen wollen. Aber zugleich wird gesagt, das Gedicht solle durch die lange Unterbrechung nichts verlieren, weil der Faden wiedergefunden worden sei. Also war der Faden verloren gewesen. Aber wäre es etwa möglich, die Unterbrechung des Gedichtes auf das Vergessen des alten Fadens zu schieben? Davon kann nicht die Rede sein. Das Wiederfinden des Fadens kann also nur das gefundene Mittel bedeuten, den durch den ersten Ausführungsplan abgesponnenen Faden der ursprünglichsten, aber schon durch die erste Ausführung umgestalteten Idee wieder herauszulösen und zum Weiterspinnen fähig zu machen.

Wir wollen sehen, ob diese Deutung der Hieroglyphe sich uns bestätigen wird. Denn nun erhebt sich die zweite Frage: Welches war der neue in Rom gefundene Faustplan? Wir sehen aus der eben mitgeteilten Briefstelle, daß unmittelbar, nachdem der Dichter den Faden wieder gefunden zu haben glaubte, die erste neue Szene ausgeführt wurde. Aus Eckermann wissen wir, daß zu Rom, und zwar im Garten der Villa Borghese, die Szene der Hexenküche gedichtet worden ist. Dies muß also die erste aus dem neuen Plan hervorgegangene Szene sein. In ihr wäre demnach das Thema, der Keim, der Ansatz des neuen Planes zu suchen. Aber manchen Verehrer des Faust hat gerade diese Szene zur Verzweiflung gebracht, niemand weiß recht anzugeben, was sie

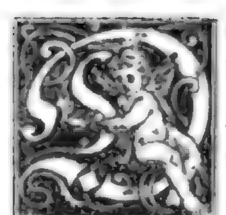
soll; nur die philosophischen Kommentatoren haben sich an ihren Sinn, aber zur Erhaschung desselben auch verzweifelte Sprünge gemacht, die ihnen vielseitigen Spott eingetragen. Uns bleibt freilich nichts übrig, als auch an dieses Rätsel uns zu wagen. Denn mit dem Dekret der wohlfeilsten Weisheit: Unsinn, Unsinn! haben wir nirgend etwas zu schaffen.

Nun kommt jedoch etwas, was die schon verzweifelte Aufgabe noch mehr erschwert. Am 11. August 1787 hatte Goethe zuversichtlich aus Rom (Italienische Reise) geschrieben: der fertige Faust solle auf seinem Mantel als Kurier des Dichters Ankunft in Deutschland melden. Wir wissen, daß nachdem gleichwohl erst im Frühjahr 1788 der Faden scheinbar gefunden worden, die Ausspinnung desselben bei der Szene der Hexenküche geblieben war. Der fertige Faust ward nicht mit aus Italien gebracht, aber auch in Weimar keineswegs alsbald zustande gebracht, das Gedicht erschien vielmehr 1790 als Fragment, allerdings mit der Szene der Hexenküche. Aber von den andern darin mitgeteilten Szenen ist es zweifelhaft, ob auch nur eine einzige nach dem in Rom gefundenen Plan gearbeitet ist, ob sie nicht sämtlich dem Frankfurter Faust angehören und höchstens zum Teil überarbeitet worden sind.

Der dritte Ansatz zur Faustdichtung ist, wie wir aus dem Schiller-Goethischen Briefwechsel ganz genau wissen, von dem Dichter im Jahre 1797 genommen worden. Seit diesem Ansatz im wesentlichen mit geistiger Kontinuität, wenn auch nicht ohne zeitliche Unterbrechungen, fortarbeitend, hat der Dichter den ersten Teil des Faust bis zum Jahre 1808 vollendet. Ob aber nach dem 1788 zu Rom gefundenen Plan oder nach einem neuen dritten Plan, das erhellt aus dem Schiller-Goethischen Briefwechsel nicht mit äußerer Sicherheit. Immerhin legen die Briefstellen schon äußerlich nahe, daß dem Dichter ein neuer Plan, wenn auch erst allmählich bei der Fortarbeit, aufgegangen, wofür jedenfalls die innere Wahrscheinlichkeit spricht. Denn es ist wiederum sehr unwahrscheinlich, daß nur äußere Gründe die lange Verzögerung in dem Abschluß des Gedichtes herbeigeführt haben sollen, nachdem der Plan der Fortführung zwanzig Jahre vorher anscheinend glücklich gefunden worden. Vielmehr war wohl auch dieses Glück des Findens noch nicht das rechte.

So hätten wir uns also um den Kern dreier Faustpläne zu bemühen und sodann um die Erkenntnis, wie diese Pläne entstanden und warum sie durch einander ersetzt wurden. Dann wären wir zum Verständnis des ersten Teiles gelangt, welches uns aber zugleich den Schlüssel geben müßte, wie und warum die mit den spätern Motiven des ersten Teiles zum Teil gleichzeitig entstandenen Motive des zweiten Teiles ausgeschieden und zu einer eignen Dichtung verarbeitet werden mußten.

Neuere Kunstliteratur.



Das gleichzeitige Erscheinen neuer Auflagen von zwei Monographien, die gleichsam zu den Grundvesten unsrer kunstwissenschaftlichen Literatur gehören, giebt uns Veranlassung, einen Rückblick auf die wichtigsten Publikationen dieses Literaturzweiges zu werfen, welche während des laufenden Jahres an den Tag getreten sind. Der Ausdruck „Monographie“ trifft eigentlich nur auf das eine dieser standard-books, auf Thausings Dürer zu. Denn das andre ist Springers berühmte Doppelbiographie, welche sich mit dem Leben Raffaels und Michelangelos beschäftigt. Beide Werke sind im Seemannschen Verlage in Leipzig erschienen. War schon ihre erste Auflage ein Ereignis innerhalb der Gemeinde der Kunstgelehrten, welche freilich diesen Namen noch weniger verdient als jede andre Gelehrtengemeinde, so sah man der zweiten Auflage dieser Bücher mit großer Spannung entgegen, weil man begierig war zu sehen, wie ihre Autoren sich den Resultaten neuerer Forschungen gegenüber verhalten, was und wieviel davon sie in den Rahmen ihrer Darstellungen aufnehmen würden. Die Spannung nahm sogar ein gewisses dramatisches Interesse an, weil Springer eines der wesentlichsten Ergebnisse der Thausingschen Forschung einer zu einem entgegengesetzten Resultate führenden Kritik unterzogen und Thausing in seiner Rezension des Springerschen Buches auf manche ihm schwach erscheinende Stelle mit einer gewissen Schärfe hingewiesen hatte. Man war also gespannt zu sehen, inwieweit die beiden Kämpen einander Recht oder Unrecht geben würden.

Umso größer ist das Erstaunen, um nicht zu sagen die Enttäuschung, welche die neuen Auflagen hervorgerufen haben. Ist soviel Scharfsinn umsonst aufgeboten worden oder sind es nur Scheingefechte gewesen, welche die beiden berühmten Kunsthistoriker einander geliefert haben? Jeder ist fest auf dem einmal abgesteckten Terrain stehen geblieben und dem Gegner nicht um eines Fingers Breite gewichen. Die neueren Auflagen unterscheiden sich zwar äußerlich von den früheren, indem der Verleger mit geschickter Hand für ein handlicheres Format und für eine Vermehrung und Verbesserung der Illustrationen gesorgt hat. Beide Werke präsentiren sich jetzt in je zwei Oktavbänden nach englischem Muster und gelangen, gleichfalls nach englischer Sitte, in haltbaren Leinwanddecken auf den Markt, ein Verfahren, dessen Nachahmung man allen deutschen Verlegern nicht dringend genug ans Herz legen kann, da dem Bücherkäufer dadurch mancher Verdruß erspart wird. Das innere Gefüge beider Bücher aber ist nach keiner Richtung verändert und keines ihrer Fundamente ist als un-

brauchbar befunden worden, wie auch fremde Hände in den acht, bez. fünf Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten Auflagen verflossen sind, daran gerüttelt haben.

Es muß etwas großes, etwas erhebendes sein um das Bewußtsein, ein Werk geschaffen zu haben, das — aere perennius — selbst den schärfsten Angriffen der Feder, den schwärzesten und galligsten Fluten der Tinte Stand hält. Man sieht hier wieder, wie die Geschichte immer noch ihre große Mission ausübt, die Lehrmeisterin des Lebens zu sein. Aus der unablässigen Beschäftigung mit den großen Männern der Renaissance, aus dem inbrünstigen Studium ihrer Gedanken und Thaten ist auch auf ihre Geschichtschreiber und Biographen jenes starke Selbstbewußtsein, jene Vorliebe für eine stark ausgeprägte Individualität übergegangen, welche, wie heute jedermann weiß, hervorstechende Charaktereigentümlichkeiten jener Heroen des Quattro- und Cinquecento waren. Alfred von Reumont hat der zweiten Auflage seiner Biographie Lorenzos de' Medici mit der Gelassenheit des objektiven, hoch über dem irdischen Wirrsal der Diskussionen und Meinungen stehenden Historikers ein stolzes Wort vorausgeschickt, welches so recht das gewiß gut begründete Selbstbewußtsein der Renaissance-Geschichtschreiber charakterisirt: „Viel ist währenddessen [seit dem Erscheinen der ersten Auflage] geforscht und gearbeitet worden, in Italien, in Deutschland, in andern Ländern, über die Epoche, mit welcher dies Buch sich beschäftigt, über den Mann, dessen Geschichte es erzählt. Alles, soweit es mir bekannt geworden, wie manches Urkundliche habe ich durchgesehen, erwogen, dankbar benutzt. Manches in meiner Darstellung ist teils gekürzt, teils erweitert und ergänzt worden: die Physiognomie des Mannes und der Zeit ist dieselbe geblieben." Diese Worte könnte man ebensogut den biographischen Werken Springers und Thausings vorausschicken: „Die Physiognomie der Männer und der Zeit ist dieselbe geblieben," ein Zeichen, wie fest und sicher die Striche waren, mit welchen die erste Anlage der Charakterzeichnung erfolgt ist.

Mit dem starken Selbstbewußtsein, mit der vollen Erkenntnis des eignen hohen Wertes ist aber gewöhnlich eine gleich starke Empfindlichkeit verbunden. Die Geschichte überliefert uns fast groteske Belege dafür aus dem Leben der Renaissancemänner, z. B. aus demjenigen Michelangelos, und Thausing sprach gewiß aus eigner Erfahrung, als er in der Rezension von Springers „Raffael und Michelangelo" im Repertorium für Kunstwissenschaft schrieb: „Wir Kunsthistoriker sind ein empfindliches Geschlecht. Wir lassen uns nicht gerne beraten, und bald bildet jeder Einzelne allein seine Partei." Auch in den neuen Auflagen der beiden Bücher, die uns hier beschäftigen, wird man Proben solcher Empfindlichkeit finden und vielleicht mehr noch in dem, was sie verschweigen, als in dem, was sie sagen. Thausing erwähnt den Aufsatz Springers über den Meister W, welcher die Hypothese Thausings, daß gewisse altdeutsche, mit W bezeichnete Kupferstiche Arbeiten des Michael Wohlgemuth und von

Dürer nachmals kopirt worden seien, zu erschüttern sucht, mit keiner Silbe, sondern er begnügt sich nur, unter voller Aufrechterhaltung seiner ursprünglichen Beweisführung, in einer Note auf eine Abhandlung in einer nicht jedermann leicht zugänglichen Zeitschrift hinzuweisen, in welcher er vermutlich die Einwendungen Springers entkräftet hat. Ebenso ignorirt Springer für seinen Teil fast alle kritischen Bemerkungen Thausings. Springer hält nach wie vor an dem 28. März als dem Geburtstage Raffaels fest, ohne zu bedenken, daß er dadurch mit jener Methode historischer Kritik, welche er selbst zuerst systematisch auf die kunstwissenschaftliche Forschung angewendet hat, in Widerspruch gerät. An Michelangelos Madonna von Brügge geht Spinger immer noch mit leisen Zweifeln vorüber und auch dem jugendlichen Johannes, welcher im Berliner Museum für eine unzweifelhafte Jugendarbeit Michelangelos gilt, will er noch nicht recht trauen. Mit welcher Beharrlichkeit sich Springer gegen Thausing verschließt, mag ein Beispiel beweisen. Thausing hatte eine von Springer in Holzschnitt reproduzirte angebliche Studie Raffaels zur Madonna mit dem Stieglitz in Oxford als ein „Pasticcio" bezeichnet. Aus der zweiten Auflage ist der Holzschnitt freilich verschwunden, im Texte wird nach wie vor aber an der Echtheit der fraglichen Zeichnung festgehalten, ohne daß mit einer Silbe der Kontroverse gedacht oder der Grund, weshalb der Holzschnitt ausgemerzt worden, angedeutet würde. Dagegen hat sich Springer gegen die Einwände, die Thausing in Bezug auf die parallele Behandlung beider Meister und die Zusammenfassung beider Biographien zu einem kunstvoll ineinander gefügten Ganzen erhoben hat, sehr geistvoll verteidigt, indem er in der Vorrede sagt: „Schiller schrieb einmal an Süvern: »Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen.« Italien im sechzehnten Jahrhundert war beides; darum besaß es Raffael und Michelangelo. Wie das Glück der Renaissance nicht von ihrem Unglück zu trennen ist, so lassen sich auch die beiden Meister nicht scheiden. Sie gehören zusammen, und erst, wenn man sie gemeinsam betrachtet, erkennt man vollkommen ihre Stellung und Bedeutung in der Geschichte des italienischen Volkes."

Und damit kommen wir zu den großen Lichtseiten des Springerschen Buches, welche selbstverständlich nicht durch jene Regungen der Empfindlichkeit und der Rechthaberei verdunkelt werden können, auf welche wir auch nur hingewiesen haben, weil sie uns eines so bedeutenden Mannes wie Springer nicht recht würdig erscheinen. Nicht die unablässige Gereiztheit Michelangelos, nicht der Verfolgungseifer Bandinellis sollte die Richtschnur für den echten und großen Historiker sein, sondern die ruhige Vornehmheit und Leidenschaftslosigkeit Raffaels. Springer hat mit unendlicher Sorgfalt das ganze Material durchgearbeitet und geprüft, das seit dem Erscheinen der ersten Auflage seines Buches über Raffael, namentlich über den Anfang seiner Entwicklungsgeschichte, über das ihm zuge-

schriebene „venetianische Skizzenbuch," über sein Verhältnis zu Perugino und Pinturicchio, über seine ersten Madonnenbilder durch die Forschung aufgebracht worden ist. Weniger der Text, der aber auch im Einzelnen durchgearbeitet, erweitert und umgestaltet worden ist, als die umfangreichen Noten legen ein Zeugnis für seine kritische Sorgfalt ab. Mit der Sicherheit des echten, geschulten Historikers wägt er die Gründe gegen einander ab und hütet sich wohl, sich für eine Partei zu engagiren, wo ihm die Sache noch nicht spruchreif erscheint. So läßt er auch mit Recht alles irgendwie zweifelhafte Bildermaterial, welches mit Raffael in Verbindung gebracht worden ist, bei Seite und baut die Darstellung seines künstlerischen Entwicklungsganges nur auf ganz sichere Werke auf. Deshalb gedenkt er auch mit keiner Silbe jenes Bildchens „Apollo und Marsyas," welches sein Besitzer, Mr. Morris Moore, nachdem er länger als dreißig Jahre mit diesem angeblichen Raffael hausirt, endlich in diesem Jahre für 200000 Franks dem Louvre aufgehängt hat, wo es in der salle carrée neben den echten Jugendbildern Raffaels paradirt. Von der deutschen und englischen Forschung wird es dem Timoteo delle Vite zugeschrieben. Wir wüßten kaum etwas aus der neuen Raffaelliteratur zu erwähnen, das der Aufmerksamkeit Springers entgangen wäre; es sei denn die Mitteilung Milanesis in den Noten zur Biographie Raffaels in seiner Vasariausgabe, daß der Palazzo Uguccioni in Florenz erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu bauen begonnen wurde und zwar nach einem Modell des Zanobi Folfi, genannt L'Ammogliato (1521—1600). Namentlich aus den urkundlichen Forschungen von Eugen Müntz und einigen Italienern hat Springer für die zweite Auflage reichen Gewinn gezogen. So steht z. B. jetzt positiv fest, daß die berühmten Arrazzi, die nach den Kartons Raffaels für die Sixtinische Kapelle gewebten Teppiche mit Darstellungen aus der Apostelgeschichte, in Brüssel und zwar in der Werkstatt des Pieter van Aelst angefertigt worden sind.

Die Raffaelliteratur verdankt aber Springer dies Jahr noch einen zweiten wertvollen Beitrag. Da der im Auftrage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien von Louis Jacoby unternommene Stich nach Raffaels Schule von Athen gerade zum vierhundertjährigen Geburtstag des Meisters fertig geworden ist, nahm die Gesellschaft Veranlassung, Springer mit der Anfertigung eines erklärenden Textes zu betrauen, welcher zu einer stattlichen, ungemein reich illustrirten Festschrift angewachsen ist, die im Organ der Gesellschaft, den „Graphischen Künsten," dann aber auch separat in jener vornehm luxuriösen Ausstattung erschienen ist, welche alle Publikationen der genannten Gesellschaft kennzeichnet. Der größte Teil der noch vorhandenen Vorstudien Raffaels zu diesem Bilde und sein Originalkarton in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand sind in vortrefflichen Heliogravüren der deutschen Reichsdruckerei der Abhandlung beigegeben, und diese selbst verbreitet sich sehr gründlich über die Entstehung und die Geschichte des Bildes wie über seine Deutung, welche be-

kanntlich seit Vasari den Kunstforschern und Biographen Raffaels außerordentliche Schwierigkeiten bereitet hat. Da das detaillirte Programm nicht mehr existirt, welches Raffael bei der Aufstellung seines Entwurfs, bei der Gruppirung der vornehmsten Vertreter der wissenschaftlichen Kultur des Altertums um ihre Häupter, die Philosophen Plato und Aristoteles, vorlag, so wird es nach der Meinung Springers auch nicht gelingen, für jede einzelne Figur eine vollkommen überzeugende Deutung zu finden. Wohl aber läßt sich aus der gleichzeitigen schönen Literatur, in welcher die Anschauungen der italienischen Humanisten über die Wissenschaft des Altertums zum Ausdruck gelangen und aus welcher auch Raffael seine geistige Nahrung zog, wenigstens der Kreis und die Zahl derjenigen Männer feststellen, welche in den Augen der Renaissance die antike Weisheit repräsentirten. Springer gewinnt durch seine große Belesenheit in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts die Mittel, diese Persönlichkeiten ausfindig zu machen. Er ist aber weit davon entfernt, jeder Figur einen berühmten Namen aufzuzwängen. Raffael hat sich vielleicht nicht einmal selbst unter jeder Figur den Träger eines solchen gedacht, sondern nur eine freie lebensvolle „Schilderung der sieben freien Künste verflochten mit der Darstellung der hervorragendsten und bekanntesten griechischen Philosophen“ geben wollen. Für eine jede Figur nach einem bestimmten Namen zu suchen, ist daher nur ein unfruchtbares Geduldsspiel, welches niemals zu einem unanfechtbaren Endresultate führen kann. Die sichere Methode der wissenschaftlichen Forschung und die souveräne Beherrschung eines weitschichtigen und vielverzweigten Materials sind auch die Vorzüge dieser Springerschen Arbeit, die überdies von jeder subjektiven Anwandlung vollkommen frei ist.

Endlich hat uns das Raffaeljahr noch eine köstliche Gabe gebracht, welche in ihrer Art ein ebenso würdiges Ehrendenkmal für das Gedächtnis des göttlichen Meisters ist wie die Biographie Springers, den Stich Eduard Mandels nach der Sixtinischen Madonna. Ein volles Jahrzehnt, das letzte seines Lebens, hat der Meister diesem Werke gewidmet, und er war noch bei der Arbeit, als ihm der Tod den Grabstichel aus der rastlosen, bis an sein Ende unerschütterlich sichern Hand nahm. Im wesentlichen war aber die Arbeit vollendet, und als wir im Februar dieses Jahres in der Mandelausstellung der Berliner Nationalgalerie den Probedruck des herrlichen Blattes sahen, schienen uns nur einige Härten in den Augenpartien der Madonna und des heiligen Kindes darauf hinzudeuten, daß die Hand des Stechers noch hie und da etwas nachgeholfen hätte, wenn der Tod nicht dazwischen getreten wäre. Inzwischen hat die Kunsthandlung von Amsler und Ruthardt (Gebrüder Meder in Berlin) die Platte erworben, und die von ihr veranstalteten, kürzlich in den Handel gebrachten Drucke sind auf dem warmtönigen chinesischen Papier mit so außerordentlichem Geschick ausgeführt, daß man auch jene Härten nicht mehr gewahr wird und die Plattenabzüge den Eindruck absoluter Vollendung machen. Auf jener Ausstellung waren sämtliche

hervorragende Stiche nach dem Juwel der Dresdner Galerie zum Vergleiche um den Mandelschen gruppirt, und man hatte sogar eine große Originalphotographie des Bildes danebengestellt. Wenn das objektive Resultat der Arbeit des Lichts auch die subjektive Arbeit des Künstlers in Bezug auf Treue gegen das Original hinter sich zurückließ, so übertraf der Stich Mandels doch bei weitem alle seine Rivalen. Friedrich Müllers mit Recht geschätzter Stich wird zwar immer seinen Wert auch neben dem Mandelschen für die Mappen der Sammler behalten; wer sich aber mit der Sixtinischen Madonna einen vornehmen, alle Zeit erhebenden und erfreuenden Zimmerschmuck schaffen will, der wird nach dem Stiche Mandels greifen, welcher alle Vorzüge dieses geborenen Raffaelinterpreten zusammenfaßt. Mandel hat nicht nur die keuschen Reize, die wunderbare Reinheit der raffaelischen Zeichnung mit feiner Nachempfindung wiedergegeben, sondern er ist auch den koloristischen Eigenschaften des Bildes vollkommen gerecht geworden. In der Erfassung der erhabenen Schönheit der Madonna und des Kindes, in der Übertragung ihrer durchsichtigen, unergründlich tiefen Augen aus der transparenten Farbe in die schwarzen, harten Linien ist Mandel dem Originale so nahe gekommen wie kein andrer Stecher vor ihm. Überdies darf man nicht vergessen, daß Friedrich Müller seinen Stich nach einer fremden Zeichnung, nach derjenigen von Madame Seydelmann, anfertigte, während Mandel volle sechs Monate vor dem Bilde über seiner Zeichnung zugebracht hat. Er hat sich dabei so tief in die Malweise Raffaels eingelebt, daß er gewissermaßen durch die Farbenschichten bis auf die Untermalung hindurchgedrungen ist und sogar die Konturen herausgeholt hat, welche Raffael für jede Hand, für jeden Fuß mit dem Pinsel auftrug, bevor er an die Durchführung im einzelnen, an die Modellirung und Abrundung ging. Mandel hat ferner als der einzige die auf die Kasula des heiligen Sixtus eingewebten Figuren so getreu nachgebildet, wie sie das Original selbst noch erkennen läßt, und endlich hat sein Stich vor dem Müllerschen, mit welchem allein er verglichen werden kann, noch den Vorzug voraus, daß er das Bild vollständig wiedergiebt. Zu Müllers Zeit war der obere Teil der Leinwand umgeschlagen; deshalb konnte Müller auf seinem Stiche nicht die Stange mit den Ringen wiedergeben, an welchen die beiden Flügel der grünen, den Hintergrund zum Teil verdeckenden Gardine angebracht sind.

Bis zu welcher Höhe des Vermögens die reproduzirenden Künste unsrer Zeit emporgestiegen sind, beweist uns auf breitester Grundlage ein etwa seit Jahresfrist im Gange befindliches Unternehmen, welches sich die Aufgabe gestellt hat, die hervorragendsten Kunstdenkmäler Italiens in Radirungen zu publiziren. Man könnte freilich einwenden, daß Italien auf dem Wege der Pracht- und Kupferwerke zur Genüge ausgebeutet worden sei, und daß sich schwerlich neue Gesichtspunkte würden finden lassen, unter welchen die Kunstwerke Italiens betrachtet werden könnten. Indessen hat die kunstgeschichtliche Forschung gerade

mit Bezug auf Italien, besonders seit dem epochemachenden Erscheinen der kritischen Untersuchungen von Crowe und Cavalcaselle, während der beiden letzten Jahrzehnte so mächtige Fortschritte gemacht, daß dieselben auch von der populären kunstgeschichtlichen Darstellung nicht mehr ignorirt werden können. Die verschiedenen Auflagen von Burckhardts „Cicerone," welcher wohl jeden gebildeten Kunstfreund nach Italien begleitet, sind ein Spiegelbild der Wandlungen in der kunstgeschichtlichen Erkenntnis, und seufzend muß man sich der Notwendigkeit unterziehen, fast von Jahr zu Jahr umzulernen, was uns voreiliger Enthusiasmus von dilettirenden Kunstschriftstellern eingeprägt hat. Unter solchen Umständen macht sich denn doch das Verlangen nach einem übersichtlichen und zusammenhängenden Werke geltend, in welchem gründlich mit den alten Irrtümern aufgeräumt und die feststehenden Resultate der neueren Forschung zu einem geschmackvollen Ganzen gruppirt werden, damit man endlich einen sichern Boden gewinne. Und dieses Verlangen wird durch das Unternehmen befriedigt, welches unter dem Titel Die Kunstschätze Italiens, in geographischer Übersicht geschildert von Carl von Lützow bei J. Engelhorn in Stuttgart in 25 Lieferungen erscheint, von denen mehr als die Hälfte bereits vorliegen.

Wenn der Text aller früheren Werke über die Kunstschätze Italiens mit Ausnahme des sich stets auf der jeweiligen Höhe erhaltenden „Cicerone" vor dem Lichte des gegenwärtigen Forschungseifers nicht mehr bestehen konnte, so galt dies fast in demselben Maße von den Abbildungen. Die früher üblichen Stahlstiche betonten zu sehr die Zeichnung. Ein Tizian sah wie ein Raffael aus, und ein Correggio wie ein Andrea del Sarto. Den koloristischen Charakter eines Gemäldes zu betonen kam den Stechern niemals in den Sinn, wie ja überhaupt das Verständnis für die Verschiedenartigkeit des stilistischen Gepräges erst in neuester Zeit errungen und allgemein geworden ist. Insbesondre sind Stiche nach architektonischen Denkmälern noch aus den fünfziger Jahren heutzutage für ein gebildetes Auge geradezu unerträglich. Man war zufrieden, wenn man im allgemeinen den „pittoresken" Eindruck wiedergegeben hatte. Ob die Details romanisch oder gothisch waren, oder ob sie dem Renaissancestil angehörten, war vollkommen gleichgiltig. Nachdem aber durch die Behandlung der Kunstgeschichte vom Standpunkte einer strengen Wissenschaft der historische Sinn auch in weiteren Kreisen erweckt worden ist, steigern sich auch die Ansprüche an die bildlichen Darstellungen der Kunstwerke. Man hat anfangs in der Photographie das einzig richtige Reproduktionsmittel gesehen, gewiß mit vollem Rechte. Leider steht nur die italienische Photographie auf einer so niedrigen Stufe, daß ihre Erzeugnisse als Vorlage für den Lichtdruck oder die Heliogravüre fast unbrauchbar sind. Namentlich erweist sie sich den Bildern der venetianischen Schule und allen Gemälden gegenüber, welche stark nachgedunkelt sind, als unzulänglich. Dieser äußere Grund führt dazu, auf ein

mechanisches Verfahren zu verzichten und die menschliche Hand zu Hilfe zu nehmen. Wir haben aber inzwischen die Zeit der mageren und ausdruckslosen Stahlstichtechnik längst überwunden. In der Radirung ist uns eine reproduzirende Kunst erwachsen, welche wie keine andre den malerischen Charakter eines Gemäldes festzuhalten weiß, ohne die Strenge der Zeichnung zu vernachlässigen. Die Leichtigkeit, mit welcher der Radirer die Nadel handhaben kann, gestattet ihm, allen Absichten des Künstlers, jedem Pinselstriche gerecht zu werden, in der Licht- und Schattenwirkung mit dem Originale zu wetteifern und selbst ein Kunstwerk von harmonischem Eindruck zu schaffen. Die Radirung hat also nicht bloß den sinnlichen Vorzug größerer Deutlichkeit vor der Photographie voraus, sondern vor allen Dingen denjenigen der künstlerischen Selbständigkeit. Der Radirer dringt in den Geist eines Kunstwerkes ein und spielt zugleich die Rolle eines Erklärers, welcher uns zu einem leichteren Verständnisse des dargestellten Objektes verhilft.

In seiner Eigenschaft als Herausgeber der „Zeitschrift für bildende Kunst" hat C. von Lützow gemeinsam mit dem Verleger E. A. Seemann gewissermaßen eine Pflanzschule für Radirer begründet, deren Ergebnisse ihm bei diesen und andern Publikationen, z. B. bei dem Belvederewerk, zu Gute kommen. An den „Kunstschätzen Italiens" wirken W. Unger, E. Forberg, W. Wörnle, W. Krauskopf, L. H. Fischer — damit wir nur die bekanntesten Namen nennen — mit, und sie haben bereits einzelne Blätter von auserlesener Schönheit beigesteuert, welche nicht nur Werke der Malerei, sondern auch solche der Architektur und Plastik wiedergeben. Aus der Zahl der letztern heben wir nur das Reiterdenkmal des Colleoni in Venedig, ein mit gewohnter Bravour ausgeführtes Blatt von W. Unger, Donatellos Bronzestatue des David von P. Halm, ein Madonnenrelief des Michelangelo von P. Groh und den Mailänder Dom nach einer Altschen Aquarelle von K. von Siegl hervor. Bei der Reproduktion von Gemälden war die Aufgabe der Radirer noch um vieles schwieriger, weil es sich zum Teil um weltberühmte Werke handelt, die jedem Kunstfreunde tief im Gedächtnis haften und mit deren Reproduktion sich schon die ausgezeichnetsten Stecher beschäftigt haben. Gleichwohl kann sich Ungers Bella di Tiziano neben Mandel behaupten, namentlich was die Leuchtkraft des Fleisches und die zarte Modellirung des Halses betrifft. Nächst Rembrandt und Rubens ist Tizian immer der dankbarste Vorwurf für Meister Ungers Nadel. Fr. Böttchers Radirung nach Raffaels Madonna della Sedia faßt trotz des kleinen Formats den ganzen Liebreiz dieses köstlichen Bildes zusammen, und selbst die stolze Schönheit und Hoheit der heiligen Barbara von Palma vecchio ist durch Woernle soweit zum Ausdruck gebracht worden, wie dies bei der starken Verkleinerung überhaupt möglich war. Als besonders wohlgelungene Blätter heben wir noch die Bellinische Madonna in den Frari in Venedig von P. Halm, Antonius und Kleopatra nach Tiepolo von Woernle, ein Bildnis nach Moroni von K. von Siegl

und die Krönung Mariae nach Fiesole von Doris Raab hervor. Zu diesen Radirungen, deren das vornehm ausgestattete Werk fünfzig enthalten wird, kommen zahlreiche in den Text oder auf ganze Blätter gedruckte Holzschnitte und Zinkätzungen, welche mit wenigen Ausnahmen neu angefertigt sind. Das Werk hält sich also von dem immer mehr umsichgreifenden verwerflichen Klischeeschwindel fern.*)

In der Auswahl der Kunstwerke ist der Herausgeber mit großer Umsicht verfahren. Er bietet uns nicht nur bekannte Meisterwerke, welche jedermann in einem Werke über Italien erwartet, sondern er vermittelt uns auch eine Reihe von Werken, die nicht jedermann zugänglich sind, weil sie außerhalb der großen Heerstraße der Reisenden liegen, z. B. Giorgiones Madonna von Castelfranco, eine der Veronesischen Fresken aus der Villa zu Maser bei Treviso. In der Schilderung des Entwicklungsganges der italienischen Kunst, welche nach Landschaften gegliedert ist, bewährt sich nicht nur der geschmackvolle Darsteller, der feinsinnige Kritiker und der Meister des Stils, sondern auch der methodisch-arbeitende Historiker, welcher in der Fülle der Erscheinungen niemals den Faden verliert und durch eine geschickte Gruppirung selbst bekannten Dingen ein neues Interesse abzugewinnen weiß. An der Hand der Kunstdenkmäler Italiens erhält der Leser zugleich eine Geschichte der gesamten italienischen Kunst, wie sie sich im Zusammenhange mit den natürlichen Bedingungen des Ortes und des Volkscharakters in Venedig, in der Lombardei, in Toskana, in Rom und in den südlichen Gebieten entwickelt hat.

Alle formalen Vorzüge, welche wir der Lützowschen Darstellung nachrühmen durften, vermissen wir leider an einem andern gleichfalls der italienischen Kunst gewidmeten Werke, der Baukunst des Mittelalters in Italien von der ersten Entwicklung bis zu ihrer höchsten Blüte von Oskar Mothes (Jena, H. Costenoble), einem umfangreichen Bande von tausend Seiten, dessen Lektüre, namentlich wenn man sich auch durch die endlosen Anmerkungen hindurcharbeiten will, eine wahrhaft heroische Ausdauer fordert. Wenn man auch billigerweise in Betracht zieht, daß, die Vorarbeiten von Schnaase und Kugler abgerechnet, vor Mothes sich niemand an die systematische Bearbeitung dieses Themas gewagt, daß Mothes also gewissermaßen einen ersten Schritt auf meist unbetretene Pfade versucht hat und daß seine Arbeit schon deswegen allein verdienstlich ist, so hätte er umsomehr bestrebt sein sollen, Ordnung in seine Darstellung hineinzubringen und den Schutt, welcher sich nach seiner Meinung über den frühesten Denkmälern christlicher Kunst in Italien zusammengehäuft hat, nicht vor den

*) Das stärkste in dieser Hinsicht leistet eine soeben erschienene „Kunstgeschichte" von Emma Ribbach, deren Illustration ausschließlich aus alten und meist sehr schlechten Klischees beschafft worden ist. Der Text steht auf gleicher Höhe: er ist ebenfalls aus allgemein verbreiteten Handbüchern zusammengeborgt. Vor Ankauf wird also gewarnt!

Augen der Leser hinwegzukarren. Auch hätte er den Leser mit der minutiösen, sich um geringfügige Kleinigkeiten drehenden Polemik gegen andre Schriftsteller verschonen sollen. Wenn dieselbe durchaus nicht zu umgehen war, so hätte sie in einen Anhang verwiesen werden müssen. Die Darstellung hätte dann wenigstens an Übersichtlichkeit gewonnen. Jetzt muß man sich oft durch seitenlange Diskussionen hindurchwinden, ehe man zu einem positiven Ergebnis gelangt. Die stilistische Seite des Buches ist wie an allen Schriften des eifrigen Verfassers besonders mangelhaft: entweder, wie namentlich in den allgemeinen Einleitungen, blühende Phrasen, bei denen man sich garnichts denken kann, oder eine unklare, unbeholfene, oft unlogische Ausdrucksweise, welche das Verständnis außerordentlich erschwert. Man thut am besten, sich an die zahlreichen, meist vortrefflichen Illustrationen zu halten, zu welchen Mothes selbst einen großen Teil nach eignen Aufnahmen beigesteuert hat. Sie bringen eine Fülle wertvollen Materials und bereichern wirklich unsere Kenntnis der mittelalterlichen Baukunst Italiens, während man sich aus dem Text die einzelnen Goldkörner mühsam herausholen muß.

Von der eingangs erwähnten zweiten Auflage der Dürer-Biographie Thausings liegt der erste Band vor, welcher die Geschichte des Meisters und seiner Kunst bis zu dessen zweitem Aufenthalte in Venedig behandelt. Zu den interessantesten Partien dieser neuen Auflage gehört unstreitig die Vorrede. Auffallend ist die Bitterkeit, welche sich in derselben ausspricht. Schon der erste Satz: „Dieses Buch hat vornehmlich in nichtdeutschen Ländern Beifall gefunden“ ist für jeden, welcher in der Kunstliteratur heimisch ist, nicht mißzuverstehen, wenn auch schwer zu begreifen. Wenn das Buch in Deutschland keinen Beifall gefunden hat, warum ist dann eine neue Auflage nötig geworden? Die Franzosen haben seit 1878 eine französische, die Engländer eine englische Ausgabe. Also muß die erste deutsche Auflage doch vornehmlich in Deutschland verkauft worden sein. Daß die Hypothese „Wohlgemuth als Kupferstecher“ zunächst allgemeinen Zweifeln begegnet ist, ist das Schicksal jeder neuen Entdeckung. Umso besser für Thausing, wenn er neue Beweisgründe gefunden hat, welche seine Hypothese über diese Zweifel erheben. Welche tiefe Verachtung spricht sich gegen diese Zweifler aus, wenn er hervorhebt, daß die Erkenntnis Dürers neuerdings „insbesondre durch die Bemühungen seiner lieben Schüler“ gefördert worden sei. Aber dieser Sarkasmus ist noch harmlos im Vergleich zu dem Eifer, mit welchem er den in französischer Sprache schreibenden Ungarn Charles Ephrussi verfolgt, der im Grunde genommen doch kein andres Verbrechen auf sich geladen hat, als daß er auch über Dürer schreibt, was allerdings in den Augen Thausings unverzeihlich zu sein scheint. Thausing ist nämlich der Ansicht, daß sich Ephrussi eines Plagiats an den ersten Kapiteln seines Dürerbuches schuldig gemacht habe, und nachdem sich dieser nicht ungeschickt verteidigt und einige nicht üble Scherze über die von Thausing in Sachen Dürers geübte Polizei

gemacht hat, straft ihn Thausing mit souveräner Verachtung, welche soweit geht daß er Ephrussis Schriften nicht mit dessen Namen, sondern unter der Firma' des Verlegers zitirt! Man kann nicht behaupten, daß die Feierlichkeit, mit welcher Thausing diesen Entschluß in der Vorrede ankündigt, einen erhebenden Eindruck machte.

Andre Forscher haben sich auch durch die Warnungstafel, welche Thausing vor den Werken des Nürnberger Meisters aufpflanzt, nicht abhalten lassen, ein paar wertvolle Beiträge zur weitern „Erkenntnis Dürers“ zu liefern, obwohl sie nicht das Glück haben, Thausings „liebe Schüler“ zu sein. Da ist zunächst ein dem Ruhme des Meisters gewidmetes Werk von wahrhaft monumentaler Bedeutung zu nennen, nämlich eine Sammlung von Zeichnungen aus dem Berliner Kupferstichkabinet und aus drei englischen Privatsammlungen, neunundneunzig an der Zahl, welche Friedrich Lippmann, der Direktor des Berliner Kupferstichkabinets, in getreuen Nachbildungen im G. Groteschen Verlage in Berlin herausgegeben hat. Bei den außerordentlich großen Anforderungen, welche der Herausgeber an die reproduzirenden Techniken stellt, sind die Herstellungskosten des Werkes so gewachsen, daß ein Preis normirt werden mußte, welcher die Anschaffung nur den mit Glücksgütern besonders gesegneten Kunstfreunden erlaubt. Lippmann hat sich nicht begnügt, die Aquarelle einfach zu reproduziren, sondern er hat jedem farbigen Blatte noch einen farblosen Lichtdruck beigefügt, damit man imstande sei, an diesem die beim Koloriren etwa undeutlich gewordenen Kontouren der Zeichnung zu kontroliren. Einige dieser Aquarelle sind lediglich durch den Lichtdruck mit drei und vier Farben reproduzirt; bei andern, die komplizirter sind, mußte menschliche Hand zu Hilfe genommen werden. Aber auch bei dieser sorgfältigen Methode hat sich der Herausgeber noch nicht beruhigt. Er hat im Texte genau die kleinen Abweichungen der Kopien von den Originalen beschrieben, die freilich nur dem Auge eines scharfen Beobachters auffallen können. Zweiundsiebzig der den Reproduktionen zu Grunde liegenden Originale gehören dem Berliner Kupferstichkabinete an, welches namentlich durch den Ankauf der Sammlung Posonyi-Hulot unter den Sammlungen von Dürerzeichnungen einen hohen Rang erlangt hat. Die ganze großartige Universalität des Dürerschen Geistes führt in diesen Blättern eine beredte Sprache, und namentlich seine intime Stellung zur Natur zeigt sich in ihrer erstaunlichen Vielseitigkeit. Nichts war ihm so geringfügig, daß es nicht eine Nachbildung nach der Wirklichkeit verdient hätte. Einen interessanten Beleg lieferten dafür u. a. zwei sauber mit feinen Pinselstrichen aquarellirte Blätter in englischem Privatbesitz, auf welchen er das Maul eines Rindes von vorn und von der Seite gesehen nach der Natur dargestellt hat. In diesen Natur- und in andern Landschaftsstudien steigt Dürer weit über seine Zeit hinaus zu einer allgemeingiltigen künstlerischen Bedeutung, welche durch keine Zeitbegriffe und durch keine Anschauungen individueller Art beschränkt wird. Daher sind gerade seine Zeichnungen von unschätz-

barem Werte für die Erkenntnis seines Wesens, und es ist nur zu wünschen, daß Lippmann durch die Unterstützung der Kunstfreunde zu dem ihm vorschwebenden Ziele gelange, sämtliche Zeichnungen Dürers in Facsimilenachbildungen zu einem Korpus zu vereinigen, welches den jetzt noch vorhandenen Bestand an Originalen wenigstens der kunstgeschichtlichen Forschung ein- für allemale sicherstellt. Durch die Möglichkeit der Vergleichung wird den Forschern außerdem ein Dienst von unberechenbarem Nutzen geleistet, und wenn sich auch der Einzelne nicht in den Besitz des ganzen Korpus setzen kann, so übersteigen die Kosten desselben doch nicht die Mittel von öffentlichen Bibliotheken und Museen. Freilich in einem Lande, wo die erste würdige Ausgabe der Werke Luthers und noch dazu im Jahre des Lutherjubiläums nur vierhundert Subskribenten findet, muß man sich selbst vor den geringsten Illusionen hüten! Ich bin überzeugt, daß der größte Teil der Auflage dieses Dürerwerkes — es sind nur dreihundert Exemplare gedruckt worden — nach England verkauft werden wird, wo man deutsche Kunst von jeher besser geachtet und geschätzt hat als in Deutschland selbst.

Noch eine andre Dürerpublikation erinnert uns daran, nämlich Albrecht Dürers Tagebuch der Reise in die Niederlande, welches Friedrich Leitschuh, der Vorsteher der königlichen Bibliothek in Bamberg, nach der in derselben befindlichen Abschrift Johann Hauers im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegeben hat. Campe hat zwar in seinen „Reliquien" bereits einen Abdruck dieses Tagebuches veröffentlicht, welcher auch der Thausingschen Übertragung ins Neuhochdeutsche zu Grunde gelegen hat; aber dieser Abdruck ist so fehler- und lückenhaft, daß eine genauere wissenschaftliche Publikation nach philologischen Grundsätzen nur erwünscht sein konnte. Die Hauersche Abschrift, welche uns das verlorengegangene Original ersetzen muß, ist mit dem Nachlaß des bekannten Dürerforschers Joseph Heller in die Bamberger Bibliothek übergegangen und blieb solange darin verborgen, bis sie im Jahre 1878 von Leitschuh wieder aufgefunden wurde. Die Dürersche Originalhandschrift befand sich einst in der Bibliothek Wilibald Pirkheimers, des bekannten Freundes von Albrecht Dürer, und kam später mit dieser in den Besitz der Familie von Imhoff, in welche eine Tochter Pirkheimers hineingeheiratet hatte. Ihr Sohn hielt die ererbten Schätze der Wissenschaft hoch in Ehren und legte auch eine Dürersammlung an. Aber schon seine Witwe und vor allen Dingen seine Söhne und Enkel respektirten des Vaters Vermächtnis so wenig, daß sie einen förmlichen Schacher mit Dürer- und Pirkheimer-Reliquien trieben. Im Jahre 1636 verkauften sie die Büchersammlung und einen großen Teil der Kunstsachen nach England an den Grafen Arundel, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sich darunter auch die Handschrift von Dürers Tagebuch befunden hat. Der größere Teil dieser Schätze ging bei der englischen Revolution im Jahre 1642 durch Feuer zu Grunde, und es ist daher ein Glück gewesen, daß der Nürnberger Maler

und Kunsthändler Johann Hauer zwanzig Jahre zuvor die Abschrift genommen hatte, wie Dr. Leitschuh vermutet, sogar auf direkte Veranlassung der Imhoffs, damit diese das Original nach England verkaufen könnten, ohne sich besondre Skrupel zu machen. Es ist anzunehmen, daß Hauer die Abschrift gewissenhaft angefertigt habe, daß also wenigstens die Gedanken Dürers unverfälscht auf uns gekommen seien. Der Herausgeber hat nicht nur über die Schicksale der Handschrift genauen Bericht erstattet, sondern auch in einer mit wohlthuender Wärme geschriebenen Einleitung die auf Dürers Reise bezüglich historischen Notizen zusammengestellt. Die sehr sorgfältig gearbeiteten Anmerkungen enthalten, was bei den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung natürlich ist, mehr als die Erläuterungen Thausings in dessen vor zehn Jahren erschienener Ausgabe.

Dürers Tagebuch hat uns in die Niederlande geführt, welchen die deutsche Kunst und die deutsche Wissenschaft von jeher mit besondrer Liebe zugethan gewesen ist. Neuerdings ist aber auch in den Niederlanden selbst, in Belgien wie in Holland, die den alten Kunstdenkmälern des Landes zugewendete wissenschaftliche Forschung zu neuem Leben erwacht. In Belgien stehen diese Bestrebungen, welche besonders durch das Rubensjubiläum einen kräftigen Antrieb erhalten haben, auf nationalem Boden, d. h. auf dem Boden des autochthonen vlämischen Volksstammes. Das zeigt sich zunächst äußerlich in der eifrigen Pflege des vlämischen Idioms, und es war in der That keine leere Huldigung, als man dem nationalen Dichter Hendrik Conscience noch kurz vor seinem Tode in Antwerpen ein Denkmal errichtete. In Antwerpen hat die vlämische Bewegung gerade während der letzten Jahre so außerordentliche Fortschritte gemacht, daß die Stadt heute bereits wieder so gut germanisch ist, wie sie es zu Dürers Zeiten war.

Das Rubensjubiläum gab dem Antwerpener Gemeinderat die Veranlassung zu einem Preisausschreiben, welches eine populäre Geschichte der Antwerpener Malerschule verlangte. Zwei Werke wurden dieses Preises für würdig erachtet, eine Arbeit des Direktors des Museum Plantin-Moretus in Antwerpen, Max Rooses, welche vor zwei Jahren auch unter dem Titel Geschichte der Malerschule Antwerpens von Q. Massijs bis zu den letzten Ausläufern der Schule P. P. Rubens' in deutscher Übersetzung von F. Reber (München, Th. Riedel) erschienen ist, und eine Arbeit des Antwerpener Stadtarchivarius F. Joseph van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool, welche in Lieferungen ausgegeben wurde (bei J. E. Buschmann in Antwerpen) und erst kürzlich vollendet worden ist. Mit einem wahren Bienenfleiße hat der Verfasser des letzteren Buches die Archive durchforscht und soviel neues biographisches Material über die großen und kleinen Mitglieder der Antwerpener Malerschule zutage gefördert, daß man ihm gern den eigensinnigen Patriotismus verzeiht, mit welchem er und andre Lokalhistoriker die Fiktion, daß Rubens in Antwerpen geboren sei, aufrecht zu erhalten suchen. Im Grunde ist dieser

Streit höchst überflüssig und das Ergebnis desselben, mag es nun endgiltig für Siegen oder für die Scheldestadt ausfallen, überaus gleichgiltig, da durch dasselbe nicht der geringste Beitrag zur nähern Kenntnis des Meisters geliefert wird. Rubens war durch und durch Vlamländer, und daran würde auch die Thatsache nichts ändern, daß er in Siegen das Licht der Welt erblickt hätte, wo seine Eltern durch traurige Verhältnisse zu einem Aufenthalt wider ihren Willen genötigt waren.

Mit gleichem Eifer haben sich die holländischen Gelehrten auf die Ausbeutung der Archive gelegt, und auch sie haben eine so reiche Ernte gehabt, daß auf ganze Partien der Geschichte der holländischen Malerei neues Licht gefallen ist. Fast jedes neue Heft der holländischen Kunstzeitschriften bringt neue archivalische Mitteilungen, welche durch ihre urkundliche Kraft manche geistreiche und scharfsinnig begründete Hypothese umstoßen. Der Umstand nun, daß diese Ausnutzung der Archive bei weitem noch nicht zum Abschluß gelangt ist, hat auch denjenigen deutschen Gelehrten, von welchem die Kunstfreunde mit Ungeduld die lange vermißte Geschichte der holländischen Malerei erwartete, bewogen, einstweilen diese Arbeit noch aufzuschieben. Wilhelm Bode hat jedoch zur Entschädigung einen Teil seiner Vorarbeiten unter dem Titel Studien zur Geschichte der holländischen Malerei (Braunschweig, Vieweg und Sohn) veröffentlicht, welche für die nähere Beschäftigung mit diesem umfangreichen und weitschichtigen Thema wenigstens eine sichere Basis schaffen. Die erste dieser Studien giebt sogar in kurzen prägnanten Zügen einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der holländischen Malerei, sodaß man wenigstens den Faden hat, mit dessen Hilfe man sich in diesem Labyrinthe von Kunststätten, in dieser außerordentlichen Fülle von Künstlerindividualitäten zurechtfinden kann. Das Hauptgewicht ist in diesen Studien jedoch auf die beiden Führer der Schule, auf Frans Hals und Rembrandt gelegt, von denen besonders der erstere eine so eingehende Behandlung erfahren hat, daß kaum noch etwas für ihn zu thun übrig bleibt. Bei Rembrandt hat der Verfasser die biographischen Einzelheiten nur insofern berücksichtigt, als sie ihm für seinen Zweck, Rembrandts künstlerischen Entwicklungsgang nach seinen Gemälden darzustellen, nötig erschienen. Die Gemälde aber haben durch Bode eine geradezu meisterhafte Analyse gefunden, welche ebensowohl bahnbrechend als grundlegend ist. Er hat zum erstenmale ein kritisches Verzeichnis der Rembrandtschen Gemälde aufgestellt und dabei eine staunenswerte Bilderkenntnis bewiesen. In der Studie über Frans Hals hat er den Kreis weiter gezogen, indem er dem Einflusse nachgespürt hat, welchen der Harlemer Meister nicht nur auf seine Schüler im engern Sinne, sondern auch auf andre Künstler, auf die Meister des Sittenbildes, wie Terborch, Metsu und Steen, auf die Bauernmaler, wie Ostade, auf Architektur- und Stilllebenmaler ausgeübt hat.

Einen Beitrag zur Kenntnis der modernen Malerei in den Niederlanden hat Herman Riegel in einer Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856 (Berlin, Ernst Wasmuth) geliefert, welche in der Schilderung der an Cornelius und Overbeck anknüpfenden Bestrebungen der Maler Guffens und Swerts gipfelt, die im Gegensatz zu der von der französischen Partei begünstigten Richtung des einseitigen Kolorismus in ihren umfangreichen Fresken in Antwerpen und Ypern auf geistige Vertiefung und reichen Gedankeninhalt drangen. Riegel giebt dabei zugleich in kurzen Zügen einen gut orientirenden Überblick über die ganze moderne Malerei in Belgien überhaupt. Guffens und Swerts hatten im Jahre 1859 eine große Ausstellung von Kartons deutscher Meister in Brüssel veranstaltet, von welcher sie sich eine Förderung der monumentalen Malerei in Belgien versprachen. Die Vorbereitungen zu dieser Ausstellung brachten die beiden belgischen Künstler mit vielen Deutschen, wie Cornelius, Overbeck, Schwind, Kaulbach, Schnorr von Carolsfeld, in Verbindung, und daraus entspann sich ein Briefwechsel, aus welchem Riegel manche interessanten und für die Geschichte der zeitgenössischen Kunst wichtigen Stücke mitteilt.

Riegel hat auch den hundertsten Geburtstag von Peter von Cornelius nicht vorübergehen lassen, um dem von ihm so hochverehrten und gepriesenen Meister ein neues literarisches Ehrendenkmal zu setzen. Seine Jubiläumsschrift Peter Cornelius (Berlin, R. v. Deckers Verlag) zerfällt gleich der eben genannten in zwei Teile, deren erster Mitteilungen aus Riegels Tagebuche über seinen Umgang mit Cornelius in den Jahren 1864—1867 enthält, während der zweite eine stattliche Anzahl unpublizirter Briefe von Cornelius, neue Mitteilungen andrer über seine Persönlichkeit und schätzbare Nachrichten über verschiedene seiner Werke bringt. In der Vorrede läßt sich Riegel sehr bitter über diejenigen aus, welche dem Meister nicht dieselbe enthusiastische Verehrung, nicht dieselbe warme Begeisterung entgegenbringen wie er. „Wenn auch die Kunst der Gegenwart, heißt es hier, immer mehr und mehr eine Richtung eingeschlagen hat, welche von den Wegen dieses bahnbrechenden Künstlers verschieden ist, so ist doch die Erkenntnis seiner geschichtlichen Bedeutung und künstlerischen Größe derart gewachsen, daß absprechende Meinungen und schiefe Urteile in ihrer eignen Hohlheit zusammenfallen und keine andre Wirkung haben, als ihren Urheber bloßzustellen.“ Hoffentlich trägt Riegels Buch dazu bei, die Gleichgiltigkeit, welche in den Kreisen unsers Volkes gegen Cornelius herrscht, einigermaßen zu besiegen.

Auch in der Berliner Nationalgalerie, welche bekanntlich die Corneliusschen Kartons zur Münchener Glyptothek und zu der projektirten Camposanto für Berlin in ihren beiden vornehmsten Räumen beherbergt, hat man aus Anlaß des Jubiläums versucht, gegen diese beklagenswerte Gleichgiltigkeit anzukämpfen. Man hatte dort die Erfahrung gemacht, daß das Gros der Besucher nach flüchtiger Umschau durch die Corneliussäle hindurcheilte, um sich in die Seiten-

räume zu zerstreuen, in welchen Bilder von Menzel, Knaus, A. Achenbach und andern Vertretern des modernen Realismus aufgehängt sind. Einen Hauptteil der Schuld an dieser geringen Teilnahme des Publikums glaubte man der völlig unangemessenen Dekoration der beiden Räume zuschreiben zu müssen, deren Grundton ein kaltes, unerfreuliches Grau bildete. Es wurde demnach durch eine dunkelrote Bemalung der Wände ein wärmerer Hintergrund geschaffen und durch eine reichere Vergoldung der die Kartons umschließenden Rahmen der Gesamteindruck heiterer gestaltet. Vielleicht wird sich infolge dieser vorteilhaften Veränderung ein lebhafteres Interesse an den gewaltigen Schöpfungen des großen Mannes ausbilden. Immerhin wird das Verständnis derselben auf kleine Kreise beschränkt bleiben, wie ja idealistische Bestrebungen zu allen Zeiten nur eine kleine Gemeinde gefunden haben.

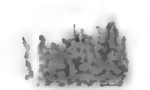
An keinem unter den neueren Künstlern hat sich diese trübe Wahrheit herber bestätigt als an Anselm Feuerbach, welcher uns jetzt wieder durch die splendide Publikation der Galerie des Grafen Schack in München nahegebracht worden ist, die Oskar Berggruen im Auftrage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien veranstaltet hat. Der edle Dichter und feinfühlige Kunstmäcen hat seine vornehmste Aufgabe als Sammler darin gesehen, mit den ihm verfügbaren Mitteln denjenigen Vertretern des künstlerischen Idealismus im Kampfe ums Dasein beizustehen, an welchen die Menge teilnahmlos vorüberging. Zwei solcher Idealisten, Böcklin und Feuerbach, wären ohne die stützende Hand des Grafen Schack frühzeitig in diesem Kampfe zu Grunde gegangen, und auch für andre, welche später abweichende Bahnen eingeschlagen haben, ist er eine Zeit lang Stecken und Stab gewesen. Seine auserlesene Galerie kann man wohl als den Sammelpunkt aller idealistischen Bestrebungen innerhalb der deutschen Malerei unsers Jahrhunderts bezeichnen, und da dieselbe abgeschlossen ist und der größte Teil der in ihr vertretenen Künstler nicht mehr unter den Lebenden weilt, gehört sie gewissermaßen schon der Geschichte an. Eine Publikation derselben beansprucht also ein kunsthistorisches Interesse, und diesem letzteren ist der Herausgeber insofern gerecht geworden, als er seinem begleitenden Text sorgfältig gearbeitete Biographien und treffende Charakteristiken der Künstler einverleibt hat, deren Werke durch W. Hecht, D. Raab, Krauskopf, Halm u. a. musterhaft radirt worden sind. Außer den beiden genannten sind besonders Cornelius, M. v. Schwind, Steinle, Genelli, Rottmann, Preller, Henneberg, Lenbach und Schleich berücksichtigt worden. Die Publikation der Galerie Schack reiht sich in der künstlerischen Form würdig den großen, ebenfalls durch die Radirung hergestellten Galeriewerken des Wiener Belvedere und der Münchener Pinakothek an.

Da das Interesse des Publikums an den Werken der Kunst und Kunstindustrie und demzufolge auch an den damit in Verbindung stehenden Literaturzweigen in der letzten Zeit erheblich zugenommen hat, ist das Bedürfnis nach

Nachschlagebüchern in lexikalischer Form rege geworden, wie sie Franzosen und Engländer längst besitzen. Die bis jetzt in Deutschland gemachten Versuche dieser Art gehören einer früheren Periode der Kunstforschung an und sind daher heute bereits veraltet. Das letzte Jahr hat uns indessen zwei Wörterbücher gebracht, welche sich auf die neuesten Ergebnisse der kunstwissenschaftlichen Arbeit stützen konnten, Bruno Buchers Lexikon der technischen Künste und H. A. Müllers umfassender angelegtes Lexikon der bildenden Künste (Leipzig, Bibliographisches Institut), das vor jenem den Vorzug hat, mit Abbildungen versehen zu sein, welche heute in einem für das große Publikum berechneten Kunstbuche kaum zu entbehren sind. Einen weiteren Vorzug seines Werkes hat Müller in möglichster Vollständigkeit gesucht, die allerdings nur dadurch erreicht werden konnte, daß die einzelnen Artikel (es werden ihrer etwa 4000 werden) ganz knapp gefaßt sind. Das Werk ist auf siebzehn Lieferungen zu je vier Bogen berechnet, von denen etwa die Hälfte erschienen ist. Auf einem so beschränkten Raume ist allerdings alles geleistet worden, was nur in den Kräften eines Einzelnen steht. Es ist dies umsomehr anzuerkennen, als wir nicht nur ein Sach- und Fachwörterbuch, sondern auch ein sehr reichhaltiges Künstlerlexikon in diesem einen Werke erhalten.

Einen vorwiegend didaktischen Zweck hat auch Heinrich Ottes Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie, von welchem in diesem Jahre die fünfte Auflage (bei T. O. Weigel in Leipzig) erschienen ist. Der ehrwürdige Verfasser, welcher sich um die Erforschung der christlichen Kunst im deutschen Mittelalter unvergängliche Verdienste erworben hat, ist im Dezember 1877 von einem schweren Mißgeschick heimgesucht worden. Eine Feuersbrunst zerstörte seine Pfarrwohnung und mit ihr seine Bibliothek, seine Sammlungen und die langjährigen Vorarbeiten zu der schon damals geplanten neuen Auflage seines Handbuches. Da der hochbejahrte Mann sich nicht mehr die Kraft zutraute, das zeitraubende Werk des Sammelns und Sichtens von neuem mit Erfolg zu unternehmen, sah er sich nach einem jüngeren, thatkräftigen Beistande um und fand ihn in der Person des Oberpfarrers Ernst Wernicke in Coburg, mit dessen Hilfe die neue Auflage ins Leben getreten ist. Bis jetzt ist der erste Band derselben vollendet, welcher sich mit dem Äußeren der Kirchengebäude, mit seiner innern Einrichtung und Ausschmückung, mit der Epigraphik, Heraldik und Ikonographie beschäftigt. Die neue Auflage steht in jedem Punkte auf der Höhe der Forschung, sodaß der schwere Verlust, welcher den Verfasser betroffen hat, wenigstens seinem Werke nicht zu fühlbarem Schaden gereicht hat.

Aus den der antiken Kunst gewidmeten Werken können wir nur eines hervorheben, welches auf das Verständnis der weitern Kreise des gebildeten Publikums berechnet ist, die erste Abteilung der sehr weitschichtig angelegten Geschichte der Kunst im Altertum von Georges Perrot und Charles Chipiez. Dieselbe beschäftigt sich mit der Kunst Ägyptens und ist von

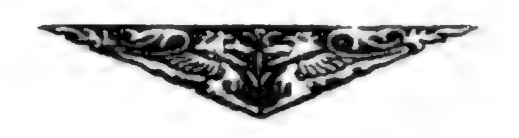


R. Pietschmann ins Deutsche übersetzt worden (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig). Für uns Deutsche ist es eine beschämende Thatsache, daß wir uns eine Geschichte der antiken Kunst aus dem Französischen herüberholen müssen. In Wirklichkeit existirt aber außer Overbecks Geschichte der griechischen Plastik und Rebers Geschichte der antiken Baukunst keine zusammenfassende Darstellung auch nur von gewissen Abteilungen der antiken Kunst, man müßte denn etwa noch Woermanns Geschichte der antiken Malerei hinzurechnen, welche einen Bestandteil des großen von Woermann begonnenen Handbuchs bildet. Wir Deutschen haben aber gerade in der jüngsten Zeit nicht bloß durch unsre Ausgrabungen, sondern auch durch literarische Vorarbeiten die weitaus wichtigsten und zuverlässigsten Bausteine zu einer Geschichte der antiken Kunst geliefert. Nun kommt ein formgewandter, entschlossener Franzose und erntet die Früchte von Bäumen, die andre gepflanzt haben. Unter den deutschen Gelehrten herrscht eine heilige Scheu vor abschließenden, systematischen Arbeiten. Mit einem wahren Ameisenfleiße wird Material über Material zusammengetragen, aber jeder hütet sich, aus Furcht vor einem andern, der möglicherweise im stillen schon das kritische Messer schleift, dieses Material zu einem brauchbaren Bau zusammenzufügen. Wir sind also wirklich auf die Arbeiten der Franzosen angewiesen, und in diesem Falle können wir uns schließlich auch zufrieden geben, da Perrot nicht einer jener oberflächlichen Büchermacher ist, welche ihren Mangel an positivem Wissen durch wohlklingende Phrasen zu verbergen suchen, sondern ein gründlicher Gelehrter, dem man mit Vertrauen folgen kann. Er besitzt zugleich die Gabe einer angenehmen Darstellung und, da er das Material, obgleich er kein eigentlicher Ägyptolog ist, mit großer Sicherheit beherrscht, bietet er eine Fülle von interessanten Einzelheiten, welche bis dahin wohl nur dem Spezialforscher bekannt waren. Sein Buch ist die erste zusammenhängende Darstellung der ägyptischen Kunst in allen ihren Erscheinungsformen, welche keineswegs so wandellos, so starr und typisch gewesen ist, wie man nach oberflächlicher Kenntnis der Denkmäler früher angenommen hat. Die ägyptische Kunst hat ebensogut ihre realistische Periode gehabt, in welcher sie sich sogar zu einer fast vollständigen Unabhängigkeit von dem hieratischen Kanon hindurchzuringen wußte. Der Architekt Chipiez hat die reiche Illustration des Buches (etwa 600 Abbildungen im Text, 4 farbige und 15 schwarze Tafeln) überwacht, und durch seine geschickten Restaurationen von Tempeln, Palästen und Kultstätten nicht wenig dazu beigetragen, daß uns dieses Buch ein so lebendiges und anschauliches Bild von der ägyptischen Kunst entrollt.

Diese Übersicht war bereits abgeschlossen, als uns noch der erste Band der von Carl Aldenhoven besorgten deutschen Übersetzung der Raffaelbiographie von Crowe und Cavalcaselle in die Hände kam (Verlag von S. Hirzel in Leipzig), mit welcher die berühmten Forscher das Gebäude, an welchem sie seit zwei Jahrzehnten arbeiten, offenbar zu krönen beabsichtigen. Das Selbst-

bewußtsein der deutschen Kunstschriftsteller, von welchem ich oben gesprochen habe, charakterisirt sich nur als eine schüchterne Regung des Stolzes auf ehrliche Arbeit im Vergleich zu dem, was das englisch-italienische Dioskurenpaar in diesem Stücke leistet. Man durfte freilich erwarten, daß sich Crowe nach den Malicen, welche ihm Lermolieff-Morelli zu kosten gegeben hat, mit dem ganzen Stolze seines Englands umgürten würde; daß er und sein italienischer Arbeitsgenosse sich aber auf ein so über alle Mitstrebenden hoch erhabenes Piedestal stellen würden, darauf war niemand gefaßt gewesen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in der Vorrede liest, daß alle bisherigen Arbeiten über Raffael eigentlich sogut wie ergebnislos gewesen seien und daß mit diesem Life of Raphael erst ein „etwas helleres Licht über Raffaels Lebensgang“ verbreitet werde. Die beiden Verfasser gelten als tüchtige Bilderkenner und Bilderkritiker, obwohl ihnen dieser Ruhm erst neuerdings durch Morelli stark bestritten worden ist. Für tüchtige Historiker hat sie aber niemand gehalten, und nun schreiben sie angesichts von Springers historischem Meister- und Musterwerke ganz kaltblütig: „Wir besitzen noch keine Biographie Raffaels, welche seine Beziehungen zu der Kunst und den Künstlern seines eignen und der vorhergegangenen Jahrhunderte erschöpfend behandelte. . . . Niemand hat bisher in überzeugender Weise die Entwicklung des Künstlers festgestellt.“ Der böse Autoritätsleugner Morelli wird natürlich in diesem Buche mit souveräner Verachtung abgestraft, und auch sonst werden die von der neuesten Kritik erhobenen Zweifel und aufgeworfenen Fragen möglichst ignorirt. Alles, was den Namen Raffael trägt, wird mit unerschütterlicher Ehrfurcht behandelt, an dem Venetianischen Skizzenbuch wird nicht der mindeste Zweifel ausgesprochen, und selbst das Bildchen „Apollo und Marsyas“ aus dem Besitze von Mr. Morris Moore im Louvre findet in den Herren Crowe und Cavalcaselle gläubige Verehrer.

Berlin. Adolf Rosenberg.



Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

12.

Zu den Beschauern des Bildes in Berlin gehörte auch jemand, in welchem dasselbe ganz andre als künstlerische Eindrücke hervorrief — Frau Margarethe van Köllen. Sie hatte in ihrer nunmehr zweijährigen Ehe das Glück nicht gefunden, auf dessen Fährte sie während der Hochzeitsreise im Ampezzothale von Oswald betroffen worden war. In den ersten Monaten der Ehe hatte sie in dem beinahe märchenhaften Luxus geschwelgt, den die Vorfahren ihres Ehegatten in dem schönen Hause der Keijsersgracht zu Amsterdam aufgehäuft hatten. Aber als sie die verschiedenen Schmuckgarnituren durchgeprobt hatte und allmählich zu der Erkenntnis gelangt war, daß sich der eine Tag von dem andern nicht unterschied, auch die erste Neuheit ihres Frauenlebens vorüber war, fing sie sich sträflich zu langweilen an und wurde in diesem Beginnen von ihrem Ehegatten aufs kräftigste unterstützt. Joseph van Köllen hatte sich, um es an Vornehmheit den holländischen Millionärsöhnen gleichzuthun, schon frühzeitig eine unerschütterliche Blasirtheit angewöhnt, die bei seinen natürlichen Anlagen zur Geistesträgheit und zum Phlegma auf einen fruchtbaren Boden gefallen war. Er verbrachte den größten Teil des Tages in seinem Rauchzimmer; sein Stolz war eine Sammlung von Tabakspfeifen und Cigarrenspitzen, die er aus allen Ländern und Zeiten, seitdem der Gebrauch des Tabaks eingeführt war, mit wenig Mühe, aber vielem Gelde zusammengebracht hatte. Er unterbrach das Rauchen in seinem Museum nur, wenn er zu Tisch ging oder es nicht vermeiden konnte, sich einmal an der Börse, im Komtoir oder in Het artis, dem zoologischen Garten und fashionablen Vergnügungsort der Amsterdamer, sehen zu lassen. Eine Leidenschaft für Frauen hatte er nie besessen, ja er war,

da er jede seelische Aufregung verabscheute, dem Umgang mit ihnen geflissentlich aus dem Wege gegangen. Seine Hochzeitsreise mit Margarethe hatte ihm zuviel des Stürmischen und Ungewohnten geboten; er war nach Hause geeilt, froh, sich ungestört wieder auf seinen Divan hinstrecken und die blauen Wolken in die Luft blasen zu können. Er glaubte seinen Pflichten als Ehemann Genüge gethan zu haben, wenn er mit seiner Frau des Mittags zusammen speiste und wöchentlich zweimal mit ihr in Het artis fuhr, um sich seinen Freunden und Neidern gegenüber mit der schönsten Frau in Amsterdam zu brüsten. Die weitere Familie van Köllen bestand meistens aus Geschäftsleuten, deren Interesse sich lediglich auf die Kaffeeernte in Java und Sumatra konzentrirte. Sie behandelten ihre Frauen wie ein Spielzeug, das sie putzten, kümmerten sich aber sonst nur wenig um sie, sondern lebten ähnlich wie ihr Bruder, Schwager oder Vetter, nur daß sie vielleicht etwas mehr Zeit auf Börse und Geschäft verwendeten. In einer solchen Umgebung kam sich Margarethe bald wie in einem Gefängnis, bald wie in einem Irrenhause vor; ein gesellschaftlicher Verkehr fand innerhalb der Familie und der ersten Handelsfirmen nur insoweit statt, als man sich gegenseitig zu schwelgerischen Diners lud, die selten ohne Indigestionen für die Beteiligten zu Ende gegessen wurden. Jede Anregung des Geistes oder des Herzens fehlte; gäbe es nicht in dieser Stadt das Rijksmuseum, das Museum van der Hoop und noch eine und die andre Sammlung und Denkmäler, Margarethe hätte nie erfahren, daß in Amsterdam Rembrandt gemalt, Spinoza seine philosophischen Systeme aufgebaut hatte. Wenn sie einmal in einem Gespräch mit einem der jungen Millionäre auf einen geistreichen Gedanken gestoßen war und eine Oase in der Wüste gefunden zu haben glaubte, dann bemühte sie sich zwar ihren Gegenpart durch die kleinen Künste ihrer Kokettenie zu fesseln, aber sie merkte bald, daß jener Gedanke nur das Echo aus einem französischen Roman wiedergab und über diesen nicht hinausreichte. So hielt sie sich auch nur wenige Monate in Amsterdam auf und reiste wieder nach Berlin zurück; ihr Gemahl sah diese Abreise nicht ungern, da sie ihm die Möglichkeit seines gedankenlosen Schlaraffentums voll und ungestört zurückgewährte. Von dieser Zeit an war Frau van Köllen nur ein Gast in ihrem Hause; sie reiste von Berlin nach Wien und Paris, nach Trouville und Baden-Baden, nach Monako und Saxon, und fühlte sich nur insoweit als die Gattin von Joseph van Köllen, wenn sie dessen Kreditbriefe empfing, mit denen dieser nicht kargte; er würde sich vielmehr mit noch größeren Summen die Gemächlichkeit erkauft haben, mit der er, wie früher, seine Cigarren rauchen und seine Spitzen mustern konnte. Selten hielt sich Margarethe an einem Orte längere Zeit auf; ihr fehlte die Ruhe und Stetigkeit des Gemüts, und jede neue Zerstreuung und Abwechslung machte sie nur noch unfähiger für Genüsse. Auch konnte es nicht fehlen, daß sie sich bald in Gesellschaften und Kreisen befand, die, je mehr Wert sie auch auf den äußern Menschen, auf eine untadelhafte und moderne Toilette,

auf entsprechende Gewohnheiten legten, destoweniger peinlich in Bezug auf den innern Anstand und auf die Moral überhaupt waren. Es war dies ganz natürlich; als junge schöne Frau, die sich nur mit Dienerschaft an Orten aufhielt, welche der Sammelpunkt der internationalen fashionablen Welt mit all den Fehlern und Lastern der kosmopolitischen Anschauungen waren, gab sie, anfangs ohne es zu merken, Abenteurern allerlei Art Zutritt. Und als sie es merkte, war sie schon zu tief in diesen Verkehr geraten und zu sehr in dessen Gewohnheiten verstrickt, um noch vor dem letzten Schritt zurückzuschrecken, mit dem sich die Frau über die der weiblichen Ehre gezogenen Grenzen hinwegsetzt. So geriet sie bald in galante Abenteuer und erprobte an sich selbst, wie sich in ihrem Leben dasjenige verwirklichte, was sie bisher nur in den Romanen gelesen und in den Pariser Komödien auf der Bühne gesehen hatte. Aber in diesem Leben des Genusses fehlten auch nicht die Augenblicke der Übersättigung und des Ekels; dann merkte sie mit Bitterkeit und Schmerz, daß alle Surrogate nicht ausreichten, um das zu ersetzen, was ihrem Herzen fehlte, und die Worte Oswalds bei ihrer letzten Unterredung in Cortina tönten ihr unaufhörlich in ihrem Gewissen nach. Dann gedachte sie in Reue der Vergangenheit und ihre Phantasie malte sich als Gegenstück zu ihren Irrfahrten und zu den niemals befriedigenden Vergnügungen das Leben aus, das sie an der Seite Oswalds geführt haben würde, wenn sie seiner Werbung Gehör geschenkt hätte. Und je mehr sie sich die Genüsse dieses Lebens an der Seite eines geschätzten Künstlers auszuschmücken wußte, je mehr sie sich vorstellte, welchen Salon sie in Berlin, umgeben von den ersten Koryphäen der Kunst und Literatur, hätte besitzen können, umso wechselnder wurde ihre Stimmung. Denn nicht in sich selbst suchte und fand sie die Ursache ihres unerquicklichen Daseins, sondern nur außerhalb ihrer Persönlichkeit, bald in Oswald selbst, bald in ihren Eltern. Und so wechselten in ihr die Gefühle von Haß und Liebe zu dem verschmähten Künstler. Bald wollte sie sich an ihm, von dem sie sich verachtet glaubte, rächen; dann sann sie auf Mittel, wie sie in ihm die alte Liebe entflammen und, wenn sie ihn ganz zum Sklaven ihrer Launen gemacht, ihn wieder von sich und zurück in das Elend stoßen könnte. Bald wieder erwachte ihre Liebe zu Oswald; sie hoffte auf eine Vereinigung mit ihm, und es schien ihr dann nicht schwer, sich von den Fesseln ihrer Ehe zu lösen und ihr neues Leben ganz und in voller Hingebung dem Geliebten zu weihen. Aber welche Stimmung auch zu der einen oder andern Zeit in ihr die Oberhand behielt, der Wunsch, ihn wiederzusehen und für sich wiederzuerobern, blieb stets derselbe. Während der ersten Monate ihrer Ehe hatte sie von der Existenz Oswalds nichts erfahren können, man wußte nur von ihm, daß er in Italien von einem Orte zum andern wandere, und daß er auch einmal von dort Bilder in die Berliner Ausstellung geschickt habe. Ein Brief, in welchem sie bei ihrem Vetter Großheim sich nach dem Aufenthalt des Künstlers erkundigt hatte, blieb unbeantwortet. Später hatte

sie von dem nie alternden Adjutanten ihrer Mutter, Dr. Späth, erfahren, daß Oswald in Rimini lebe, und nach der Gewohnheit vieler Maler in die Netze eines Modelles gefallen sei, das er zuletzt, um sich des ungestörten Besitzes zu erfreuen, geheiratet habe. Diese Nachricht führte Margarethe aufs neue in den Strudel ihres bisherigen Lebens zurück, aber die Betäubungen desselben hielten nicht lange vor, und trotz der Verachtung und des Hasses, den sie dem Geliebten wegen dieser Wahl nachtrug, blieb ihr alter Wunsch, ihn wiederzusehen, nicht nur lebendig, sondern schlug immer stärkere Wurzeln in ihr.

Sie war wieder einmal aus Baden-Baden in der übelsten Laune nach Berlin zurückgekehrt. Sie hatte einem französischen Abenteurer, der sie eine Zeit lang gefesselt, den Laufpaß gegeben, nachdem sie zu der Erkenntnis gelangt war, daß dieser sie hauptsächlich nur zur Bezahlung seiner Schulden verwenden wollte. Damals hatte gerade Oswalds „Triumph der Kirche" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als sie in dem Dämon der Sinneslust ihr eignes zur Leidenschaft idealisirtes Bildnis wiederfand, durchrieselte sie ein frohes Gefühl. Sie erkannte daraus mit stolzer Freude, daß Oswald trotz der Trennung und trotz seiner Ehe ihrer nicht vergessen habe. Mit der Divination einer in den Verschlingungen der Liebe erfahrenen Frau sah sie den Gegensatz, der sich in dem innern Leben Oswalds vorfand, und sie hielt die Gelegenheit für günstig, sich seiner zu bemächtigen und ihn ihre Übermacht fühlen zu lassen. Auf ihre Mutter, der sie nicht ohne Grund den Bruch mit Oswald und ihr Ehejoch mit van Köllen zuschrieb, hatte sie ihren ganzen Haß entladen; sie benutzte ihr elterliches Haus nur als Absteigequartier, und ihre Mutter durfte nicht wagen, ihr Vorstellungen wegen ihres Lebens zu machen, ohne sich selbst die schwersten Vorwürfe zuzuziehen. Als in den Zeitungen die Nachricht von Oswalds Ablehnung der Professur bekannt geworden war, hielt es Margarete nicht länger in Berlin; sie reiste ende September 1878 nach Italien und traf, da sie keinen langen Aufenthalt auf ihrer Reise machte, anfangs Oktober in dem großen Badehotel in Rimini ein, das jetzt schon, da die Saison für Italien vorüber war, fast ganz von Fremden geleert war; sie machte daher umsomehr von sich reden.

Margarete hatte auf eine zufällige Begegnung mit Oswald gerechnet; da dieser aber gerade in diesen Tagen verstimmt zu Hause saß, so war der Zufall ihrem Wunsche nicht entgegengekommen. Sie entschloß sich daher, als ob nichts vorgefallen wäre, Oswald einen Besuch in seinem Atelier zu machen. Das Zusammentreffen der beiden Frauen war ein eigentümliches; die kühle Höflichkeit Margaretens kontrastirte mit dem Erstaunen Francescas, die in ihrem Besuch das Vorbild des Dämons in dem Triumph der Kirche erkannte. Mit einem male sah sie die ganze Vergangenheit ihres Mannes, sie fühlte, daß diese Frau dereinst ihre Nebenbuhlerin in der Liebe Oswalds gewesen und nicht gesonnen sei, auf Oswald Verzicht zu leisten. Dieser bemerkte nicht minder, was in dem Innern seiner Frau vorging, er selbst verlor bei dem Anblick des ver-

führerischen stolzen Weibes seine Fassung, sodaß sich Margarete selbst bei Francesca als Freundin Oswalds vorstellen mußte, der in dem Hause ihrer Eltern viele Jahre lang verkehrt habe. Er gewann erst seine Ruhe wieder, als er Margarete in ihr Hotel zurückbegleitete, wozu sich diese die Erlaubnis Francescas, die ihren Oheim nicht verlassen wollte, ausdrücklich erbeten hatte. Oswald war durch das Erscheinen Margaretens aus seiner Lethargie erwacht, noch einmal loderte in ihm der Zorn auf; er überschüttete Frau van Köllen mit Vorwürfen, daß sie es gewagt habe, nach allem, was vorgefallen sei, in sein Haus zu kommen und seiner edeln Frau vor das Gesicht zu treten. Seine Entrüstung aber kannte keine Grenzen, als er erfuhr, daß Margarete nur um ihn wiederzusehen die Reise unternommen habe.

Diese sah bald ein, daß sie Oswald von der sentimentalen Seite nehmen müsse, um ihn zu rühren. Sie schilderte ihr ödes, freudloses Leben an der Seite eines Gatten, der weder Geist noch Gemüt habe, um eine Frau zu schätzen; sie fluchte ihrer Mutter, welche die kindliche Unerfahrenheit der Tochter gemißbraucht habe, um sie von Oswald zu reißen und an einen ungeliebten und gefühlsarmen Mann zu ketten, sie beschwor den frühern Geliebten, ihr wenigstens zu gönnen, daß sie, auch ohne ihn wiederzusehen, ein paar Tage dieselbe Luft mit ihm atmen dürfe.

Oswald war diesem Ausbruch der Leidenschaft gegenüber äußerlich fest geblieben, in seinem Innern aber fand der Gedanke Raum, wie auch er an der Seite dieser Frau ganz anders seinem künstlerischen Berufe nachgelebt hätte. Dann aber wieder klagte er sich der Treulosigkeit gegen Francesca an, die durch ihre selbstlose und hingebende Liebe ihn vor dem Abgrunde der Verzweiflung gerettet und dem Leben wiedergegeben habe. Er fand bei seiner Rückkehr Francesca ganz verstört; sie fühlte, daß ein Geheimnis zwischen ihr und ihrem Gatten bestand und daß die Fremde den Schlüssel zu diesem Mysterium besitze. Oswald ergriff ein tiefes Mitleiden bei dem Anblick seiner trauernden Frau, und als nach dem Thee Don Baldassare sich zur Ruhe begeben hatte, nahm er seine Frau in das Atelier und erzählte ihr von seinen Kämpfen um Margarete, aber auch wie er für immer dieser Liebe entsagt und in seinem treuen Weibe den schönsten Lohn für vergangene Unbill empfangen habe. Er habe sie niemals durch eine solche Erzählung verwirren wollen, aber jetzt auch eine volle Beichte abgelegt, da sie durch die unerwartete Erscheinung Margaretens notwendig geworden sei. Francesca fühlte sich durch dieses freie Bekenntnis wieder ganz beruhigt, sie glaubte ihren Gatten neu gewonnen zu haben, aber wilde Träume beunruhigten ihren Schlaf, und als sie erschreckt erwachte, hörte sie, wie ihr Mann im Schlafe den Namen der Rivalin mit einem Tone aussprach, der ihr bis in das Innerste des Herzens drang.

Es wurde der Fremden unter den Ehegatten nicht mehr Erwähnung gethan; Oswald aber konnte sich nicht beherrschen, er ging hinaus an den Strand

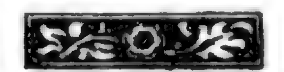
und traf hier wiederum mit Margarete zusammen. Diesmal hatte diese ihre Kampfesweise geändert; sie bat um Verzeihung, wenn sie ihn mit dem neuen Ausbruch ihrer Leidenschaft gekränkt habe, rühmte Francescas Wesen und Bescheidenheit und erklärte feierlich, daß sie niemals daran denken würde, die wiedererlangte Ruhe seines Gemüts zu stören. Sie bat nur, es zu ertragen, wenn sie einige Zeit noch die Seebäder von Rimini gebrauche; auch sie wolle, wie er selbst, an diesem Orte Frieden mit sich und der Welt erwerben. Ebendeshalb sprach sie den Wunsch aus, sich freundschaftlich Francesca nähern zu dürfen und sich neidlos ihres Glückes mitzufreuen. Oswald wollte jedoch von einer neuen Zusammenkunft der beiden Frauen nichts wissen, blieb aber im übrigen den Lockungen der Sirene zugänglich. Wurde ihr früheres Verhältnis auch fernerhin nicht mehr berührt, so entflammte doch Margarete den Künstlerehrgeiz Oswalds durch die Schilderung von dem Eindrucke, den sein Bild in Berlin hervorgerufen habe, und von den Erwartungen, die man allgemein für seine Zukunft hege.

So fügte es sich denn auch ohne besondre Verabredung, daß Oswald täglich mehrere Stunden im Gespräch mit Margarete am Meere verbrachte, ohne seiner Frau, die diese Zusammenkünfte freilich ahnte, etwas mitzuteilen. Auf der einen Seite stachelte ihn Margarete an, dem Rufe nach Berlin Folge zu leisten oder doch seinen Aufenthalt in einer Stadt zu nehmen, wo er für seine Studien Anregung und Anerkennung finden würde. Auf der andern Seite fand er Francesca immer mehr verschlossen und betrübt — ein Umstand, den er nicht seiner eignen Treulosigkeit, sondern dem schlechtern Befinden des Marchese zuschrieb. Es wurde deshalb Margareten nur allzuleicht, durch ihr geistvolles Geplauder Oswald ganz wieder an sich zu fesseln; er brachte den größten Teil des Tages in ihrer Gesellschaft zu. Die Arbeit in dem Atelier ruhte, für seine Frau hatte er kaum einen Blick mehr und in seinem wachsenden Schuldbewußtsein ging er jeder intimern Begegnung mit dieser aus dem Wege. Dem braven Rebecchini entging es nicht, daß Oswald der Fremden mehr als geziemend Aufmerksamkeit zuwendete, er wollte einmal in Gegenwart von Don Baldassare seinem Unwillen Luft machen, aber ein bittender Blick Francescas legte ihm Schweigen auf, und beim Hinausbegleiten bat sie den Freund, auch ihrem Manne gegenüber nichts zu äußern, da sich dieser schon selbst wieder zurechtfinden werde.

Margarete war noch nicht vier Wochen in Rimini, als sie ihres Sieges über Oswald gewiß zu sein schien. Jetzt sprach sie von ihrer Abreise und Rückkehr in die Heimat. Oswald geriet darüber in Verzweiflung. Der Gedanke, wieder einsam zurückzubleiben und auch seiner Frau gegenüber nicht mit der frühern Offenheit auftreten zu können, war ihm drückend und unerträglich. Er gedachte erst, eine Reise nach Rom und Neapel zu machen, um sich durch neue Eindrücke von den ihn quälenden Gedanken zu befreien. Er sprach auch seiner Frau gegenüber diesen Wunsch aus, allein Francesca wollte nicht durch eine solche äußerliche Ablenkung ihren Mann für sich gewinnen. Ihr stolzes und mutiges Herz wollte, daß sich Oswald selbst und aus sich heraus von seinem Abwege wiederfinde. Sie bat ihn, zu bedenken, daß wenn er in den alten Verhältnissen und in der Arbeit nicht die Stetigkeit des Gemütes erlange, die Reise ihn nur neu erregen und beunruhigen würde. Die Reise solle er nur antreten, wenn ihm jede Fähigkeit zu arbeiten geschwunden sei. Oswald eilte von dieser Unterredung zu Margareten, erfuhr aber, daß dieselbe infolge eines Tele-

grammes plötzlich abgereist sei, aber in Bologna noch eine Woche zu weilen gedenke. Dieser Schachzug der Meisterin entschied. Oswald reiste ab und traf in Bologna mit Margarete zusammen. Beide reisten gemeinschaftlich nach Mailand, und ohne daß zwischen ihnen eine andre Verständigung als in Gedanken stattgefunden hatte, stiegen sie im Hotel Manin in Mailand ab, wo man sie als Ehepaar aufnahm und ihnen ein gemeinsames Logis anwies.

(Schluß folgt.)



Notiz.

Die Überproduktion in Lehrbüchern. In dem „Lexikon der Pädagogik" von F. Sander*), welches wir bei dieser Gelegenheit angelegentlichst empfehlen wollen, findet sich eine Tabelle über die „Verbreitung der Schulbücher an den preußischen Gymnasien, Progymnasien, (damaligen) Realschulen und höheren Bürgerschulen 1880," welche einen interessanten Einblick in die auf diesem Gebiete herrschende ungesunde Überproduktion gewährt. Von dem gewiß anerkennenswerten Gesichtspunkte ausgehend, daß durch die freie Konkurrenz der Lehrbücher „das thätige Interesse des gesamten Lehrstandes an der Besserung der Lehrmittel rege erhalten und der Gefahr einer sachlichen Ungerechtigkeit in dem einem bestimmten Lehrmittel bewilligten Monopol begegnet wird," hat die preußische Unterrichtsverwaltung darauf verzichtet, die Herstellung geeigneter Lehrbücher selbst in die Hand zu nehmen, wie dies in Österreich, Baiern u. s. w. wenigstens teilweise der Fall ist. Was ist nun das Ergebnis dieser freien Konkurrenz, welche übrigens durch genaue Vorschriften, besonders betreffs der höheren Unterrichtsanstalten (nach dem Erlasse vom 12. Januar 1880), geregelt wird? Eine Überfülle, die umso erstaunlicher ist, wenn man bedenkt, daß die an den verschiednen Lehranstalten wirklich eingeführten Lehrbücher bereits eine wiederholte sehr sorgfältige Prüfung bestanden haben.

Aus der erwähnten Tabelle ersieht man, daß von 1544 Lehrbüchern 668, also 43,2 Prozent, nur an einer Lehranstalt eingeführt sind, und zwar, wie man mit fast apodiktischer Gewißheit behaupten kann, an derjenigen, an welcher der Verfasser unterrichtet. In den meisten Fällen dieser Art ist die Einführung lediglich ein Akt kollegialischer Höflichkeit, da nach dem Erlasse vom 12. Januar 1880 über die Einführung eines neuen Lehrbuchs zunächst das Lehrerkollegium der betreffenden Anstalt in einer Fachkonferenz zu beraten hat, nach deren Entscheidung der Direktor die Genehmigung des Provinzialschulkollegiums beantragt. Lehrreich ist es auch zu sehen, auf welchen Gebieten dieser Mißstand am größten ist: von den 99 Lehrbüchern der Mathematik, welche 1880 in Preußen benutzt wurden, waren 55, also 55,5 Prozent, nur an einer Anstalt eingeführt, von 65 Lehrbüchern der Naturbeschreibung 36, also 55,3 Prozent, von 85 französischen Lehr- und Übungsbüchern, bez. Vokabularien 44, also 51,7 Prozent, von 160 Lehrbüchern für evangelische Religionslehre 80, also genau die Hälfte, und von 201

*) Lexikon der Pädagogik von Ferdinand Sander, Regierungs- und Schulrat in Breslau. Handbuch für Volksschullehrer &c. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1883.

Büchern für den Gesangunterricht 110, also 54,7 Prozent. Von den 9 Lehrbüchern für den jüdischen Religionsunterricht sind 7 nur an einer, die andern beiden nur an zwei oder drei Schulen eingeführt. Eine interessante Statistik des deutschen Subjektivismus!

Nicht minder groß aber ist im Verhältnis die Zahl derjenigen Lehrbücher, welche nur an 2, 3 oder überhaupt nur wenigen Schulen in Gebrauch waren: Von 1544 Büchern waren nur an zwei Schulen 233, an drei Schulen 113 eingeführt, sodaß die Gesamtzahl der an höchstens 3 Schulen eingeführten Lehrbücher die erstaunliche Höhe von 1014, d. h. 65,6 Prozent, erreichte. Die Gesamtzahl der an höchstens 10 Lehranstalten eingeführten Lehrbücher betrug sogar 1292, d. h. 83,6 Prozent. Dem gegenüber ist die Zahl der an einer größeren Anzahl von Schulen eingeführten Unterrichtsmittel nur eine sehr geringe. Von den 226 Lehrbüchern, welche in 11 bis 100 Schulen eingeführt sind, sind 98 in 11 bis 20, dagegen nur 11 in 81 bis 100 Schulen im Gebrauche. Unter den 25 Lehrbüchern, welche in 101 bis über 300 Schulen dem Unterrichte zu Grunde gelegt werden, befindet sich z. B. die Französische Schulgrammatik von Plötz, welche in 366 Schulen eingeführt ist, während die Elementargrammatik desselben Verfassers an 214 Schulen benutzt wird. An dem Ruhme der am meisten im Gebrauche befindlichen Lehrbücher partizipiren noch das Deutsche Lesebuch von Hopf und Paulsiek (an 321 Schulen), der geographische Leitfaden von Daniel (an 264 Schulen), die Lateinische Grammatik von Ellendt-Seyffert und die Elementarmathematik von Kambly (beide an 217 Schulen).

Aber auch die nähere Einsicht in die Verbreitung der Lehrbücher für einzelne Unterrichtsfächer ist lehrreich. Von den 160 Lehrbüchern für evangelische Religionslehre waren 119 auf höchstens drei, 144 auf höchstens zehn, dagegen nur 15 auf 11 bis 100 (davon 11 auf 11 bis 40) und nur ein einziges auf 151 bis 200 Schulen eingeführt. Von den 201 Büchern für den Gesangunterricht (d. h. Liederbüchern u. dergl.) ist nur eins auf 101 bis 150 im Gebrauche, und außer sieben, die auf 11 bis 20, und drei, die auf 21 bis 40 Schulen eingeführt sind, sind alle andern Liederbücher auf höchstens 10, davon wieder 150 auf höchstens 3 Schulen eingeführt.

Wenn der Verfasser dieser interessanten Tabelle die Hoffnung äußert, daß in den außerpreußischen Ländern, für welche es leider derartige Verzeichnisse nicht giebt, „vielleicht in manchen Fällen“ ein besseres Verhältnis herauskommen werde, so können wir diese Hoffnung durchaus nicht teilen. Trotzdem sind wir natürlich nicht der Ansicht, daß man von dem in Preußen, Sachsen und vielen andern deutschen Ländern herrschenden Prinzipien abgehen, und daß die Schulverwaltung selbst die Herstellung geeigneter Lehrbücher in die Hand nehmen solle. Es giebt schon noch andre Mittel, dem hier so üppig wuchernden Subjektivismus wirksam zu begegnen. Viel wäre schon gewonnen, wenn den Buchhändlern durch diese Tabelle die Augen darüber geöffnet würden, daß es durchaus nicht nötig sei, jedem Werke „langjähriger Erfahrung“ den Weg zur Presse zu öffnen.

Das Bedauerlichste an der ganzen Erscheinung ist wohl das, daß wir in diesem Mißstande auf pädagogischem Gebiete nur ein Beispiel haben von einem Mißstande, der sich mehr oder weniger jetzt in Deutschland auf allen Gebieten der Berufsthätigkeit fühlbar macht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Unsre Parteien.

ie vor kurzem vorgenommene Reichstagswahl in dem Wahlkreise Greifswald-Grimmen hat die Frage über die Stellung der Parteien zu einander wieder lebhaft angeregt. Man hat gefragt, was dort wohl, abweichend von frühern Wahlen, dem freikonservativen Kandidaten dem fortschrittlichen gegenüber zum Siege verholfen habe. Man hat namentlich die Frage gestellt, ob etwa die Nationalliberalen des Bezirks für den freikonservativen Kandidaten gestimmt haben. Man hat für den Fall, daß dies geschehen, daraus wider dieselben den Vorwurf der Untreue gegen das liberale Prinzip erhoben.

Wir wissen nicht, wie die Nationalliberalen ihre Stimmen abgegeben haben. Haben sie es aber zu Gunsten des freikonservativen Kandidaten gethan, so haben sie damit nur den richtig erkannten Zielen ihrer Partei entsprechend gehandelt.

Die politische Welt sollte doch aufhören, sich in zwei Lager zu teilen, deren jedes das von ihm vertretene Prinzip, „liberal" oder „konservativ," als das alleinseligmachende verficht. Die Dinge liegen in Wahrheit anders. Alle besonnenen Politiker müssen die Überzeugung erlangt haben — und die Erfahrungen der letzten sechzehn Jahre sind in dieser Beziehung äußerst lehrreich gewesen —, daß man weder mit abstrakt liberalen, noch mit abstrakt konservativen Grundsätzen die Welt regieren kann. Beide Elemente des Staatslebens haben ihre relative Berechtigung, und es kommt alles darauf an, sie in das rechte Gleichgewicht zu stellen. Aus einem Kompromiß beider ist lange Jahre hindurch die fruchtbringende Thätigkeit des norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches hervorgegangen. Allerdings hat bei dieser bis zum Jahre 1878 das

Digitized by Google

liberale Prinzip vorgeherrscht. Die konservativen Parteien, Fürst Bismarck an der Spitze, akkomodirten sich mehr oder minder dem liberalen Gedanken. In diesem Sinne ist es nicht unrichtig, wenn man die Gesetzgebung jener Jahre vorzugsweise als ein Werk der nationalliberalen Partei bezeichnet. Trotzdem nun, daß im großen Ganzen diese Gesetzgebung einen mächtigen Fortschritt in der Entwicklung unsers Vaterlandes in sich schließt, daß auch die nationalliberale Partei bei derselben im allgemeinen bemüht gewesen ist, eine maßvolle Stellung einzunehmen und Extreme zu vermeiden, ist es doch unverkennbar, daß man dabei in manchem mit dem Liberalismus zu weit gegangen ist. Seit einer Reihe von Jahren ist man bereits in einer Korrektur dieser Gesetzgebung begriffen, von welcher wir glauben möchten, daß sie die Mehrzahl des deutschen Volkes für sich hat. Vielleicht wird es gut sein, wenn wir zur Aufklärung der Sache einmal auf den ganzen Verlauf dieser Dinge zurückblicken.

Die im Jahre 1869 erlassene Gewerbeordnung war ein durchaus freisinniges Gesetz und ist im wesentlichen nach den Wünschen der liberalen Parteien gestaltet worden. Wer aber kann in Abrede stellen, daß die durch sie eingeführten „Freiheiten“ auch Schattenseiten entwickelt und in einem nicht unerheblichen Teile des deutschen Volkes eine starke Gegenbewegung wachgerufen haben? Fast Jahr für Jahr hat die Reichsregierung sich veranlaßt gesehen, dem Reichstage Novellen zu diesem Gesetze vorzulegen, um manchen Ausschreitungen der Gewerbefreiheit zu begegnen, und der Reichstag hat nicht umhin gekonnt, diesen Vorlagen in den meisten Punkten beizustimmen. Auch die nationalliberale Partei hat zum großen Teil ihre Zustimmung gegeben. Diejenigen Liberalen aber, welche zur Wahrung ihrer Prinzipientreue widerstreben zu müssen glaubten, haben damit schwerlich im Sinne der Mehrzahl unsers Volkes gehandelt. Die Aufhebung der Zinsbeschränkungen war eine Forderung des Liberalismus. Was ist daraus geworden? Nach Verlauf einer Anzahl von Jahren war der Wucher so üppig emporgeblüht, daß man wieder zu einem Wuchergesetze griff, welches, trotz aller gegen dessen mangelhafte Faktur obwaltenden Bedenken, im Reichstage Annahme fand. Die völlige Freigebung der Bildung und Organisation von Aktiengesellschaften entsprach dem liberalen Programm. Aber schon während der sogenannten Gründerzeit ergaben sich daraus sehr fühlbare Mißstände, und jetzt ist ein Gesetz in Verhandlung, welches jene Freiheit wieder einzuschränken bestimmt ist. Die Einführung des Unterstützungswohnsitzes und die Zerstörung des bis dahin in ganz Deutschland, mit Ausnahme Altpreußens, geltenden Heimatsrechts war eine radikale Durchführung des liberalen Freizügigkeitsprinzips, welche freilich nicht allein von den Liberalen, sondern auch von den altpreußischen Konservativen im Interesse ihrer Gutsbezirke gefordert wurde. Manche daraus hervorgegangenen Mißstände sind längere Zeit stillschweigend ertragen worden. Jetzt ist ein Mißstand daraus entstanden, der so leicht nicht übersehen werden kann: das mächtig herangewachsene

Landstreichertum. Die Heilmittel, die man dagegen vorschlägt (Arbeiterkolonien ꝛc.), werden schwerlich ausreichend wirken. Kann aber das Übel nicht in andrer Weise geheilt werden, so wird man auch hier an eine Änderung der Gesetzgebung denken und vielleicht in einem gewissen Maße auf das alte Heimatsrecht (welches Baiern sich garnicht hat nehmen lassen) zurückkommen müssen.

Auch bei der Gestaltung des deutschen Strafgesetzbuches haben in vielen Beziehungen die liberalen Parteien den Ausschlag gegeben. Bereits im Jahre 1875 legte aber die Reichsregierung dem Reichstage einen Gesetzentwurf vor, welcher die Zügel der Strafrechtspflege wieder straffer anzuziehen bestimmt war. Und man konnte nicht umhin, denselben in den meisten Punkten anzunehmen. Nur in einer Frage hatte bei Erlaß des Strafgesetzbuchs Fürst Bismarck dem lebhaften Begehren der liberalen Parteien nicht nachgegeben. Das war die Frage der Todesstrafe, deren Beibehaltung für die allerschwersten Fälle er unbedingt forderte. An dieser Frage drohte das ganze Werk zu scheitern. Ein kleiner Teil der Liberalen rettete es, indem er bei dritter Lesung sich dem Wunsche des Reichskanzlers fügte. Gleichwohl hatte die liberale Partei durch ihre erste, die Todesstrafe verwerfende Abstimmung in gewissem Sinne ihr Ziel erreicht. Kaiser Wilhelm in seiner angebornen Milde, und vielleicht auch mit Rücksicht auf jenes Votum des Reichstages, ließ lange Jahre hindurch kein Todesurteil vollziehen, und die übrigen deutschen Fürsten folgten seinem Beispiel. Thatsächlich war also die Todesstrafe in Deutschland abgeschafft. Da kamen die furchtbaren Attentate des Jahres 1878 und ließen einen tiefen Blick thun in die Verwilderung unsers Volkes. Seitdem ist die Todesstrafe wieder in einzelnen Fälle vollzogen worden. Täuschen wir uns nicht, so hat es dem Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes nicht widersprochen, daß ein Hödel und nicht minder ein Conrad und Sobbe ihre Verbrechen mit dem Leben büßten. Hat doch auch neuerdings das Schweizer Volk in seiner Mehrheit für die Wiedereinführung der Todesstrafe gestimmt.

Aber noch einen weit tieferen Einschnitt in die liberale Gesetzgebung der letzten Jahre haben jene Attentate herbeigeführt. Nach anfänglichem, ihr so verhängnisvoll gewordenem Weigern mußte sich die nationalliberale Partei entschließen, dem Sozialistengesetze zuzustimmen. Sie vermochte dem Andrange der Thatsachen nicht zu widerstehen. Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Freiheit des Aufenthalts, diese drei Grundpfeiler des liberalen Glaubensbekenntnisses, wurden für eine große Zahl von Staatsangehörigen beseitigt.

Wir führen das alles an, nicht um daraus gegen die liberalen Parteien irgendeinen Vorwurf zu entnehmen. Bei einer so umfassenden Gesetzgebung ist es ja äußerst schwer, überall das richtige Maß zu finden. Auch hängen die Erfolge eines Gesetzes mitunter von einem zufälligen Verlauf der Dinge ab, den niemand berechnen kann. Wohl aber möchten wir an die rückläufige Be-

wegung, welche sich gegen die liberale Gesetzgebung der Vorjahre unabweislich geltend gemacht hat, die Lehre knüpfen: Liberal und konservativ verhalten sich nicht einfach wie gut und schlecht. Eine Übertreibung des einen wirkt nicht minder schädlich, wie eine Übertreibung des andern. Das für menschliche Verhältnisse Zuträgliche kann nur aus einem Gleichgewicht beider Elemente unsers Staatslebens hervorgehen. Und wir ziehen daraus die Folgerung, daß die Männer, welche dies lebendig erkennen und diese Erkenntnis durch ihre politische Wirksamkeit zu bethätigen bereit sind, diejenigen sind, auf welchen die Hoffnung unsers Vaterlandes beruht. Was uns also not thut, ist nicht, wie man vor einigen Jahren fabelte, die „Bildung einer großen liberalen Partei," sondern die Bildung einer gemäßigten Partei der Mitte. Wir würden sie am liebsten eine Partei der patriotischen und verständigen Männer nennen. Innerhalb dieser Partei werden sich naturgemäß wieder zwei Gruppen scheiden, von denen die eine mehr den liberalen, die andre mehr den konservativen Gedanken betont. Sie müssen nur beide anerkennen, daß jeder dieser Gedanken einen nur relativen Wert hat, und hieraus muß für sie das Bestreben nach einer verständigen Vermittlung hervorgehen. Diesen beiden Gruppen entsprachen bisher ungefähr die Nationalliberalen und die Freikonservativen, und sie bildeten lange Zeit den Kern der Reichstage, aus welchen die fruchtbare Gesetzgebung unsrer Vergangenheit hervorging.

Die Bildung oder vielmehr die Wiederherstellung einer solchen Partei der Mitte thut umso dringender not, als wir ja auch noch eine andre „Partei der Mitte" besitzen, die aber zu jener Partei in dem allerschärfsten Gegensatze steht. Wir meinen das „Zentrum." Das Zentrum will in den deutschen Staat die Herrschaft der Kirche hineintragen, und zwar einer Kirche, die außerhalb Deutschlands ihren Mittelpunkt hat. Die Mitglieder dieser Partei haben es bitter empfunden, wenn man ihre Partei eine staatsfeindliche nannte, und wir glauben gern, daß viele von ihnen, unter denen sich ja sonst sehr rechtschaffene Männer befinden, dieser Eigenschaft sich garnicht bewußt sind. Gleichwohl ist es schwer, eine andre treffende Bezeichnung für die Partei zu finden. Indem sie dem Staate die Kirche als einen Nebenstaat gegenüberstellt, negirt sie den Begriff des Staates in seiner Wesenheit. Ihren Namen hat sie insofern geschickt gewählt, als sie in der That weder konservativ noch liberal ist. Sie ist beides, je nachdem es ihr paßt. Sie hat mit der radikal-konservativen Partei das Streben gemein, die Geistesfreiheit zu unterdrücken, mit der radikal-liberalen das Streben, die Staatsgewalt möglichst zu schwächen. So tritt sie bald auf diese, bald auf jene Seite und bringt dadurch das Staatsschiff in das bedenklichste Schwanken. Ja wir haben erlebt, daß sie für ihre Zwecke die extremen Parteien auf beiden Seiten gleichzeitig sich dienstbar machte. Gerade deshalb, um nicht diese gefahrbringende Partei zu einer durchweg ausschlaggebenden werden zu lassen, ist die Bildung einer andern Mittelpartei, eines bessern „Zentrums,"

geboten, welche im Gegensatz zu jener konservativ-liberale Grundsätze vertritt und den Staatsgedanken hochhält.

Und diese Mittelpartei muß nicht nur unter sich, sondern auch noch nach einer andern Seite Verständigung suchen: mit dem Fürsten Bismarck. Solange ihm Gott das Dasein schenkt, ist Fürst Bismarck ein unentbehrlicher Faktor unsers deutschen Staatslebens, und wir können Gott nur bitten, daß er ihn uns noch lange erhalten möge. In den Richterschen Ruf: „Fort mit Bismarck!“ würden, wenn es wirklich darauf ankäme, wohl nur sehr wenige im deutschen Volke einstimmen; wir glauben, nur solche, die ihre Sache auf nichts gestellt. Ist aber Fürst Bismarck für uns unentbehrlich, so müssen wir auch mit ihm rechnen. Eine Partei, welche dies thut, braucht deshalb noch nicht eine Partei Bismarck sans phrase zu sein. Es ist nicht wahr, was man mitunter sagt, daß Fürst Bismarck alles nur nach seinem Willen ordnen wolle. Wie jeder starke Geist, hat auch er starke Überzeugungen und einen starken Willen. Aber er hat auch oft betont, daß alles politische Leben nur durch Kompromisse sich weiterbilde, und er hat oft gezeigt, daß er diesen Satz auch gegen sich selbst gelten läßt. Er hat nicht selten, wie er offen aussprach, die eigne Ansicht, wenn sie nicht gerade eine Kardinalfrage betraf, fremden Ansichten untergeordnet. Maßvollen Männern, welche nach einer Verständigung mit ihm streben, wird daher eine solche nicht unmöglich sein.

Wir ziehen aus unsrer Darstellung die Resultate. Gefahrbringend für Deutschland sind die beiden Parteien rechts und links und das mit beiden liebäugelnde Zentrum. Alle einsichtigen und patriotischen Männer müssen dem Ziele zustreben, daß wieder eine starke und einige Mittelpartei sich bilde. Die Nationalliberalen haben deshalb nicht nach links, sondern nach rechts Fühlung zu suchen. Nur in dieser Verbindung werden sie eine ihrer inneren Bedeutung und ihrem Patriotismus entsprechende Wirksamkeit zu üben vermögen. Von einem bischen mehr oder weniger Liberalismus hängt das Heil Deutschlands wahrlich nicht ab. Wohl aber von einem besonnenen und gemäßigten Fortschreiten auf der früher rühmlichst beschrittenen Bahn.

Die historische Kommission in München.

In der Geschichte des geistigen Lebens Deutschlands, wie es in unserm Jahrhundert zur Entfaltung gekommen ist, darf das bairische Königshaus der Wittelsbacher für alle Zeiten einen ruhmvollen Platz beanspruchen. Sein Name ist auf das engste mit einer Reihe der hervorragendsten Schöpfungen des deutschen Geistes in Kunst und Wissenschaft verknüpft. Immer wird es unvergessen bleiben, was König Ludwig I. für das Wiederaufblühen der deutschen Kunst in München und nicht nur in München gethan hat.

Dem Eifer des Vaters aber für künstlerische Dinge suchte es der Sohn, König Maximilian II., auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Thätigkeit gleichzuthun. Mit Recht richtete er zunächst sein Augenmerk darauf, das wissenschaftliche Leben in Baiern neu anzufachen, auch dort den Geist freier Forschung heimisch zu machen, der im mittleren und nördlichen Deutschland schon lange schöne Früchte gezeitigt hatte. Aber nicht zufrieden damit, nur in seinem eignen Lande der Wissenschaft, der alle seine Neigung gehörte, zu dienen, wußte er Mittel und Wege zu finden, durch die Fürsorge für dieselbe dem gesamten deutschen Vaterlande Nutzen zu bringen.

Vor allen andern wissenschaftlichen Disziplinen hatte sich die Vorliebe König Maximilians II. den historischen Studien zugewandt. In seinen jungen Jahren hatte er einst in Berlin mit zu den Füßen Rankes gesessen, der von ihm versichert: „Nie habe ich bei einem meiner Zuhörer mehr Aufmerksamkeit oder eine bessere, vollere Aufnahme dessen, was ich sagen konnte, gefunden; bei keinem aber eine gleiche Applikation des historisch Gewonnenen auf die allgemeinen Anschauungen, die durch philosophische Vorbildung bereits begründet waren, und auf die Beschäftigung mit der Literatur überhaupt.“ (Vgl. Sybels Historische Zeitschrift, Bd. II, Beilage S. 19.) Ranke erzählt dann, daß ihm der König gelegentlich mitgeteilt habe, wie ihn, wenn ihm nicht der höchste Beruf durch die Geburt zugefallen wäre, eine besondre Neigung bewogen haben würde, vorzugsweise sich mit historischen Arbeiten zu beschäftigen.

Auf diese Weise erklärt es sich leicht, daß König Maximilian II., als im Frühling 1858 Ranke in Berlin bei ihm den Gedanken anregte, eine Akademie für deutsche Geschichte zu gründen, mit lebhaftem Interesse einen solchen Plan erfaßte. Bereits am 20. August desselben Jahres verfügte er die Errichtung einer historischen Kommission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften zu München, zu deren materieller Unterstützung er eine jährliche Summe von 15000 Gulden aussetzte, und am 29. September trat eine

Anzahl der namhaftesten Vertreter der deutschen Geschichtsstudien zu einer vorbereitenden Versammlung in München zusammen, deren Mitglieder sämtlich in die bald darauf definitiv errichtete Kommission übertraten.

Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen, an und für sich eine kurze Spanne Zeit, aber bei dem jähen Wechsel unsrer Tage, wo scheinbar gewaltige Schöpfungen und weitaussehende Unternehmungen schnell wieder zu Grunde gehen, immerhin lang genug, um einem dankbaren Sinne eine Erwägung dessen nahezulegen, was innerhalb dieses Zeitraumes erstrebt und erreicht worden ist.

Die historische Kommission hat deshalb zur Feier des Tages, der das erste Vierteljahrhundert ihrer Wirksamkeit vollendet, eine Denkschrift,*) verfaßt von ihren beiden bisherigen Sekretären Heinrich von Sybel und Wilhelm von Giesebrecht, ausgehen lassen, an deren Hand wir im folgenden ihre Thätigkeit uns vor Augen stellen wollen.

Gleich in der ersten vorberatenden Sitzung einigten sich die Mitglieder der Kommission dem Prinzipe nach dahin, daß die Aufgaben, deren Lösung sich die Kommission zu stellen haben würde, von zweierlei Art seien. Die erste betraf die Auffindung und Herausgabe wertvollen Quellenmaterials für die deutsche Geschichte, welche in ihrem ganzen Umfange herangezogen werden sollte. Es war dies eine Bestimmung, welche bereits der dritte Artikel des Statuts vom 20. August enthielt. Auf Antrag von G. H. Pertz wurde jedoch noch als ein beschränkender, eigentlich unnötiger Zusatz hinzugefügt: „Soweit dasselbe [das Quellenmaterial] nicht in den Bereich bereits bestehender Unternehmungen fällt." Auf diese Weise trat die Kommission mit ihren Arbeiten jenem großen vaterländischen, einst von Stein angeregten und unter Pertzens Leitung so ruhmvoll ins Werk gesetzten Unternehmen der Monumenta Germaniae historica zur Seite und hat vielfach in ihren Publikationen eine höchst schätzbare Ergänzung zu demselben dargeboten.

Schon vor Errichtung der Kommission hatte der König auf Sybels Vorschlag in die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten gewilligt. Die erste Anregung zu einer solchen umfassenden Arbeit war, wie so viele andre folgenreiche Impulse in unsrer Literatur, von Ranke ausgegangen, welcher auf der Versammlung der deutschen Germanisten zu Frankfurt im Jahre 1846 die Bildung eines großen deutschen Geschichtsvereins und als eine der ersten Aufgaben desselben jene Edition in Antrag gebracht hatte. Es war selbstverständlich, daß die Kommission das bereits Begonnene unter ihre Obhut nahm und daß die Weiterführung der weitschichtigen Arbeiten ihrer Leitung unterstellt wurde. Die Geschäfte der Spezialredaktion hatte anfänglich Professor Georg Voigt aus

*) Die historische Kommission bei der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften 1858—1883. Eine Denkschrift. München, M. Riegersche Universitätsbuchhandlung (Gustav Himmer), 1883.

Königsberg (jetzt in Leipzig) übernommen, der eigens zu diesem Zwecke nach München berufen wurde. Ihm folgte seit 1860, wo Voigt eine Professur in Rostock übernahm, Julius Weizsäcker, jetzt Professor in Berlin, welcher im Jahre 1867 den ersten Band, die Reichstagsakten unter König Wenzel behandelnd, vorlegen konnte. Bis jetzt sind fünf Bände der Reichstagsakten vollendet, welche bis auf Kaiser Siegmunds Regierungszeit sich erstrecken und „nach einstimmigem Urteil der Sachverständigen als ein Muster wissenschaftlicher Quellenedition anerkannt worden sind.“

Eine ähnliche Aufgabe bildete die Herausgabe der Rezesse der Hansetage, einst von dem trefflichen Lappenberg beantragt, dann nach seinem und seines Mitarbeiters Junghans Tode von Dr. K. Koppmann weitergeführt. Koppmanns Arbeit wird bis zum Jahre 1430 reichen, von welchem Zeitpunkt ab der 1870 gestiftete hansische Geschichtsverein die Fortsetzung der Sammlung übernommen hat.

Ein Unternehmen von gleich wichtiger Bedeutung liegt uns in der Sammlung der deutschen Städtechroniken vom vierzehnten bis ins sechzehnte Jahrhundert vor. Bereits in der ersten vorberatenden Sitzung von Pertz und Stälin vorgeschlagen und von Ranke befürwortet, ist diese Sammlung unter der ausgezeichneten Leitung des Erlanger Professors Hegel, des „ohne Zweifel bedeutendsten jetzt lebenden Kenners der Städtegeschichte,“ so schnell gefördert worden, daß uns bereits achtzehn Bände derselben vorliegen und in nicht allzuferner Zeit der Abschluß des Ganzen zu erwarten ist. Ein Lob über dieses Werk der historischen Kommission hier auszusprechen können wir uns füglich ersparen, da kaum Trefflicheres auf diesem Gebiete geleistet werden kann.

Dafür sei es gestattet, eine Bitte an dieser Stelle auszusprechen, deren Gegenstand möglicherweise bei den Mitgliedern der Kommission bereits Gegenstand der Erwägung gewesen ist. Als man über den Plan wegen Herausgabe der deutschen Städtechroniken beriet, erschien es fraglich, wie man es mit den Chroniken aus der Reformationszeit halten sollte. Der endgiltige Beschluß erklärte sich gegen die Ausschließung der Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts, vielmehr sollte der Endtermin in jedem einzelnen Falle sachgemäß bestimmt werden. Bis jetzt aber gehen mit geringen Ausnahmen die erschienenen Bände für die einzelnen Städte nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus. Und doch wie viel und reiches Material von unschätzbarem Werte für die Städtegeschichte des sechzehnten Jahrhunderts liegt noch ungehoben in den Bibliotheken und Archiven. Wir erinnern hier nur an Augsburg, wo die bis jetzt von Frensdorff bearbeiteten Bände noch lange nicht die in dem Augsburgischen Stadtarchiv, in der dortigen Bibliothek und auf der Münchener Hof- und Stadtbibliothek verwahrten Schätze erschöpfen. Was die dem sechzehnten Jahrhundert angehörenden Arbeiten des Benediktiner Clemens Sender, insonderheit seine erst unlängst wieder aufgefundene Chronographia oder auch die „Chronika

newer Geschichten anfahent anno dom. 1512" darbieten, verdient gewiß dieselbe Beachtung wie das Chronikwerk des Burkhard Zink, welches einer Veröffentlichung von seiten der Kommission für wert befunden wurde. Ähnlich mögen die Verhältnisse in andern Städten liegen. Wir erlauben uns daher auf die Worte zu verweisen, die Hegel in seinem grundlegenden Berichte zu Gunsten der Chroniken aus dem sechzehnten Jahrhundert ausgesprochen hat:*) „Es ist zu erwägen, daß der durch die allgemeinen geschichtlichen Bezüge bedeutendere Inhalt der Chroniken aus der Reformationszeit gerade deren Aufnahme in unsre Quellensammlung umsomehr empfiehlt, und was hinzukommt, daß für eine ganze Reihe von historisch merkwürdigen Städten Chroniken überhaupt erst im sechzehnten Jahrhundert sich finden, die bei Einhaltung jener engeren Zeitgrenze [des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts] ganz ausfallen würden." Uns hat es immer für einen Gegenstand höchsten historischen Interesses gegolten, den Gang zu verfolgen, den die reformatorische Bewegung in den Städten des südlichen Deutschlands genommen hat, und ihre verschiedene Stellung zu derselben zu beobachten, da gerade hier die Reformation nicht wie meist im nördlichen und mittleren Deutschland von oben herab durch die Fürsten eingeführt wurde, sondern zunächst in den niedern Schichten der Bevölkerung Eingang und begeisterte Aufnahme fand. Dazu kommt noch die eigentümliche soziale Lage der arbeitenden Klassen in diesen Städten, die bis jetzt viel zu wenig in den Darstellungen der Reformationsgeschichte berücksichtigt worden ist, und die obendrein die überraschendsten Parallelen zu unsern heutigen Zuständen darbietet. Schon aus diesen Gründen erscheint uns die Veröffentlichung der Chroniken aus jener Zeit als wünschenswert, zumal da an die Bekanntmachung gleichzeitiger Ratsprotokolle und Urgichten kaum gedacht werden kann.

Ebenso natürlich wie berechtigt war es, daß eine mit den Mitteln eines bairischen Herrschers ausgestattete Vereinigung auch die Pflege der bairischen Geschichte mit in den Kreis ihrer Aufgaben hineinzog. Wie wenig aber auch hierbei einseitig bairische Interessen in den Vordergrund gestellt wurden, beweist der Umstand, daß man zunächst eine Periode der bairischen Geschichte ins Auge faßte, in der die deutsche Geschichte aufs engste mit der bairischen verknüpft war. In der Zeit von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum dreißigjährigen Kriege nehmen wir eine leitende Stellung der Fürsten aus dem Hause Wittelsbach wahr, da damals die Mitglieder dieses Fürstengeschlechtes in jeder der beiden religiösen Parteien die Führerrolle innehatten, die Pfälzer Linie unter den Evangelischen, die bairische unter den Katholischen. Indem Cornelius auf der Plenarversammlung des Herbstes 1860 auf diese Thatsache aufmerksam machte, beantragte er die Herausgabe der politischen Korrespondenzen der Wittelsbacher Fürsten aus jener Zeit, und fand für seinen Antrag sofort

*) Vergl. Sybels Historische Zeitschrift, Band II, Beilage S. 22—30.

die Zustimmung der Kommission. So entstanden die Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher und die Briefe und Akten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts mit besondrer Rücksicht auf Baierns Fürstenhaus. Schon liegt uns eine stattliche Anzahl von Bänden dieser gleichfalls mustergiltigen Publikation vor, herausgegeben von Moriz Ritter, Felix Stieve und August von Druffel.

Für die ältere pfälzische Abteilung war Kluckhohn thätig, der in zwei starken Bänden 1867 und 1872 die für die kirchlichen und politischen Verhältnisse des sechzehnten Jahrhunderts so wichtigen Briefe Kurfürst Friedrichs des Frommen herausgab. Die Bearbeitung des Pfalzgrafen Johann Casimir ward Friedrich von Bezold übertragen, der bereits einen ersten Band veröffentlicht hat.

Leider verbietet der Raum, der uns zugemessen, noch die übrigen Quellenveröffentlichungen, die von der historischen Kommission ausgegangen sind, hier hervorzuheben. Wir gedenken deshalb nur noch, ohne damit in irgendwelcher Weise den Wert der von uns nicht näher bezeichneten Arbeiten geringer anschlagen zu wollen, der von Droysen lebhaft befürworteten Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, welche Freiherr von Liliencron in kurzer Zeit zustande brachte und in einer Weise der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich machte, welche ihm die allgemeinste Anerkennung eintrug.

Immer jedoch von großen umfassenden Gesichtspunkten ausgehend, stellte Ranke gleich von Anfang an noch eine andre Art von Aufgaben für die Thätigkeit der Kommission auf. Neben der Herausgabe von Quellenwerken sollte sie seiner Ansicht nach „außerdem wissenschaftliche Arbeiten, die in diesem Gebiete notwendig oder ersprießlich erscheinen [d. h. Werke darstellenden Inhalts] hervorzurufen suchen.“ Glücklicherweise drang dieser sein Antrag in der Kommission durch, trotz des von Droysen dagegen erhobenen Einspruches, welcher der Meinung war, daß „jedes Werk, wo es wesentlich auf die Kunst der Formgebung oder Behandlung ankomme, sich für eine kollegiale Anleitung und Kontrole nicht eigne.“ Ranke hatte bei seinem Antrage bereits mehrere, unter eine solche Bestimmung fallende Vorschläge von weitgreifender Bedeutung in Bereitschaft. Er entwickelte zuerst den Wunsch, ein großes deutsches Annalenwerk, die Jahrbücher des deutschen Reiches, von Chlodovech bis auf Rudolf I. ins Leben gerufen zu sehen, „nicht eben zur Lektüre des großen Publikums bestimmt, sondern ein Nachschlagebuch für den historischen Forscher und Lehrer,“ in annalistischer Form, hauptsächlich auf vollständige Zusammenstellung und kritische Sichtung des überlieferten Stoffes gerichtet. Da die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens keines Beweises bedurfte, wurde dasselbe sofort von der Kommission beschlossen und die Leitung desselben Ranke selbst

übertragen. Und es ist fleißig an diesen Jahrbüchern gearbeitet worden. „Vierundzwanzig Bände des großen Werkes liegen jetzt vor: die karolingische Geschichte ist in zehn Bänden vollständig behandelt, der Zeit der sächsischen Kaiser sind bisher fünf Bände, der Zeit der Salier drei Bände und der staufischen Periode sechs Bände gewidmet worden. Noch fehlen die Annalen Ottos II. und III., Heinrichs IV. und V., Friedrichs I. und II.; aber man darf hoffen, in wenigen Jahren diese empfindliche Lücke auszufüllen und damit an das vorläufig gesteckte Ziel zu gelangen“ — so berichtet Giesebrecht über diesen Teil der Arbeiten der Kommission. Man wird geneigt sein, auch seinem im ganzen durchaus anerkennenden Urteil über die Ausführung des Werkes beizustimmen; ist er doch auf diesem Gebiete gewiß zuerst berufen, sein Urteil abzugeben.

Noch wichtiger und großartiger erscheint ein andrer Vorschlag, den Ranke dem soeben angeführten folgen ließ. Er bemerkte, wie neben der Geschichte der schönen Literatur und der Kunst in Deutschland die Geschichte der gelehrten Studien in Rückstand geblieben sei, und schlug vor, ein Werk in Angriff zu nehmen, das eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland darstellen sollte. Auch hier erhob Droysen Zweifel, ob gerade die Kommission einen solchen Anstoß zu geben geeignet sei, sodaß man beschloß, zunächst eine speziellere Vorlage in der nächsten Jahressitzung abzuwarten. In dieser brachte dann Ranke einen erweiterten Entwurf vor in dieser Sache, der bei aller Knappheit des Vortrages doch die wesentlichsten Gesichtspunkte klar und bestimmt hervorhebt und ein wahres Meisterstück in organisatorischer Hinsicht genannt werden muß, nebenbei bemerkt auch stilistisch die höchste Vollendung zeigt.*) Die nähere Darlegung des Planes veranlaßte nunmehr die Kommission, dessen Ausführung in den Kreis ihrer Untersuchungen aufzunehmen. König Maximilian setzte die größten Hoffnungen auf die Ausführung desselben und erklärte, die Kosten in ihrem ganzen auf 50 000 Gulden angeschlagenen Umfange durch eine besondre Bewilligung decken zu wollen. Es war ihm nicht mehr vergönnt, auch nur die Anfänge dieses wahrhaft nationalen Werkes zu schauen. Dennoch wurde dasselbe so rasch und energisch gefördert, daß es wenigstens für den der neuern Zeit gewidmeten Teil, der mit Recht zuerst in Angriff genommen wurde, seiner Vollendung entgegengeht. Erst vor wenigen Tagen erhielten wir K. Bursians Geschichte der klassischen Philologie, der sich die noch ausstehenden Darstellungen der Geschichte der Historiographie, der Geologie, der Physik, der Medizin und der Kriegswissenschaften in nicht zu ferner Zeit anschließen sollen. Die Kommission hat ferner die Ausdehnung des Werkes auf die Zeit des Mittelalters bereits ins Auge gefaßt. Das gesamte Werk aber, wenn erst vollendet, wird sicher den Ausspruch Döllingers bestätigen, daß wir es getrost dem

*) Der Entwurf ist abgedruckt in Sybels historischer Zeitschrift Band II Beilage S. 54—61.

Urteile aller andern Nationen überlassen dürfen, welche Stellung in der Geschichte des menschlichen Geistes den Deutschen anzuweisen sei.

Der dritte weitgreifende Vorschlag, mit dem Ranke hervortrat, zielte auf eine allgemeine Biographie der namhaften Deutschen aller Lebensstellungen und Stände in lexikalischer Form, welche ein Seitenstück zu der französischen Biographie universelle darbieten sollte. Geraume Zeit verging, bis die Kommission über die Mittel verfügte, auch diese Aufgabe in Angriff zu nehmen. Erst im Jahre 1868 gelangte ein erneuerter gemeinsamer Antrag von Ranke und Döllinger zur Annahme, nunmehr die Bearbeitung einer Allgemeinen Deutschen Biographie zu beginnen, und erst 1875 konnte der erste Band derselben erscheinen. Die Leitung des Riesenwerkes ward der Umsicht des Freiherrn von Liliencron anvertraut, welchem seit 1873 Wegele für den streng historischen Teil der Aufgabe in der Redaktion zur Seite steht. „Man erschrickt, bemerkte einst Ranke, wenn man sich den Umfang vorstellt und die Schwierigkeiten erwägt.“

Das Wort war ein prophetisches. Zwanzig Bände sollte dem ursprünglichen Plane nach das ganze Werk umfassen; aber schon jetzt, wo es erst bei dem Buchstaben L angekommen ist, hat es bereits siebzehn erreicht. Schon diese Zahlen zeigen, wie weit man von dem aufgestellten Voranschlag, der selbstverständlich nicht genau eingehalten werden konnte, abgewichen ist.

Man gedachte anfänglich selbst den wichtigsten Persönlichkeiten nicht mehr als einen Bogen, d. h. also sechzehn Seiten, zu widmen; dennoch finden wir Artikel, welche in keiner Weise mehr das Gepräge einer für ein lexikalisches Werk bestimmten Arbeit tragen, sondern zu ganzen Essays erweitert sind. Giesebrecht findet — und seine Ansicht darf wohl als die in der Kommission geltende angesehen werden —, daß durch dieses Überschreiten des ursprünglichen Maßes das Werk gewonnen habe. „Man wird, sagte er, diese Erweiterung des Werkes kaum bedauern; denn wie einerseits der möglichste Reichtum an Artikeln erwünscht sein muß, so wird es andrerseits mit Dank anerkannt werden, daß die Biographien hervorragender Persönlichkeiten sich nicht auf flüchtige Umrisse beschränken, sondern ein lebensvolles Bild zu geben suchen.“

Wir können diesem Urteile nur in Betreff des ersten Punktes beistimmen, den zweiten müssen wir ablehnen. Es sei gestattet, diese unsre abweichende Ansicht kurz zu begründen. Zunächst muß der Wert solcher ausgeführten, essayartigen Artikel für den wissenschaftlichen Benutzer geleugnet werden. Kaum wird ein solcher die Allgemeine Biographie aufschlagen, wenn er sich über eine Persönlichkeit wie Goethe oder über irgend einen deutschen Kaiser, z. B. Karl V., Rats erholen will, es müßte denn sein, daß er sich für die spezielle Ansicht des Autors eines derartigen Artikels interessirte. Diese aber kommt in unserm Falle sicher erst in zweiter Linie in Frage, da Zuverlässigkeit in der Angabe der Thatsachen die erste Bedingung, ja fast die einzige, für einen Artikel der Allgemeinen

Biographie ist. Was sollen ferner dem Forscher die vielfachen langen Auszüge aus Schriften behandelter Autoren? Die Allgemeine Biographie, wird man einwenden, ist eben nicht bloß für wissenschaftliche Benutzer bestimmt, sondern für jeden Gebildeten überhaupt. Das mag sein; wir glauben aber nicht, daß diese Absicht ihr Ziel erreichen wird. Im allgemeinen wird dem nicht wissenschaftlich Arbeitenden für den Fall, daß er sich über irgendeine ihn näher interessirende Persönlichkeit unterrichten will, das in unsern meist trefflichen Konversationslexicis Gebotene genügen. Wünscht er mehr zu erfahren, so greift er gewiß lieber zu einer Monographie oder bei einer Figur aus der politischen Geschichte zu einer Darstellung der betreffenden Zeit. So werden gerade die größern Artikel der allgemeinen Biographie nicht entsprechend benutzt werden. Die Biographie soll ein Nachschlagewerk, kein, wenn auch noch so treffliches Lesebuch sein, das ja obendrein den meisten Privatleuten viel zu teuer sein dürfte.

Umso freudiger begrüßen wir Erweiterungen in der Zahl derjenigen, welche in das Werk Aufnahme finden. Hier sollte man unsers Erachtens nicht zu skrupulös sein, und man ist es zum Glück auch nicht. Auch die kleineren Geister, über deren Leben uns unsre sonstigen Hilfsmittel meist im Stich lassen, dürfen nicht übergangen werden. Gerade für Angaben über weniger allgemein bekannte Persönlichkeiten wird man gern die Biographie zu Rate ziehen und umso dankbarer für die erhaltene Belehrung sein, je genauer die für einen solchen Artikel benutzte Literatur verzeichnet ist.

Noch aber haben wir einen andern Wunsch auf dem Herzen, der sich an die Mitarbeiter des Werkes richtet. Er betrifft den Ton in der Abfassung der Artikel, der vielfach garnicht getroffen wird. Gewiß verdient es das höchste Lob, wenn auch hier ein gewandter, flüssiger Stil an die Stelle einer schwerfälligen, pedantischen Ausdrucksweise tritt, die leider noch so häufig den deutschen Gelehrten auszeichnet. Aber zwischen stilistischer Gewandtheit und feuilletonistischer Redseligkeit, welche überall mit Schlagwörtern prunkt und sich auf Bonmots etwas zu Gute thut, ist doch ein gewaltiger Unterschied. Leider fehlt es in der Biographie nicht an solchen Artikeln, und ihnen zur Seite stehen solche, in denen eine Anzahl jüngerer Literarhistoriker sich in burschikosester Weise gehen läßt und die saloppe Manier ihrer Rezensionen auch in dieses Monumentalwerk überträgt, das vor solchem jugendlichen Übermut gesichert sein sollte.

Daß wir mit diesen Klagen nicht allein stehen, beweist das letzte Zirkular, welches die beiden Redakteure an ihre Mitarbeiter haben ausgehen lassen. Auch sie klagen über die Überschreitung des Maßes der einzelnen Artikel, merkwürdigerweise aber mehr bei denen dritten und vierten Ranges, und sprechen den dringenden Wunsch aus, dieselben rechtzeitig abgeliefert zu erhalten. Leider könnten wir an mehreren Beispielen, die uns zufällig zu Ohren gekommen sind, oder von denen wir durch die Betreffenden selbst Kunde haben, zeigen, wie sehr auch in dieser Beziehung von einzelnen Mitarbeitern gefehlt wird.

In unsern Augen ist es eine Ehre, an einem derartigen Nationalwerke mit thätig sein zu dürfen; wir meinen, jeder Mitarbeiter sollte dessen fort und fort eingedenk sein und mit größter Gewissenhaftigkeit den übernommenen Pflichten nachzukommen trachten. Sieht er sich dazu außer Stande, so sollte er lieber auf die Mitarbeiterschaft verzichten, als das große Unternehmen durch seine Lässigkeit aufhalten und schädigen.

Glücklicherweise lebt das Bewußtsein für die Bedeutung der Aufgabe in der Mehrzahl der Mitarbeiter, zu denen schon mehr als 700 deutsche Gelehrte gehören. Was sie geleistet, ist trotz der von uns erhobenen Ausstellungen, die ja nur aus der Begeisterung für die Sache fließen, im ganzen etwas Hocherfreuliches. „Groß ist die Zahl derer, so schließt Giesebrecht seinen Bericht über dieses Unternehmen der Kommission, die bereits aus dem Werke Belehrung geschöpft haben, und noch weit mehr wird dies in Zukunft geschehen. Und doch liegt nicht darin allein der Gewinn aus demselben: noch höher anzuschlagen ist, daß die Nation hier erst recht erkennt, welche Fülle bedeutender Personen in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, wie auf allen andern Lebensgebieten aus ihr hervorgegangen ist, und daß sie im Hinblick darauf sich ihrer historischen Rechte und ihrer Pflichten deutlicher bewußt wird."

Die historische Kommission ist die persönliche Schöpfung König Maximilians II. Aus seinen Privatmitteln bestritt er die Kosten, welche aus den Arbeiten derselben erwuchsen. Es konnte daher die Frage entstehen, ob die Kommission auch nach seinem Tode noch in den Stand gesetzt sein würde, das Begonnene fortzuführen. Derartige Besorgnisse erwiesen sich als unnötig. König Ludwig II. hat die Schöpfung seines Vaters nicht untergehen lassen. Nachdem er im Jahre 1865 zunächst eine namhafte Unterstützung zur Vollendung der begonnenen Arbeiten auf fünfzehn Jahre bewilligt hatte, stellte er im Jahre 1880 durch die Begründung der Wittelsbacher Stiftung für Wissenschaft und Kunst die Zukunft der historischen Kommission für alle Zeiten sicher.

So können die noch unvollendeten Unternehmungen mit wünschenswerter Stetigkeit zu Ende geführt und nach freier Wahl neue wichtige Aufgaben in Angriff genommen werden. Möchte dabei die Kommission, nachdem sie die politische und wissenschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes zum Gegenstande ihrer bisherigen Arbeit gemacht hat, in Zukunft auch den Gang der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Deutschlands ins Auge fassen und uns recht bald mit einer deutschen Wirtschaftsgeschichte beschenken, für die ja die Kräfte und Mittel eines einzelnen nicht ausreichen. Dann wird sich auch die Zukunft der Kommission so ruhmvoll gestalten, wie zu ihrer Genugthuung ihre Vergangenheit erscheint.

Die Entstehung des Faust.

Von Constantin Rößler.

4. Die erste Gestalt. 1769—1775.

a) Die Themen.

Das erste Thema des ersten Faust ist das Ungenügen, die Verzweiflung des nach lebendiger Erkenntnis dürstenden Geistes über die toten Massen des traditionellen Wissens, die jenen Durst nicht stillen, ihm nicht einmal die kleinste Labung reichen. Mit jenem Durst hatte sich der jugendliche Geist des Dichters nach der Genesung von der ersten schweren Krankheit in die mannichfaltigsten Studien gestürzt. Das Resultat dieser Studien war nach der eigenen in Dichtung und Wahrheit gegebenen Aussage der Gemütszustand, wie ihn die ersten Szenen des Faust schildern. In die Verurteilung des Wissens als einer Quelle, die nur glitzert, aber nicht erquickt, ist die Masse der toten Erkenntnis eingeschlossen, aber nicht der Versuch, durch die Scheinkunst praktischer Eingriffe in die Natur die Schranken des natürlichen Wissens zu erweitern, auf halbübernatürliche Weise in der Alchymie, und nur durch übernatürliche Mittel in der Magie, nämlich durch den teils eingebildeten, teils unvollkommenen Verkehr mit höheren, aber keineswegs bösen Geistern.

Bleiben wir noch bei diesem Thema stehen. Die Wahrheit des Pathos und die beispiellos ungesuchte Gewalt desselben haben dem Ausdruck des Themas eine bis zur Sprichwörtlichkeit gehende Popularität verschafft, die umso merkwürdiger ist, als das Thema an sich schwer zu fassen und bis heute sehr selten verstanden worden ist. Zu der mit höchster Ursprünglichkeit hervorsprudelnden Kraft des Pathos tritt allerdings ein besonders anziehendes Element in der wunderbaren Schönheit der Farbe, welche dem mittelalterlichen Zustande der Wissenschaft, wo dieselbe eine ganz esoterische, vom Leben abgekehrte Beschäftigung war, mit einer staunenswerten Macht der Phantasie entnommen ist. Wenn durch alles dieses der Eindruck dieser Szenen ein mächtiger von jeher gewesen ist, so sind sie andrerseits in ihrem Kerne, wie gesagt, fast nie verstanden worden. Das Beste hat der wohlmeinende Eifer der philosophischen Kommentatoren gethan. Den Offenbarungen des Genius gegenüber ist zu viel des gesuchten Tiefsinns besser als zu wenig. Heute freilich sind wir bei dem zu wenig angelangt. Die platte Aberweisheit der „Jetztzeit," der eingebildetsten und selbstgefälligsten Epoche, die je die Sonne beschienen, ruft dem verzweifelten Faust zu: mit seinem vielen Lernen sei es wohl nichts gewesen, er hätte hübsch

weiter studiren und ein solider Professor oder andrer Nahrungsbeflissener werden sollen; auf diesem Wege komme man zu etwas. Der Faustische Famulus, der diesen Standpunkt vertrat, ist der Typus eines unsterblichen Geschlechts. Er selbst präsentirte noch die gläubige, liebenswürdig bescheidene Spezies. Mit tausend Lappen von „kritisch" zerrissenen Prachtgewändern barbarisch aufgeputzt, schlägt er heute in vielfach widerlichen Exemplaren das schreiend mißharmonische Pfauenrad und hebt den impertinenten Blick sogar selbstbewundernd von den häßlichen Füßen.

Wenden wir uns von diesem greulichen Gesellen weg. Was ist der Grund, der eine nach lebendiger Erkenntnis dürstende Seele an allen Schätzen des Wissens, die eine lange Vergangenheit gesammelt, verzweifeln lassen wird? Der Grund ist: Das Wissen kann weder gelernt noch gelehrt werden. Das Wissen, nicht die tote Kenntnis, ist ein schöpferischer Akt, der sich im individuellen Geist erzeugen muß durch die Berührung des innern schaffenden Triebes mit den homogenen Elementen der Außenwelt. Nur der schaffende individuelle Geist ist der wissende. Alles nur von außen aufgenommene Wissen ist nur scheinbar, ist nicht Wissen, ist höchstens tote Kenntnis. Der Wissenden sind immerdar wenige in der Menschheit, und zwischen dem dem vollen, freien Schaffen entspringenden Wissen bis zur Kenntnis, die keines ihrer Elemente durchdringt, liegen vielfältige Grade. Klein im Verhältnis bleibt die Zahl der in irgend einem Grade Wissenden, verschwindend klein die Zahl der wahrhaft Wissenden. Der individuelle Geist aber, in dessen Busen der schaffende Wissenstrieb sich regt, die Ahnung einer vollendeten Welterkenntnis, er empfindet, weil alles Irdisch-Lebendige unter dem Gesetz der Entwicklung steht, zuerst eine ungeheure Sehnsucht nach den freien Auen einer geistesdurchdrungenen Welt. Der schaffende Trieb irrt gleichsam umher und findet keineswegs sogleich die richtigen Elemente, an denen er den Versuch lebendiger Durchdringung erfolgreich ansetzen und von denen er immer erfolgreicher fortschreiten kann. Der in die Schranken der Natur gebannte Geist verfällt vielmehr mit ausnahmsloser Notwendigkeit, wenn auch nur einen Augenblick, dem Irrtum, die freie, lebendige Welt außer sich finden zu können; er sucht den Führer, der ihn zu diesem seligen Anblick geleite. Er sucht ihn in allen Büchern, bei allen Lehrern und kann ihn nicht finden. So entsteht ein Augenblick der Verzweiflung, bis unversehens nach kürzerer oder längerer Frist der innere Genius den Weg der natürlichen Verbindung mit den äußeren Dingen entdeckt, indem er in ihnen das Freie nicht mehr als durchsichtigen Gegenstand zu finden erwartet, aber auch nicht mehr, weil er diesen Gegenstand nicht findet, die Dinge sogleich als tote Schlacke verwirft, sondern den innern Trieb in sie hineinlegt, den sie dafür mit holden Schranken, um wiederum Goethisch zu reden, umfangen und so die lebendigen Gestalten hervorbringen. Jener Moment der Verzweiflung ist es, den Goethe in einer Epoche empfand, die im Verhältnis zu seinem Leben nur ein Augenblick war.

Aber er empfand den Moment der Verzweiflung mit der Intensität des Genius, dem der innere Reichtum, solange er die Pforten zu den Außendingen nicht findet, die peinlichsten Qualen bereitet.

Was stellt also diese Faustverzweiflung dar? Stellt sie den subjektiven Durchgangspunkt einer individuellen, zum Teil durch Zufälligkeiten in ihrer Entwicklung bedingten Persönlichkeit dar? Stellt sie die Empörung gegen einen historischen Zustand der Wissenschaft dar, der für immer überwunden ist, der nicht wiederkommt? Beide Betrachtungsweisen wären vollkommen falsch. Die Faustverzweiflung, wenn auch in individuell verschiedner Erscheinungsweise, wird keinem Wissenden erspart, das heißt keinem, in den des Wissens schöpferische Fähigkeit gelegt ist und der den schweren Schritt vom Wissensdrang zur Wissensarbeit thun muß. Die Mittelmäßigkeit, die nie so hochmütig war wie heute, verweist den zum Wissen Angelegten, der an der Wissensfähigkeit verzweifelt, ganz einfach an das Sitzfleisch, mit der renommistischen Lüge, als ob sie selbst dasselbe angestrengt hätte, während sie sich nur frech auf den Stuhl der Pythia gesetzt hat. Aber für den Wissensdurstigen, der noch kein Wissender ist, giebt es, wenn er wissensfähig ist, keine andre Vorschrift, als abzuwarten, bis der innere Schacht sich öffnet, der zur produktiven Berührung mit dem Einzelnen führt. Die pathologischen Erscheinungen jedoch, welche diesen Zustand mehr oder minder heftig begleiten, wird keine Vorschrift je verhüten. Die Faustverzweiflung ist daher ein ewiges Entwicklungsmoment der Menschheit, aber der aristokratischen Menschheit, der ungeheuern Minderheit der mit der Schöpferkraft begnadeten Naturen. Und so wissen wir schon aus dem Grundmotiv, warum Goethes Faustdichtung zu den ewig anziehenden Werken der Weltliteratur gehören wird. Denn diese Eigenschaft entspringt aus einem tiefesoterischen, aristokratischen Gehalt, der in allergreifenden, das populäre Gefühl mächtig rührenden Akkorden niedergelegt ist. Zuweilen freilich wird der Pöbel ungeduldig, daß ihn Akkorde rühren, daß er Akkorden lauschen soll, deren Sinn ihm ein Rätsel bleibt. Dann beginnt er unter der Anführung hochmütiger Halbwisser, denen das Gefühl der Ausgeschlossenheit vom Höchsten am ärgerlichsten ist, einen unanständigen Lärm, um das himmlische Orchester zum Schweigen zu bringen.

Der Faust schildert auch nicht einen historischen Mangel der Wissenschaft, über den die glückliche Gegenwart sich glücklich für immer erhoben hätte. Nur die seltenen wahren Meister der Wissenschaft sind Wissende, das imitatorum pecus versinkt immer wieder in den toten Wust der Kenntnisse, mit dem es geistlos hantirt, indem es seine Modifikatiönchen, seine Verstellungen und Verunstaltungen für wahre Produktionen und echte Gestaltungen hält. Die Wissenschaft der „Jetztzeit“ trägt in tausend Erscheinungen den Stempel derjenigen, an der Faust verzweifelte. Nur in zwei Dingen unterscheidet sie sich: es fehlt ihr ebensosehr der geheimnisvoll anziehende Eindruck der Arbeitsmittel als die

leiseste Ahnung ihrer Schranken und jede Spur der daraus hervorgehenden Bescheidenheit.

* * *

Die allen Künsten gemeinsame Natur des Kunstwerkes tritt uns Modernen am deutlichsten aus den Werken der Tonkunst entgegen. Die Themen einer Dichtung, einer dramatischen Dichtung zumal, lassen sich durch den Vergleich mit den Themen eines symphonischen Gebildes, wenn sie dem Vergleich gewachsen sind, mit besondrer Deutlichkeit zum Bewußtsein bringen.

Auf das graue, düstere, heftig bewegte und aufbäumende, dann wieder melancholisch hinschleichende Mollthema der Verzweiflung baut sich im Faust und wechselt mit ihm ein strahlendes, mutiges und doch wieder in Moll versinkendes Thema. Dieses zweite Thema ist der Glaube Fausts an die Magie und der wirkliche Verkehr, in welchen er durch das Mittel der Magie mit einer höhern Geisterwelt tritt. Die Dichtung betritt hier den Boden eines phantastischen Glaubens, dessen Vorstellungen oder Einbildungen sie als lebendige Thatsachen, als wirkliche Vorgänge behandelt. Diese Aufnahme einer phantastischen Welt muß der Dichtung erlaubt sein und ist ihr erlaubt. Sie hat dabei nur zwei Bedingungen oder Gesetze zu beobachten. Die erste Bedingung ist, daß der Zusammenhang, das Lebensgesetz der phantastischen Welt, möge es unter welchem Einfluß immer ersonnen sein, eingehalten werde; die zweite Bedingung ist, daß die ethische Natur des Menschen, wenn auch unter anderen als den Bedingungen des natürlichen Lebens, hier nur umso energischer zum Vorschein komme.

Faust erhebt sich zum Verkehr mit einer höheren Geisterwelt. Er hat sich der Mittel zu diesem Verkehr, welche der Apparat der Magie darbietet, bemächtigt. Wir müssen aber noch fragen, nachdem wir das allgemeine Recht der Dichtung, ein phantastisches Element dieser Art aufzunehmen, für außer Zweifel erklärt haben, zu welchem Zweck der Dichter hier zu diesem Mittel gegriffen hat, und ob er sich desselben in seinem Falle mit Recht und mit richtiger Anwendung bedient hat. Der jugendliche Goethe, als er das magische Motiv in seine Faustdichtung aufnahm, hat sicherlich nicht daran gedacht, seinen Helden durch die Magie von jener Pein der Endlichkeit zu erlösen, die der nach dem Schauen des lebendigen Ganzen dürstende, in die toten Schranken eines kleinen Ich eingeschlossene Geist empfindet. Jene Aberweisen, welche dem Dichter zum Vorwurf machen, daß er an das Wissen unmögliche Anforderungen stelle, sollten vielmehr erkennen, wie die frühe Weisheit des Genius sich darin zeigt, daß der Dichter den verzweifelnden Faust auf einen Weg führt, wo die unmittelbare Anschauung des freien Lebens zwar am Ziele liegt, wo aber auch ihre Unverträglichkeit mit der Natur des endlichen Geistes offenbar wird. So klingt das stolze Motiv der Magie wiederum in Moll, in Resignation aus. In Resignation, aber noch nicht in neue Verzweiflung, in tragische Zerstörung. Es bleibt

zweifelhaft, wie der Dichter, als ihm zuerst das magische Motiv aufgegangen war und sich in seinem Geiste weiterspann, seinen Faust aus dem Wege der Magie herauszuführen gedachte, der keinen Sterblichen an ein gedeihliches, mit der sterblichen Natur verträgliches Ziel führen kann. Vielleicht, daß die Geisterwelt, anstatt dem durstigen Faust sich spröde und höhnisch zu verschließen, ihm eine Stimme warnender, aber zugleich tröstlich erleuchtender Weisheit gesendet hätte über das, was dem Sterblichen ziemt und möglich ist. Denn das dürfen wir mit voller Überzeugung als sicher hinstellen: als der Dichter der Verzweiflung des Faust so ergreifende Töne zu leihen wußte, war er über diese Verzweiflung schon hinaus, war er hinaus auch über die Forderung, welche Faust an das Wissen stellt, und aus welcher dessen Verzweiflung entspringt. Der Dichter besaß bereits die Ahnung des Weges, auf welchem die Vereinigung des Endlichen und Unendlichen im irdischen Leben liegt, desselben Weges, den er später unzählige mal am schönsten unter allen Dichtern und Weisen der Welt gezeigt hat. Daß aber der Versuch des Faust, auf dem Wege der Magie den Schranken der Endlichkeit und ihres toten Wissens zu entspringen, in der ersten Gestalt der Faustdichtung ein tragisches Ende nahm — was wir hier voraussetzen und wofür wir später Gründe angeben werden —, diese Notwendigkeit floß aus dem dritten Thema der ursprünglichen Faustdichtung, das wir nun ins Auge zu fassen haben.

* * *

Im Frühjahr 1770 war Goethe nach Straßburg gegangen und dort in Verkehr mit Herder gekommen, vor dem er den in seinem Busen entstehenden Faust verbarg. Im Oktober desselben Jahres beginnt das Idyll von Sesenheim, welches im August des folgendes Jahres mit der Trennung von Friederike Brion endigte. Der Jüngling hatte einem aufblühenden Mädchen Teilnahme gezeigt, dadurch und durch den Eindruck seiner reichen und liebenswürdigen Persönlichkeit das Herz des Mädchens an sich gezogen, dann aber nicht den Schritt zu einer dauernden Verbindung gethan, sondern den Umgang abgebrochen. Ein Vorgang, wie er im Leben unzähligemal vorgekommen ist und vorkommen wird. Nur machte die ungewöhnliche Persönlichkeit des Jünglings und sein späterer Ruhm bei der tiefen Natur des Mädchens den Eindruck nicht nur zu einem unvergeßlichen, sondern zu einem das spätere Leben Friederikens allein erfüllenden. In hundert Fällen dieser Art geht das Unrecht des Mannes in der Erregung bestimmter Hoffnungen viel weiter, und die Welt verzeiht es, weil sie nicht anders kann. Eine edle Natur aber verzeiht sich ein soches von ihr begangenes Unrecht schwer und straft sich durch die Selbstqual der Übertreibung des Unrechtes in allen Ursachen und Folgen. Auch diese Pein hat der jugendliche Goethe erlebt, und man darf glauben, daß es einen Augenblick gegeben hat, wo seine ganze Seele erbebte vor dem Schreck über die Keime,

die auf dem Wege lagen, von dem er, schneller als andere aus einem gefährlichen Traume erwachend, zurückgekehrt war. Aus diesem Gemütszustande, glaube ich, ist die Tragödie Gretchen entstanden.

Im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit heißt es: „Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich." Bald darauf heißt es: „Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein."

Das Hauptstück der Beichte war der Faust, und wenn der Dichter diesen nicht nennt, so versteht man das Gebot der Zartheit, welches ihm Schweigen auferlegte über jede innere Beziehung der Tragödie Gretchen zu dem Erlebnis seiner Liebe mit Friederike Brion, ein Gebot, das ihn bis ans Lebensende begleiten mußte und begleitet hat.

Wenn der Dichter sich fragte, weshalb er dem Gefühle, das ihn zu Friederike Brion gezogen, nicht nachgeben konnte, um sich und sie zu beglücken, so fand er die Antwort, die wir heute finden und die für soviele ähnliche Fälle gilt. Eine männliche Natur, mit reichen Kräften ausgestattet, die nur auf mannichfaltigen Schauplätzen des Lebens sich ausbilden können, darf nicht im Jünglingsalter in den Ehestand treten und darf am wenigsten den Lebensbund mit einer weiblichen Natur eingehen, der bei seltener Tiefe und Anmut doch Gedeihen und Glück allein beschieden ist in früh befestigten, gleichbleibenden Verhältnissen eines durchaus ruhigen Lebensganges. Es gehört aber zu der Strenge, die eine edle Natur in solchem Fall gegen sich übt und üben muß und sogar bis zur Qual treibt, sich alles, woraus das begangene Unrecht floß, als Unrecht, als hassenswerte Eigenschaft anzurechnen. So trat vor dem Geiste des Dichters das reiche Streben seiner Natur, welches ihm die Verbindung mit Friederike unmöglich machte, wenn es ihm als Objekt vor Augen stand, auf die natürlichste Weise in Verbindung mit dem Streben seines Faust nach einer unendlichen Fülle und Ganzheit des Wissens und Lebens. Dieses Streben, aus der reichsten Anlage des Genius stammend, die höchste Gabe, die die Gottheit verleiht, wurde nun zur tragischen Sünde, zur Eigenschaft, aus der nicht nur Unrecht durch unglückselige Verkettung fließt, sondern die an sich zum Unrecht führt.

Faust verlangt von den Geistern, mit denen er durch das Mittel der Magie in Verkehr tritt, die Kraft des unendlichen Lebens im Schauen und Genießen. Es wird gewarnt vor dieser Kraft, weil der irdische Geist, in die irdische Schranke der Empfindung gebannt, von dieser Kraft zerstört werden muß, wie

Semele vor der unverborgenen Gottheit des Zeus. Faust besteht darauf, diese Kraft zu erhalten, er erhält sie und erlebt, daß sein irdischer Geist die Wirkungen dieser Kraft weder ertragen noch lenken kann, sodaß er vor dem Anblick ihrer Verheerungen der Vernichtung entgegenstürzt.

b) Die Figuren.

Hier müssen wir verfolgen, wie der Dichter die Themen, die aus seiner Seele emporquellend sich verbanden und bestimmten, zu poetischen Erscheinungen durchgebildet hat. Fausts erkenntnisdurstiger Geist wendet sich zuerst an den Makrokosmos. Unter diesem ist zu verstehen das Abbild des Weltalls als lebendiger Werkstatt. Dieses Abbild gewährt dem Geiste das erhabenste Schauspiel, aber nur ein Schauspiel. Die Vorstellung des Weltalls, die wir uns bilden, und wie wir sie uns bilden mögen, hat immer keinen andern Inhalt und kann ihn nicht haben, als den der unendlichen physischen Natur. Das Höchste im Weltall, der empfindende, wollende, bewußte Geist, bleibt für uns nur lebendig vorstellbar in der irdischen Erscheinung, in der wir ihn leben und kennen. Mit dem Weltall können wir ihn nicht in Verbindung bringen, weder mit der Einheit noch mit der unendlichen Verschiedenheit desselben. So erscheint das Weltall als geisterfüllte Vorstellung uns unerreichbar. Die Vorstellung des Weltalls, die wir uns bilden, ist nur ein Schauspiel, kein vom Geist, wie er in uns waltet, getragener Vorgang. So wendet Faust sich von diesem Schauspiel ab — ohne das Gefühl unheilbarer Sehnsucht. Denn im Geiste liegt die Ahnung, die eine kühne Philosophie, deren Auftreten Goethe noch erlebte, später auszusprechen gewagt hat, daß dieses Weltall nur durch unsre Vorstellung außer uns gesetzt ist, als ihre notwendige, aber nicht ihre höchste Produktion. Die wahre Sehnsucht, das göttliche Leben zu teilen, empfindet Faust dem Mikrokosmus oder dem Erdgeiste gegenüber. Der Makrokosmos, wenn auch die wundervolle poetische Ausschmückung dieser Vorstellung dem Dichter angehört, ist doch in seinen Umrissen ein der alten Astrologie geläufiges, von ihr entlehntes Bild. Auch der Mikrokosmos kommt in derselben als der natürliche Gegensatz zum Makrokosmos vor. Die Art aber, wie in der Faustdichtung das Bild des Erdgeistes ausgeführt ist, gehört ganz dem Dichter an. Wie ist ihm diese Anschauung gekommen?

Zwischen den Jahren 1771 und 1774 lernte Goethe, wie er uns im vierzehnten Buch von Dichtung und Wahrheit erzählt, zum erstenmal die Ethik des Spinoza kennen. Im Jahre 1774 vertiefte er die erste Bekanntschaft, veranlaßt durch die polemischen Anmerkungen, welche einer Übersetzung der Biographie des Colerus beigegeben waren, und durch den Artikel Spinoza in Bayles Wörterbuch. Wie der Geist des Dichters schon bei der ersten Berührung durch den Philosophen ergriffen worden, hat er uns berichtet. Bernhard Suphan hat in einer äußerst feinen und gründlichen Untersuchung, wie man sie von diesem

Gelehrten gewohnt ist, „Goethe und Spinoza 1783—1786," neben andern merkwürdigen und aufschlußreichen Dingen auch festzustellen gesucht, daß vor dem Jahre 1784 von wirklicher Spinozakenntnis bei Goethe nicht die Rede sein könne.

Von wirklicher Spinozakenntnis? Mag sein. Diese Bezeichnung schließt viel in sich. Aber den Grundgedanken der Spinozalehre, die erhabene praktische Grundstimmung Gott und dem Leben gegenüber, die man Andacht, Religion oder auch kontemplative Weisheit nennen kann, diese Stimmung und Anschauung kann Goethe sehr wohl schon durch den ersten Eindruck als Spinozas Eigentum ergriffen und sich angeeignet haben als ein dauerndes Gewicht zur Herstellung des Gleichgewichts seines nach den mannichfaltigsten Richtungen strebenden Seelenlebens. Wir befinden uns bei dieser Annahme lediglich in Übereinstimmung mit dem Dichter selbst, der uns genau dasselbe in Dichtung und Wahrheit erzählt. Fiel nun aber der erste Eindruck der Spinozalehre in den Zeitpunkt, wo die drei Themen der ursprünglichen Faustdichtung in der Ausbildung begriffen waren und sich zu einem Ganzen zu verschmelzen strebten, so konnte der Dichter aus der Spinozalehre eine wirksame Anleitung zur Ausgestaltung entnehmen. Das Verhältnis des Endlichen zum Unendlichen, mit Spinozas Kunstausdrücken: „des Modus zur Substanz," paßte ganz in das Bedürfnis des Gedichtes, wie die Anlage desselben geworden war: den Helden, der das Unendliche in sich fassen wollte, in die Endlichkeit zurückzuschleudern und für jenen Versuch mit Verzweiflung zu strafen. Der Erdgeist ist die mit der ganzen Schönheit und Macht begnadeter Dichterphantasie als lebendige Erscheinung hingestellte Substanz des akosmischen, weltfeindlichen Philosophen. Denn diese Substanz ist die unendliche Kraft, die alle endlichen Kräfte, die empfindenden wie die empfindungslosen, die bewußten wie die unbewußten, lediglich zu ihrem Vehikel macht. Indem der Philosoph dem endlichen Geist die Fähigkeit beilegt, die erhabene Vorstellung dieser Substanz zu denken und resignirend sich in sie zu versenken — eine Resignation, wodurch die Leidenschaften beschwichtigt werden, mittelst deren die Substanz das endliche Wesen bewegt —, zieht er freilich eine Konsequenz, die den Grundgedanken des Systems erschüttert. Goethe schildert den Erdgeist, die, entsprechend dem Bedürfnis der Poesie, lebendig und persönlich gewordene Substanz in jenen Worten, die auf den Lippen der Welt sind, wie sie die eigne unendliche Kraft genießt in dem Gegeneinanderschäumen der endlichen Erscheinungen, deren ewiges Meer und glühend Leben der Gottheit lebendiges Kleid ist. Die Wirksamkeit des Unendlichen thätig in sich zu fühlen erfordert eine mitleidslose Seele, vor der die Empfindungen und Schicksale des endlichen Seins sind wie die Formen aufsteigender und zerstiebender Wellen. Mit Recht weist darum der Erdgeist das Verlangen Fausts zurück. Es entsprach dem Zweck der Dichtung, aber auch dem Geist Spinozas, daß die Stimme der Zurückweisung ebenso erhaben als hart klingt.

Wir kommen nun zu den Mitteln der Katastrophe der Fausttragödie, wie sie in der ersten Gestalt der Tragödie beschaffen waren. Warum heißt der Faust überhaupt eine Tragödie, warum nennt der Dichter dieses Drama so? Wir wollen den Streit nicht darüber eröffnen, ob nur diejenigen Dichtungen als Tragödien zu bezeichnen seien, deren Helden äußerlich der Zerstörung und innerlich der Umnachtung anheimfallen. Die Bezeichnung Tragödie wird sich sehr wohl auch für diejenigen Dichtungen rechtfertigen lassen, in die das Dunkel der Tragik seine gewaltigen Schatten wirft, wenn es auch nicht das Licht verschlingt. Ich glaube aber, daß der ursprüngliche Faust seiner ganzen Anlage nach, deren Spuren uns in dem spätern Werke erhalten sind, eine Tragödie im herbsten Sinne des Wortes war. Faust, vom Erdgeist mit dem Verlangen zurückgewiesen, sich „uns, den Geistern gleich zu heben," wiederholt nach einer kurzen Unterbrechung dieses Verlangen nur mit stürmischerem Flehen. Der Erdgeist, der sich ihm noch einmal zeigt, warnt ihn jetzt vor dem gefährlichen Flug, dessen bloßes Wagnis er ihm vorher spöttisch abgesprochen, weil er das Zagen Fausts vor seiner, des Erdgeists, Erscheinung bemerkte. Faust aber besteht nunmehr immer fester auf seinem Verlangen, und der Erdgeist verspricht ihm endlich Erfüllung desselben dadurch, daß er ihm einen seiner dienenden Geister als Gehilfen, als Begleiter, als mit den Künsten der Magie vertrautes Werkzeug zur Beseitigung der gewöhnlichen Schranken der sterblichen Natur zu senden verheißt.

Dies alles steht nicht in dem jetzigen Faust, wohl aber zeigt derselbe die deutlichen Spuren, daß der Verlauf der ursprünglichen Tragödie in der eben gezeichneten Art gewesen sein muß. Diese Spuren finden sich einmal in dem Monolog, welcher die Szene in „Wald und Höhle" eröffnet. Derselbe beginnt mit den Worten:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat.

Später heißt es in demselben Monolog:

O, daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich kalt und frech
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu Nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Eine weitere, ebenso unverkennbare Spur findet sich in der Szene „Trüber Tag. Feld." Dort heißt es u. a. „Wandle ihn, du unendlicher Geist, wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt u. s. w." Später heißt es ebendaselbst: „Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du

mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt?" Zwei Fragen erheben sich diesen Spuren gegenüber. Zuerst: Wie konnte der Dichter unterlassen, sie zu tilgen? Zweitens: Wie konnten sie solange unbemerkt bleiben? Die erste Schrift, welche die Bedeutung derselben erkennt, erschien 1837.

Gegenüber der ersten Frage können wir nur eine gewisse Sorglosigkeit des Dichters annehmen, die ihm überhaupt im Punkte der äußeren Korrektheit eigen war, die er aber bei der Faustdichtung geradezu als eine Bedingung zur Vollendung dieses, in seiner Idee und in seinen poetischen Elementen gegen den ursprünglichen Kern über des Dichters Erwartung sich erweiternden Werkes ansah. Er hat sich offenbar der Zuversicht überlassen, daß niemand so leicht das ursprüngliche Gewebe der Faustdichtung erraten und von dem späteren Gewebe trennen werde, daß der Leser vielmehr die Anrede an den Geist auf eine unbestimmte Imagination Fausts zurückführen könne.

Gegenüber der zweiten Frage könnte man darauf verweisen, daß immerhin dreißig Jahre vergehen dürfen, bevor eine Dichtung wie der Faust mit analytischer Absicht gelesen wird. Es ist aber noch eine andre, gehaltvollere Bemerkung auf diese Frage zu machen. Der menschliche Geist — und das ist nicht etwa sein Mangel, sondern sein Vorzug — wird durch keine äußern Zeichen angeregt oder geleitet, deren Gegenstand nicht einem Vorbilde im Innern des Wahrnehmenden entspricht. In den angeführten Stellen ist der Hinweis auf ein andres Verhältnis Fausts zum Erdgeist, als es die jetzige Dichtung begründet, so beredt wie nur möglich. Aber die äußere Beredtsamkeit einiger sonst vereinzelten Spuren blieb allen Hörern stumm, bis ein philosophischer Denker bei dem Versuch, in die Idee der Faustdichtung einzudringen, gewahrte, daß die Andeutung der Idee und die Ausführung in dem Gedicht selbst wenigstens zum Teil sich nicht decken. So kam er auf die richtige Vermutung, daß eine dem Gedichte ursprünglich zu Grunde gelegte Idee später aus der herrschenden Stellung in demselben verdrängt, aber nicht in allen Spuren beseitigt worden sei.

Der Philosoph, von dem wir sprechen, ist Ch. H. Weiße, der seine Gedanken über den Faust in einer Schrift niederlegte: „Kritik und Erläuterung des Goethischen Faust," welche 1837 zu Leipzig erschien. Weiße, einer der ältesten von den sogenannten Neuschellingianern, also ein Anhänger der späteren Lehre Schellings, welche in dem Bösen ein dem Göttlichen entgegengesetztes Positive und damit eine geheimnisvolle geistige Tiefe voraussetzte, suchte diese Idee im Faust wieder und fand sich weder durch die Goethische Auffassung der Persönlichkeit Fausts noch der Persönlichkeit des Mephistopheles befriedigt. Er fand, daß die volkstümliche Faustsage, indem sie Fausts Streben als sündhafte Vermessenheit auffaßt und straft, tiefer sei als Goethes Dichtung. Weiße nahm an, daß Goethe die Sage im Sinne seines Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Aufklärung, und zugleich nach rein persönlichen Anschauungen um-

gebildet habe. Mit voller Richtigkeit hebt Weiße hervor, daß das faustische Streben an sich von Goethe als ein durchaus edles aufgefaßt werde. Nicht minder richtig ist die Wahrnehmung Weißes, daß Mephistopheles in einer Reihe von Szenen als ein individueller Charakter mit Fleisch und Blut erscheint, der vom unterirdischen Gott nur soviel hat, als sich mit seiner poetischen Individualität verträgt, der zu Faust den kecken und frischen Ton munterer Gesellschaft redet. „Den Grundzug von Mephistopheles' Charakter in diesen Szenen bildet eine geistreiche Ironie, die, so boshaft und tückisch sie handeln kann, nie zur eigentlichen Grausamkeit wird, nie das Böse um des Bösen willen, sondern immer nur die mit demselben verbundene Übung des Scharfsinns, des Witzes und aller Verstandeskräfte sucht und begehrt. Dabei ist er ununterbrochen frohsinnig und wohlgemut, jeder Zug jenes Trübsinns, jener düstern Schwermut, welche der christliche Volksglaube dem Teufel und allen bösen Geistern zuteilt, bleibt ihm ebenso fremd wie das phantastische Element, aus welchem dieser Trübsinn stammt." Weiße führt nun aus, daß die Verbindung des Faust mit Mephistopheles die durchaus persönliche selbsterlebte Grundanschauung gewesen, aus der in Goethe die Dichtung des Faust hervorging. Diese Anschauung samt den Gedanken, die sich unmittelbar an sie knüpfen, sei das ursprüngliche Problem gewesen, welches der Dichter durch seine Schöpfung zu lösen strebte. Aber er sei zuerst weit entfernt geblieben, in dem metaphysisch Bösen den Grund der Erscheinung des Mephistopheles zu legen. Die Szenen — dies findet Weiße mit glücklichem Spürsinn heraus —, in welchen dieser Grund gelegt werden soll, gehören der späteren Umbildung des Gedichtes an. Den wahren, tiefen, d. h. seinen eignen Begriff des Bösen findet übrigens Weiße auch in der nachherigen Umbildung des Gedichts keineswegs erreicht.

Da schon in dem ersten Entwurf der sagenhafte Charakter der Dichtung für die Erscheinung des Mephistopheles die Anknüpfung an ein Allgemeines, an eine philosophische Idee erforderte, so habe sich dem Dichter, anstatt des Bösen der christlichen Sage, des Fürsten der Hölle — Begriffe, die seiner Bildung, seinem damaligen Gedankenkreise völlig entfrembet waren —, der Begriff des Erdgeistes geboten. Nun zeigt Weiße zum erstenmale, aber natürlich mit unbestreitbarem Erfolg, auf die soeben angeführten Stellen des Gedichts hin, um aus denselben nachzuweisen, daß Mephistopheles ursprünglich der Diener des Erdgeistes, einer an sich nicht bösen Macht, gewesen.

Die von Weiße bemerkte Spur haben andre Ausleger zu verfolgen gesucht, ohne dem ersten Entdecker immer die gebührende Ehre zu geben. Dafür haben sie mit ihm das Schicksal geteilt, aus der Entdeckung nichts machen zu können. Weiße sowenig als seine Nachfolger haben den Schlüssel weder zur ersten Faustgestalt noch zu ihren Umbildungen gefunden. Weiße ist zur Auffindung der Idee des späteren Faust auf allegorische Deutungen gekommen, die freilich überkünstlich, aber andrerseits so geistreich ersonnen sind, daß sie nicht nur den

Spott verdient hatten, der ihnen reichlich zuteil geworden ist. Die andern von Weißes Entdeckung ausgehenden Erklärer sind künstlich genug, aber nicht geistreich gewesen.

Wir setzen nun unsern eignen Weg fort, nachdem wir dem Verdienst Weißes den gebührenden Dank erstattet. Es bedarf kaum noch der Bemerkung, daß Weiße schon auf falschem Wege ist, wenn er in der Verbindung des Faust mit Mephistopheles, welche der Dichter als ein ursprüngliches Datum in seinem Geist gefunden, das Problem erblickt, welches der Dichter durch die Faustschöpfung habe erklären und begründen wollen. Die Frage, welche der Dichter sich vorgelegt, soll nach Weiße gelautet haben: „Weshalb hat Faust durch den Erdgeist den Mephistopheles zum Begleiter erhalten?" Der Dichter habe auf diese Frage von seinem schöpferischen Genius keine Antwort erhalten, und deshalb habe der Faust in seinem ersten Entwurf Bruchstück bleiben müssen.

Die Frage war nicht die Grundfrage des Gedichts, welche nach unsern Ausführungen ungefähr zu formuliren wäre: Wie kann der endliche Geist zum Unendlichen gelangen? Wenn aber zur Beantwortung dieser Frage nach dem ersten Faustentwurf gehörte, daß der Erdgeist, um das Verlangen Fausts zu erfüllen, letzterem einen mit der Kraft der höhern Geister bis zu einem gewissen Grade ausgestatteten Begleiter gab, so entsteht allerdings die abgeleitete Frage: Warum mußte dieser Begleiter ein böser Geist, ein Teufel sein? Der Goethische Genius ist wahrlich nicht zu schwach gewesen, diese Frage zu beantworten. Allerdings hat er sie nicht in dem satanbedürftigen Sinne des liebenswürdigen und feindenkenden Philosophen beantworten wollen, der das Gedicht in dieser Beziehung unvollkommen fand. Da jedoch der Dichter das Gedicht in der That später dahin umbildete, daß das metaphysisch Böse, wenn auch noch nicht zur Befriedigung Weißes, zum Grunde des Mephistopheles gemacht wurde, so hat er uns in dem späteren Gedicht die Antwort nicht aufbewahrt, weshalb der Erdgeist Faust zum Begleiter einen bösen Geist geben mußte. Wir sind auch hier auf das Erraten angewiesen.

Weiße — so fassen wir seinen Gedanken nochmals zusammen — stellt zwei Fragen. Die erste: Wie kommt Mephistopheles in die Goethische Dichtung? Er antwortet: Ganz allein aus dem Charakter des Dichters, weder aus äußerer Erfahrung noch aus innerer Spekulation. Die zweite Frage: Wie kommt Mephistopheles in den Charakter des Dichters? Die Beantwortung dieser Frage erwartet Weiße von dem Dichter selbst und meint sogar, dieser habe zu dieser Beantwortung den Faust gedichtet. Nun hat aber Weiße an der Dichtung auszusetzen, daß Mephistopheles, der, wenn das satanische Element noch so abgeschwächt in ihm sei, doch auf den Satan hätte zurückgeführt werden müssen, doch zuerst auf den Erdgeist zurückgeführt worden sei. Weiße hält dies für einen Mangel an Tiefe bei dem Dichter, verschlimmert durch die Einflüsse der Aufklärung, und meint, an diesem Mangel sei die Vollendung des ersten Faustentwurfs gescheitert.

Wir müssen zunächst feststellen, wie Mephistopheles in allen Stellen des Gedichts, welche dem ersten Entwurf desselben angehören, selbst sich giebt und bezeichnet. Er ist an allen diesen Stellen ein Teufel, aber nirgends der Teufel. Wenn er zum Schüler sagt: „Muß wieder recht den Teufel spielen," so heißt dies eben: Muß wieder recht der Gattung entsprechen. Wenn er in Auerbachs Keller sagt: „Den Teufel spürt das Völkchen nie," und: „Merkt Euch, wie der Teufel spaste," so ist dies in demselben Sinne gemeint. Allein Mephistopheles legt auch ausdrücklich Zeugnis ab von seiner Stellung als eines unter den andern, z. B. wenn er Faust zuruft: „Nichts Abgeschmackteres find' ich auf der Welt als einen Teufel, der verzweifelt," am deutlichsten aber in der Szene „Trüber Tag. Feld." Dort heißt es: „Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du sie nicht durchführen kannst? Willst fliegen und bist vorm Schwindel nicht sicher? Drangen wir uns dir auf oder du dich uns?" Mephistopheles ist also nach seiner eignen Aussage ein böser Geist, nicht der Böse.

Warum mußte nun der Erdgeist einen bösen Geist Faust zum Begleiter geben? Denn ein böser Geist ist Mephistopheles allerdings, er bezeichnet sich selbst immer als einen Teufel.

Anlage und Spuren der ersten Gestalt des Gedichts machen die Annahme einer zweiten Unterredung Fausts mit dem Erdgeist zur Notwendigkeit, einer Unterredung, welche unmittelbar nach der kurzen Unterbrechung durch das Gespräch mit dem Famulus sich an die erste angeschlossen haben muß. Faust verlangt die Erklärung der vernichtenden Worte: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst." Der Erdgeist — so nur können wir uns den Inhalt dieser zweiten Unterredung denken — läßt sich dazu herbei. Er verkündet, daß, wer „in Lebensfluten, im Thatensturm mit ihm auf- und abwallen" will, nicht das teilnehmende Gefühl des sterblichen Menschen haben darf, weder als Schmerz und Mitleid, noch weniger aber als das Verlangen, den Reiz der Erscheinung zu genießen und in das eigne Wesen zu ziehen als Quelle dauernden Glücks. Am meisten warnt der Erdgeist Faust vor der Gefahr, in welche die sterbliche Seele durch den Besitz magischer Kräfte verfallen muß, daß sie, über ihre natürliche Kraft als endliche Erscheinung hinaus zu schrankenlosem Verlangen angeregt, zum Verderber der Erscheinungen wird, die ihr sonst mit der natürlichen Kraft eigener Selbstbehauptung gegenüberstehen würden. Die magischen Kräfte sind für die sterbliche Seele unwiderstehliche Erreger der Selbstsucht. Der Erdgeist ruft also Faust zu: Du wirst, ausgestattet mit magischer Kraft, die Fülle der Erscheinung zu schauen und dich ihrer zu bemeistern, um sie zu genießen, dem Verlangen rücksichtslosen Genusses nicht widerstehen können und wirst dann doch zu Grunde gehen an dem Mitleid, welches deine sterbliche Seele über die Verheerungen empfindet, die dein maßlos gesteigertes Verlangen anrichtet.

Faust besteht diesen Warnungen des Erdgeistes gegenüber auf der Erfüllung seiner glühenden Sehnsucht durch das einzige Mittel, welches er zur Befriedigung

derselben erlangen kann, das gefährliche Mittel magischer Kräfte, ihm nach seinem Gefallen jederzeit von einem dienenden Geiste gereicht. Der Erdgeist macht Faust, wenn auch nur in Rätselworten, auf die Beschaffenheit dieses Geistes aufmerksam als eines Gesellen, in dessen Natur es liegt, das übermäßige Verlangen in den sterblichen Geistern zu erregen, denen er dient, andrerseits aber auch denselben Geistern die beglückende Illusion, den Ehrfurcht erzeugenden Schimmer, den die Erscheinungen für das sterbliche sehnsüchtige Auge tragen, zu rauben. Der Erdgeist hat keinen andern Geist zur Verfügung Fausts zu stellen. Das ist ja der nicht zu beseitigende Widerspruch in Fausts Verlangen: er will als Sterblicher das Göttliche fühlen. Das Göttliche, die Substanz Spinozas, ist aber nur Eines und kann nur Eines sein. Für den endlichen Geist giebt es nur Resignation und Untergehen in die Substanz, oder den trügerischen Weg einer Steigerung der endlichen Kraft durch die magische Kunst, welche die wahre Erlösung von der Endlichkeit nicht bringen kann, daher im Dienste solcher Geister steht, welche ihre Freude daran haben, den Untergang der endlichen Geister zu beschleunigen und das Gefühl desselben schmerzhafter zu machen. Die Vorstellung solcher Geister hat nichts zu thun mit der Lehre Spinozas. Die Substanz des letztern ist weder gut noch böse; dies sind überhaupt Begriffe, die der Illusion des endlichen Geistes angehören. Ganz wie die Substanz Spinozas ist auch Goethes Erdgeist weder gut noch böse, die dämonische Welt ist ihm gleichgiltig, nicht mehr als eine der vielen Erscheinungsformen, durch welche der endliche Geist zerstört wird, oder mittelst deren er sich selbst durch die Ausschreitungen seiner Phantasie zerstört. Ob die dämonische Welt ein objektives Sein hat, diese Frage kann der Dichter auf dem Boden der phantastischen Welt, auf dem er steht, bejahen und für seine Schöpfung, den Erdgeist, bejaht sein lassen.

So ergiebt sich uns eine Erklärung, wie Mephistopheles der Gesandte, der Diener des Erdgeistes sein, wie er sich sogar einen Genossen desselben nennen kann, wenn er Faust fragt: „Warum machst du Gemeinschaft mit uns?“ Er ist eine der zahllosen Kräfte, durch welche der Erdgeist „Geburt und Grab, ein ewiges Meer“ hervorbringt.

Aber wie hat der Dichter diesen Charakter auf derjenigen metaphysischen Grundlage, die er ihm in der ersten Gestalt des Gedichts gegeben hatte, ausgeführt und ausgestattet?

Im Jahre 1774 trat Merck in Goethes Leben. Dieser Umstand würde also trefflich stimmen mit allen denjenigen Daten, welche auf die wesentliche Ausbildung der Faustgestalt im Jahre 1774 hinweisen, wenn man an solche Genealogien glaubt. Wir gehören nicht zu diesen Gläubigen. Mag der Dichter etwas von Mercks Manier in sein Mephistophelesbild aufgenommen haben, alles Wesentliche dieses Bildes kommt allein aus dem Dichter. Das wunderbare Gleichgewicht von Verstand, Gefühl und Phantasie in Goethes Wesen gab

den Stoff zu einer Gegenüberstellung dieser Elemente, welche durch die Komposition eines Gedichts erheischt wurde, dessen Kern aus andern Elementen, wie wir gesehen, entstanden war. So entstand als Repräsentant des Goethischen Verstandes der graziöseste und geistreichste aller Teufel. Er hat immer Recht, denn er zeigt nur die Natur der Dinge, nur freilich nicht die ganze Natur. Er übertreibt niemals, er überschreitet nie die Bescheidenheit der Natur, weil die Natur, wie sie sich im Herzen regt, allein schon genug verlangt. Er ist nur ein wenig konsequenter und bewußter und repräsentirt dadurch erst recht den Verstand. Diese Ruhe, Sicherheit, Heiterkeit, die sich niemals aufblähen, sind bezaubernd. Der Dichter hat einige andre Gestalten aus demselben Kern geschnitten, Carlos, Antonio u. s. w., aber das phantastische Element, in welchem Mephistopheles webt, hat dem Dichter gestattet, der Figur eine Weite und Freiheit des geistigen Horizonts zu leihen, dessen Gedankenfülle überall der lebendigsten Anschauung entsproßt und mit einer Kraft der Phantasie und einer nie versiegenden Natürlichkeit des Witzes ausgestattet ist, welche diese Figur über alle ihrer Art emporhebt.

Neuerdings hat Hermann Grimm eine eigne Genealogie des Mephistopheles aufgestellt. Mit ihm setze ich mich am Schlusse dieses Kapitels auseinander.

Auch Faust repräsentirt die Wahrheit. Denn beide Anschauungen sind wahr, die eine, welche aus der Aufnahme der harmonischen Welt den Glanz der Gottheit im eignen Innern hervordringen sieht und die Sehnsucht nach diesem Anblick im Herzen trägt, und die andre, welche nur den rücksichtslosen Drang des vielfachen Lebendigen sieht. Die Pflicht der Menschheit ist es, aus der zweiten Welt die erste als Kunstwerk zu schaffen, und das Drama der Geschichte besteht in der immer sich erneuenden Arbeit an diesem Kunstwerke.

Die Figur Gretchens bedarf keines Worts der Erläuterung oder des Preises. Über Faust ist noch ein Wort hinzuzufügen. Ein zwanzigjähriger Jüngling hat in dieser Figur sein Ebenbild geschaffen, aber mit vollem Recht hat der Jüngling dieses Ebenbild als Mann geschaffen. Man könnte sagen, die Jünglingszeit des Genius ist so reif wie die Mannheit der andern Sterblichen. Wem dies aber zuviel Verherrlichung des Genius sein sollte, dem sagen wir, daß alles, was der fünfundzwanzigjährige Goethe durchlebt hatte, wenn er es poetisch als Erlebnisse einer Jünglingsgestalt hingestellt hätte, von der Welt bis auf den heutigen Tag nicht gläubig angenommen worden wäre. Es giebt keine Anschauung einer Entstehung geistiger Resultate, die sich in Augenblicke zusammendrängt. Diese Entstehung wird nur glaubwürdig durch eine solche Breite der Erfahrung, welche einem geläufigen Maß entspricht. Soviel über diesen Punkt.

Die Nebenfiguren Wagner, Martha, die Studenten konnte der Dichter aus dem Leben schöpfen, wenn er in die gesehenen Umrisse die Fülle und Rundung seines Geistes hineinlegte. Nach Genealogien brauchen wir nicht zu

suchen, obwohl der Dichter uns bei Wagner selbst behilflich ist. Sehr wunderlich und bezeichnend für eine heute beliebte Methode, das Verständnis der dichterischen Werke zu suchen, ist die Ableitung Marthas von der Amme in Romeo und Julia. Die letztere ist eine Cynikerin von Beruf, deren Geschwätz die Umgebung duldet. Martha bewegt sich im Geleise der ehrbaren Bürgersfrau, ihr Entgegenkommen gegen die Künste des Mephistopheles beruht auf einer Sucht nach Befriedigung der Eitelkeit und Sinnlichkeit, wie sie beschränkten Naturen häufig eigen, aber nicht bewußt ist.

Gesunder Menschenverstand.

Wer von den Menschen nur gesunden Menschenverstand fordert, macht dem Anschein nach sehr geringe Ansprüche an sie; aber jeder Tag lehrt hundertfach, daß gerade diese Forderung äußerst selten erfüllt wird, also wohl sehr schwer zu erfüllen sein muß — in der Gegenwart mindestens. Ich bestelle mir beim Schneider einen Winterrock: der gesunde Menschenverstand muß dem Manne sagen, daß ich ein bequemes, mich gegen die Unbilden der Witterung schützendes Kleid zu haben wünsche; er aber meint, darauf komme es nicht an, sondern darauf, daß der Rock so unbequem und unzweckmäßig sei, wie das neueste Modejournal es verlangt. Ich lasse mir ein Haus bauen: der gesunde Menschenverstand setzt voraus, daß das Gebäude meinen Bedürfnissen, den Bedingungen der Gesundheit und Behaglichkeit angepaßt werde; der Architekt aber entwirft zuerst eine schöne Fassade und opfert dieser die angemessene Verteilung der Räume, das Licht, die Ventilation, die Wohnlichkeit. Ich lese in der „Ledernen Trompete," daß Fürst Bismarck ganz insgeheim über einem schwarzen Plan gegen die Volksfreiheit brüte: der gesunde Menschenverstand folgert, daß der Kanzler wohl zu allerletzt dem Redakteur der „Trompete" seine Geheimnisse anvertrauen werde; die meisten Leser aber rufen voll Bewunderung aus, der Mosessohn sei doch ein verteufelt schlauer Patron, und wenn er nicht über uns wachte, so wären wir unrettbar verloren. Und in diesen Ruf stimmen nicht bloß Gevatter Schneider und Handschuhmacher ein, die nicht wissen, wie eine Zeitung gemacht wird und welche soziale Stellung Herr Mosessohn einnimmt, sondern Hochgebildete, die in jene Verhältnisse Einblick haben. Ein bescheidener Mann sucht bei einem Kaufmann um kurzen Kredit an und wird abgewiesen; gleich darauf fährt ein

Elegant vor, näselt und lorgnettirt, wirft alle Waaren durcheinander, wobei er einen Brillantring blitzen läßt, und befiehlt endlich, daß ihm das Kostbarste in das vornehmste Hotel geschickt werde. Der gesunde Menschenverstand würde dem Kaufmann raten, in dem zweiten Falle noch vorsichtiger zu sein als im ersten, da es bekanntlich auch falsche und gestohlene Brillanten giebt. Der Kaufmann aber fühlt sich durch eine so noble Kundschaft höchlich geehrt. Und der welterfahrene Geschäftsführer des Hotels, welcher soeben seinen Untergebenen eingeschärft hat, wohl aufzupassen, damit der zu Fuß vom Bahnhof gekommene und demgemäß in das oberste Stockwerk verwiesene Gast nicht etwa die Bettwäsche in seiner Reisetasche davontrage, ist ganz Unterwürfigkeit gegen den Herrn Baron, streckt ihm Geld vor, weil dessen Wechsel unbegreiflicherweise ausgeblieben ist, und — Kaufmann und Gastwirt machen ein sehr erstauntes Gesicht, wenn sie erfahren, daß ein vagabundirender Friseurgehilfe sie geprellt hat. Und so gehen Leute hinter dem Rücken ihres Arztes zur weisen Frau oder lassen sich „brieflich" von einem Hufschmied kuriren, lauschen den Orakelsprüchen eines Spiels Karten oder des Kaffeesatzes; oder sie besetzen Lotterienummern nach dem untrüglichen System irgendeines dunkeln Ehrenmannes, oder vertrauen ihre Ersparnisse einem Börsenmanne an, welcher ihnen hundert Prozent Interessen verspricht, obgleich nichts als gesunder Menschenverstand dazu gehört, zu begreifen, daß jene Wohlthäter den Stein der Weisen, wenn sie ihn hätten, zuerst benutzen würden, um sich selbst in den Besitz von Milliarden zu bringen.

Das sind lauter alltägliche Dinge. Und in der Politik vollends geht es überall so zu, als ob der Menschenverstand ausgestorben wäre. Und doch „können die wichtigsten Streitfragen des öffentlichen Lebens ohne Beteiligung des gesunden Menschenverstandes endgiltig nicht gelöst werden."

Dieser wohl unanfechtbare Satz ist der Vorrede zu einem Büchlein entnommen, welches Franz von Holtzendorff in München unter dem Titel Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes soeben hat erscheinen lassen (München, Th. Ackermann, 1884). Diese Glossen, welche in acht Abschnitten Staatstheorien und Staatspraxis, Staatsmoral und Staatsrecht, Parlamentarismus und Parteiwesen, Religion und Glauben, Kirche und Klerus, Wissenschaft und Volksbildung, Gesellschaft und Kulturwesen, endlich Vermischtes („Erratische Zeitglossen") behandeln, sind zum Teil schon in verschiednen Zeitschriften abgedruckt gewesen, und der Verfasser scheint selbst leise Zweifel zu hegen, ob der Gedanke, jene „aus der Vergessenheit hervorzuziehen und mit andern ihresgleichen zusammenzustellen," richtig gewesen sei. Aufrichtig gesprochen, können wir diese Frage nicht bejahen. Der Verfasser will doch Propaganda machen; unsre Zeit aber, und vornehmlich diejenigen Kreise und Individuen, welchen Lektionen des gesunden Menschenverstandes am notwendigsten wären, scheinen uns wenig geneigt, ein politisches Andachtsbuch zur Hand zu nehmen. Wer auf die Menge wirken will, muß sich der Presse und der Vereine

bedienen und darf nicht ermüden, der Unwahrheit und Unklarheit, dem Unsinn und Unflat, die täglich dem „Volke“ aufgetischt werden, immer wieder die Wahrheit und den Menschenverstand entgegenzusetzen. Mit dem Anschlagen einer Anzahl von Thesen ist heutzutage kaum mehr etwas zu erzielen. Hundertmal müssen dieselben Wahrheiten wiederholt, aber das Gold muß jedesmal umgeprägt werden.

Zudem ist keineswegs alles Gold, was Holtzendorff bringt, und auch das Gepräge oft nichts weniger als mustergiltig. Gleich auf der zweiten Seite fühlen wir uns gedrungen, ein großes Fragezeichen zu machen, wenn er, in dem oben zitirten Satze fortfahrend, behauptet, ohne hinreichend starken Zusatz von gesundem Menschenverstand sei „die öffentliche Meinung einflußlos.“ Selbstverständlich können wir uns auf eine Polemik über diesen Punkt nicht einlassen, da wir nicht wissen, was der Verfasser unter öffentlicher Meinung versteht und auf wen sie Einfluß ausüben soll. An Sätzen, welche an ähnlichen Unklarheiten leiden und daher in die Kategorie der Phrase fallen, ist kein Mangel. Sodann macht sich ein Hang zum Geistreicheln bemerkbar und verleitet den Verfasser zu den wunderlichsten Stilblüten. Bei der Frage nach dem Wert und Unwert der Beredtsamkeit heißt es: „Schon in alter Zeit entschied man sich für den Bimetallismus, der im Sprichwort das Reden für Silber und das Schweigen für Gold erklärte.“ Wie ihn Herr Bamberger um diese Wendung beneiden wird! Ein andermal lesen wir gar von „dem niemals unterbrochenen Opfer der Selbstsucht durch das Schlachtmesser der Liebe, das den Haß tötet und die ewige Güte in uns ihr tägliches Auferstehungsfest feiern läßt.“

Dem größten Teile der 206 Aphorismen muß man jedoch aufmerksame Leser wünschen; solchen werden zwar die Schwächen des Glossators nicht entgehen, sie werden aber auch manche Anregung zum Nachdenken empfangen. Wir begnügen uns auf einzelne Stellen hinzudeuten. Seite 74 unter dem Schlagwort „Partei Bismarck“ wird das Wort Lessings über sein Verhältnis zu Klopstock angezogen: weil er denselben für ein großes Genie erkenne, brauche er ihm nicht überall Recht zu geben, vielmehr sei er gerade darum gegen ihn auf seiner Hut. Das heißt im Munde des Politikers: Einer Partei, deren Haupt Bismarck ist, kann ich mich nicht anschließen, für mich giebt es nur die Partei Holtzendorff. Oder würde er die Bedenken vielleicht fallen lassen gegenüber einem Parteiführer, der kein Genie wäre? Und doch steht Seite 26 unter der Devise des Prinzen von Wales „Ich dien’“ das gute Wort: „Es ist würdiger im Staat, großen Männern zu dienen, als über kleine Geister zu herrschen.“ Dann und wann kommt etwas zum Vorschein wie Ranküne gegen den Staatsmann, der nicht genug Respekt vor den Professoren hat!

Sehr richtig wird die Vorstellung, „daß es dem gebildeten Manne gezieme, mit Staatsverbrechern stets zu sympathisiren,“ mit der Ansicht des Schmugglers verglichen, die Staatskasse zu benachteiligen sei kein Übel. Allein eben da wird

es recht auffallend, daß mit dem Hinwerfen von Maximen oder Reflexionen wenig Nutzen geschafft wird. Das Thema ist wichtig genug und ladet zu gründlicher Erörterung ein; anstatt einer solcher giebt der Zusatz, daß vor allem die Regierungen aufhören müßten, „das öffentliche Recht im Interesse ihrer Herrschaft als bloße Nützlichkeitssache zu handhaben," dem Manne mit laxer Moral die willkommene Ausrede an die Hand, er werde aufhören, die Staatskasse zu schädigen und sich auf die Seite der Revolutionäre zu stellen, sobald die Regierung ihm mit gutem Beispiel vorangehe! Wenig weiter begegnet uns der Satz: „Im stärksten Gegensatz zur Freiheit bewegt sich die Vorstellung, daß jeder Einzelne alles das beliebig thun und unterlassen dürfe, was nicht gegen eine bestimmte Vorschrift des Strafgesetzgebers verstößt." Wäre es nicht ersprießlicher gewesen, die beiden Sätze (den letztern mit einer kleinen sprachlichen Korrektur) gemeinsam abzuhandeln?

In die Klasse der Geschmacklosigkeiten gehört wieder: „Das Recht gleicht der zarten Pflanze, die der Pflege bedarf, um zu gedeihen. Eben deswegen sprechen wir von der Rechtspflege wie von der Krankenpflege"! Wenn einer von Auerbachs philosophirenden Bauern sich eine solche Vermengung der verschiednen Bedeutungen von „pflegen" zu Schulden kommen ließe, würden wir uns weniger wundern. Den Vergleich zwischen Raubmenschen, Raubtieren, Wölfen im Schafspelz, die „durch rücksichtslose Ausbeutung wirtschaftlicher Überlegenheit unter dem Titel wohlthätiger Konkurrenz die Selbsterhaltungsfähigkeit andrer vernichten" u. s. w., könnte man schon gelten lassen, wenn der Verfasser nur nicht gar so wohlgefällig bei demselben verweilte. Hingegen dürfen wir ihm rückhaltlos zustimmen, wenn er predigt: „Nicht Teilung der Gewalten, sondern ganz im Gegenteil Zusammenwirken der politischen Lebensorgane für den Staatszweck, ist das Prinzip der modernen [»anderen« ist offenbar Druckfehler] Verfassungsgebung. . . . Die verkehrteste aller Bestrebungen wäre die, auf die Machtlosigkeit der Regierungen planmäßig hinzuarbeiten. Denn Ohnmacht der Regierung bedeutet gleichzeitig Unfreiheit der Nationen." Und, dies ergänzend: „Der naturgemäße Einfluß der Parlamente kann in festländischen Staaten nicht dahin zielen, daß sie selbst regieren und zu diesem Zwecke nach abhängigen und jederzeit willfährigen Regierungsorganen trachten. . . . Das deutsche Reichsgericht hat in richtiger Würdigung der Sachlage entschieden, daß deutschen Staatsbeamten die öffentliche Agitation für irgend eine regierende oder nichtregierende Partei durch den reinen Begriff des Staatsamtes verwehrt ist. Staatsamt und Parteiamt schließen einander aus. . . . Ein Fehler des modernen konstitutionellen Systems liegt darin, daß wirklich vorhandene Interessengegensätze durch die gesetzliche Fiktion eines einheitlichen, in den Kammern waltenden Volkswillens erstickt werden sollen. Unhaltbar gegenüber der Wirklichkeit des Lebens ist die Lehre, daß jeder Volksvertreter unabhängig von wirtschaftlichen und lokalen Interessen das ganze Volk vertrete." Und diese Betrachtung führt zu dem

Schlusse, daß der Gedanke einer hinreichend starken Defensivstellung berechtigter Interessen gegen parlamentarische Verbindungen der Gegeninteressenten berechtigt sei — siehe Volkswirtschaftsrat. Auch der Forderung, daß Gesetze, welche einer sorgfältigen technischen Beratung bedürfen, zuerst in den Oberhäusern, und zwar unter Ausschluß der Öffentlichkeit, zu beraten seien, schließt Holtzendorff sich an, tritt aber, da der Reichstag ein Oberhaus nicht hat, für die Idee der Realisirung des Staatsrates als vorberatender Behörde ein.

Durchaus treffend ist die Bemerkung, daß das Bedürfnis zu glauben nicht etwa verschwunden, sondern von dem kirchlichen auf das politische Gebiet übergegangen sei. Die Demokratie könne nur auf religiöser Autorität, wie im klassischen Altertum und bei den Puritanern, oder „auf der Personifikation des Unfehlbarkeitsglaubens in einzelnen Demagogen, niemals auf dem bloßen Gedanken der atomistischen Gleichberechtigung ruhen." Konsequenterweise geht er ebenso dem allgemeinen gleichen Wahlrecht zu Leibe.

Mit diesen verständigen Anschauungen steht freilich manches in einem Widerspruche, der dem Verfasser selbst aufgefallen sein müßte, wenn er anstatt in losen Sätzen die Themata im Zusammenhange besprochen hätte. Die Ursache der — halb und halb zugegebenen — „überwiegenden Schädlichkeit der Beredtsamkeit im öffentlichen Leben" soll in folgendem aufgedeckt werden. „Je mehr man in halbfreien, unter dem Mißbrauche parlamentarischer Formen regierten Staaten die politischen Parteien durch Fernhaltung von praktischen Geschäften auf das Gebiet bloßer Meinungsäußerungen hinüberdrängt, desto mehr stärkt man die Bedeutung der Parteirede in der öffentlichen Meinung. Verkehrt ist es sogar vom Standpunkte des Autokraten, wenn Parteiführern die Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer Forderungen grundsätzlich trotz sonst vorhandener persönlicher Fähigkeit entzogen wird. Für seine Worte fühlt sich nur derjenige politisch verantwortlich, der möglicherweise berufen sein kann, sie in Handlungen umzusetzen." Und weiter: „Es ist politischer Sophismus, daß wir die Maßregeln andrer nur dann kritisiren dürfen, wenn wir selbst imstande sind, es besser zu machen. Mit diesem Einwande würde der schlechte Schauspieler ein sachverständiges Publikum entwaffnen können." Sollte man glauben, daß diese Sätze aus der Feder desselben Mannes geflossen sind, welcher so einsichtig über das Regieren der Parlamente gesprochen hat? Wir denken, wer eine politische Rolle spielt, muß sich für seine Worte unter allen Umständen verantwortlich wissen; und wenn der Wähler sich allenfalls auf den Standpunkt des Zuschauers im Theater stellen kann, welcher nur kritisirt, und die Zumutung, es besser zu machen, von sich ablehnt: der Gewählte hat dieses Recht nicht, er ist eben gewählt worden, um zu sagen, nicht bloß was, sondern auch wie es besser zu machen wäre. In Mißkredit gebracht wird die Beredtsamkeit gerade durch diejenigen Personen, welche über alles reden, aber nie verantwortlich sein wollen. Und wie sollen wir uns das Heranziehen der Oppositionsmänner zu den prak-

tischen Geschäften ohne parlamentarische Regierungsform denken? Soll ihnen gestattet werden, zur Probe einmal ihre Grundsätze in der Verwaltung oder im Militärwesen durchzuführen?

Natürlich wird auch der Antisemitismus gestreift. Prosemit scheint der Verfasser nicht zu sein, doch hat auch er für jene Erscheinung nur jene beiden Erklärungsgründe, die bei allen Philosemiten gäng und gäbe sind: Zorn orthodoxer Schriftgelehrten und Neid der durch Überlegenheit der Juden auf journalistischem und kommerziellem Gebiet Bedrohten. Wir wollen ihn auf drei andre Momente in seinem eignen Buche hinweisen. Er bezeichnet den Parteihaß der Gegenwart als „die Erbschaft, die von der kirchlichen Verfluchungspraxis auf uns gekommen ist.“ Und von wem hat die christliche Kirche die Verfluchungspraxis geerbt? Woher stammt das Dogma eines alleinseligmachenden Glaubens mit der Pflicht, alles Ungläubige auszurotten? Das ist Eins. Das Zweite ist die drastische Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Presse und die wohlbegründete Forderung von Garantien von demjenigen, welcher „das höchste politische Lehramt für das Volk“ ausüben will. „Die Jesuiten werden aus dem Beichtstuhl verjagt, aber man duldet überall viel gefährlichere Leute in dem Amte, täglich die verderblichsten Grundsätze zu predigen.“ Vortreffliche Worte, die doch wohl nicht von dem Neide auf die journalistische Überlegenheit derer diktirt sind, welche die Presse und vor allem die so geschilderte fast ausschließlich in Händen haben. Und drittens wäre an die früher erwähnte Stelle von der „rücksichtslosen Ausbeutung wirtschaftlicher Überlegenheit unter dem Titel wohlthätiger Konkurrenz zu erinnern.“

Das Erfreulichste bei der Lektüre der „Zeitglossen“ war uns das Zeugnis, welches dieselben für das Anwachsen jener Partei liefern, welche gegen die Ultras auf beiden Seiten entschlossen Stellung nimmt und mit den anerzogenen Vorurteilen des Liberalismus bricht. Als einen Angehörigen dieser Partei begrüßen wir den Verfasser, wenn auch sein „gesunder Menschenverstand“ nicht durchweg der unsre ist.

Der Krieg zwischen Frankreich und China.

Möglich, ja nach den letzten Nachrichten englischer Blätter sehr wahrscheinlich ist, daß der Krieg zwischen Frankreich und China, der bereits seit Monaten drohte, in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, thatsächlich schon ausgebrochen ist. Jedenfalls steht fest, daß die chinesische Regierung das französische Kabinet hat benachrichtigen lassen, sie werde einen Angriff der Franzosen auf Bakning als

Kriegsfall betrachten, und daß sie die übrigen Großmächte von diesem Ultimatum in Kenntnis gesetzt hat. Andrerseits aber ist nicht zu bezweifeln, daß der Admiral Courbet den Befehl erhalten hat, die genannte Stadt anzugreifen, sobald er es für passend halte. Songtai, die andre streitige Stadt, ist von schwer zu passirenden Sümpfen umgeben und wird daher vorläufig wohl noch unbehelligt bleiben. Der Weg nach Bakning dagegen führt durch Gegenden, die jetzt wieder trocken sind, und so wird der Admiral zunächst nach diesem Orte marschiren, eine Annahme, die sich auch darauf gründet, daß die in Songtai stehenden chinesischen Truppen großenteils zur Verstärkung der Besatzung von Bakning abgesandt worden sind. Wenn Admiral Courbet seinen Marsch von Hanoi nach Bakning noch nicht angetreten haben sollte, so kann ihn nur der Umstand davon abgehalten haben, daß nach den neuesten Berichten das Delta des Roten Stromes in den letzten Wochen für die Franzosen sehr unsicher geworden ist. Die Schifffahrt auf dem Flusse ist bedroht, mehrere Dörfer an demselben sind zerstört worden, und es wird versichert, daß die Schwarzflaggen oder die Chinesen die von französischen Truppen besetzte Stadt Haidzuong niedergebrannt haben. Endlich scheint es um die Gesundheit der Soldaten Courbets nicht gut zu stehen, wenigstens meldet man, daß sie an Dysenterie leiden. Selbst Pariser Blätter sprechen jetzt Bedenken über den Stand der Dinge in Tonkin aus. Der Figaro z. B. sagt: „Die letzten Nachrichten zeigen, daß der untere Teil des Deltas weit davon entfernt ist, unterworfen zu sein, und daß die Bevölkerung unsre Schutzherrschaft nicht anerkennt. Die von Hué abgesandten Mandarinen finden nur Gehorsam, soweit unsre Waffen ihnen zur Seite stehen, und sie verlieren ihr Ansehen, sobald sie unsrer Sache zu dienen versuchen. Dies wird hinreichend dadurch erwiesen, daß Admiral Courbet gezwungen ist, 4000 Mann im Delta zurückzulassen, und daß dreißig Kriegsschiffe nicht imstande sind, die Piraten zu vernichten, welche die Mandarinen zur Niederbrennung der von uns eingenommenen Städte verwenden.“

In England scheint man in immer weitern Kreisen die Bedeutung zu begreifen, welche der nahe gerückte und vielleicht schon ausgebrochene Kampf zwischen der französischen Republik und dem chinesischen Reiche für das britische Interesse hat. Der Krieg wird in großem Maße ein Krieg mit Schiffen sein, und England mit seiner großen Handelsflotte wird sehr empfindlich von den Schäden zu leiden haben, welche solche Kämpfe notwendigerweise den Neutralen zuzufügen pflegen. Noch schwerer aber fällt folgendes ins Gewicht.

Die Seekriege der Gegenwart werden mit Dampfschiffen geführt, und man bedarf dazu einer sehr beträchtlichen Menge von Steinkohlen. In diesen wird daher eine der Hauptschwierigkeiten liegen, mit denen die Franzosen nach Ausbruch des Streites zu kämpfen haben werden; denn die Kohlenstation, wo die Admirale Courbet und Meyer sich vorzugsweise mit Feuerungsmaterial für ihre Dampfkessel zu versorgen haben werden, befindet sich in britischen Händen.

Singapore ist vielleicht die größte Kohlenniederlage der Welt, sicherlich die am reichlichsten versehene in den chinesisch-malayischen Gewässern. Wollen die französischen Kriegsschiffe nicht bloß rasch ihre Bestimmungsorte erreichen, sondern auch eine Art Blockade der Küsten Chinas ausüben, so müssen sie sich wenigstens in den nächsten drei Monaten fast ausschließlich des Dampfes bedienen; denn diese Jahreszeit ist in jenen Gegenden der Fahrt mit Segeln nicht günstig. Zwar sind in der nächsten Zukunft die sonst hier häufig auftretenden äußerst gefährlichen Typhone nicht zu fürchten, wohl aber andre Stürme, und da es hier an starken unterseeischen Strömungen nicht fehlt und die Küstenstrecken nur wenige Leuchttürme haben, so betrachten die Schiffer, welche die Meere Hinterindiens und Chinas befahren, es immer als erstes Erfordernis, wohlgefüllte Kohlenräume und gut arbeitende Kessel und Maschinen an Bord zu haben. Was aber ein reichlicher Kohlenvorrat bedeutet, ersieht man, wenn man sich erinnert, daß ein großer Dampfer täglich etwa 60 Tonnen, d. h. 1200 Zentner Kohle verbraucht, und daß die Reise eines solchen von Toulon oder Marseille nach Tonking sechs und eine halbe bis sieben Wochen in Anspruch nimmt. Singapore und Hongkong sind die beiden nächsten Kohlenplätze für die vor Tonking versammelten französischen Geschwader. Saigon, das noch näher beim Kriegsschauplatze liegt, kommt wenig in Betracht; denn der Kohlenvorrat dieses Hafenortes ist, da der letztere nur von wenigen Handelsfahrzeugen aufgesucht wird, verhältnismäßig gering. Ganz anders verhält es sich mit der englischen Stadt Singapore, über welche der Daily Telegraph folgende interessante Mitteilungen bringt:

„Hier sieht sich der Reisende, nachdem er die herrliche Rhede passirt hat — eine Rhede, welche, die von Nangasaki in Japan ausgenommen, sich an Schönheit der Umgebung den prächtigsten Landschaftsbildern der östlichen Welt an die Seite stellt —, vor Werften, auf denen mehr Kohlen aufgestapelt sind als irgendwo, sei es auswärts oder in englischen Häfen. Diese Vorräte sind so ungeheuer, daß es möglich ist, zwei riesige Dampfer von der Größe des Stirling Castle und des Glenogle zu einer und derselben Zeit mit Kohlen zu versehen, ohne daß man eine Abnahme der dort aufgeschichteten Massen von Feuerung bemerkt. Dies geschah im Mai dieses Jahres, wo das eine der genannten Fahrzeuge 1800 und das andre 1600 Tonnen einnahm. . . Andre große Dampfer von der Peninsular- und Oriental-Linie thun oft an einem Tage das gleiche, und doch scheinen die aufgestapelten Kohlenhaufen nicht geringer zu werden; denn ebenso schnell wie ein Dutzend Fahrzeuge davon nehmen, landen andre, die mit neuer Fracht angekommen sind, und füllen die Lücken. . . Singapore ist einer der blühendsten Orte der britischen Kolonialwelt. Unter der erfahrenen und geschickten Leitung des Gouverneurs Sir Frederick Weld hat es sich so sehr gehoben, daß es in der Förderung von Arbeiten für den öffentlichen Nutzen seinen Nachbarstädten Malacca und Penang gleichkommt. Und es

ist in jedem Sinne des Wortes ein britischer Hafen. Kenner des Völkerrechts mögen entscheiden, wie weit es englischen Kaufleuten gestattet ist, die französischen Kriegs- und Transportschiffe, die bestimmt sind, zum Zwecke kriegerischer Operationen nach den chinesischen Gewässern abzugehen, mit Kohlen zu versehen. Aber gesetzt den Fall, England wäre geneigt, die Neutralitätsgesetze zu brechen — was (im vorliegenden Falle; mit Deutschland war es 1870 anders) in Wahrheit schwerlich zu erwarten ist —, so muß man sich erinnern, daß die Kulis, welche in Singapore die Kohlen an Bord der Schiffe befördern, beinahe samt und sonders Chinesen sind, die ihr Vaterland lieben und die Franzosen leidenschaftlich hassen. . . Als die obengenannten beiden Schiffe mit Feuerungsmaterial zu versorgen waren, zeigten diese Arbeiter, daß sie ungeachtet des ungeheuern Sonnenbrandes und trotz des Umstandes, daß man zu derselben Zeit zahlreichen andern Fahrzeugen Kohlen zuzuführen hatte, imstande waren, die betreffenden 3400 Tonnen binnen acht Stunden an Bord zu befördern. Damals wirkten aber auf sie zwei Antriebe: Geldverdienst und Wohlgesinntheit gegenüber den Eigentümern der beiden Dampfer, welche nach England eilten, um ihm den ersten Thee der diesjährigen Ernte zu überbringen. Ein gleiches Wohlwollen wird sie schwerlich beseelen, wenn man sie auffordert, einem französischen Schiffe Kohlen zuzutragen, damit es in den Stand gesetzt werde, die Küsten Chinas zu blockiren oder dessen Städte zu bombardiren. Ebensowenig endlich werden es die chinesischen Kaufleute, in deren Händen sich ein großer Teil der Kohlenmagazine Singapores befindet, sehr eilig haben, die Feinde des himmlischen Reiches mit den Mitteln zu versehen, dasselbe anzugreifen und zu schädigen."

Hongkong ist nach diesen Mitteilungen weniger reich mit Steinkohlen versehen als Singapore; man hat genug davon für das laufende Bedürfnis, aber nicht viel mehr, auch dürften die Engländer hier, in einem rings von chinesischem Gebiet umgebenen Hafen, nicht leicht wagen, französischen Kriegsschiffen Kohlen zu liefern. Dasselbe gilt von den gegenüberliegenden Kaulun, das ebenfalls den Engländern gehört.

„Eine wichtige Frage, so fährt das zitirte englische Blatt fort, ist die, wie französische Schiffe, die [nach Ausbruch des Krieges] aus heimischen Häfen abfahren, genug Feuerung bekommen können, um damit bis nach China zu reichen. Nachdem sie Marseille oder Toulon verlassen und Malta passirt, könnten sie in vier bis fünf Tagen Port Said erreichen und hier Erlaubnis erhalten, Kohlen einzunehmen. Nach zwei im Kanal verbrachten weiteren Tagen würden sie in Suez eintreffen, wo es wieder Kohlen gäbe. Die Reise von Suez nach Aden nimmt bei einem gewöhnlichen Kriegs- oder Transportschiffe acht Tage in Anspruch. Die großen englischen Dampfer legen die Strecke in sechs Tagen zurück, verbrennen dabei aber soviel Feuerung, daß sie in Aden abermals Kohlen einnehmen müssen. . . . Kohle ist im Kriege Kontrebande, und so ist anzunehmen, daß man französischen Dampfern in Aden keine verabfolgen würde, während dieselben noch die weite Fahrt bis Ceylon vor sich hätten. Die Schiffe der Franzosen nehmen in Point de Galle Kohlen ein, während die der [englischen] Peninsular- und Oriental-Linie zu diesem Zwecke jetzt Colombo anlaufen, da sie an den Riffen auf der Ostseite der Insel mehrere Dampfer verloren haben. Point de Galle befindet sich jedoch in der Hand Englands, und so stoßen wir hier wieder wie in Aden auf die Frage der Neutralität. Man muß von hier aus für zwölf Tage unter Dampf Sorge tragen — die Eildampfer der Post legen die Strecke in zehn Tagen zurück, Kriegs- und Transportschiffe aber

brauchen mehr Zeit — und dann bliebe immer noch die Reise nach Singapore und Tonkin übrig. Der Stirling Castle mußte im vergangenen Mai für die Fahrt von Singapore nach Suez 1600, der Glenogle für denselben Weg 1800 Tonnen Kohlen haben. Aber um diese Quantitäten mitnehmen zu können, mußten diese Dampfer ihren gesamten Deckraum verwendbar machen, und wie ein französisches Kriegs- oder Transportschiff irgendwo Kohlen genug einnehmen könnte, um während einer noch längeren Reise, der von Suez bis Saigon oder Hanoi, zu reichen, läßt sich nicht gut ersehen. Ein Kriegsschiff hat, wenn es seine Kanonen und seine volle Bemannung an Bord genommen hat, nicht viel Platz mehr übrig, und das gilt in besonderm Maße von der Klasse von Fahrzeugen, welche die Franzosen jetzt in den chinesischen Gewässern verwenden.... Sie sind mit zwei Geschützen mehr armirt und haben eine Besatzung von fünfzig Mann mehr als unsre Schiffe derselben Größe. Sie haben infolge dessen sicher nicht soviel Raum übrig, um Kohlen für eine Fahrt von sechs Wochen oder gar für eine länger währende Blockade der chinesischen Küsten an Bord nehmen zu können. Natürlich ist die Möglichkeit vorhanden, daß die Holländer, welche in China wenig oder gar keine Interessen zu berücksichtigen haben, den Franzosen erlauben, sich in ihren Häfen mit Kohlen zu versorgen. Aber diese Häfen haben auf ihren Werften deren nicht viel, und selbst wenn sie mehr hätten, würde das jenen für die lange Reise von Suez nach Tonkin nicht viel helfen. Muß man die letzten Kohlen in Suez einnehmen, so hat man sich damit für mehr als vierzig Tage zu versehen; denn zwischen Ägypten und Tonkin giebt es nur solche Hafenorte und Kohlenstationen von einiger Bedeutung, welche der englischen Regierung gehören."

In Frankreich hat man sich gewöhnt, über den Gedanken, daß die Flotte der Chinesen etwas über die französische ausrichten könne, zu lächeln. Kenner der Sache aber sind andrer Meinung und halten dafür, daß die schnellen kleinen Kanonenboote der Himmlischen, die in den letzten Jahren in England und Deutschland gebaut worden sind und von englischen Offizieren befehligt werden, sehr gefährliche Nachbarn für jedes französische Transportschiff sein würden, welches ihnen, von Kohlen entblößt, in den chinesischen Gewässern zu Gesichte käme. Es ist keineswegs sicher, daß die Geschwader der Franzosen sie allesamt am Auslaufen zu hindern imstande sein würden, und da sie mit vortrefflicher Dampfkraft ausgestattet, von sehr rascher Fahrt und nicht übel bemannt sind, so wäre es garnicht unmöglich, daß man im Verlaufe des Krieges etwas von ihnen hörte, was in Paris nicht erwartet worden wäre. Auf keinen Fall wird es den chinesischen Dampfern an Kohlen gebrechen; denn Shanghai, Futschau, Swatow und Kanton sind mit diesem hochwichtigen Erfordernis der heutigen Schifffahrt reichlich versehen, und diese Plätze gehören sämtlich der chinesischen Regierung, obwohl Ausländern der Wohnsitz daselbst gestattet ist.

Die Moral des hier Ausgeführten lautet kurz: Zum Seekriege und zu rascher Verschiffung von Landtruppen sind heutzutage Kohlen unentbehrlich, die chinesischen Schiffe können sich diese reichlich verschaffen, die französischen dagegen nach Ausbruch des Krieges, wenn es mit rechten Dingen zugeht, nicht.

Mit rechten Dingen — das veranlaßt uns, zum Schlusse noch ein Wort über die Neutralitätsfrage in Sachen der Kohlenversorgung zu sagen. Singapore ist, wie gezeigt, das große Kohlendepot der ostasiatischen Meere, und die Befehlshaber der französischen Kriegsschiffe werden sich, wie bis jetzt im Frieden, auch nach einer Kriegserklärung, ohne Zweifel aus den dort aufgespeicherten

Massen von Feuerung für ihre Fahrten versorgen wollen. Wird man ihnen das englischerseits erlauben dürfen und, wenn das zu bejahen, bis zu welcher Ausdehnung? Die Sache ist nicht leicht zu entscheiden; denn die „Pflichten der Neutralität“ haben keine recht deutlich abgesteckte Begrenzung. Steinkohle ist nach der technischen Bezeichnung der internationalen Jurisprudenz ein Artikel ancipitis usus, d. h. ein Artikel, der je nach den Umständen, unter denen er einem Kriegführenden geliefert, und nach den Zwecken, zu deren Erreichung er von ihm verwendet wird, Kriegskontrebande oder keine solche sein kann. Es giebt ohne Zweifel Fälle, wo das Liefern von Kohlen überhaupt einen Bruch der Neutralität in sich schließen würde, und nach der jetzt festgestellten Praxis der Engländer wird es wahrscheinlich als Verletzung der Neutralitätspflicht angesehen werden, wenn jemand die Kriegsschiffe eines Kriegführenden unter irgendwelchen Umständen mit einer unbeschränkten Menge dieses Bedürfnisses versehen wollte. Die Regel, welche England sich während des amerikanischen Bürgerkrieges in dieser Sache bildete, ist in ihrer Fassung klar, doch wurde sie in der Praxis nicht konsequent beobachtet. Die Weisungen, welche die britische Regierung einige Monate nachdem sie sich neutral erklärt hatte, ergehen ließ, erlaubten die Versorgung beider Kriegführenden mit Kohlen, wobei „vorausgesetzt werden sollte, daß die Lieferung nach der Fähigkeit des Schiffes, sie zu verbrauchen, bemessen und auf den Betrag beschränkt wäre, der ihm das Erreichen des nächsten Hafens seines eignen Landes oder eines näheren Bestimmungsortes ermöglichte.“ So lautete die Theorie. Praktisch aber fand man es englischerseits unmöglich, die Kreuzer der Konföderirten daran zu hindern, daß sie in Trinidad, auf den Bermuda-Inseln und in andern britischen Kolonien soviel Kohlen einnahmen, als ihnen beliebte, und die Klage der Vereinigten Staaten in dem Prozeß, der darüber angestrengt wurde, enthielt eine lange Reihe von Beispielen dafür, daß englische Behörden Kaperschiffen der Südstaaten wie dem Sumter, der Nashville und andern Geißeln der unionistischen Handelsmarine gestattet hatten, über die vorgeschriebene Menge von Kohlen erheblich hinauszugehen. „Es wird für die französischen Seeoffiziere in Ostasien kaum notwendig sein, uns zu derartigen Unregelmäßigkeiten zu verlocken,“ meint, der englischen Schwäche sich bewußt, ein englisches Blatt. „Das strengste Festhalten an den Weisungen von 1862 würde es immer noch den Franzosen ermöglichen, unsern Hafen von Singapore in dieser Beziehung als Basis maritimer Operationen gegen ihren Feind im Osten zu benutzen.“ Das klingt recht ehrlich und aufrichtig, ist aber immerhin ein Geständnis, das den Chinesen vermutlich sehr wenig gefallen wird.

Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festenberg.

(Schluß.)

13.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Mailand begleitete Oswald Margarete auf deren Wunsch nach Paris. Oswald würde es zwar vorgezogen haben, die ersten Wochen ihrer Vereinigung an einem stillen Orte an einem der italienischen Seen zu verleben, allein Margarete, welche schon mehr als einmal die süßen Langweiligkeiten des Honigmonats durchgekostet hatte, wußte ihren neuen Freund von dergleichen schülerhaften Schwärmereien mit Erfolg abzubringen. In Paris konnte von einem öffentlichen Zusammenleben insofern nicht die Rede sein, als Frau van Köllen gewisse Rücksichten auf ihren Mann zu nehmen hatte, dessen Firma mit den großen Pariser Finanzinstituten in Verbindung stand. Deshalb mußte sich Oswald sein Atelier mit einer kleinen Wohnung in der Avenue de la Victoire wählen, während Margarete wenige Häuser davon eine glänzend ausgestattete Beletage bezog. Er hatte für das ihn umgebende neue Leben keinen Sinn, er wollte nur Margarete besitzen, jeden Augenblick bei ihr zubringen und keinen Zeugen seines Glückes haben. Margarete, deren Element gerade in den rauschenden Zerstreuungen des Pariser Lebens bestand, vermochte es zwar zu veranlassen, daß Oswald mit ihr in das Bois de Boulogne fuhr und des Abends Theater und Konzerte besuchte. Auch suchte sie ihn zur Arbeit anzufeuern, um wenigstens einige Stunden des Tages zu haben, in denen sie die Freiheit von dem süßen Joch genießen konnte. Ihren Zweck hatte sie ja erreicht. Allein Oswald fand in dem Atelier keine Ruhe, er fing verschiedene Gemälde an, konnte jedoch keins vollenden, weil entweder sein phantastisches Wollen weit über die Möglichkeit hinausging oder weil ihm die Sammlung des Gemütes fehlte, einen vorhandenen Entwurf bis in die minutiösen Details

Digitized by Google

auszuführen. Außerdem quälte ihn, solange er nicht die Geliebte um sich hatte, peinvolle Eifersucht; er besorgte jedesmal, wenn er zu ihr ging, die Wohnung leer zu finden, und wenn sie abwesend war, so stürmte er wie ein Verzweifelter durch die Straßen, um sie zu suchen. Kurzum, er brachte nichts zustande und die Pariser Maler, denen Margarete von früher bekannt war und denen sie Oswald zuführte, wollten, als sie sein Atelier besucht hatten, nicht glauben, daß dies derselbe Mann sei, der den Triumphzug der Kirche geschaffen, ein Bild, das in allen illustrirten Journalen verbreitet war und in zahlreichen photographischen Vervielfältigungen in den Schaufenstern auslag. Die Kunstkritiker, welche in den ersten Wochen Oswalds Bekanntschaft begehrt und sein Atelier belagert hatten, glaubten, als sie immer nur Anfänge neuer Ideen und keine einzige verwirklicht sahen, daß das Talent Oswalds sich völlig erschöpft habe. Es fehlte in der Umgebung Margaretens, welche wie sonst in Paris ihren Salon geöffnet hatte, nicht an boshaftem Spott, und ein Artikel im Figaro Sur l'impuissance d'un artiste, der mit frivoler Zweideutigkeit die Ohnmacht eines phantastischen Malers schilderte, der von Island seiner Geliebten nach Paris gefolgt sei, wurde von den Eingeweihteren mit Recht auf Oswald und Frau van Köllen bezogen. So fand sich Margarete auch nach dieser Richtung enttäuscht; sie wollte sich, um in dem Pariser Jargon zu reden, mit Oswald affichiren, er sollte ein neues Beutestück, ein neuer Triumph ihrer Schönheit sein, und war nichts als ein Sklave an ihrer Kette, der sogar der Herrin lästig wurde. Denn seine Eifersucht, welche von Tag zu Tag wuchs und auch nicht ohne Grund war, kannte bald keine Grenzen mehr. Wer mit Margarete an ihren Empfangsabenden eifriger sprach, wen sie selbst durch eine freundlichere Unterhaltung oder durch die sonstigen kleinen Zeichen weiblicher Gefallsucht auszeichnete, der lief Gefahr, von Oswald in brutaler Weise brüskirt zu werden, und Margaretens Gewandtheit und weltkluges Benehmen wurde des öftern auf eine harte Probe gestellt, um unangenehme Szenen in ihrer eignen Behausung zu vermeiden. Oswald wurde ihr immer unbequemer, er wich nicht von ihrer Seite, und sie war genötigt, zu allerlei Mitteln der List ihre Zuflucht zu nehmen, um nur diejenigen Besuche allein machen und empfangen zu können, zu welchen sie als Frau van Köllen verpflichtet war. In dieser wenig erquicklichen Lage verging der Winter.

Im Frühjahr machte sie einen kleinen Abstecher nach Amsterdam, konnte aber nur wenige Tage dort bleiben, weil Oswald trotz des Verbotes ihr nachgereist war und sie fürchten mußte, daß selbst das unerschöpfliche Phlegma ihres Mannes auf das exzentrische Wesen des Landsmannes seiner Gemahlin aufmerksam gemacht würde.

Den Sommer 1879 brachte das Paar in einer Villa am Thunersee zu. Da Margarete sich von ihren nervösen Aufregungen auf Befehl ihres Arztes in völliger Zurückgezogenheit erholen sollte, so war auch Oswald, der in der

abgelegenen Villa keinen Nebenbuhler zu fürchten hatte, wieder verständiger geworden. Das Verhältnis der beiden zu einander besserte sich, und es gelang Oswald sogar wieder ein Gemälde zustande zu bringen, das er aufs neue der Berliner Ausstellung einschickte. Es betitelte sich „Triumph der Schönheit“ und sollte eine Verherrlichung Margaretens bilden. Allein die krankhaft und verderbt gewordene Phantasie Oswalds hatte in der Darstellung des Unverhüllten so Unglaubliches geleistet, daß die Jury Bedenken trug, das Gemälde anzunehmen. Man schlug — um den bisher so geachteten Künstler zu schonen — diesem vor, nach Berlin zu kommen und einige Änderungen vorzunehmen, damit Ärgernis vermieden werde. Oswald fühlte sich über diese Bemängelung tief gekränkt, zog das Bild zurück und stellte es in Berlin bei einem Kunsthändler aus. Er hatte mit Zuversicht darauf gerechnet, durch diese Sonderausstellung den alten Zopf philiströsen Splitterrichtertums — wie er es nannte — vernichten zu können. Aber er täuschte sich. In den Berliner Zeitungen erhob sich mit Einstimmigkeit das gesunde Urteil der Kunstverständigen gegen diese alle sittlichen Begriffe verwirrende Glorifikation des ideenlosen Nackten. Ein Maler, der nur die schönen Teile des Körpers darstelle, so bemerkte man, versündige sich gegen das erste Gebot der Kunst. Die Witzblätter karikirten das Bild, andre schlugen vor, daß damit der Tanzsaal eines berüchtigten Ballhauses dekorirt werden solle. Der Feuilletonist einer Zeitung, welcher stets von einem höhern philosophischen Gesichtspunkt die Dinge betrachtete, entwickelte mit notwendigen Schlußfolgerungen, daß sich die sittliche Anschauung des Malers geändert haben müsse, daß er offenbar in eine bedenkliche Umgebung geraten sei, und der Kritiker glaubte, daß bei einem nähern Eingehen auf die Verhältnisse höchst überraschende Thatsachen zum Vorschein kommen würden. Diese Deduktion griff der rührige Korrespondent des Berliner „Bürgerfreundes“ auf. Das Journal hatte längst seine Fühlung mit dem Hause Genève verloren; Vergangenes zu schonen, früherer Wohlthaten zu gedenken war niemals Sache seiner ephemeren Redaktion, es galt nur immer den richtigen Augenblick zu finden, um den Geschmack des Publikums zu kitzeln. So erschien eines Tages ein Herr in der Villa am Thuner See, welcher Frau van Köllen auf Grund der Empfehlung einer Berliner Freundin — es war Else Müller von Jüterbogk, die inzwischen einen Kolonialwaarenhändler geheiratet hatte — besuchte. Margarete unterhielt sich mit ihm lange Zeit auch über den berühmten Gast ihres Hauses, den Maler Oswald Hertel, und merkte erst gegen Schluß des Gespräches, daß sie „interviewt“ war. Der betreffende Reporter machte in kühner Weise denselben Versuch bei Oswald, dieser aber merkte die Absicht und wurde nicht nur verstimmt, sondern ließ den Zudringlichen in etwas gewaltsamer Manier aus der Villa entfernen. Man kann sich nach diesem Vorgange leicht vorstellen, wie der Artikel des „Bürgerfreundes“ lautete, der „von unserm mit besondrer Mission beauftragten Kunstberichterstatter“ „über die Entstehung und das Vorbild des

Triumphs der Schönheit von Oswald Hertel" erschien. Das mehr oder minder skandalöse Leben Margaretens, die bornirte Gutmütigkeit ihres Gatten, den der Verfasser nicht anders als mit Menelaus van K..... bezeichnete, die Treulosigkeit Oswalds gegen seine Gattin wurde mit grellen Farben geschildert, wurde der verwilderten Skandalsucht des Berliner Mobs preisgegeben, und diesmal fand sich kein Freund, der das Blatt zur Rechenschaft zog. Selbstverständlich erhielt das Paar, welches zum Gegenstande der Angriffe diente, von anonymer, aber befreundeter Hand — der Leser wird die Absenderin nicht unschwer erraten — einige Exemplare der betreffenden Zeitungsnummer. Margarete geriet hierüber ganz außer sich, sie überhäufte Oswald mit den bittersten Vorwürfen, und sie, welche gerade das letzte unglückliche Bild mit besondrer Aufmunterung inspirirt hatte, scheute sich nicht, von den „Sudeleien" zu sprechen, durch die er sie schon so oft bloßgestellt habe. Sie wollte die Gelegenheit benutzen, sich von Oswald zu trennen, aber die Ausbrüche seiner Leidenschaft waren so groß, daß sie Furcht überkam und gemeinschaftlich mit ihm bei Beginn des Winters nach Paris reiste, wo die frühern Wohnungen bezogen wurden.

Das Leben des Vorjahrs begann aufs neue, aufs neue auch die eifersüchtigen Peinigungen Oswalds, welche diesmal umsomehr begründet waren, als der Sekretär der Amerikanischen Gesandtschaft, Mr. Abraham Josua Wincox, der Sohn des bekannten Petroleumfürsten, nicht nur bei Margarete Zugang fand, sondern sich auch unzweideutiger Beweise ihrer Gunst zu erfreuen hatte. Frau van Köllen mußte mit allen Künsten weiblicher Diplomatie kämpfen, um diese beiden Nebenbuhler teils vor einander zu verbergen, teils in Schranken zu halten, und sie benutzte nach Kräften ihre Gewalt über Oswald, die in dem Maße zu seiner Furcht, daß ihm die Geliebte verloren gehen könnte, immer größer wurde. Das Leben Oswalds war eine Kette aufregender Qualen; schon wer ihn ansah, merkte, von welchen Kämpfen die Seele dieses Organismus erschüttert wurde.

14.

Unterdeß hatte Francesca einen Kelch ganz andrer Art durchgekostet. Es galt einerseits, um den geliebten Mann noch immer zu schonen, andrerseits um Don Baldassare den großen Schmerz zu ersparen, den Beweggrund von Oswalds Abreise zu verheimlichen. Sie hatte keine Vorstellung von dem Aufenthalt und Treiben ihres treulosen Gatten, aber dem Oheim gab sie vor, daß Oswald auf ein Telegramm nach Berlin gereist sei, um sich dem Hofe auf dessen nachdrücklichen Wunsch vorzustellen. So mußte sie, während in ihrem Innern bitterer Schmerz seinen Aufenthalt genommen hatte, dem Marchese und Rebecchini gegenüber heiter und zufrieden erscheinen. Ja noch mehr, sie mußte von Zeit zu Zeit unter dem Namen ihres Gatten Briefe an sich schreiben, in diesen fortwährend die Liebe zu der Gattin beteuern und die Aufnahme und

Feste schildern, denen Oswald am Hofe und in den ersten Kreisen der Gesellschaft beiwohnte. Wenn sich der Marchese zur Ruhe begeben hatte, saß dann das arme Weib bei der Lampe bis tief in die Nacht hinein und schrieb blutenden Herzens die Briefe an sich mit dem schmerzenden Bewußtsein, daß ihr in Wahrheit nur das Gegenteil aller dieser Beteuerungen beschieden sei. Dem Briefträger, dessen Frau in einem schweren Kindbett nur durch Francescas treue Pflege vom Tode errettet war, steckte sie die Briefe heimlich zu, und dieser brachte sie dann, als ob sie mit der neuesten Post angekommen seien. Die fromme Täuschung wurde durch die andauernde Krankheit von Don Baldassare unterstützt, der nicht mehr selbst lesen konnte, sondern durch Francesca sich vorlesen ließ.

Gleich nach ihrer Eheschließung hatte Francesca von ihrem Gemahl Unterricht in der deutschen Sprache erhalten und soviel Eifer gezeigt, um das heimatliche Idiom des Geliebten zu lernen, daß sie in nicht allzulanger Zeit eine große Gewandtheit erlangte. Noch mit Oswald hatte sie zusammen die Meisterwerke deutscher Dichtung gelesen, und ihre Begeisterung für dieselben war auch auf den Marchese übergegangen, sodaß Francesca ihm jetzt an seinem Krankenbette Schiller und Goethe übersetzen und vorlesen mußte. So blieb auch nicht ein Stachel auf dem Dornenwege übrig, den die Ärmste zu beschreiten hatte.

Eines Tages kam in der That ein Brief aus Berlin an, der in der deutschen Aufschrift an den Maler Oswald Hertel und dessen nobilissima donna gerichtet war. Es war ein Schreiben von Harold Stolberg, ganz in dem Stile dieses lachenden Philosophen. Dasselbe lautete folgendermaßen:

„Seid nicht stolz, Ihr Freunde, beuge dich, du moderner Michelangelo, du Chamäleon von Cornelius und Rafael und auch Sie, übermütige Gattin des großen Künstlers aus der Schule von Rimini. Es ist dir ein Nebenbuhler erwachsen. Damit du nicht lange im Zweifel bist, so wisse denn, daß auch ich diesmal den Akademiepreis und die kleine Medaille erhalten habe und auf dem Wege nach Italien bin, wo ich Euch in Eurer Höhle aufzusuchen gedenke. Schreibt mir gleich nach Milano, Albergo del pozzo, ob ich Euch nicht in Euren transcendentalen oder sonstigen klerikalen Studien störe. Ich habe auch ein Gemälde aus dem alten Testament dargestellt, aber von andrer Art. Ich habe einen alten Wucherer gemalt, der seinem Sohne die Anfangsgründe seines ehrbaren Metiers beibringt — ich benannte das Bild: »Arbeit ehrt« — und über dem Lachen bei dem Anblick des alten Hallunken haben die Herren Kunstrichter die Mängel des Bildes übersehen und mir die Möglichkeit gegeben, auch an dem Busen der schönen Italia mich zu nähren. Leider ist es mir nicht gelungen, auch Ihnen, verehrteste aller unbekannten Freundinnen, eine Nebenbuhlerin vorzuführen. In dieser Beziehung hatte ich weniger Glück als mit dem Pinsel. Meine Angebetete hatte mehr Sinn für Hunde, Pferde

und bunte Uniformen. Nun schillert zwar mein Malkittel in den verschiedensten Farben, sie waren jedoch nicht nach ihrem Geschmack, denn sie zog dem Kittel eine Husarenattila vor. Fürchten Sie aber nicht, marchesa illustrissima, daß Sie mich trösten müssen, ich habe meinen Schmerz bereits in Farben ausgehaucht und befinde mich seither wieder wohl.

Euer wohlaffektionirter

Araldo Stolmontagno."

Wie wenig nun auch Francesca in der Stimmung war, die der Schreiber dieses Briefes voraussetzte, so begrüßte sie doch die Gelegenheit mit Freuden, die sich ihr bot, durch Stolberg nach ihrem Manne zu forschen und ihn vielleicht wieder zu seiner Pflicht zurückzuführen. Mit wenigen Worten unterrichtete sie Stolberg von der Situation, und ihre Nachricht erschütterte den Maler in so hohem Grade, daß er sofort nach Empfang des Briefes nach Rimini eilte.

Noch ergriffener aber war er, als er Francesca sprach und aus ihrem Munde ihre ganze Leidensgeschichte vernahm. Die Schönheit Francescas, die Ergebenheit, mit der sie ihr schweres Geschick trug, der vornehme Heldenmut, mit welchem sie ihr Leid selbst dem nächsten Angehörigen verbarg, verfehlten nicht, auch auf den skeptischen Mann einen tiefen Eindruck zu machen. Er versprach ihr, sein Möglichstes aufzubieten, um Oswald aus den Schlingen seiner Circe zu befreien und sein Leben daranzusetzen, um den Treulosen wieder zur Vernunft zu bringen. Aber freilich, die Versprechungen waren leichter als die Ausführungen; Stolberg konnte sich aus Italien nicht entfernen; die Akademie hatte ihm die Verpflichtung auferlegt, ein ganzes Jahr dort zu bleiben und alle Vierteljahre einen Studienbericht mit je einer Skizze einzusenden. So blieb also zunächst nur der Weg schriftlicher Nachforschungen, und auch hier war die höchste Vorsicht geboten, um nicht in der Heimat vor den Behörden und Kunstgenossen den Ruf Oswalds zu schädigen. Harold schrieb also zunächst an den gemeinschaftlichen Freund Allhöver nach München und wollte noch dessen Antwort in Rimini erwarten; durch diesen ließ er auch Ermittlungen in Berlin anstellen. Nach einer Woche kam die Antwort, daß alle Bemühungen fruchtlos gewesen seien. Francesca schien durch dieses Ergebnis gebrochen, und es bedurfte aller ihrer Energie, um ihre Rolle dem Marchese gegenüber aufrecht zu erhalten. Auch Stolberg bemühte sich, ihr so viele Zuversicht zu zeigen, daß Francesca wieder Hoffnung schöpfte und den neuen Freund getrösteter nach Rom ziehen ließ, wo er zunächst seinen Sitz aufschlagen wollte.

In der ersten Zeit war der Briefwechsel zwischen ihr und Stolberg ein sehr lebhafter; der Maler versäumte nicht, von jedem Schritt, den er unternommen, Francesca Kenntnis zu geben, und diese wiederum setzte in jeden neuen Plan des erfindungsreichen Freundes neue Hoffnungen. Aber jede derselben

erwies sich als eine vergebliche, und zuletzt brachte es Stolberg, so unermüdlich er auch in seinen Bemühungen blieb, nicht mehr über das Herz, die arme Frau von dem Fehlschlagen derselben in Kenntnis zu setzen. So stockte auch dieser Verkehr. Wie angstvoll sah Francesca an jedem Tage der Ankunft des Briefträgers entgegen; wenn sie wußte, daß er die Straße heraufkam, so stand sie schon am Erker, aber wie oft ging er vorüber! Oder wenn er einen Brief brachte, so war es nur einer, den Francesca für den Marchese unter Oswalds Namen an sich selbst geschrieben hatte. Mit dem weitern Verlauf der Zeit, da der Oheim über Oswalds Ausbleiben ängstlich zu werden anfing, ließ Francesca, um sich für eine Weile Ruhe zu verschaffen, Oswald als Lehrer in das kronprinzliche Haus eintreten und ihr schreiben, daß er dieses Anerbieten unmöglich habe ausschlagen können, sich aber nur bis zum Frühling gebunden habe. Als aber dieser herangekommen war, da hatten die Kräfte des Marchese schon so abgenommen, daß er für nichts mehr Interesse und Erinnerung zeigte. Nur in den Augenblicken, in denen seine Lebensgeister wieder lebendiger wurden, verlangte er, daß ihm Francesca aus Dante vorlas; denn auch dessen Verse, die er früher auswendig wußte, hatte er gänzlich vergessen.

So verging in schwerer Sorge ein Tag um den andern, ohne daß eine Nachricht eintraf. Anfangs glaubte Francesca, daß Stolberg seine Thätigkeit eingestellt habe, und da sie es nicht wagte, ihn an seine Versprechungen zu erinnern, so unterließ sie auch ihrerseits, ihm zu schreiben. Bald auch vermißte sie ihre fingirten Briefe, die sie als Oswald an sich gerichtet hatte; sie empfand bei dem Schreiben das wohlthuende Gefühl der Einbildung, daß es so hätte sein können, wie sie es dachte und schilderte. So saß sie oft nachts, wenn sie an dem Lager des Marchese wachte oder wenn sie das eigne Lager, in welchem sie keine Ruhe fand, verlassen hatte, über ihrem Tagebuch und zeichnete die Eindrücke ihres armen Lebens auf, in der Hoffnung, daß dereinst Oswald aus diesen Aufzeichnungen erkennen würde, wie sehr sie ihn geliebt und ihm verziehen habe. Ihre stete Beschäftigung mit den Dichtern des Vaterlandes und der anderen Völker hatten in ihr auch eine Begabung zur Poesie geweckt, und nicht selten fügte sie dem Tagebuchblatt ein Gedicht bei, das sie dann in deutsche Verse nachdichtete. So kam sie später auf den Gedanken, diese Verse von Zeit zu Zeit an Stolberg zu senden, um ihn in dieser verschleierten Art aufs neue anzuspornen. Wir sind in der Lage, einige dieser Gedichte dem Leser mitzuteilen, nicht sowohl weil sie vom poetischen Standpunkt des Lobes wert erscheinen, als weil sie am besten und unvermitteltsten die Vorgänge wiederspiegeln, welche das Seelenleben dieser Dulderin erfüllten.

Ein Gebet.

Zu deinen Füßen lege ich dir
Das, was ich glaube und denke,
In deiner Huld verharre bei mir,
Daß sie Erhörung mir schenke.

Zu deinen Füßen lege ich dir
Das, was ich sinne und meine,
Daß deiner Sonne Gnade mir
In segnendem Glanze scheine.

Zu deinen Füßen lege ich dir
Das, was ich empfinde und fühle,
Daß göttliches Erbarmen mir
Die glühende Stirne kühle.

Ist's wahr, wovon der Dichter singt,
Daß Liebe Liebe erreget,
Dann weiß ich, daß dir zu Herzen dringt,
Was jetzt das Herz mir beweget.

Geknechtet bin ich, armes Weib;
Du kannst, o göttliches Wesen,
Aus des Zweifels Bann den sündigen Leib
Befrein, erretten, erlösen.

Vom Fenster.

Die Sonne sendet noch einmal
Vom Meer in zitterndem Erbeben
Zum Abschied ihren letzten Strahl.
Mein Wünschen fühl' ich und mein Leben
Im Geist aufs neue sich erheben,
Der Liebe Lust und ihre Qual.
Die Sonne sinkt zurück ins Meer,
Und meine trunknen Blicke schauen,
Wie meiner Heimat Berge blauen,
Dann wird es dunkel rings umher.
Und wenn der Mond in stillem Frieden
Am Himmel hochzieht in der Nacht,
Wird dann auch Ruhe mir beschieden,
Bis sorgenvoll der Tag erwacht?

Ein Traum.

Ich glaubt' im Traum auf heitern Höhen,
Wie nie ein Mensch sie noch betrat,
Von Erdensorgen frei zu gehen
Auf grünem, blumenreichem Pfad.

Ich folgte einem Himmelswesen,
Wie Dante einst geleitet schien,

Den Beatrice auserlesen,
Mit ihr ins Paradies zu ziehn.

Und Oswald wars — o süßes Beben,
Wie er mit frohbewegtem Tritt
Auf Wolken, die am Himmel schweben,
Vor mir als treuer Führer schritt.

Konnt' ich sein Antlitz auch nicht schauen,
Rief ich doch jubelnd: „Teurer Mann,
Das Ende naht von Furcht und Grauen,
Es ist gelöst der Trennung Bann.

Dort winkt des Paradieses Nähe,
Das uns vereinigt beiden lacht —"
Da fuhr empor im Schlaf ich jähe,
Und ringsher war es finstre Nacht.

Klage.

Und würden meine Augen glühn,
Wie Funken im Vesuve sprühn,
Und bohrten sich die Blicke mein
Wie Dolche in die Herzen ein,
Wär' meine Sprache Schwanensang,
Der sich der wunden Brust entrang,
Wär' jeder Hauch ein Klagelied,
Das bebend durch die Lüfte zieht:
Ich könnte dennoch nicht verkünden
Mein bitter schmerzliches Empfinden.
Unsangbar ist, was mich bewegt,
Unsagbar, was das Herz mir regt,
Denn niemand hat in jungen Jahren
Von Liebe soviel Leid erfahren.

An Francesca von Rimini.

Es war auch mir ein Buch der Quell von Leiden,
Und eine Dichtung schuf mir Qual und Gram,
Und doch muß ich, Francesca, dich beneiden,
Es ließ dir das Geschick, was mir es nahm.

Und wenn gequält am Schreckensort du weilest,
Vom Sturm gepeitscht in grauenvoller Pein,
Halb ist der Schmerz, den du mit Paolo teilest,
Du darfst vereint mit dem Geliebten sein.

So grausam war die Hölle nicht, zu trennen,
Die Liebesglut zusammen hat geführt,
Ich aber fühl' allein die Wunde brennen,
Und nah ist keiner, den mein Leiden rührt.

Und stumm verschließ' ich alle meine Klage,
Mein armes Herz, es ist ein großes Grab,
Und einsam senke ich an jedem Tage,
Des Trostes bar, der Liebe Schmerz hinab.

Ich frage mich so oft, wozu?

Ich frage mich so oft, wozu,
Wozu noch länger kämpfen, tragen?
Kein Mittel giebts, man muß verzagen,
Und nur im Grabe ist die Ruh.

Ich frage mich so oft, wozu,
Wozu noch weiter ringen, streben?
Ach, keine Lust ist es zu leben,
Und nur im Grabe ist die Ruh.

Ich frage mich so oft, wozu,
Wozu ist Gott, von dem sie sprechen?
Weiß er zu lohnen und zu rächen,
Gähnt mir ein Nichts aus Grabesruh?

Ich frage mich so oft, wozu,
Du weißt's, Herr, laß mein Heil mich finden,
Und fühl' ich all mein Hoffen schwinden,
In deinem Schoße such' ich Ruh.

Charfreitag.

Die ganze Menschheit ist mit dir
Zu Golgatha ans Kreuz geschlagen,
Und jeder Tag erneuert ihr
Des einen Tages Weh und Klagen.

Gabst du dein Blut nicht fruchtlos hin,
Und stirbst du täglich nicht aufs neue?
Befangen ist der Menschen Sinn,
Und ewig wechselt Schmerz und Reue.

Erlischt nicht jeder Hoffnungsstrahl,
Erstirbt nicht jeder Wunsch des Lebens,
Erzeugt der Wunsch nicht neue Qual,
Ist, was ich wünsche, nicht vergebens?

Wohl fühl' ich in der Osternacht
Der Frühlingslüfte nahes Wehen,
Winkt auch der Hoffnung, die mit Macht
Mein Herz ergreift, ein Auferstehen?

15.

Trüber als je waren gerade zu dieser Zeit die Aussichten. Nach Ablauf seines Studienjahres war Stolberg wieder in Rimini eingetroffen, und jetzt

langten mit dem Berliner Fiasko Oswalds auch die sonstigen Nachrichten über ihn an. So sehr auch der Maler mit diesen traurigen Erfolgen Francesca verschonen wollte, so galt es doch, ihr die für neue Pläne nötigen Grundlagen mitzuteilen. Mehr noch als der Verlust der Liebe betrübte sie der Niedergang der Kunst in Oswald. „Was ich an ihm verloren habe, so äußerte sie sich zu Stolberg, betrifft mich allein und ist mein eigner Schmerz, aber daß Oswald auch seiner Kunst zu Grunde gegangen ist, das hat die Menschheit zu beklagen; wenn mir auch Gott die Kraft giebt, Margareten zu verzeihen, die Vernichtung des Talentes in dem Verführten wird ihr nie vergeben werden können."

Stolberg reiste gleich nach dem Empfang der Nachrichten an den Thuner See, fand aber hier die Villa schon leer und ihre Bewohner nach Paris abgereist. Nur hiervon konnte er Francesca in Kenntnis setzen, er selbst durfte die Spuren Oswalds im Augenblick nicht weiter verfolgen, denn ein Telegramm rief ihn nach Hause an das Sterbebett seiner Mutter. Erst nach Neujahr 1880 ging Stolberg nach Paris. Es gelang ihm auch, gleich nach seiner Ankunft den Freund aufzusuchen, den er gebrochen an Geist und Körper vorfand. Harold bemühte sich, wieder die alten Saiten anzuschlagen, indem er hoffte, ihn allmählich einer vernünftigen Sprache zugänglich zu machen, allein seine Bemühungen waren fruchtlos. Zwar freute es Oswald wieder, den treuen Freund um sich zu haben, aber er sprach von nichts, als von der Furcht, Margarete zu verlieren, und er war von der Leidenschaft zu ihr wie von einer wahnsinnigen Idee ergriffen. Stolberg konnte, wenn er es nicht zum Bruche bringen wollte, nicht mehr wagen, gegen diese Manie anzukämpfen, er mußte vielmehr, um seinen Einfluß bei dem Freunde nicht zu verlieren, auf seine Delirien eingehen. Daß ein solches Leben zu einer Katastrophe führen würde, war vorauszusehen; das Gewitter stand am Himmel und es war nur eine Frage weniger Zeit, wann es losbrechen würde.

Unterdeß hatte Harold an Francesca geschrieben und von ihr auf sein Ersuchen ihre Briefe, die sie, um den Marchese zu täuschen, an sich geschrieben hatte, sowie ihr Tagebuch zugesandt erhalten. Obwohl er noch einen bestimmten Entschluß nicht gefaßt hatte, so glaubte er doch von diesen Dokumenten bei passender Gelegenheit Gebrauch machen zu können, und er zweifelte nicht, daß sie auf Oswald dann ihre Wirkung nicht verlieren würden, wenn er nur einen Augenblick wieder zu sich selbst käme. Von einer Thätigkeit war bei dem Künstler nicht mehr die Rede; die Leinewand war auf der Staffelei seit Monaten gespannt, aber auch nicht ein Strich war gethan. Harold steckte daher unbemerkt das Packet mit den Schriften Francescas in den Kasten, wo der Freund seine Utensilien aufbewahrt hatte. Würde er wieder die Ruhe des Gemüts finden, um an die Arbeit zu gehen, dann schien Harold der Augenblick gekommen zu sein, in welchem Oswald die Bekenntnisse Francescas entdecken und lesen sollte.

Mehrere Tage schon — es war im Februar 1880 — hatte sich Margarete allen Besuchen Oswalds zu entziehen und seinen Nachforschungen zu entgehen gewußt. Es war die Zeit der Opernbälle, und Margarete war auf einem derselben mit dem Amerikaner. Oswald war spät am Abend in die Wohnung Margaretens gegangen und harrte Stunde um Stunde auf ihre Ankunft, seine Ungeduld und sein Unmut wuchs, und unbewußt fing er an, in den Papieren der Geliebten an ihrem Schreibtische zu wühlen. Er stieß bald auf ein Fach, in welchem er eine ganze Korrespondenz von Wincox vorfand, er fing zu lesen an und sah in kurzer Zeit den tiefen Abgrund der Seele dieses Weibes, um deren Liebe er die treue Gattin und die eigne Kunst geopfert hatte. Nicht die Treulosigkeit Margaretens, die ihm aus jeder Zeile entgegenstarrte, schmerzte ihn so sehr, als der Hohn, mit dem der neue Günstling offenbar unter Billigung Margaretens über ihn selbst und seine Frau herzog. In dem letzten Briefe enthüllte Wincox den Plan, wie sie sich am besten Oswalds entledigen solle; entweder würde er, Wincox, ihn zu einem Duell reizen oder Margarete solle an Francesca schreiben, daß diese ihren Mann von Paris abhole. „Die thörichte Schwärmerin, wie Sie, werte Freundin, mir dieselbe geschildert haben — so schloß der Brief —, ist gut genug, um ihren Mann von den Straßen in Paris aufzulesen; das wird für die Samariterin nur ein gottgefälliges Werk sein."

Oswald sank gebrochen zusammen; zum erstenmale seit seiner Entfernung aus Rimini wurde es ihm klar vor seinen Augen, und mit dieser Klarheit überkam ihn das Gefühl des eignen Elends und der eignen Verworfenheit. Er wankte in sein Atelier, und dort machte ein reicher Thränenstrom seinem gepreßten Herzen Luft; er fühlte, daß für ihn kein Raum mehr sei zu leben; er hatte alles verscherzt, was seinem Dasein Berechtigung gab. Bei dem unruhigen Auf- und Niederschreiten öffnete er mechanisch den Zeichenkasten und fand hier das von Harold niedergelegte Packet. Wie er die Ausdrücke der rührendsten Liebe, der treuesten Hingebung und des edelmütigsten Verzeihens las, da schien es ihm, als ob sein Tod besiegelt sei. Er hatte sich für immer unwert gemacht, an der Seite einer solchen Frau zu leben, und nicht noch einmal wollte er sein beflecktes Leben an das reine Herz der edeln Gattin ketten. Sein Entschluß zu sterben stand in ihm fest; aber er wollte nicht ohne Vermächtnis von Francesca scheiden. Sie sollte sehen, daß sie noch einmal den reinen Genius in ihm wachgerufen habe, und daß durch ihre Liebe die erloschene Kraft seines Talentes wieder zur Auferstehung gebracht sei. Unter dem Schein der Lampe trat er an die Staffelei und entwarf den Riß zu einer Pietà. Der schmerzensreichen Mutter, die gebeugt in göttlicher Trauer über der Leiche des Sohnes saß, verlieh er die Züge Francescas; eine solche Madonna zu malen schien er berufen zu sein. In dem Antlitz des toten Sohnes aber, dessen Leiche auf dem Schoße der Mutter lag, gab er sein eignes Antlitz wieder; hatte man doch so oft in den Künstlerkreisen seinen Kopf mit einem Christuskopfe verglichen.

Der Morgen war herangebrochen, aber Oswald fühlte keine Müdigkeit, sondern zeichnete und zeichnete, bis um die Mittagszeit das ganze Bild in Kohle vollendet war. Eben hatte er sich vor demselben auf die Knie niedergelassen und sich ganz in die Züge der edeln Frau vertieft, als Wincox und Margarete zu ihm hereinstürzten, um die an ihnen begangenen Indiskretion als ein bequemes Mittel zu einer Lösung des Bandes zu benutzen. Wie das Paar den Künstler in dieser Stellung sah, lachten sie laut auf, und Wincox beglückwünschte Oswald, daß er nunmehr, da er eine andre Heilige gefunden habe, die heilige Margarete nicht weiter belästigen werde. Aber in Oswald flammte der Zorn auf; er wies dem Paar die Thüre, da Margarete unwürdig sei, auch nur mit dem Bilde Francescas dieselbe Luft zu atmen.

Die nächste Stunde schon überbrachte ihm ein Forderung von Wincox. Harold, der schnell herbeigerufen wurde, übernahm es, dem Freunde als Sekundant zu dienen. Im Hinblick auf die strengen französischen Duellgesetze kam man überein, den Kampf auf belgischem Boden in der Nähe von Brüssel auszufechten.

Diese letzte Katastrophe hatte wie eine Krisis auf Oswald gewirkt, Ruhe war an Stelle der Aufregung getreten, und es hatte sich eine gewisse Freudigkeit seiner bemächtigt, wie sie zuweilen in den letzten Augenblicken des Sterbenden eintritt, der seiner Erlösung von den Qualen des Erdenlebens entgegensieht. Es war ihm eine Genugthuung, daß zuletzt es doch Francesca war, um die er sein Leben auf das Spiel setzen konnte. Mit großer Pünktlichkeit brachte er seine Angelegenheiten in Ordnung und schrieb endlich auch einen Brief an die Gattin. „Wenn ich von dir, du Edle, nicht nur Verzeihung erbitte, sondern auch erhoffe, so spricht für mich nichts als die Größe meiner Schuld und die Größe deiner Liebe. Aber wie groß auch mein Verschulden ist, ich scheide von dir in dem Bewußtsein der Erkenntnis desselben, und der Edelsinn, wie er mir aus deinen heute gelesenen Briefen und Blättern entgegentritt, hat mir Entsühnung gebracht. Wenn tiefes Bereuen den Weg zur Seligkeit öffnet, so kann ich beruhigt mein Erdenwallen schließen. Meine ungestüme Natur hat mir Titanenhaftes als das Ziel meiner Kunstbestrebungen vorgegaukelt, und ich habe mit Schmerz erkannt, daß meine Phantasie an der Kleinheit meiner Kräfte scheiterte. In deiner selbstlosen Liebe hätte ich Beruhigung und das Gleichgewicht der Seele erlangen können, aber ich habe diese Liebe nicht nur verkannt, sondern habe in wilder Erregung Pflicht und Treue verletzt, Wohlthaten mit Undank gelohnt, um einem Dämon zu folgen, dessen Verlockungen auch meinen zügellosen Künstlerehrgeiz angestachelt haben. In der hinter mir liegenden Zeit, seit ich dich verlassen, habe ich das Leben eines geistig Blinden gelebt und doch nur zu sehr erkannt, daß ich das gesuchte Glück nicht gefunden habe. Es war eine gerechte Strafe des Himmels, daß, als ich wieder die moralische Kraft hatte, mich den Schlingen des Verführers zu entziehen, der Himmel es nicht mehr

wollte, daß ich an deiner Seite glücklich werden konnte. Aber auch wenn er es gewollt, ich hätte mit einer so schweren Schuld nicht mehr vor dich, du Reine, hintreten können. Heute ist es mir eine Genugthuung, daß ich meine Schuld mit dem Tode sühnen kann, den ich mit Bestimmtheit von meinem Gegner erwarte. Du aber wäge die Größe deines Verzeihens und deiner Liebe nach der Schwere meiner Schuld."

Mit Margarete traf er nicht mehr zusammen.

Das Duell hatte nicht den Ausgang, welchen Oswald anstrebte. Wincox, welcher den zweiten Schuß hatte, wurde von Oswald leicht an der Schulter gestreift, Oswald dagegen in die Brust getroffen, ohne sofort getötet zu werden. Ohnmächtig und bewußtlos war er zusammengesunken und nach Anlegung eines Notverbandes von Stolberg in das Hospital nach Brüssel geschafft. Die Ärzte erklärten die Wunde für lebensgefährlich und gaben dem Kranken höchstens noch eine Woche Zeit. Oswald lag in Fieberphantasien und beschäftigte sich in ihnen nur mit Francesca, indem er bald in rührenden Worten ihre Verzeihung anflehte, bald sie bat, ihn noch einmal mit ihren treuen Augen anzusehen und mit ihrem seelenreinen Blick seine wunde Brust zu heilen. Unter diesen Umständen hielt es Harold Stolberg für geboten, an Francesca zu schreiben und sie von dem hoffnungslosen Zustande ihres Gatten in Kenntnis zu setzen.

Als Francesca die Trauerkunde erhielt, war sie selbst erst seit wenigen Tagen dem Krankenlager entstiegen. Don Baldassare war vor vier Wochen durch den Tod von seinen Schmerzen erlöst worden. Die Anstrengung bei der Pflege des Kranken und der tiefe Kummer um Oswald hatten die zarte Gesundheit Francescas gebrochen. Eine schwere Lungenkrankheit mit einem heftigen Blutsturz befiel sie, und noch hatte sie sich nicht völlig erholt. Die Nachricht über Oswald traf sie gefaßter, als es erwartet werden konnte, sie hatte das Gefühl, daß für beide die Erde zu dornenvoll sei und daß ihre wahre Vereinigung erst nach dem Tode eintreten würde. Trotz der dringenden Abmahnung der Ärzte machte sie sich in Begleitung des treuen Rebecchini unverzüglich auf den Weg nach Brüssel. Am Bahnhof von Stolberg erwartet, eilte sie zu Oswald, dessen Auflösung stündlich von den Ärzten entgegengesehen wurde. Sie brachte mehrere Stunden an seinem Lager zu, ohne daß der Kranke auch nur ein geringes Zeichen von Bewußtsein gezeigt hatte. Gegen Morgen aber wurde er ruhiger, er öffnete die Augen und sah sein treues Weib an seinem Lager. Thränen entstürzten ihm, und seine krampfhaft bewegten Lippen vermochten nur die Worte zu lispeln: Kannst du mir verzeihen? Sie aber antwortete nur:

Die Liebe, die Geliebte stets berückte,
Ergriff zu diesem mich in solchem Brand,
Daß, wie du siehst, kein Leid ihn unterdrückte.

Sie beugte sich über ihn, um seinen bleichen Mund zu küssen, aber Oswald war zurückgesunken, ein seliges Lächeln umspielte seine Züge. Er hatte den letzten Atem ausgehaucht.

Noch an demselben Tage wurde Francesca von einem zweiten Blutsturz befallen, der ihrem Leben ein Ende machte.

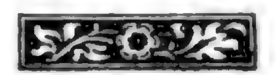
Es war ein großer Leichenzug, der am 18. Februar 1880 die beiden in einen Sarg gebetteten Gatten nach dem Friedhofe in Brüssel zur letzten Ruhe geleitete. Das Schicksal der Unglücklichen hatte nicht bloß in der hochherzigen Künstlerkolonie, sondern auch in der gesamten Bevölkerung eine lebhafte Teil-

nahme gefunden. Eine fürstliche Frau aus Berlin, welche unbekannt bleiben wollte, übermittelte dem deutschen Gesandten in Brüssel eine erhebliche Summe zur Errichtung eines Grabdenkmals. Der Gesandte trat mit Harold Stolberg in Verbindung, und so wurde schon im Mai 1880 ein von einem belgischen Künstler übernommenes Denkmal enthüllt. Es bestand in zwei gebrochenen Säulen mit zu Boden liegenden korinthischen Kapitälen. Die Säulen trugen die Namen der Verblichenen, und unter den Namen standen folgende Worte:

Amor ch' a nullo amato amar perdona
Mi prese del costui piacer si forte,
Che, come vedi, ancor non mi abbandona.
Amor condusse noi ad una morte.

Die Liebe, die Geliebte stets berückte,
Ergriff für diesen mich mit solchem Brand,
Daß, wie du siehst, kein Leid ihn unterdrückte,
Die Liebe hat uns in ein Grab gesandt.

Und Margarete? Und Bertha Genève? Ihre Schicksale lassen uns gleichgiltig. Wir hatten nur das schwere Geschick der edeln Menschen zu schildern, die ihre Schwäche und ihre Liebe, ihren Enthusiasmus und ihre Hochherzigkeit mit ihrem Tode sühnten, nachdem sie die Vorsehung durch ein schweres Loos auf Erden geprüft und geläutert hatte. Von den Schuften aber wüßten wir doch nichts zu erzählen, als daß sie den Rausch und die Freuden des Lebens genießen — und das erregt unser Interesse nicht.



Literatur.

Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen von Karl Gustaf Andresen. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1883.

Da einige Kapitel dieser „Konkurrenzen" vor einiger Zeit in den Grenzboten abgedruckt waren, die unsern Lesern noch in guter Erinnerung sein werden, so bedürfte es statt einer Empfehlung vielleicht nur dieses Hinweises. Aber ein Buch Andresens empfiehlt man immer gern und aus vollster Überzeugung. Wie seine prächtige „Deutsche Volksetymologie" und sein soeben in dritter Auflage erschienenes, leider nur allzu zeitgemäßes Buch über „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen," so vereinigt auch das vorliegende die beiden Vorzüge, daß es ein echt wissenschaftliches, in allen Einzelheiten auf der Höhe der Forschung stehendes und doch dabei auch wieder nach Inhalt und Form echt volkstümliches Buch ist. Wie die Wortdeutung überhaupt, so bildet ja insbesondre auch die Namendeutung eines der beliebtesten Probleme gebildeter, denkender Laien. Auf keinem Gebiete aber ist es gefährlicher, ohne ausgedehnte und zusammenhängende sprachgeschichtliche Kenntnisse selbständig vorzugehen, als auf diesem. Wie oft ist die nicht mehr verstandene ursprüngliche Namensform durch volksetymologische Einwirkung umstaltet worden, bis wieder eine scheinbar sinnvolle Form daraus geworden (Bierhals und Bärwald, beide aus Berald, Rollfuß aus Rolfs, Wohlfahrt aus Wolf-

hard, Mittenentzwei aus Mittenzwei, d. h. zwischen zwei, u. ähnl.). Selbst für den Fachmann bleiben, nach Ausscheidung des Sichern und Zweifellosen, eine Unmasse von Fällen übrig, in denen die Deutung mit ziemlich gleicher Berechtigung nach zwei Seiten hin gehen kann. Solche besonders interessante Fälle behandelt das vorliegende Buch. Auf dem engen Raume von etwa 120 Oktavseiten werden gegen 4000 deutsche Familiennamen besprochen und gedeutet. Natürlich ist dies nur dadurch möglich, daß immer mehrere Namen, bei denen dieselben Vorgänge und Gesichtspunkte in Frage kommen, gemeinschaftlich behandelt werden. Durch ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis ist aber dafür gesorgt, daß auch der, der nicht die Absicht hat, das Buch durchzustudiren, sondern nur über einzelne Namen sich zu belehren, leicht findet, was er sucht.

Wanderlieder aus den Alpen von Rudolf Baumbach. Mit Randzeichnungen von Johann Stauffacher. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1883.

Wenn man diesen Quartband aufschlägt, so meint man zunächst eine mit versifizirten Erläuterungen versehene illustrirte Alpenflora vor sich zu haben. Jedes Blatt bringt die Abbildung einer oder mehrerer Alpenpflanzen und daneben, darunter oder darüber ein Gedicht. Bei näherm Zusehen bemerkt man freilich sofort, daß die abgebildeten Pflanzen und die dabeistehenden Gedichte in keinem inneren Zusammenhange stehen. Man sieht das am schnellsten im Inhaltsverzeichnisse, wo es z. B. heißt: „Was zieht dich nach den Bergen? — Kreuzblättriger Steinbrech, einblütiges Wintergrün, Felsenehrenpreis,“ oder: „Klosterkeller am See — Ahornzweig mit Vögel (so!),“ oder: „Mondnacht — Pyramidaler Steinbrech, kriechendes Gipskraut, dickblättrige Möhringia,“ oder: „Wenn ich zwei Flügel hätt'! — Schwalbenschwanzartiger Enzian.“ Hat man aber das Buch mit einiger Verwunderung durchgeblättert, so kommt auf dem letzten Blatte, welches ein Verlagsverzeichnis der Verlagsbuchhandlung enthält, die Aufklärung, und diese ist folgende. Im vorigen Jahre erschien im Verlage von Liebeskind ein Prachtwerk in Großfolio: „Schildereien aus dem Alpenlande. Dreißig Lichtdrucke nach Gemälden von Karl und Ernst Heyn. Gedichte von Rudolf Baumbach. Randzeichnungen von Johann Stauffacher.“ Aus diesem Prachtwerke — das wir übrigens nie zu sehen bekommen haben — hat der Verleger das, was dort nur die Zugabe bildete, hier zur Hauptsache gemacht. Es scheint uns das kein besonders glücklicher Gedanke zu sein. Aus Spitzen und Fransen machen sich schwer Kleider. Den anspruchslosen Versen Baumbachs, die in dem großen Prachtwerke die bescheidene Aufgabe poetischer Glossen hatten, ist auf diese Weise eine selbständige Bedeutung aufgenötigt worden, die sie weder beanspruchen können noch wollen. Und ähnlich verhält es sich mit den Randzeichnungen. Dennoch wird es dem Buche nicht an Bewunderern fehlen. Die Zeichnungen Stauffachers gehören zu dem vollendetsten, was sich in naturalistischer Wiedergabe von Blumen und Pflanzen denken läßt, die virtuose xylographische Ausführung steht sogar an der Grenze dessen, was dem Holzschnitte überhaupt zugemutet werden sollte, und Baumbach — nun, er bleibt immer Baumbach.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Der Sieg des Mahdi im Sudan.

Je älter die Nachricht von der Schlacht bei Obeid wird, desto wichtiger erscheint das Ereignis. Zwar ist inzwischen bekannt geworden, daß die Niederlage, die das Heer der Ägypter dort erlitten hat, keiner völligen Vernichtung desselben gleichkommt, wie nach dem ersten Bericht anzunehmen war. Aber der Trost, der darin liegt, daß sich einige hundert Versprengte nach Chartum gerettet haben mögen, will gegenüber den voraussichtlichen nächsten Folgen des Sieges, den die Truppen des Mahdi über Hicks Pascha erfochten, sehr wenig bedeuten. Nicht nur das innerafrikanische Reich des Khedive ist durch diesen Schlag bis auf einen geringen Rest verloren, und zwar vielleicht für immer, sondern es sind auch die Besitzungen desselben am Roten Meer und am untern Laufe des Nil bis nach Kairo hinab bedroht. Ein Wölkchen am Gesichtskreis ist zur beängstigenden Gewitterwand, ein Schneeball zur Lawine geworden. Die Türkenherrschaft in Ägypten schwindet sichtlich zusammen, allenthalben haben sich schon seit Jahren die muslimischen Araber und Neger des Südens gegen sie und ihre fränkischen Freunde und Berater geregt, und es ist nicht undenkbar, daß ein großer Teil der ganzen Welt des Islam der Aufregung, in die sie durch den Erfolg des Propheten im Sudan versetzt worden ist, durch Thaten Ausdruck giebt, denen zu begegnen Tewfiks Regierung allein nicht entfernt die hinreichenden Mittel besitzt.

Der Niedergang der ägyptischen Macht datirt nicht von gestern. Er begann bereits mit dem nutzlosen Unternehmen Ismail Paschas gegen Habesch. Dieser gab dem Drängen der katholischen Missionäre nach und begann lediglich in deren Interesse und ohne Aussicht auf Gewinn für Ägypten einen Krieg, den er bald zu bereuen hatte, und der selbst bei einem für ihn erfolgreichen

Ausgange ihm nichts eintragen konnte, da die europäischen Mächte nicht geduldet haben würden, daß er, der Muslim, von Christen bewohnte Gebiete seinem Reiche einverleibe. Verlor er dagegen eine große Schlacht, so wurde sein Ansehen im innern Afrika geschwächt. Der letztere Fall trat ein, der Feldzug gegen Habesch endigte mit schweren Niederlagen der Ägypter, die ebensoviele Einbußen an Einfluß im Sudan bedeuteten und sehr bald Aufstände in dessen Provinzen, in Senaar, Kordofan und Darfur zur Folge hatten. Die nationale Bewegung, an deren Spitze Arabi Pascha stand, und die mit der Vernichtung der ägyptischen Armee verbundene Unterdrückung dieser Bewegung that das Übrige. Das von Mehemed Ali gegründete ostafrikanische Reich, welches die Interessen der Zivilisation in diesen Gegenden mächtig hätte fördern können, begann nach dem Treffen bei Tel El Kebir rasch zu zerfallen. Das Auftreten des Mahdi Muhamed Achmed, der seiner Nationalität nach ein Araber ist, sein Widerstand gegen die Regierung und sein schließlicher Sieg sind sehr wahrscheinlich der Anfang einer neuen Ordnung der Dinge am obern Nil. Berauscht von ihrem Waffenglück, werden die Anhänger des Propheten in ihn dringen, seine Eroberung weiter zu verfolgen. Ziemlich gut mit Gewehren, auch mit Geschützen aus der Beute von Obeid versehen, desgleichen durch Überläufer aus den Reihen der ägyptischen Regulären verstärkt, werden seine fanatischen Schaaren zunächst nach Chartum und dann nilabwärts nach Berber vorrücken. Einmal in den Besitz der letztern Stadt gelangt, wird der Mahdi das nach Suakim führende Thal und die einzige Straße beherrschen, die den obern Nil mit dem Roten Meere verbindet. Ismail Paschas Scharfblick brachte ihn einmal auf den Gedanken, diesen Hafen durch eine Eisenbahn mit Berber und Chartum zu verbinden, derselbe wurde aber nicht ausgeführt.

Was sollte die ägyptische Regierung jetzt thun? Die Südhälfte des Reiches aufgeben und dem Propheten überlassen? Sofort einen zweiten Feldzug gegen ihn eröffnen? Beides würde ein großer Mißgriff sein. Richtig allein würde sein, wenn man so rasch als möglich Truppen zusammenzöge und Chartum, Berber und Dongola in guten Verteidigungszustand setzte. Mit diesem Dreieck könnte man weiteren Fortschritten der Aufständischen nach Norden hin Halt gebieten. Dann sollte man einen geeigneten Punkt auf dem Wege zwischen Berber und Suakim befestigen und besetzen und letztere Stadt durch eine starke Garnison gegen einen Handstreich sichern. Zwischen diesen vier Punkten müßten endlich fliegende Kolonnen von einigen tausend Mann die Verbindung aufrecht erhalten. Damit wäre alles gethan, was fürs erste erforderlich ist. Es fragt sich nur, ob man dazu die Mittel in der Hand hat, und das scheint bei der Schwäche und der kläglichen Beschaffenheit der jetzigen ägyptischen Armee sehr zweifelhaft, fast unmöglich. Geschehen aber muß etwas der Art, wenn nicht nach und nach ganz Ägypten dem Mahdi und seiner Gefolgschaft zur Beute werden soll, und so werden die Engländer dem Khedive ihren Beistand leihen müssen..

Von einer Entfernung der letzten britischen Truppen, die noch in Ägypten stehen, kann unter den obwaltenden Umständen schlechterdings nicht die Rede sein und ist nach den neuesten Nachrichten in der That nicht mehr die Rede. Es hieße das alle Interessen, die England und ganz Europa hier hat, mißachten und aufgeben. Die Niederlage, welche die von Christen befehligten Ägypter bei Obeid erlitten haben, kann nicht verfehlen, durch ganz Nordafrika bis nach Tunis und Algier hin und gleichermaßen durch ganz Asien, soweit der Halbmond über ihm glänzt, Jubel und Frohlocken hervorzurufen. Zum erstenmale atmet die Welt des Islam auf nach sovielen bitteren Demütigungen, welche den Muslimen während der letzten sechs Jahre mittelbar und unmittelbar von den christlichen Mächten zugefügt worden sind, und niemand kann die Folgen voraussehen, welche es haben würde, wenn der Khedive im Kampfe mit den arabischen Empörern allein gelassen würde. Es ist nicht bloß ein ägyptisches Heer, das vom Mahdi vernichtet worden ist, es sind in den Augen des muhamedanischen Volkes die Franken, die Engländer, die Franzosen, die bei Obeid vom erwachenden und sich rächenden Islam geschlagen und niedergeworfen worden sind. Der Aufstand im Sudan ist nur eine zweite Episode des Angriffs des Islam auf die überall im Orient einflußreich gewordenen und in Ägypten zur Herrschaft gelangten Christen. Der Vertreter der ersten war Arabi Pascha. Gelänge es dem Propheten, sich über Suakim mit Mekka in Verbindung zu setzen, so könnte es sich ereignen, daß die der arabischen Bevölkerung Asiens und Afrikas aufgezwungene Türkenherrschaft durch ein Reich ersetzt würde, in welchem das arabische Element regierte.

Einen guten Teil der Schwächung Ägyptens und der Gefährdung des europäischen Interesses in diesem Lande dürfen wir der ungeschickten, unentschlossenen und halbschürigen Politik Gladstones, der immer erst durch schlimme Erfahrungen klug wurde und dann erst das Rechte that, auf die Rechnung schreiben. Ja schon vor ihm wurde von der englischen Regierung in dieser Richtung gesündigt. Jahrelang versuchte man abwechselnd bald Ägypten sich selbst zu überlassen, bald sich entweder allein oder gemeinschaftlich mit Frankreich in seine Angelegenheiten zu mischen. Man gestattete, daß Ismail Pascha sich tief in Schulden steckte, und man zwang ihn dann, unerschwingliche Zinsen zu zahlen. Man ließ später Arabi ein ganzes Jahr gewähren und führte, als er auf der Höhe seiner Macht war, Krieg mit ihm. Man setzte den Khedive wieder ein und hinderte seine Gerichte, die Häupter der Empörung zum Tode zu verurteilen. Man mißbilligte den Feldzug Hicks Paschas insofern, als man den vollbesoldeten englischen Offizieren die Teilnahme daran verbot und ihn so seiner besten Aussichten auf Erfolg beraubte, und man unterließ, dem Khedive die Sache zu untersagen, weil das Einmischung in die Regierung Ägyptens geheißen und England verantwortlich für die Folgen gemacht hätte. Jetzt wird man inne, daß man der Verantwortung nicht entgeht, wenn man die Augen

vor ihr schließt. Diese Halbheit in allen Schritten und Maßregeln der neuesten englischen Politik hat jetzt die Niederlage einer Regierung zur Folge gehabt, die man nie ganz unterstützt und nie ganz freigestellt hatte. Eine radikale Politik, die Ägypten als für England nicht vorhanden betrachtet hätte, wäre wenigstens konsequent gewesen, wenn sie auch Frankreich die Herrschaft über Kairo und den Kanal, die Straße nach Indien, überlassen hätte. Die entgegengesetzte Politik einer wirklichen Schutzherrschaft würde Englands Interessen sichergestellt und Ägyptens Gedeihen gefördert haben. Aber das halbschürige Verfahren Gladstones schloß alle möglichen Gefahren und keinen einzigen Vorteil ein. Man hat englischerseits reichlich dazu beigetragen, die Regierung des Khedive moralisch und militärisch zu schwächen, und man hat ihn dann nicht genügend durch Rat und Mitwirkung unterstützt, um die Schwächung wieder auszugleichen. Die im Sudan geschlagene Armee war aus den Trümmern der von England bei Tel El Kebir zerstreuten Bataillone zusammengesetzt, und der Feldzug gegen den Propheten Muhamed Achmed wurde ohne die Billigung und den Beistand der britischen Regierung unternommen und trug deshalb von vornherein den Stempel der Unvorsichtigkeit und Überstürzung an sich, die bei einer orientalischen Macht, welche in der Genesung begriffen, aber noch schwach war, nur natürlich erscheinen müssen. Man hat einen Fürsten, dem man wieder auf seinen Thron verholfen hatte, und dessen ganze Stärke in der Anwesenheit der englischen Truppen in seinem Lande bestand, gestattet, den Unabhängigen zu spielen und schwere Thorheit zu begehen, und jetzt sieht man sich gezwungen, die Pflicht, ihn zu leiten, wieder aufzunehmen und ihn wieder zu kontroliren.

Diese Pflicht entspringt nicht allein aus der Verantwortlichkeit, die man mit dem bisherigen Verhalten gegen Tewfik übernommen hat, sondern, wie schon angedeutet, aus dem ganzen Kreise der englischen Interessen im Morgenlande. England ist hier nicht bloß eine große muhamedanische Macht, sondern kommt durch seinen ausgebreiteten Handel im Osten in weit nähere Berührung mit dem Islam als irgend ein andrer europäischer Staat. Die Ruhe in Indien und die Sicherheit von Leben und Eigentum in den Ländern des Orients, wo britische Kaufleute reisen oder ansässig sind, hängen wesentlich von der Abnahme des fanatischen Hasses ab, der früher den Verkehr zwischen Muslimen und Christen beinahe zur Unmöglichkeit machte. Wenn sich eine neue Welle des Religionshasses in Afrika erhebt, nach Arabien hinüberwogt und schließlich das ganze Morgenland bis nach den Bergen und Ebnen Hindustans überflutet, so würde das, wenn ihm nicht ein Damm entgegengesetzt würde, eine außerordentliche Gefahr für England sein und wahrscheinlich eine verhängnisvolle Schädigung der materiellen Interessen desselben herbeiführen.

Als Arabi Pascha zuerst von sich reden machte, gab es in London nicht wenige Stimmen, selbst in der höheren Beamtenwelt, die nichts gegen die von

ihm angeregte und geleitete Bewegung hatten, und deshalb das Gladstonesche Hands off! auch hier angewendet wissen wollten. Man betrachtete ihn wie eine arabische Ausgabe Bolivars oder Garibaldis, etwas barbarisch, etwas tollkühn, aber in der Hauptsache auf richtigem Wege, als das Mundstück des neuen Gefühls und Feldgeschreis: „Ägypten für die Ägypter!“ Warum sollte er sein Land nicht von der Ausbeutung durch die Fremden, durch die türkischen und tscherkessischen Blutsauger und durch die fränkischen, jüdischen und griechischen Wucherer befreien? Warum sollte die edle Pflanze der Vaterlandsliebe nicht auch an den Ufern des Nil wachsen und gedeihen dürfen? Diese Idealisten stimmten aber sehr bald ein ganz andres Lied an, als sie die Entdeckung machten, daß der Anhang Arabis, was er selbst auch von seinem Unternehmen denken und träumen mochte, in der Bewegung nur eine gute Gelegenheit erblickte, dem Islam in Ägypten wieder Oberwasser zu verschaffen. Der muhamedanische Fanatismus lieferte nicht bloß den Sturm, sondern erfaßte auch das Steuerruder, und ehe viele Monate ins Land gingen, floh jeder Europäer im Innern vor dem losbrechenden Gewitter des muslimischen Hasses gegen die Giaurs.

Was aber von Arabi galt, das gilt jetzt in weit höherem Grade vom Propheten Muhamed Achmed. Jener war durch den Verkehr mit Leuten aus Europa gemäßigt, und man konnte sich an seine Menschlichkeit und andrerseits an seine Kenntnis der Macht der Franken wenden. Dieser weiß nichts von der zivilisirten Welt und ihrer Bedeutung in militärischen Dingen, nichts von Furcht vor ihr, und vermutlich erreicht sein Ohr kein verständiger Rat, der ihn aufklärte. Arabis Ansprüche auf die Führerschaft an der Spitze des Islam waren weltlicher und indirekter Art. Der Mahdi des Sudan geberdet sich als Nachfolger Muhameds, als ein zweiter Messias. Seine Stärke liegt im Appell an die religiöse Inbrunst und Begeisterung fanatischer Derwische und wilder Araber- und Negerstämme, und mit noch ein paar Siegen könnte er den größten Teil der Muslime zu einem großen heiligen Kriege gegen die Ungläubigen entzünden. Nachrichten von seinem ersten bedeutenden Erfolge werden in Gestalt von Gerüchten mit reichlicher Übertreibung sich mit Windeseile verbreiten, über das Rote Meer hinfliegen und wie Brandpfeile auf die Landschaften Asiens niederfallen, wo der Islam seine Wurzeln und noch heute seine heiligsten Stätten hat. Muhamed Achmed wird unter den mehr politisch denkenden seiner Anhänger als Rächer Arabis gelten, während das weniger gebildete und das ganz unwissende Volk die Kunde von seinem Siege als Beweis ansehen wird, daß der prophezeite Mahdi in seiner Person endlich in Wahrheit erschienen ist.

Eine solche Aufregung der Gefühle in der muslimischen Welt kann, wie sich von selbst versteht, von dem Beherrscher Indiens, wo die Muhamedaner, wenn nicht das an Zahl stärkste, doch das kräftigste und tapferste Element der Bevölkerung bilden, nicht mit Gleichgiltigkeit betrachtet und behandelt werden. Aber mit seiner gegenwärtigen Stellung in Ägypten hat England überdies eine

Verantwortlichkeit übernommen, die über sein eignes Interesse hinausreicht. Die französische Regierung geht die Sache wegen ihrer Besitzungen in Tunis und Algerien sehr nahe an: ihr muß jeder erfolgreiche Ausbruch muhamedanischer Bigotterie in Nordafrika sehr unwillkommen und bedrohlich erscheinen. Mit gutem Grunde können die Franzosen Herrn Gladstone zurufen: „Ihr dranget mit Waffengewalt in Ägypten ein, ihr schluget und zerstreutet seine Armee; wäre das nicht geschehen, so würde der Aufstand im Sudan längst niedergeworfen und erstickt sein. Wir machen euch Engländer vor der Christenheit verantwortlich, ihr müßt jetzt die Gefahr unterdrücken, welche eure Einmischung heraufbeschwor und bis heute wachsen ließ. Wollt ihr das nicht, so tretet beiseite und laßt uns die Angelegenheit besorgen.“ Was wollte man darauf antworten?

England hat ein Schiff zur Sicherung von Suakim abgehen lassen, und dem Vernehmen nach sollen ihm noch einige folgen. Es wird aber auch zu Lande etwas für den Khedive thun müssen. Vor allem muß Chartum mit britischer Hilfe gesichert werden, damit der Ausbreitung des Aufstandes nach Norden ein Ziel gesetzt werde. Dann wird man zu erwägen haben, ob man Ägypten erlauben dürfe, den Versuch zur Wiedereroberung des Sudan zu machen, und ob man es dabei unterstützen solle, oder ob es sachgemäßer sei, dem Khedive zu raten, sich den Rock nur so lang zu schneiden, als sein Tuchvorrat reicht, d. h. den Sudan südlich von Dongola, Berber und Chartum aufzugeben und dem Mahdi zu überlassen.

Dabei würde die Unterdrückung des Sklavenhandels in Frage kommen, der von hier aus bis vor kurzem schwunghaft betrieben wurde. Wir selbst untersuchen diese Frage nicht, lassen aber ein konservatives englisches Blatt darüber seine Meinung äußern. „Wir haben, sagt der Daily Telegraph, mit beträchtlichen Geld- und Menschenopfern und mehr als einmal auf die Gefahr eines Krieges hin den überseeischen Sklavenhandel unterdrückt [natürlich keineswegs aus purer Menschen- und Freiheitsliebe], aber der Handel, welcher die Muselmänner Afrikas und Asiens mit Haussklaven versieht, hat seine Wurzel und seinen Mittelpunkt im Sudan. Um diesem Handel Waare zu liefern, sind in der ganzen, jetzt von den Anhängern des Mahdi besetzten Gegend Kriege hervorgerufen und Grausamkeiten verübt worden. Die Ausrottung dieses Übels würde England Zeit, Geld und Menschen kosten. Aber wenn es ein menschenfreundlicher Antrieb drängte, seine Pflicht zu thun, so würde die Erfüllung derselben sicherlich in seiner Gewalt sein. Wenn es indessen infolge kluger Überlegung davon absieht, so kann kein andrer Staat wagen, es zu übernehmen. Was das reiche und mächtige England nicht thun könnte, das würde das mit Schulden beladene und von den Folgen einer Empörung und eines Krieges noch nicht wieder genesene Ägypten gewiß nicht einmal versuchen. Deshalb ist es für uns eine moralische Unmöglichkeit, den Khedive zu nötigen, den Sudan

auf seine eignen Kosten und seine eigne Gefahr hin im Interesse der Antisklavereigesellschaft vollständig wieder zu erobern. Die militärische Frage haben Fachleute ohne Verzug zu entscheiden; das moralische Problem muß allmählich gelöst werden. Aber da wir die Schutzherren Ägyptens sind, so haben wir und nicht die Minister des Khedive zu bestimmen, ob sofort wieder gegen den Mahdi vorgerückt oder weiter zurückgewichen werden soll. Als im Märchen der Riese und der Zwerg verbündet waren, kämpften sie unter allen Umständen Seite an Seite, selbst wenn der kleine Mann mehr als sein billiges Teil Schläge bekam; aber der Riese ließ den Zwerg niemals allein kämpfen. Was wir in Betreff des Sudan gethan haben, bestand darin, daß wir alles dem Zwerge überließen."

Die nächste Frage ist jetzt: Was wird die britische Regierung thun? Die nächsten Wochen werden das beantworten müssen, denn es ist Gefahr im Verzuge. Entschlösse man sich in London, den Ägyptern zur Wiedereroberung des Sudan beizustehen — was wir bezweifeln —, so müßte man unverweilt die in Ägypten noch stehenden englischen Truppen erheblich verstärken.

Fortschritte der sozialpolitischen Debatte.

1.

chon in unsrer vorjährigen Erörterung über die sozialpolitische Debatte (Grenzboten 1883, IV, 425 ff.) haben wir hingewiesen auf den bedeutungsvollen Unterschied in der Behandlung der sozialpolitischen Angelegenheiten, einerseits innerhalb der wissenschaftlichen Welt der Universitätsgelehrten und Professoren der Nationalökonomie und Sozialpolitik, sowie auch innerhalb der Kreise der sogenannten Politiker, andrerseits innerhalb derjenigen Kreise, welche im Leben selbst stehen und dessen Erscheinungen und Bewegungen nicht nur unmittelbar überblicken, sondern mehr oder weniger sie auch mitempfinden. Und wir haben damals aus guten Gründen insbesondre die praktische Richtung der katholischen Sozialpolitiker, deren es insbesondre unter dem Klerus nicht wenige und nicht unbedeutende giebt, ebensowohl dem eigentlichen Manchestertum wie dem Kathedersozialismus gegenübergestellt.

Schon seit dem ersten Auftreten des Kathedersozialismus hat sich uns die Überzeugung aufgedrängt, daß zwischen ihm und dem Manchestertum nur ein „theoretischer" Unterschied bestehe. Wir meinen damit natürlich nur die Er

scheinung im ganzen, nicht einzelne Persönlichkeiten, die sich der Richtung angeschlossen haben, weil sie vielleicht glaubten, es werde sich in dem Verein für Sozialpolitik der Kern zu einer praktischen sozialreformatorischen Richtung bilden und es werde von ihm aus sich eine große, einschneidende Bewegung im Sinne stetiger sozialer Entwicklung erheben können. Diese Meinung hat harte Enttäuschung erfahren. Die Begründer des Vereins für Sozialpolitik konnten nicht mehr die Thatsache des abschüssigen Ganges der sozialen Verhältnisse unter dem Einflusse des Manchestertums verkennen. Aber weiter bis zu dieser Erkenntnis waren offenbar nur ihrer wenige gelangt; die Mehrzahl wollte ohne Zweifel erst Führung für den praktischen Weg im Vereine finden.

Daß der Verein für Sozialpolitik damit gleich von vornherein in eine schwache Stellung dem Volkswirtschaftlichen Kongreß gegenüber kam, liegt auf der Hand. Der Volkswirtschaftliche Kongreß beherrschte als Vertreter des Manchestertums die sozialpolitische Debatte und Praxis in Deutschland. Er beherrschte beides deshalb, weil er wußte, was er wollte, weil seine Angehörigen auch dem Wollen entsprechend handelten. Und wenn auch das, was der Volkswirtschaftliche Kongreß und seine Angehörigen wollten, falsch war, wenn auch der Weg, auf dem sie die deutsche Nation führten, zum Abgrunde ging, man weiß, daß ein starker und ungehemmter Strom abwärts nur umso sicherer alles in der Nähe mit sich reißt; man weiß auch, daß Bauleute, die zwar einsehen, es müsse hier ein Damm gebaut und es müsse gerettet werden, die aber nicht wissen, wie dies anzufangen ist, und die sich im Angesicht des reißenden Stromes erst über die Mittel, ihm beizukommen, beraten wollen, nichts Sonderliches ausrichten werden.

Schon die ersten Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik ließen keinen Zweifel über seine Schwäche und über die seiner Angehörigen; Versuche, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, können immer nur das Kopfschütteln, nicht den Beifall klarer Köpfe erwecken. Als nun gar nach einigen Jahren schon der Verein für Sozialpolitik sich mit dem Volkswirtschaftlichen Kongreß zu gemeinsamer Versammlung verband, da war dies nichts anders als ein Sprung in den Strom, den man dämmen wollte. Und in diesem Strome ist denn auch der Verein für Sozialpolitik, von dem sich bei seiner Gründung viele vieles versprachen, ertrunken. Denn wenn er auch abermals nach einigen Jahren wieder auftauchte und in Frankfurt „selbständige" Sitzungen abhielt, in diesen führte das große Wort der Reichstagsabgeordnete Sonnemann und ein andres Mitglied der famosen „Volkspartei," Herr Spier. Und die Verhandlungen verliefen ganz zum Wohlgefallen dieser beiden.

Indes nicht nur auf dem gewissermaßen praktischen Boden der Versammlungsthätigkeit — denn von ihm aus lassen sich starke, tiefe und nachhaltige Anregungen für weite Kreise geben — hat der Kathedersozialismus Fiasko gemacht. Auch da, wo er aus seiner eignen Erkenntnis Schlüsse zu

ziehen suchte, ist er fast immer auf den Sand geraten. Er scheute sich fast immer, mit logischer Konsequenz den letzten Punkt der Entwicklungskette festzuhalten, oder — er vermochte es nicht. Wirklich scheint es, als träfe das letztere, das Unvermögen, zu. Oft kommt es uns vor, als wäre das Studium der Logik, wie vielleicht das Studium der philosophischen Fächer überhaupt, in den jüngeren Kreisen der akademisch gebildeten Welt mehr, als erwünscht ist, vernachlässigt worden. Nicht nur die Unsicherheit und Halbheit der meisten Nationalökonomen und Sozialpolitiker deutet darauf hin, sondern auch viele Erscheinungen innerhalb der juristischen Welt. Es herrscht eben auch hier der sogenannte „praktische" Zug vor, der Drang nach dem Verdienen, das man „groß schreibt"; man sucht daher nur in möglichster Eile das „Technische" des Faches, das für die gewöhnliche Praxis, die sich um die Folgen ihres Thuns nicht weiter kümmert, ausreicht, sich anzueignen; und da wird die geistige Vertiefung, welche sowohl Fähigkeit als Kraft giebt, die Verhältnisse und die gesetzten Aufgaben bis zur letzten Konsequenz logisch durchzuarbeiten, vernachlässigt. Ist es doch dem Professor Schmoller, der sich unter die Führer der Kathedersozialisten zählt, begegnet, durch die „Frankfurter Zeitung" gegen die wirtschaftlichen Absichten des Reichskanzlers sowie gegen die korporativen Bestrebungen in den Kreisen der Landwirte ausgespielt zu werden! Ja sogar als Verfechter des manchesterlichen Subjektivismus gegenüber dem gewerblichen und landwirtschaftlichen Korporationsgedanken wurde der Herr Professor von der genannten Zeitung vorgeführt, und zwar mit vollem Recht. Denn alles Ernstes empfiehlt er den Landwirten als das einzige Mittel, aus ihren Kalamitäten herauszukommen, — zu spekuliren. Zuvor hat er sie des „behaglichen Rentenverzehrens" beschuldigt!

Damit an sich ist freilich kein Fortschritt in der sozialpolitischen Debatte bezeichnet. Denn ein Herausgeber der Berichte über „bäuerliche Zustände," der den Landwirten „behagliches Rentenverzehren" vorwirft, hat schwerlich diese Berichte selbst gelesen; und wenn er auf Grund derselben den Landwirten anrät, sich durch die Spekulation zu helfen, so wird von ihm auch kaum in Zukunft weder tieferes Erfassen der Verhältnisse noch logische und sachgemäße Durcharbeitung derselben zu erwarten sein. Indes liegt doch ein Fortschritt darin, daß das Manchestertum, wie von der „Frankfurter Zeitung" geschehen, ganz einfach in Anspruch nimmt, was ihm gehört, und daß es damit auch sich selbst in seinem Wesen genauer erkennen läßt auch da, wo es bisher heuchlerisch sich den Anschein sozial-gestaltender Tendenzen zu geben suchte. Das offene Ausspielen einer kathedersozialistischen Kapazität gegen den wirtschaftspolitischen Korporationsgedanken durch das Hauptorgan der demagogischen Plutokratie, als das wir die „Frankfurter Zeitung" anzusehen haben, ist daher allerdings geeignet, dem Fortschritt der sozialpolitischen Debatte zu dienen und auch die praktische Thätigkeit auf unserm Gebiete zu fördern. Die wirklich thatkräftigen Elemente

innerhalb des Vereins für Sozialpolitik müssen, besonders wenn sich solche Vorgänge häufen, zu der Einsicht kommen, daß es nicht nur heißt, die Kräfte verschleudern, sondern vielmehr dem Schlimmen dienen, wenn sie ferner unter dem Deckmantel sozialreformatorischer Wirksamkeit dazu beitragen, der Gehilfenschaft der Börse einen ansehnlichen Hintergrund zu verleihen.

Zu solcher Abscheidung wird aber auch die „Konkurrenz“ nicht wenig beitragen, wenn nicht überhaupt nötigen, oder man wird vor dieser Konkurrenz die Segel völlig streichen müssen, und man wird sich geradezu lächerlich machen, wenn man etwa meint, dadurch, daß man auf dem ausgefahrenen Geleise fortfährt, noch irgend etwas zur stetigen Entwicklung der sozialen Verhältnisse beitragen zu können. Der Volkswirtschaftliche Kongreß ist in dieser Hinsicht ein sehr lehrreiches Beispiel. Sein Ansehen war groß, solange sein „Prinzip“ groß zu sein schien und solange die praktische Richtung, die er vertrat, im Fortschritt war und den Erfolg auf ihrer Seite hatte. Damals gehörten auch diejenigen, welche alsbald den Kathedersozialismus auf so geschickte Weise auszubeuten verstanden haben, zu den Führern des Kongresses, auf dem sie jetzt, wo seine Herrlichkeit rapid zu Ende geht, fast nur noch als Beobachter erscheinen — natürlich nicht, ohne selbst aus dem Sterbenden noch herauszupressen, was sich aus ihm etwa herauspressen läßt. Daß dies der plutokratischen Demagogie auch beim Kathedersozialismus möglich wurde, ist neben der praktischen Unklarheit seiner Hauptträger der Hauptgrund seines raschen Nierderganges. Und obgleich von dieser Seite mit einem unendlichen „wissenschaftlichen“ Hochmut herabgesehen wird auf jene praktischen Bekämpfer der sozialen Ausbeutung, die aus allen Kreisen der Nation ihre Kräfte heranziehen — das Unglück, von der demagogischen Plutokratie ebenso in den Dienst gezogen zu werden wie die optimistische und gewissermaßen ehrliche Richtung innerhalb des Volkswirtschaftlichen Kongresses, was den Kathedersozialisten nun schon so oft widerfahren ist, wird dieselben wahrscheinlich nicht bescheidener stimmen, sie aber umso rascher auseinandersprengen.

Aus jenen objektiven Untersuchungen, welche allerdings ein großes, wenn auch das einzige Verdienst des Vereins für Sozialpolitik darstellen, muß die Sprengung des zufällig Zusammengeflossenen erfolgen. Denn ebenso angenehm wie es dem Manchestertum klingt, wenn die Schuld an den sozialen Schwierigkeiten von ihm abgewälzt und womöglich auf die ihm gegnerischen Elemente des sozialen Zusammenhanges geschoben wird, ebenso unangenehm ist es ihm, wenn mit objektiver Leuchte in sein eignes Treiben hineingeleuchtet wird. Die Wirkung der Untersuchungen des Dr. E. Sax über die Hausindustrie in Thüringen ist nach dieser Richtung hin charakteristisch. Sie hat einen wahren Wutausbruch in den betreffenden manchesterlichen Interessenkreisen hervorgerufen. In einer aus diesen Kreisen hervorgegangenen und sogar von einem Nächstinteressirten verfaßten Broschüre werden die Kathedersozialisten kurz und

gut nach reiner Spießbürgerart als „hergelaufen“ behandelt, obgleich sich die Arbeit, welche diesen Zornausbruch veranlaßte, in objektivster Weise auf die Darstellung des Thatsächlichen beschränkte. Derartige Vorgänge bezeichnen umsomehr einen Fortschritt in der sozialpolitischen Debatte, als sie auch den Gelehrten des Kathedersozialismus klarmachen müssen, daß sie dem Manchestertum nur solange angenehm sind, als sie seine Arbeit besorgen, wobei sie sich außerdem womöglich noch einer ganz besondern Präparation zu unterwerfen haben, daß sie aber sofort auf die Seite geworfen werden, wenn sie sich beikommen lassen, objektiv an die Untersuchung sozialpolitischer Verhältnisse heranzutreten.

Ob freilich an die Einsicht sich bald einige praktische Wirksamkeit ansetzen werde, steht sehr dahin. Jedenfalls ist kostbare Zeit verloren, und es ist nicht daran zu denken, daß dieselbe für eine Richtung, in der man vor allen Dingen eine konsequente Weitergestaltung der konservativen Prinzipien suchen sollte, sich wieder einholen lasse. Denn wenn wir schon im vorigen Jahre sagen mußten, daß die katholischen Sozialpolitiker an praktischem Sinn und kluger Erfassung der Lage einen entschiedenen Vorsprung vor der sonst etwa sich zeigenden Behandlung der sozialen Verhältnisse zeigen, so hat sich dies nun vollkommen bestätigt. Die Veröffentlichung des Haider Programms bezeichnet einen wirklichen, bedeutenden Fortschritt nicht nur auf dem Boden der sozialpolitischen Debatte, sondern auch der sozialpolitischen Praxis; letzteres mindestens insofern, als durch das Programm angedeutet wird, daß sich auf sozialem Boden selbst starke Gegensätze vereinbaren lassen, wenn nur bei den Trägern dieser Gegensätze die Notwendigkeit, etwas zu leisten, eingesehen wird, und wenn man auch entschlossen ist, nach dieser Einsicht zu handeln. Und darin liegt der hauptsächliche und entscheidende Unterschied zwischen den Kathedersozialisten und den katholischen Sozialpolitikern, daß die ersteren zwar die Einsicht haben, nicht aber die Entschlossenheit zum Handeln, während bei den letzteren beides vorhanden scheint.*)

Der Anstoß zu dem Haider Programm, das wir zunächst als ein Kompromiß der maßgebenden katholischen Sozialpolitiker zu betrachten haben, wurde auf dem Frankfurter Kongreß der katholischen Vereine im Herbst 1882 gegeben durch den Antrag des Fürsten Löwenstein, es möchten die anwesenden Sozialpolitiker zusammentreten, um ein Programm zur Behandlung der wichtigsten sozialen Fragen, nämlich Wucher, Arbeitslohn und Grundentlastung nebst ihren wichtigsten Unterfragen aufzustellen. Dieser Antrag stieß auf allgemeinen Widerspruch und wurde dann auch auf Anraten der Abtheilung, der er zur Vorberatung überwiesen war, abgelehnt. Man war der Meinung, daß eine unvorbereitete Erörterung der Fragen im allgemeinen notwendig unfruchtbar sein müsse. Hier insbesondre sei es Voraussetzung einer jeden Erörterung, die nicht

*) Im Manuskript stand „ist.“ Neuere Erfahrungen jedoch nötigen uns zu sagen „scheint.“

ins Blaue hinausgehen solle, daß dieselbe hinsichtlich der Richtung und der Grenzen umschrieben sei. Man beschloß daher, zwar von der Erörterung der angeregten Frage zunächst abzusehen, dagegen die Bildung einer Kommission der bedeutendsten katholischen Sozialpolitiker zu veranlassen mit dem Auftrage, die Frage zu erörtern und eine vorläufige Grundlage für weitere Behandlung derselben zu gewinnen. Das Ergebnis dieses Beschlusses liegt im Haider Programm vor.

Soweit wir unterrichtet sind, war die Versammlung, welche der Fürst Löwenstein auf sein böhmisches Schloß Haid berufen hatte, um das nun ausgearbeitete Programm, im wesentlichen wohl eine Arbeit des Freiherrn von Vogelsang — der dem Hauptorgan des österreichischen Adels, dem Wiener „Vaterland," sehr nahe steht —, gutzuheißen, zwar besucht aus allen Gegenden Deutschlands, aber keineswegs sehr zahlreich und nur von wenigen einflußreichen Parteigängern des Zentrums. Die Debatten, die nicht zu rasch zu Ende gingen, waren sehr lebhaft, und die Annahme des Programms war keineswegs eine vorbehaltlose und allgemeine, wenn auch in der Regel von 16 Stimmen nur 2 bei der Abstimmung abwichen. Und es zeigte sich bald, daß die streberischen Heißsporne des Zentrums, deren es auch neben dem Klerus nicht wenige giebt, wenigstens behaupten wollten, das Interesse der Kirche sei im Programm nicht genügend gewahrt. Und als das Programm zur Veröffentlichung gelangte, erhoben sich in der klerikalen Presse dagegen so viele Stimmen, daß es die Feuerprobe auf dem nach mancherlei Zögern einberufenen katholischen Kongreß zu Düsseldorf nicht bestehen konnte. Auf diesem Kongreß stand die Erörterung der sozialen Angelegenheiten im Vordergrunde. Die Rücksicht auf die letzteren stand schon im Vordergrunde bei der Berufung, da die kirchlich-politischen Fragen mehr zur Reserve hindrängten.

Es zeigte sich bald klar genug in der katholischen Presse, nach welchen Richtungen die Gegensätze innerhalb der Kreise der katholischen Sozialpolitiker auseinandergehen und welche Richtung anscheinend in Haid die Oberhand behalten hat. Es ist angeblich die Richtung, welche die staatliche Grundlage für das Gelingen einer sozialen Reform und für die Überwindung der drängenden sozialen Aufgaben für unerläßlich hält. Und gerade deshalb durfte man doppelt gespannt sein auf den Verlauf der erwarteten Verhandlungen in Düsseldorf. Es war vorauszusehen, daß auf dem Kongreß doch die klerikalen Heißsporne das Übergewicht gewinnen würden, da die Geistlichkeit dort weit stärker vertreten sein würde als auf der Versammlung zu Haid. Und gerade die praktische Richtung im Klerus will hinsichtlich der sozialen Reformbestrebungen vom Staate sehr wenig wissen. Ihr Ideal erscheint in einem von der Kirche geleiteten und fortwährend beeinflußten patriarchalischen Verhältnis zwischen Fabrikbesitzer und Arbeiter, dessen Grundlage im wesentlichen die christliche Charitas sein soll.

Offenbar ist aber in den Verhandlungen zu Haid die Anschauung, daß eine umfassende Wirksamkeit auf diesem Boden kaum durchzuführen sein werde, ausschlaggebend gewesen. Jedenfalls würde eine durchgreifende und entscheidende Wirksamkeit auf dem Boden patriarchalischer Beziehungen voraussetzen, daß im gewerblichen und industriellen Leben sich ein intensiver Zug nach Steigerung der persönlichen Beziehungen geltend mache. Es ist aber gerade das Gegenteil der Fall. Die zunehmende Umwandlung wirtschaftlicher Betriebe in Aktiengesellschaften und die Ausdehnung des Aktienwesens selbst auf landwirtschaftlichem Gebiete verengern den Boden patriarchalischer Beziehungen immermehr. Gerade diese Umgestaltung ist zugleich schließlich der dringendste Grund für ein großes und umfassendes sozialpolitisches Einschreiten. Und vor diesem dringendsten Grunde würde man ratlos stehen, wenn man sich auf die Entfaltung patriarchalischer Bestrebungen beschränken wollte. Immerhin können dieselben Hand in Hand gehen mit den staatssozialistischen — wenn wir so sagen dürfen — Bestrebungen. Und für die Bethätigung der christlichen Menschen- und Bruderliebe wird immer noch Raum bleiben, selbst wenn die sozialpolitischen Bestrebungen so erfolgreich sein sollten, daß binnen kurzer Zeit eine Umbettung der sozialen Verhältnisse und damit die Überwindung der sozialen Notstände sich anbahnen sollte. Denn nur der Utopist mag sich darüber täuschen, daß auch unter den bestmöglichen sozialen Verhältnissen das Leben der Mehrheit der Menschen ein Leben voll Mühe und Arbeit sein wird. Wo aber dies ist, da wird es doch genug des Schwererträglichen zu lindern und zu erleichtern geben.

Daß diese Anschauung in den weltlichen Kreisen der katholischen Sozialpolitiker einflußreiche Vertreter hat, daran ist allerdings nicht mehr zu zweifeln. Wenn aber auch die klerikalen Kreise noch stark widerstreben, auch sie muß die Praxis zum Teil wenigstens dieser Einsicht zuführen. Ein Beweis dafür, und zwar ein sehr beachtenswerter, ist gerade auch in diesen Tagen und vielleicht nicht unbeabsichtigt fast gleichzeitig mit den Haider Beschlüssen an das Licht getreten und zwar in Gestalt eines kleinen Schriftchens,*) dessen Verfasser unter den katholischen Sozialpolitikern einen der ersten Plätze einnimmt. Auch dieser seiner jüngsten kleinen Schrift kann man unter den sozialpolitischen Veröffentlichungen nicht nur der letzten Zeit in erster Reihe ihren Platz anweisen. In derselben wird versucht, auf wissenschaftlicher, mathematischer Grundlage und in streng logischer Entwicklung zu einem klaren, berechenbaren Begriff über das natürliche Verhältnis zwischen Kapitalzins und Arbeitslohn bei wirtschaftlichen Unternehmungen zu gelangen.

Gerade im Hinblick auf manche entgegengesetzte Erscheinung auf dem Boden der sozialpolitischen Debatte bietet schon das Vorwort des Schriftchens nicht

*) Die Gesetze für Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn. Erste Beilage zur Apologie des Christentums. Von Fr. Alb. Maria Weiß, O. Pr. Freiburg, Herder, 1883.

wenig beachtenswertes, z. B.: „Um die soziale Frage zu lösen, bedarf es, meint Rodbertus, gründlicherer Wissenschaft. Zwei Lehrstühle der Nationalökonomie auf jeder Universität schienen ihm daher nicht zuviel, und kaum eine Gelehrsamkeit ausreichend, um die meist selbstverständlich als Dogma hingenommenen und doch oft so irrigen Grundlehren unsrer Wissenschaft einer gründlichen Revision zu unterwerfen. Darum kann es gewiß nichts schaden, wenn auch die dürre Mathematik ein wenig zu Worte kömmt, und die trockene Logik und die eiserne Konsequenz der Scholastik dazu. Ehe nicht kanonisches und römisches und germanisches Recht ohne Vorurteil wie ohne Voreingenommenheit gleichmäßig mit prüfender Strenge zu Hilfe herbeigezogen wird, ehe nicht Scholastik und Moral und Philosophie in Bezug auf unsre Frage in ihr volles Recht eingesetzt werden, ehe man nicht die sozialen Verhältnisse der Gegenwart mit Rücksicht auf die Geschichte, mit Verständnis der Geschichte und mit Anschluß an die Geschichte der Vergangenheit behandelt, ehe man nicht die sozialen Probleme auf eine Form bringt, in der man mit ihnen auch rechnen kann, und zwar so rechnen, daß Gerechtigkeit und Billigkeit, Recht und Moral und Religion ihre volle Rechnung finden, ist an eine Lösung nicht zu denken.“ Es dürfte wohl gleich von vornherein feststehen, daß eine Schrift, bei der solche Voraussetzungen als maßgebend bezeichnet sind, bei der praktischen Lösung, der sie zustrebt, nicht in den Nebel gerät wie z. B. Professor Schmoller, indem er den Landwirten anrät, zur Befreiung aus ihrer mißlichen Lage das „richtige Kreditsystem“ — aufzufinden. In diesem letztern Rezept beruht eigentlich die gesamte „Theorie“ der manchesterlichen Epigonen.

Davon ist also in der Schrift des Pater Weiß nicht die Spur. Diese ist eitel Logik; ihre Voraussetzungen sind wohl begründet, die Folgerungen und Schlüsse tadellos. Schon die erste Feststellung, nämlich die Feststellung des Lohnbegriffs und der Nachweis der verkehrten Anwendung dieses Begriffes, ist schlagend. Das, was der Arbeiter gegenwärtig und unter der Bezeichnung des Lohnes empfängt, ist gar kein Lohn; es ist lediglich das, was er zur Beschaffung seiner Nahrung und Leibesnotdurft bedarf; oft empfängt er sogar weniger als dies. Das kann man aber richtig nicht als Lohn bezeichnen, und der Zustand, der so geschaffen ist und der unter der Wirksamkeit der „freien Konkurrenz“ seine Ausspitzung nach allen Seiten hin empfängt, läßt nicht nur die Arbeit, sondern die Arbeiter selbst, also den zahlreichsten Teil der Bevölkerung, als bloße Waare erscheinen. Will man aber diesen unerträglichen Zustand beseitigen, so muß man sich klar werden, daß der Arbeiter nicht nur auf Erstattung der Lebensnotdurft, sondern auch auf Lohn dasselbe Anrecht hat, wie der Kapitalist auf Zins und Dividende. Und wie diese darf der Lohn nicht auf billiges Übereinkommen hin gegründet sein, sondern er muß seine rechtliche Umgrenzung haben, ebenso genau wie die des Kapitalertrages. Und dabei muß ausgegangen werden von der Voraussetzung, daß ein sogenannter

Unternehmergewinn für das Kapital keinerlei Berechtigung hat. Kapital und Arbeit muß auf völlig gleichem Fuße behandelt werden. Denn ohne Arbeit ist das Kapital tot; wie ohne das Kapital die Arbeit nicht ihre volle Frucht herausbringen kann. Kapitalist und Arbeiter in einer Unternehmung sind also rechtlich als gleichberechtigte Teilhaber zu betrachten; beide tragen das gleiche Risiko, und das Kapital hat daher keinen Vorzug vor der Arbeit zu beanspruchen. Wenn daher Kapitalist und Arbeiter sich verbinden — dauernd oder vorübergehend —, so bleibt zwar der Kapitalist Eigentümer des Kapitals sogut wie der Arbeiter Eigentümer seiner Arbeit; aber der Gewinn, der sich aus der Verbindung ergiebt, ist gemeinschaftlich, und zwar nach Maßgabe des gegenseitigen Einsatzes, und ergiebt für den Kapitalisten Zins und Geschäftsgewinn, für den Arbeiter den Lohn. Beides aber richtet sich nach ihrem Verbrauchswerte.

In allen diesen Ausführungen, die wir natürlich nur anstreifen, stützt sich der Pater Weiß auf eine ganze Reihe nationalökonomischer und sozialpolitischer Schriftsteller, selbst Adam Smith nicht ausgenommen. Und er entwickelt dann in einer Reihenfolge mathematischer Formeln sein Gesetz über die Verteilung des Reinerträgnisses, also auch nach Abrechnung der Lebensnotdurftvergütung, zwischen Kapitalerträgnis und Arbeit. Er nimmt dabei als Beispiel eine Fabrik, deren Kapital zu 1 800 000 Mark berechnet ist. Der Fabrikant erscheint ebenfalls als Arbeiter, deren, ihn inbegriffen, neunzig in der Fabrik beschäftigt sind. Die gesamten Betriebskosten sind auf 36 000 Mark — einschließlich des Arbeitslohnes mit 20 000 Mark — angeschlagen. Es sind unter den Arbeitern sechzig weibliche mit je 240 Mark Jahreslohn. Zehn erhalten das anderthalbfache, zehn das doppelte, vier das zweiundeinhalbfache, drei das fünffache, und die drei Leiter des Geschäfts erhalten je das zehnfache. Dagegen beträgt der durchschnittliche Reingewinn seit sechs Jahren 81 000 Mark, die auf 78 000 Mark reduzirt werden, wozu dann noch die bisher als Lohn berechneten 20 000 Mark treten. Es stehen also einerseits 36 000 Mark Betriebskosten, andrerseits 98 000 Mark Gewinn und das Kapital von 1 800 000 Mark gegenüber; die Betriebskosten werden nun zu 25 Prozent kapitalisirt, was 900 000 Mark ergiebt, woraus dann zwischen Kapital und Betriebskosten ein Verhältnis wie 2 : 1 entsteht. Durch dieses Ergebnis wird das Verhältnis zwischen Kapital- und Arbeitsanteil vom Reinerträgnis bestimmt.

Dies ist der ungefähre Umriß der Entwicklung des klerikalen Sozialpolitikers über das Verhältnis zwischen Kapitalgewinn und Lohn im wesentlichen und soweit er sich hier ausführen ließ. Natürlich geht die Arbeit selbst tiefer und begründet, wie wir schon angedeutet haben, ihre Schlußfolgerungen nach allen Seiten hin, sodaß eine Widerlegung derselben schon sehr gründlich sein müßte.

Es scheint übrigens kaum, als habe der Verfasser der eben besprochenen Erörterung an den Verhandlungen in Haid teilgenommen. Denn die Haider

Beschlüsse haben gerade nach der Seite hin, welche Pater Weiß in seiner Broschüre behandelt, etwas Unfertiges. Dies würde wohl kaum der Fall sein, wenn die bestimmten und wohl entwickelten Anschauungen des Paters auch auf der Versammlung zu Haid ihre Vertreter gefunden hätten. Denn das Haider Programm schwebt, wie wir sehen werden, gerade in der Hinsicht auf die Berechnung des Arbeitslohnes noch sehr im Dunkel; es trifft erst kaum die allgemeinen Voraussetzungen der Frage, während Pater Weiß bereits zu den weitesten sachlichen Schlußfolgerungen gelangt ist.

Nun darf man aber gespannt sein auf das Verhalten des Teiles der katholischen Presse, der den Haider Beschlüssen unsympathisch gegenübersteht, wenn es gilt, der Schrift des Pater Weiß gegenüber. Es wird sich zeigen, daß der Vorwurf des allzustarken staatssozialistischen Zuges und der Vernachlässigung der Rechte und Aufgaben der Kirche eigentlich nur ein Verlegenheitsvorwurf ist. Wir finden nicht, daß dem Staate mehr gegeben wird, als unumgänglich notwendig ist, und wir unsrerseits würden schon ein wenig weiter gehen nach dieser Richtung hin; andrerseits sind die Rechte und Aufgaben der Kirche, insbesondre aber die Pflichten gegen dieselbe mehrfach hervorgehoben. Aber allerdings läßt sich bezweifeln, daß auch bei den strengkatholischen Fabrikbesitzer Neigung vorhanden sein wird, die Opfer, die ihrerseits natürlich vorausgesetzt werden, freiwillig zu bringen. Auch sie sitzen so tief in der Plusmacherei und haben sich so sehr gewöhnt, in derselben das eigentliche Ziel aller Wirtschaftlichkeit zu sehen — obgleich diese rücksichtslose Plusmacherei*) gerade die Hauptquelle der wirtschaftlichen Not und der sozialen Gefahr ist —, daß ihnen selbst eine vorsichtige und milde Zumutung zu veränderter Anschauung als sozialistisch vorkommt. Dies zeigt zunächst das Verhalten der katholischen Blätter. Dieselben gehen freilich nicht soweit, Leuten wie dem Fürsten Löwenstein und dem Freiherrn von Vogelsang schlechtweg Sozialismus vorzuwerfen, aber sie be-

*) Diese Plusmacherei ist uns so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sogar in den wirtschaftlichen Zweigen des öffentlichen Dienstes überwuchert, z. B. im Postdienste. Obgleich der Überschuß der Reichspost im letzten Finanzjahre mehr als 24 Millionen Mark betragen hat, giebt es doch bei der Post eine Menge von Beamten mit nicht mehr als zwei Mark täglichem Lohn und ohne Aussicht auf Verbesserung. Selbst zahlreiche Beamte der oberen Kategorie sollen mit dreiundeinhalb Mark täglich auskommen und „standesgemäß" auftreten. Dabei werden die Beamten in unglaublicher Weise in Anspruch genommen. und für den unausgesetzten Nacht- und Sonntagsdienst giebt es keinerlei Entschädigung. Es scheint nicht, als ob der obersten Postbehörde die kaiserliche Botschaft über die Verbesserung der sozialen Lage bekannt geworden sei, denn ihr Verfahren steht mit den Prinzipien jener im grellsten Widerspruch. Nach dem von Pater Weiß berechneten Verhältnis zwischen Arbeitslohn und Kapitalgewinn würde aber keineswegs der gesamte Überschuß der Postverwaltung an die Reichskasse abzuführen sein, sondern nur der Ertrag, der bei Gegenüberstellung des Betriebs- und des Arbeitskapitals verhältnismäßig dem Betriebskapital zuzurechnen sein würde.

haupten, das Haider Programm neige zum Staatssozialismus, mache gewissermaßen den wirtschaftspolitischen Plänen des deutschen Reichskanzlers zu große Zugeständnisse, woraus sich gewissermaßen von selbst ergiebt, daß die Aufgaben und Interessen der katholischen Kirche im Programm vernachlässigt wurden. Hierdurch aber verbirgt man nur den eigentlichen Grund der Opposition, nämlich den, daß überhaupt keine Neigung vorhanden ist, selbst die unumgänglichsten Opfer wenigstens in der strikten und umfassenden Weise, wie sie die soziale Lage erheischt, zu bringen. Die Kirche legt den Hauptnachdruck auf die christliche Charitas. Das ist zwar eine moralische, eine Gewissenspflicht; aber leider glaubt man sich auch in religiösen Kreisen mit solchen weit leichter abfinden zu können als mit festen Bestimmungen, die materiell bindend sind und deren Erfüllung, wenn es sein muß, erzwungen werden kann. Auch in diesen Kreisen will man Freiheit, nämlich für sich. Mit der Vergütung, welche man im sogenannten freien Arbeitsvertrag feststellt, will man nach wie vor seine Verbindlichkeiten den Arbeitern gegenüber erledigt wissen. Was man dann mehr thut, soll freier Wille, soll Wohlthat sein.

Diese Grundtendenz scheint auch die des katholischen Fabrikantenvereins „Arbeiterwohl" zu sein, obgleich wir voraussetzen, daß der Gründer desselben, Kaplan Hitze, eigentlich praktisch weitergehen wollte. Er wollte doch nicht gerade das, was die christliche Charitas fordert, so ganz als Wohlthat behandelt wissen, und die Übung der Charitas den Arbeitern gegenüber selbst sollte jedenfalls den Arbeitgebern als Pflicht erscheinen — freilich eine Pflicht, zu der sie nicht das Staatsgesetz, wohl aber ihr christliches Bewußtsein und Gewissen dränge. Allein die Erfahrung muß doch hier bereits gelehrt haben, daß sich große Erwartungen schwerlich erfüllen werden. Die Mustereinrichtung in München-Gladbach dürfte kaum sonderlich zur Nachahmung veranlaßt haben und auch für sich selbst den daran geknüpften Erwartungen nur unvollkommen entsprechen, und zwar besonders bei längerem Bestand. Vielen Fabrikanten, die Mitglieder des Vereins „Arbeiterwohl" sind, genügt diese Mitgliedschaft und der kleine Vereinsbeitrag, den sie zahlen, völlig, um ihr Gewissen zu befriedigen und ihnen die moralische Genugthuung zu geben, daß sie auch ihrerseits beitragen, die sozialen Schwierigkeiten zu bekämpfen.

Diesen Leuten kommt nun aber das, was die Haider Beschlüsse oder Thesen, wie sie der Fürst Löwenstein in einer entschuldigenden Erklärung, die ihm die Opposition wider jene abnötigte, nennt, trotz ihrer vorsichtigen, milden Ausdrucksweise doch Bestimmtes fordern, wenig gelegen. Hier werden bestimmte Entschlüsse und infolge derselben wird bestimmtes Thun beansprucht. Und sicher handelt sichs auch um Opfer, die nicht klein sind. Daher ist es denn nicht genug, daß man die Beschlüsse des Staatssozialismus im Gegensatz zum kirchlichen Interesse anklagt, sondern man wendet sich auch persönlich gegen

den Verfasser der Thesen, den Freiherrn von Vogelsang, dem man sogar merken läßt, daß man seiner Konversion nicht recht traue.

Das ist stark, wo man doch sonst die Konvertiten immer im äußersten ultramontanen Lager findet. Aber es scheint, als ob auch in katholischen Kreisen und im ultramontanen Lager die soziale und politische Bewegung nicht geringe Verwirrung anrichte. Freiherr von Vogelsang ist in jüngster Zeit schon der zweite Konvertit, der sich um die ultramontane Sache erheblich verdient gemacht hat, um nun von den Ultramontanen ohne viele Umstände auf die Seite geworfen zu werden. Der Redakteur der „Schlesischen Volkszeitung“, ein ehemaliger evangelischer Pfarrer in Mecklenburg, hat während der zehn Jahre seines katholischen Journalistentums dem Zentrum in Schlesien größere Dienste geleistet als irgend eine andre Persönlichkeit. Dennoch wurde er sofort beseitigt, als sein Standpunkt den egoistischen Interessen der ultramontanen Führer nicht mehr zu entsprechen schien. Die Verdienste des Freiherrn von Vogelsang um die ultramontane Partei sind ebenso bedeutend. Obgleich es den Ultramontanen nicht an geistreichen eifrigen Sozialpolitikern fehlt, so hat doch eigentlich Freiherr von Vogelsang das Verdienst, die sozialpolitischen Bestrebungen katholischer Richtung publizistisch popularisirt und auch für Verbreitung jener in außerkatholischen Kreisen sehr viel gethan zu haben. Daß dies der katholischen Partei in Deutschland sehr viel Sympathien eingetragen hat, kann man oft genug merken, und dies ist sicher nicht wenig wertvoll für diese. Wenn man nun ultramontanerseits dennoch so rücksichtslos persönlich gegen Herrn von Vogelsang vorgeht, so kann man sich ungefähr denken, wie stark sich das egoistische Interesse in den beteiligten katholischen Kreisen durch die Haider Thesen bedroht sieht. Es handelt sich eben um eine Geldfrage, und da hört auch bei den Ultramontanen die Gemütlichkeit auf.

Indeß sind ja die Haider Thesen harmlos gegen die Ergebnisse der Untersuchung des Pater Weiß über die Gesetze für Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn. Jene Thesen überlassen noch den Arbeitslohn der freien Vereinbarung, indem sie nur wollen, daß jener die Lebensbedürfnisse ausgiebig decke und noch einen Sparpfennig übrig lasse. Dagegen verwirft Pater Weiß schon für das, was man heute Lohn nennt, diese Bezeichnung. Der „Lohn“ gehört, wie bemerkt, einfach zu den notwendigen Betriebskosten, indem er nichts ist als der notdürftige Ersatz des täglichen Kraftverbrauches, über den man auch bei der Maschine nicht hinauskommt. Der Lohn aber soll gleichberechtigt sein mit dem Geschäftsgewinn; er soll diesem gegenüberstehen. Genau so wie Geschäftsgewinn und Kapitalzins zu gelten haben als Äquivalent für das in den Geschäftsbetrieb gebrachte Kapital, ebenso soll der Lohn — über den Ersatz des Kraftverbrauches hinaus — Äquivalent sein für die in das Geschäft gebrachte Arbeit, ohne welche das Kapital tot bleibt. Es handelt sich also bei der Schlußfolgerung des Pater Weiß nicht um eine Lohnerhöhung im landläufigen Sinne des

Worts, sondern um eine neue Gewinnverteilung aus dem Geschäftsbetriebe nach festen und klar umschriebenen Prinzipien.

Pater Weiß geht also sehr weit und sehr entschieden über das Haider Programm hinaus. Wenn dieses dem Arbeiter allenfalls einen Sparpfennig zubilligt, so kapitalisirt Pater Weiß einfach die Arbeitskosten und bestimmt danach den verhältnismäßigen Anteil der Arbeit am Geschäftsgewinne als ein Recht derselben. Und kraft dieses Rechtes spricht er in seinem Beispielsfall und unter einer Berechnung, die von seinem Standpunkt aus durchweg das Kapital begünstigt, doch nahezu ein Drittel des Reingewinnes den Arbeitern zu.*)

Die Wahrheit über die Katastrophe von Jena.

1.

er unglückliche Krieg von 1806 hat schon vor mehr als drei Jahrzehnten in Höpfner einen im ganzen trefflichen Darsteller gefunden, und vor kurzem hat Heinrich von Treitschke die Ursachen des damaligen tiefen Falles in ausgezeichneter Weise nachgewiesen. Dennoch erschien das Interesse an dem Gegenstande noch nicht erschöpft: noch vieles in der Entwicklungsgeschichte der Katastrophe vom 14. Oktober 1806 blieb aufzuklären, und namentlich das Heer, welches dort geschlagen wurde, konnte noch genauer charakterisirt werden. So freuen wir uns, daß einer der geistvollsten und gelehrtesten deutschen Militärschriftsteller sich dieser Aufgabe unterzogen hat, Freiherr v. d. Goltz in seiner Schrift: Roßbach und Jena. Studien über die Zustände und das geistige Leben in der preußischen Armee während der Übergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert (Berlin, Mittler und Sohn, 1883). Ein gesundes Urteil, strenger Gerechtigkeitssinn, weitreichender Blick, warmer Patriotismus und eine außerordentliche Belesenheit vereinigen sich in dem Verfasser, um sein Buch zu einem der besten Beiträge zur kriegsgeschichtlichen Literatur zu machen, die wir kennen. Ist es in erster

*) Es ist dem Verfasser des obigen Artikels leider entgangen, daß wir bereits in einer Notiz in Nr. 43 d. Bl. „Eine ultramontane Lohntheorie" den Grundirrtnm, der in den Aufstellungen des Pater Weiß liegt, auseinandergesetzt haben: den Irrtum, daß er den Unternehmergewinn nicht als einen berechtigten Gewinn anerkennt — ganz abgesehen von der sonstigen phantastischen Beschaffenheit seiner Vorschläge. D. Red.

Linie für den Militär von Bedeutung, so enthält es doch auch für andre Leser beherzigenswerte Lehren, eine Warnung vor Verkennung der Zeichen der Zeit, vor Überhebung, vor unüberlegtem Urteilen und eine Mahnung zur Wachsamkeit und Treue.

Wir stellen das Ergebnis, zu welchem der Verfasser des Werkes gegen den Schluß seiner Betrachtung und Prüfung hin gelangt, an die Spitze unsers Berichts. Es lautet: „Nicht junkerlicher Übermut und aristokratische Verstocktheit führten Preußen von Roßbach nach Jena, sondern die Politik, welche List ohne Kraft anwenden wollte, die verkünstelte Auffassung der Kriegführung, die Einwirkung des in seichter Aufklärung, falscher Humanität, Genuß- und Selbstsucht entarteten Zeitgeistes auf das Heer, dessen gedrückte Lage und die daraus entstehende Scheu, die sich im Kriege darbietenden Mittel rücksichtslos zu gebrauchen, die Zurückhaltung des Königs, welcher zwar schärfer sah als seine Räte, sich aber ihrem Urteil aus Bescheidenheit unterwarf, die Sorge, dem Lande zu mißfallen oder es zu belasten, die aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit entsprungene unrichtige Sparsamkeit und endlich eine Pietät für die Vergangenheit, welche sich auf Äußerlichkeiten richtete, nicht auf das Wesen der Sache, und allmählich das Urteil trübte."

Lange Zeit ist dies ganz oder teilweise verkannt worden. Man übersah und übertrieb in arger Weise. Die Zeitgenossen schrieben das Unglück vorzugsweise den „Federbüschen," den Obergeneralen, zu, und daß ihre Begabung ihrer Aufgabe nicht völlig entsprach, daß sie gerade im entscheidenden Augenblicke sehr unglücklich wirkten, lehrt der Hergang. Aber sie waren die besten Kräfte, welche die preußische Armee damals überhaupt besaß, und nur einem Napoleon nicht gewachsen, und viele von ihnen erschienen sieben Jahre später als Retter des Vaterlandes und als siegreiche Führer. Blücher z. B., der ruhmgekrönte Feldherr der Befreiungskriege, führte schon 1806 ein bedeutendes Kommando, und Generalstabschef während der unglücklichen Doppelschlacht bei Auerstädt und Jena war niemand anders als der treffliche Scharnhorst. Vor der Niederlage galt der Herzog von Braunschweig als ein Mann von bewährter Fähigkeit, und sogar Buchholz gesteht zu, daß man ihn ein halbes Jahrhundert hindurch für einen der ersten Krieger gehalten habe, dessen Andenken aller Verunglimpfung zum Trotze noch lange in Ehren bleiben werde. Rüchel war ein ungewöhnlich begabter Soldat. Von Möllendorf sagt Clausewitz, er sei ein für das Kriegshandwerk sehr wohl ausgerüsteter Mann gewesen, „der in einem Leben voll großer Begebenheiten viel Ruhm erworben haben würde." Vom Fürsten von Hohenlohe bemerkt er, seine ganze Individualität habe sich zum Kriege geeignet. Mustert man die während der Tage bei Jena an hervorragender Stelle handelnden Personen, so kann man nur die Wahl Phulls und Massenbachs uneingeschränkt verwerfen; doch darf dabei nicht vergessen werden, daß beide in dem Rufe geistreicher Köpfe standen.

Wie aber die Führung der preußischen Armee im Jahre 1806 keineswegs in ungewöhnlich ungeschickten Händen war, so war es, wie der Verfasser ausführlich nachweist, auch um die Offiziere und Soldaten nicht so übel bestellt, wie viele Berichterstatter meinten. Bischof Eylert, der Biograph Friedrich Wilhelms III., malt das Heer vor der Katastrophe in den düstersten Farben. Infolge von Mangel an Wohlwollen oben und an Achtung unten sei die innere Auflösung schon eingetreten und das Äußere nur Schminke und Schein gewesen. „So war es, so blieb es, so zog es sich krebsartig fort durch alle Glieder der preußischen Armee bis zum Jahre 1806." Weiterhin erscheinen die rohen, unwissenden Offiziere, die unaufhörlich geprügelten Soldaten, denen längst jedes Ehrgefühl verloren gegangen ist, auf der Szene. Die Garnisonen gleichen Gefängnissen, und die Kasernen sind Stätten des Elendes. Nichts als Kleinlichkeit, Pedanterie und gedankenlose Paradespielerei wird uns geschildert. Der Hochmut der Offiziere und die Mißhandlung der armen Soldaten, die aus Furcht vor der Fuchtel zwischen Lust zum Weglaufen und Selbstmordsgedanken hin- und herschwankten, bilden die Gegenstände seitenlanger Betrachtungen. Die bekannten vor dem französischen Gesandtschaftspalais ihre Säbel schleifenden Gendarmen spielen ihre Renommistenrolle. „Nie hatte man weniger wahre Ehre als damals. . . . Es war ein Unglück, eine Strafe und Schande, in der preußischen Armee zu dienen. . . . Dressirte Sklaven waren es, die den 14. Oktober 1806 und seine gräßlichen Wirkungen verschuldeten. . . . Wie der Sturm die zusammengewürfelte Spreu zerstreut, so zerstreute nach allen Winden der behende, jugendliche, tapfere Mut der Franzosen und die Genialität ihres Anführers die fliehende preußische Armee. . . . Hier war mehr als Gamaschendienst, und der Exerzierplatz war kein Schlachtfeld." So Eylert. Nicht viel besser Pertz, wenn er im Leben Steins sagt: „Das Heer hatte wenig Kriegserfahrung, es war verweichlicht, veraltet, schwerfällig, die Unterordnung erschlafft durch die Nachsicht des Königs, die Unbeholfenheit und Leerheit der älteren, den Leichtsinn und die Ungezogenheit der jüngeren Offiziere, die anmaßend, dünkelvoll und prahlerisch allen Ständen lästig fielen und, als die große Stunde schlug, ihr ganzes Nichts zeigten." Ähnlich Droysen im Leben Yorks: „Generale und Kommandeure wetteiferten in Verzweiflung und Kopflosigkeit, Feigheit und Leichtsinn. Jetzt hatte man die Resultate jener Schlaffheit und Aufgeblasenheit, die man solange geduldet; jetzt zeigte es sich, was es bedeutete, daß man, zwischen dem geistlosen Paradedienst und dem geistreichen strategischen Dilettantismus hin- und hertaumelnd, vergessen hatte, daß der Soldat vor allem ein Mann sein muß." Ähnlich ferner Häusser und Menzel, und noch weit ärger der unbewußt Karikaturen zeichnende und ordinäre Redensarten liebende Kraftmeier Scherr. Selbst in die vortrefflichsten geschichtlichen Darstellungen sind diese Bilder übergegangen. Fast überall wird da von dem völlig veralteten und steifgewordenen Heerwesen, der jammervollen Lage der Soldaten und dem unerhörten Dünkel der Offiziere erzählt.

Wesentlich anders lautet das Ergebnis der Untersuchung, welche unser Autor auf Grund umfassender Studien angestellt hat. Spürt man den Quellen der oben auszugsweise mitgeteilten Schilderungen nach, so findet man, daß sie meist auf die nach dem Kriege erschienenen Streitschriften zurückführen, in welchen die Armee sich allerdings elend genug ausnimmt. Dann folgten als Belege die Tagebücher, Denkwürdigkeiten und Briefe aus der Kriegszeit, die zum Teil sehr wunderliche Dinge brachten. Die lächerlichsten Irrtümer waren nach diesen Aufzeichnungen vorgekommen, es wurde in ihnen von wahren Meisterstücken der Pedanterie, von echten militärischen Schildbürgereien berichtet und u. a. von den alten bocksteifen Herren mit den Puderperrücken erzählt, die nur bei feierlichen Gelegenheiten ihren Sorgenstuhl verließen, hinter denen Ordonnanzen mit Schemel und Trittleiter herritten, um ihnen auf das Pferd und wieder herunterzuhelfen, und die ihre Gemüsegärten und Hühnerhöfe vor den Thoren für wichtiger hielten als die ihnen anvertrauten Festungen. Endlich kamen die Äußerungen angesehener Männer hinzu, die eine Reform der Armee nach der Niederlage befürworteten und natürlich dem alten Systeme wenig günstig gesinnt waren. Ein Beispiel davon ist die Gneisenausche Denkschrift über den Krieg von 1806, aus welcher unser Buch die Hauptstelle exzerpirt.

„Mehr war nicht nötig," sagt Freiherr v. d. Goltz, „um endgiltig die Armee von Jena als ein halbfabelhaftes, gravitätisches Spukwesen aus längst vergessener Zeit erscheinen zu lassen, das, eine Anomalie inmitten seiner Umgebung, dem Grabe entstiegen war und bei der Berührung mit frischem, kraftvollem Leben in nichts zerfallen mußte. Schien doch den Zeitgenossen, welche die große Katastrophe erlebten, der ganze preußische Kriegsruhm wie ein Nebelgebilde, an dessen Realität man nur vorübergehend habe glauben können, als ein großer Meister es mit seinem Zauberstabe vor der erstaunten Welt heraufbeschworen. Preußens kriegerische Größe war in deu Augen der meisten Mitlebenden für immer verloren. Die Armee war ja nicht nur geschlagen, sondern verschwunden."

Aus dieser verzweifelten Stimmung erklärt sich der Verfasser unsrer Schrift den allgemeinen Zorn über die Katastrophe, die Schmähungen, Beschimpfungen und Verhöhnungen der Männer, des Standes und der Organisation, welche sie verschuldet haben sollten. Umsonst mahnten einzelne Stimmen zu ruhigerer Auffassung und wiesen darauf hin, daß die Schriftsteller, die jetzt im preußischen Staat und Heere nur Verrottung und Elend erblickten, ehedem denselben Staat und dasselbe Heer für mustergiltig erklärt hatten. Das war noch während des Ausmarsches der Truppen der Fall gewesen, wie der Verfasser mit vielen Beispielen belegt. Die stürmische Begeisterung, die sich in ganz Preußen, besonders aber in Berlin, äußerte, kann umso eher als Zeichen des ungestörten Vertrauens auf die vielfach als schön, wohlgeordnet und von kriegerischem Geist erfüllt gerühmte Armee gelten, als bis dahin eine weitverbreitete Friedenspartei vorhanden

gewesen war. Die Zuversicht auf den Erfolg hätte beim Volke auf Vorurteil beruhen können. Aber erfahrene Soldaten wie Blücher und Rüchel teilten sie. Noch im Sommer 1806 hoffte jener allen Franzosen diesseits des Rheins ihr Grab zu bereiten, „und die hinüberkommenden,“ setzte er hinzu, „bringen angenehme Nachricht, wie von Roßbach.“ Er hielt das preußische Heer noch immer für unbesiegbar und sprach dies ohne Bedenken aus. Rüchel aber schrieb ihm: „Sei's, wie ihm sei, das Heer ist brav, unsre Offiziere die besten auf der Welt; wir schlagen uns mit allen, denen wir gewachsen sind, und weichen nur der Unmöglichkeit.“ Clausewitz, ein scharfblickender Mann, der gute Gelegenheit gehabt hatte, sich in weiten Kreisen über die Zustände zu unterrichten, drückte in Briefen aus den Tagen unmittelbar vor der Schlacht bei Jena dasselbe Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Truppen aus und hielt einen Sieg für wahrscheinlich. In einer Denkschrift vom 12. Oktober sagt er: „Übermorgen oder in zwei bis drei Tagen wird es zur ersten Schlacht kommen, der die ganze Armee mit Verlangen entgegensieht. Ich selbst freue mich auf diesen Tag, wie ich mich auf einen Hochzeitstag freuen würde, wenn er mich so glücklich machte, segnend jener Hand verbunden zu werden, von der ich den Ring trage. Ich hoffe auf den Sieg.“ Tauenzien meldete noch vom Gefechtsfelde bei Schleiz aus: „Die Bravour und der gute Wille der Truppen ist unglaublich.“ Gentz bemerkte über die Reservedivisionen bei Erfurt in einer Notiz vom 10. Oktober: „Ich gestehe, daß ich beim Anblicke dieser Truppen, welche so schön, so frisch aussehen, als ob sie zum erstenmale ihre Quartiere verließen, dieser von Enthusiasmus erfüllten Offiziere, dieser Mannschaften von prächtiger Haltung, dieser Pferde von größter Schönheit trotz alledem, was ich schon wußte und was mich zittern machte, mich einen Augenblick lang dem trügerischen Schimmer der Hoffnung hingab.“ Einer der Unglückspropheten jener Tage wurde also durch die Erscheinung von Soldaten, deren Zustand von andern damaligen Berichterstattern als erbärmlich bezeichnet wurde, so gehoben, daß er wieder zu hoffen begann. Man sollte also meinen, daß jener Zustand nicht so arg gewesen sein könne, zumal da Gentz in einem Briefe vom 22. Oktober, der an den Fürsten Lobkowitz gerichtet ist, nachdem er sich über den Operationsplan und die Wahl des Oberfeldherrn tadelnd geäußert hat, fortfährt: „Wenn ich hernach aber wieder meine Augen auf die Armee richtete, wenn ich mich mit sovielen mutvollen, klugen, vortrefflich denkenden Offizieren unterhielt, . . . wenn ich sah, wie in dem zum Unglücke nun einmal angenommenen Defensivplane wenigstens alles gut geordnet schien, und wie fest man entschlossen war, so schnell als möglich zur Offensive überzugehen, so erschien mir das Ganze wieder in tröstlichem Lichte.“ Am 13. Oktober noch bekundeten nach Höpfner die Truppen bei Kapellendorf, als Hohenlohe in ihr Lager kam, und später, als er sie zum Angriffe führen wollte, die beste Haltung. Auf den Ruf „Freiwillige vor!“ trat jubelnd das ganze Regiment des Fürsten aus der Linie heraus. Nur wo Anstrengung oder Mangel die physischen Kräfte

erschöpft, oder wo Verwirrung oder Unglück den Mut der Leute erschüttert hatte, zeigten sich die schlimmen Wirkungen.

Der Verfasser läßt darnach die Zeugnisse reden, welche vor der nach dem Kriege eingesetzten Immediat-Untersuchungskommission abgelegt wurden. Wo ein solches auf die Allgemeinheit der Armee Bezug nimmt, ist es fast immer günstig. Nach Tauenziens Bericht haben die Truppen bei Jena „größtenteils die thätigsten Beweise der unerschütterlichsten Bravour gegeben.“ Grawert zollt der Ordnung und Präzision seiner Bataillone und Batterien, der Tapferkeit seiner Brigadiers und Kommandeure unbedingte Anerkennung. Hohenlohe berichtet in der Schilderung seines Vorrückens gegen Vierzehnheiligen: „Wir waren schneller formirt als der Feind, alle Truppen waren vom besten Geiste beseelt, und es gewährt mir noch heute eine befriedigende Rückerinnerung, daß alle mich mit lautem Jubel begrüßten und den Wunsch, sich mit dem Feinde zu messen, nicht unterdrücken konnten.“ Der Infanterie wird die erste Stelle eingeräumt. „Sie hat einen Mut, eine Kaltblütigkeit bewiesen, die vielleicht ihresgleichen nicht auffinden wird.“ Etwas weniger wird die Kavallerie gerühmt, in der sich bei einzelnen Offizieren die Initiative vermissen läßt. Die Artillerie erklärt Hohenlohe für die beste, welche er kenne. Viele Angaben der unteren Führer stimmen damit überein.

Auch von den in die Öffentlichkeit gelangten Aufzeichnungen haben nach dem Kriege viele der Armee volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Müffling war trotz der Niederlage der Ansicht, daß die Armee in der Taktik von keiner übertroffen gewesen, daß sie eine außerordentliche Menge gebildeter Offiziere in ihren Reihen gesehen, und daß der gemeine Mann mit Enthusiasmus in den Krieg gezogen. Glänzendes Lob spendet die „Kritik des Feldzuges von 1806“ den preußischen und sächsischen Truppen, die „allein von ihrem Mut unterstützt, gegen unüberwindliche Hindernisse und doppelte, ja dreifache Übermacht mit einer Ausdauer fochten, welche dem Feinde mehr denn einmal den Sieg zu entreißen drohte.“ Besondre Anerkennung erfährt hier die Infanterie der Grawertschen Division. Schon hatte bei Vierzehnheiligen das Gewehr- und Kartätschenfeuer der Franzosen die Hälfte der dünnen Linie dieses Fußvolks dahingerafft, und noch dachte kein einziger dieser Tapfern an Rückzug, noch war kein Fuß breit an Boden verloren. „Da das eingenommene Terrain auf keinem Punkte entblößt werden durfte, konnte man wegen Mangels an Truppen die Lücken der Gefallenen nicht schließen. Daher befand sich jeder Soldat noch auf dem Platze, den er zu Anfang des Treffens einnahm, und öfters standen einzelne Männer, die rechts und links auf Sektionsweite nur Getötete neben sich sahen, und fuhren unbekümmert fort, zu feuern, bis auch sie die tötliche Kugel traf. Die Infanterie verschoß dort viermal, die Artillerie zweimal ihre gewöhnliche Munition, und der entscheidende Stoß der Franzosen traf schließlich nicht mehr eine Aufstellung, sondern nur das Skelet einer solchen.“ Die leichte Infanterie

zeigte sich dem Feinde gewachsen, die Büchsenschützen waren den Tirailleurs desselben überlegen. Ein Augenzeuge aus der Doppelschlacht urteilt über die preußische und sächsische Reiterei bei Eröffnung des Feldzuges: „Schön und kraftvoll die Leute und Pferde, zweckmäßig und gut ihre Ausrüstung, vollkommen ihre Geschicklichkeit im Reiten und Gebrauch ihrer Waffen, mutvoll und entschlossen zum Kampfe das Offizierskorps. Rasch und gut angeführt, konnte und mußte diese Kavallerie Wunder der Tapferkeit verrichten."

Sehr günstige Zeugnisse stellen ferner Minutoli, Marwitz und General Reiche der damaligen Armee aus, und selbst die Franzosen rühmen indirekt ihre Tüchtigkeit. Davoust schildert in seiner Korrespondenz die Schlacht bei Auerstädt als eine sehr ernste und blutige. Er schätzt die Preußen, die ihm gegenüberstanden, auf 80 000 Mann, während es in Wirklichkeit nur 30 000 waren, und spricht von dem unverhofften Erfolge, den ihm die Tapferkeit der Soldaten und das Glück zugewendet hätten, das die Waffen seines Kaisers begleite. Ähnlich der letztere selbst, welcher der Angabe des bei Jena in Gefangenschaft geratenen sächsischen Majors von Funk, daß dort auf Seite der Verbündeten nur etwa 45 000 Mann gefochten, keinen Glauben beimaß, sondern bei der Behauptung verblieb, er habe mindestens 100 000 Mann vor sich gehabt.

Weitere Meinungsäußerungen anzuführen, wäre überflüssig. Gunst und Ungunst stehen sich etwa mit gleichem Werte gegenüber, und die abfälligen Urteile sind nur populärer geworden. Außer der Stimmung, welche die Katastrophe hervorrief, haben drei Umstände wesentlich dazu beigetragen: die weitverbreitete Opposition gegen den Adel, der Wunsch, das nach den Niederlagen von 1806 beginnende Werk der Armeereform zu verherrlichen, und der plötzliche Wechsel der an der Spitze des Heeres stehenden Altersklassen von höheren Offizieren. Die Abneigung gegen den Adel hing mit dem damals im Gange begriffenen Emporstreben des Bürgerstandes zu politischer Bedeutung und mit der Philosophie der Zeit zusammen, welche auf die ursprünglichen Menschenrechte zurückgriff und jeden Klassenunterschied ohne weiteres für ein Unrecht ansah. Dazu hatte eine lange Friedensperiode vergessen lassen, wieviel der preußische Adel auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges geleistet hatte. „Nur durch einen neuen glorreichen Krieg," bemerkt der Verfasser, „hätte der Adel seine Stellung im Staate für eine Zeit lang wieder zu einer wohlbegründeten machen können. Die Niederlage bestätigte, was man längst gewußt haben wollte, daß seine Stellung eine Anomalie oder eine „politische Mißgeburt" sei. Die Opposition gewann die Oberhand, und alles, was sie an Anklagen gegen den Adel zu richten hatte, traf zugleich die Armee." Adel und Offizierkorps wurden nach dem Kriege einfach für identisch angesehen, während doch seit dem Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms III. geeigneten Bürgerlichen die militärische Laufbahn völlig offengestanden und das Heer von 1806 nicht weniger als 695 Offiziere besessen hatte, die sich keines „von" vor ihrem Namen

erfreuten. Die nach dem Unglücke begonnene Reorganisation wendete im Heere vieles zum Guten. Die Lage des gemeinen Mannes besserte sich, die Behandlung der Truppen konnte besser werden, weil die Ausländer aus den Regimentern verschwanden. Der Offizier wurde nach wenigen Jahren der Befreier des Vaterlandes. Drei siegreiche Feldzüge folgten. Das alles ließ hohe Freude an dem neuen Zustande empfinden und den früheren unerfreulicher erscheinen, als er es verdiente. Dazu kam, daß die Reorganisation vielfach angegriffen wurde und ihre Verteidigung eine Herabsetzung der Vergangenheit zu erfordern schien. Selbst Scharnhorst und Gneisenau glaubten sich genötigt, das Neue durch starken Tadel des Alten zu empfehlen. Endlich wechselten zu gleicher Zeit die Personen in der Führung der Armee. Die Klasse der alten Generale und Stabsoffiziere verschwand, und während der Befreiungskriege gelangten vielfach sehr junge Leute in hohe Stellungen, wie denn Gneisenau, der 1806 als Füsilierkapitän ins Feld gezogen war, 1813 als General und Stabschef neben Blücher an der Spitze der Armee stand. „Das schöne Vorrecht der Jugend," schließt der Verfasser hieraus sehr richtig, „ist es immer gewesen, frei zu denken und über den Stillstand der Zeiten ebenso zu klagen wie das Alter über deren Hast und Verderbnis. Wie konnte es anders sein, als daß die jungen Leute im Stolz auf ihre frischen Lorbeeren den alten Herren, von denen sie ehemals zurückgehalten worden waren, mancherlei anhängten, das ihnen nicht in vollem Maße gebührte."

So werden wir uns denn mit dem Verfasser einer milderen Auffassung der Heereszustände von 1806 zuneigen müssen, und die Mitteilungen über die Vorgeschichte des nach dem Unglücke von 1806 eintretenden Reformwerkes, die er in den Kapiteln 7 bis 12 macht, zwingen hierzu noch weit mehr. Wir müssen diese Untersuchungen übergehen, da sie meist rein militärischer Natur sind, und können nur sagen, daß sie dem Fachmanne viel neues bieten. Schon nach dem Gesagten aber darf behauptet werden, daß die Armee von Jena in ihrer Masse keineswegs des innern Vermögens zu großen Leistungen entbehrte. Auch der Feldzug von 1807 beweist es. Nicht erst die Schlachten bei Großgörschen, Bautzen und an der Katzbach, sondern schon die Tage von Lübeck, Eylau und Heilsberg, Kolberg und Danzig rehabilitirten die alte Armee, die man schon deshalb zu schmähen hätte Anstand nehmen sollen, weil sie am 14. Oktober bei Auerstädt und Jena, kaum 80 000 Mann stark, 19 Generale und 540 Offiziere tot oder verwundet vor dem Feinde verloren hatte. Warum aber war ihr kein besseres Schicksal beschieden? v. d. Goltz läßt einen alten Soldaten*) darauf antworten: „Was die Frage anlangt, ob das Unglück des Jahres 1806 von der preußischen Armee jetzt als etwas ihr Fremdes angesehen werden

*) Den Verfasser von „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei" (Berlin, 1861), S. 202.

könne, so verstatte man die Bemerkung, daß jene Ansicht auf dem umgekehrten Wege zu einem ähnlichen Übermute führen würde, wie man ihn der alten preußischen Armee häufig vorgeworfen hat. Wenn jene die Siege Friedrichs und den Ruhm des siebenjährigen Krieges als ihr selbstgehörig ansah und auf den alten Lorbeeren ruhend nur das tote Andenken ohne die lebendige Kraft jener Siege behalten hatte, so mögen wir uns hüten, daß wir die herben Lehren der Niederlage, die uns (der Verfasser schrieb im Jahre 1822) näher liegen als jenen die alten Trophäen, nicht vergessen, als gingen sie uns nichts an; wenn die im Frieden erwachsene Generation damals leicht sich mit dem Glauben täuschte, sie seien noch die Alten, so möge sich die Jugend jetzt vor dem weit übermütigeren Glauben hüten, sie seien besser als die Alten, und die Fortschritte der Kriegskunst sicherten uns vor ähnlichem Unglück."

Diese Moral galt auch noch vierzig Jahre später, sie gilt noch heute und wird in der friedlichen Zeit, die uns bevorsteht, weiter gelten. Setzen wir mit dem Autor von „Roßbach und Jena" den Fall, die Armeereorganisation von 1860 wäre vor dem Widerspruche der Liberalen unterblieben oder, wie die Mehrheit des Landtages wollte, rückgängig gemacht worden, was wäre dann geschehen? Preußen hätte dann 1863 und 1866 nichts haben thun können, oder es würde den Ereignissen, die sich herandrängten wie sechs Jahrzehnte vorher, mit dem Heere entgegengegangen sein, das man aus den Mobilmachungen von 1848 bis 1851 kennt, d. h. mit 45 Infanterieregimentern und zahlreicher frisch vom Acker oder aus der Werkstatt und Schreibstube gekommener Landwehr in der Feldarmee. Man antwortet darauf aus den Reihen der damaligen Opposition vielleicht: Auch dann hätten wir unsre Schuldigkeit gethan. Aber mit dem Vorsatz, ihre Schuldigkeit zu thun, zogen auch die Offiziere und Soldaten von 1806 nach den Thüringer Schlachtfeldern, und sie sind ihm, wie gezeigt worden, redlich nachgekommen. Darum konnten sie das Unheil doch nicht abwenden, und wie sie würde aller Wahrscheinlichkeit nach die jüngere Armee aus der Zeit vor der Reform König Wilhelms trotz aller Tapferkeit erlegen sein, wenn die Verwicklungen mit gleicher Unausbleiblichkeit und ähnlicher Wucht wie 1866 und 1870 über sie hereingebrochen wären. Und noch eins: Wer sich der Zeit vor zwanzig Jahren erinnert, weiß, welche seltsame Stellung die Liberalen damals zur Armee einnahmen. Wieviel wurde in jenen Tagen von den Zeitungen und in Vereinen und Volksversammlungen über den Hochmut und die Anmaßung der Offiziere und die Selbstüberschätzung der „Soldateska" überhaupt perorirt und lamentirt! Angenommen nun, diese stark und unablässig angefeindete und verhetzte Armee hätte eine Schlacht verloren, so würde sie noch heutigen Tages von der öffentlichen Meinung ganz so angesehen sein wie das Heer, das bei Jena und Auerstädt geschlagen wurde.

Der Verfasser schließt sein Kapitel über diese Fragen mit den beherzigenswerten Worten: „Wer den Lehren der Geschichte seine Aufmerksamkeit schenkt,

soll sich stets gegenwärtig halten, daß alles, was möglich ist, auch wirklich werden kann. Sie sind für keine Zeit verloren, und wähnen wir uns den Gefahren fern, von denen sie erzählen, so darf das nur ein Anlaß sein, sie leidenschaftsloser, nicht aber, sie weniger aufmerksam zu betrachten."

Eine Geschichte der amerikanischen Literatur.

Der Professor der englischen Literatur an der Universität Glasgow, John Nichol, hat einen beachtenswerten Versuch einer Darstellung der nordamerikanischen Literatur gemacht.*) Er ist damit den Amerikanern selber zuvorgekommen; denn bis heute giebt es keine auf amerikanischem Boden entstandene Geschichte der amerikanischen Literatur, welche den ganzen Gegenstand vom Anfang bis zur Gegenwart in einer für den größern Leserkreis geschriebenen Form ausführlich und übersichtlich behandelt. Die Schriften neuerer Kenner ihrer heimatlichen amerikanischen Literatur: Griswold, Curtis, Whipple, Stedmann u. a. beschäftigen sich meist nur mit einzelnen Gruppen und Abschnitten, oder sie sind zu wenig erschöpfend und kritisch; Duyckings großes Werk ist eine Encyklopädie, und Professor Tylers amerikanische Literaturgeschichte ist so groß angelegt, daß eine Fortführung bis zur Gegenwart nicht zu erwarten steht; die beiden ersten Bände, die bis jetzt erschienen sind, gehen nicht über die Kolonialperiode hinaus. Da die deutsche Literatur vollends arm ist an Beiträgen zur Geschichte der amerikanischen, die wirklich aus den Quellen geschöpft sind, so ist umsomehr Grund vorhanden, der Nicholschen Geschichte Beachtung zu schenken. Der Verfasser bezeichnet sein Werk nicht als Geschichte der amerikanischen Literatur, sondern bescheidener als historische Skizze. Es steht das fast im Widerspruch mit dem starken, gegen 500 Seiten betragenden Umfang des Werkes, kennzeichnet aber richtig den versuchsartigen Charakter desselben. Zu einem vollkommenen Geschichtsbilde fehlt demselben in der That manches. Man sieht ihm an, daß es nicht aus einem Gusse entstanden ist. Einzelne Abschnitte sind aus Vorlesungen hervorgegangen, andre sind wenig geänderte Abdrücke älterer für die Encyclopaedia britannica geschriebener Aufsätze. So waren Zeit, Anlaß und Stimmung wechselnde, und die Überarbeitung hat dies nicht ganz aus dem Buche verwischt. Seine persönlichen Eindrücke der amerikanischen Kultur hat

*) American literature, an historical sketch. 1620—1880. Edinburgh, 1882.

der Verfasser schon im Jahre 1865 aufgenommen; seitdem hat er das Land nicht wieder besucht. Offenbar vermochte Nichol auch der Entwicklung, welche ihren Höhepunkt in Emerson, dem Hauptvertreter der Schule des amerikanischen Idealismus, erreicht hat, leichter zu folgen als der neueren, bei der ihn die Sicherheit des Urteils bisweilen verläßt.

Manche wollen die amerikanische Literatur bloß als ein Anhängsel der englischen gelten lassen. Ohne Zweifel sind die englischen Vorbilder noch heute von bedeutendem Einflusse auf sie. Man genießt in Amerika nicht ungestraft das Recht unbeschränkten Nachdrucks. Der amerikanische Geist wird infolge des Nachdrucks aller verkäuflichen englischen Schriften mehr als ihm zuträglich unter dem Einflusse des englischen Geistes gehalten und die einheimischen Schriftsteller haben aus demselben Grunde größere Mühe, den Markt zu erobern. Es ist eine Thatsache, daß die amerikanische Literatur bis heute trotz hervorragender Leistungen keine eigentlichen Klassiker aufweist, d. h. Schriftsteller, welche die Welt mit Leistungen, zugleich neu in ihrem ideellen Gehalt und formvollendet, beschenkt hätte. Dennoch fehlt es keineswegs an schöpferischen und bahnbrechenden Geistern, welche amerikansches Nationalwesen verkörpern. Die wenigsten bedeutenden amerikanischen Schriftsteller entbehren jener Originalität, welche von der Natur ihres Landes und der Eigenart seiner Bevölkerung herrührt. Gerade insofern als die gesamte Literatur der Vereinigten Staaten ursprüngliches amerikanisches Element verkörpert, muß man von einer amerikanischen Literatur als etwas selbständigem sprechen. Und es will scheinen, daß in dem Maße, als der amerikanische dichtende Geist sich der nie dagewesenen Großartigkeit eines nationalen Lebens, dem ein ganzer Kontinent zur Ausbreitung gegeben ist, in dem sich verschiedne Rassen verschmelzen, und das durch ein öffentliches Leben auf der freiesten Grundlage bewegt ist, bewußt wird, Dichtungen entstehen, welche nach Form und Inhalt die neue Welt tief und voll atmen. Emerson und Thoreau strömen von diesem Atem etwas aus; noch mehr der in Deutschland wenig bekannte, obwohl durch Ferdinand Freiligrath in beredten Worten angekündigte Walt Whitman.

Nichol räumt das Vorhandensein einer selbständigen amerikanischen Literatur vollkommen ein, wenn er sich auch gerade gegen die vom englischen und europäischen Vorbild am meisten befreite Literatur am skeptischsten verhält. In einer guten Einleitung weist er auf die Einflüsse der geographischen Lage, des Klimas, der Regierung und Kultivirung Amerikas hin, welche mit derselben Notwendigkeit eine selbständige Entwicklung des Geistes hervorrufen mußten, wie das in Bezug auf die physische Beschaffenheit der Amerikaner anerkannt der Fall ist.

Nichol findet eine Übereinstimmung zwischen Rußland und Amerika darin, daß weder das eine noch das andre einen seiner politischen Macht entsprechenden Ausdruck in der Literatur gefunden habe. Amerika habe zwar mehr denn eine

verhältnismäßige Anzahl bedeutender Theologen, Juristen, Politiker, Geschichtschreiber und Naturforscher hervorgebracht, aber außer Rußland habe doch kein großes Volk der Neuzeit weniger Werke nationaler Art von klassischem Wert geschaffen als Amerika. In Amerika sagt man zur Entschuldigung: „Es fehlt uns nicht an Fähigkeiten dazu, aber wir haben noch keine Zeit zu einer Literatur gehabt!" Amerika gleicht seiner Bundeshauptstadt Washington; man nennt sie wegen ihrer schönen breiten Straßen die „Stadt der prächtigen Perspektiven." Auch Amerika ist ein solches Land der Perspektiven. Die Sorge um das wirtschaftliche Gedeihen hat seit den Tagen der Kolonisirung die besten Lebenskräfte in Anspruch genommen. Fast die gesamte transatlantische Literatur ist erfüllt von dem Geiste der Hoffnung auf die Zukunft und des Vertrauens in die Arbeit. Es ist der Geist des Arbeiters, der sich stark genug dünkt für den heftigsten Wettkampf; des Farmers, der aufrechten Hauptes auf seinem eignen Acker steht und über sich von keinem weltlichen Herren weiß; des Pioniers und Abenteurers, der Wüste und Wildnisse so wenig fürchtet wie die Hexen und Spukgeister der alten Welt. Geographische Verhältnisse und Naturbedingungen üben auf die physische und geistige Entwicklung der Amerikaner einen mächtigen Einfluß aus. Eine mit Elektrizität geschwängerte Atmosphäre und eine Temperatur, welche innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu gewissen Jahreszeiten zwischen 50 und 100 Grad Fahrenheit wechselt, fördern jenen dem Amerikaner eignen Geist der Unruhe. Ein ungeheures Land, endlos scheinend wie der Ozean, giebt seinem schrankenlosen Ehrgeize Nahrung. Bei europäischen Dichtern und Schriftstellern überwiegt unter den Natureindrücken die Erhabenheit der Zeit. Sie sprechen von den ewigen Bergen, den unversieglichen Flüssen, dem Wechsel der Jahreszeiten. Bei den Amerikanern ist es vielmehr die Ausdehnung des Raumes, welche ihre Vorstellung beherrscht; und während die Europäer in Gegenwart der Unendlichkeit der Zeit die Flüchtigkeit des menschlichen Daseins empfinden, vergegenwärtigen sich die Amerikaner lieber die Unendlichkeit des Raumes, um sich der menschlichen Beschränktheit bewußt zu werden. Von nichts wird ein Reisender in Amerika so lebhaft betroffen, als von der Erscheinung des Riesenhaften. Die Ströme, Seen, Wälder, Ebenen und Thäler verdanken ihre Großartigkeit zumeist ihrer Größe, und nach diesem Maßstabe richten sich auch die künstlerischen Begriffe der Amerikaner. Im Vergleich mit den Europäern haben sie an Flächenraum voraus, was jene an Alter voraus haben. Sie haben die Hoffnungen eines Kontinents unsern tausendjährigen Erinnerungen gegenüberzusetzen. Während der Europäer erinnerungsvoll zurückschaut, schaut der Amerikaner ahnungsvoll vorwärts. Sein Denken und Handeln dringt beständig in leere Räume ein. Die Auswanderung ist der normale Zustand eines großen Teiles der Bewohner Amerikas. Das Band, das die eine Generation mit der andern verbindet, ist locker. Wie ihr äußerer Mensch beständig auf dem Sprunge ist, so auch ihr innerer; der mangelnden Kontinuität

des äußerlichen Lebens entspringt der Mangel der Ideenkontinuität. Daß die Amerikaner so fest bei ihrer geschriebenen Verfassung beharren, rührt zum Teil daher, daß sie sich bewußt sind, wenig andre politische Sicherheitsanker zu besitzen. Aber innerhalb des Rahmens ihrer Verfassung halten sie alles für erlaubt; europäischer Idealismus und krasser Materialismus werden einer nach dem andern übertrieben, ihre Schriftsteller verherrlichen jede Gestaltung des menschlichen Daseins, von der asketischen an bis zur halbwilden. Der Zustand der Unbeständigkeit wird genährt durch die rapiden Änderungen im Handel und durch das beständige Verschmelzen von einer Klasse in die andre, wodurch alle festen Merkzeichen bis auf dasjenige einer flüchtigen öffentlichen Meinung weggetrieben werden. Der größte Fehler der Amerikaner ist ihre Hast; sie bleiben nicht stehen, um zu prüfen und die Einzelheiten zu studiren, sondern begnügen sich mit Allgemeinheiten, welche mehr zu oberflächlichen Schlüssen als zu einer tieferen Erkenntnis führen.

Während die aristokratischen Literaturen im Formalismus erstarren, verfallen demokratische gern ins Gegenteil, vollends wenn sie so jung sind wie die amerikanische. Da herrscht rücksichtsloses jugendliches Drängen ohne Selbstbescheidung und Achtung vor Autoritäten. Wo rohe Kraft, Gewalt und Witz vorherrschend sind, stellen Geschmack und höherer Flug der Phantasie sich selten ein. In einem Lande mit einer ungebändigten Natur nimmt auch der Geist des Volkes etwas von dieser Unbändigkeit an. Die Sucht nach Eroberung und Bezwingung der Wildnis hemmen die Pflege der feineren Kultur.

Nichol, dem wir in dieser kurzen Wiedergabe seiner Einleitung gefolgt sind, fügt noch hinzu, daß er bei dieser seiner Übersicht vor allem die Durchschnittsliteratur und den Durchschnittsgeist, welche entweder den Flitter und das Getriebe des Broadway oder die Wildheit des Grenzlebens wiederspiegeln, im Auge gehabt habe, „denn es fehlt nicht an ernsteren Geistern, welche nach einer höhern Stufe streben.“

Seinen Stoff gruppirt Nichol in einem Dutzend von Abschnitten ziemlich übersichtlich, aber ohne strengere Methode des Aufbaues und der Unterordnung. Es ist das die Folge des schon obenerwähnten Mangels an einheitlicher Entstehung. In den drei ersten Abschnitten: „Die Kolonialzeit,“ „Die Unabhängigkeitsbewegung“ und „Amerikanische Politik und Beredtsamkeit“ wiegt die Geschichtschreibung vor. Wir erhalten hier ein fortlaufendes Bild von der geistigen und politischen Entwicklung Nordamerikas bis zur Entstehung des Bürgerkrieges. Der Rahmen geht über den literaturgeschichtlichen hinaus. Theologen, Staatsmänner und Politiker haben im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des unsrigen den Vordergrund der neuen Bühne eingenommen. Das strenge Puritanertum und die nüchterne Aufgabe der ersten Kolonisirung haben für lange das Spiel der freien dichtenden Phantasie hintertrieben; später halten die Kämpfe der Revolution und Einrichtung und Ausbau der staatlichen Institutionen für mehrere

Jahrzehnte das literarische Interesse im Hintergrunde. Die Dichter Trumbull, Dwight, Freneau zu Ende des vorigen Jahrhunderts erscheinen klein neben den Männern, welche den Bau der amerikanischen Union begründeten: Washington, Hamilton und Jefferson. Franklin macht eine Ausnahme; in ihm sehen wir das Zeitalter der Revolution nach beiden Seiten, literarisch und politisch, vertreten.

Eine bloße Literaturgeschichte würde etwa mit Washington Irving die Darstellung der amerikanischen Literatur des gegenwärtigen Jahrhunderts beginnen. Nichol füllt vorher ein Kapitel mit der Einführung in das politische und theologische Geistesleben in der ersten Hälfte des Jahrhunderts aus. Nach dem neuen Kriege von 1812 mit England konnte sich Amerika, kleine Kriege mit den Indianern und Mexikanern abgerechnet, ganz seiner innern Entwicklung hingeben. Als Repräsentanten jener Zeit stellt Nichol den sechsten Präsidenten, John Quincy Adams, neben seinen Nachfolger, Andrew Jackson, hin. Der erstere war ein Staatsmann der alten europäischen Schule, von akademischer Bildung und vornehmem Schliff, zugleich politischer und eleganter Schriftsteller; Andrew Jackson dagegen der erste an die Spitze des Staates gestellte eigentliche selfmademan von rücksichtsloser und energischer Handlungsweise. Ihm verdankt Amerika das brutale System der Ämterbesetzung durch bloße Parteigänger, welches die Ehrenhaftigkeit der Verwaltung seither immer tiefer angefressen hat. „Dieser Plage aber wurde kein Ziel gesetzt, obwohl sie der Gegenstand von Angriffen einer Reihe von Satirikern war, von Lowell an bis zu Artemus Ward und zum Verfasser der kürzlich erschienenen Novelle Democracy. Andre große Fragen kamen in den Vordergrund und drängten das Bedürfnis nach politischer Reform bei Seite. Die Sache der Freiheit, für welche Lincoln fiel, mußte ausgefochten und gewonnen werden, bevor die Sache der politischen Ehrlichkeit, deren Opfer Garfield war, an die Reihe kommen konnte.“ Von den dreißiger Jahren an regte die Frage der Sklaverei die öffentliche Meinung immer lebhafter auf. Nichol zeigt an den auftretenden großen Parlamentsrednern Calhoun, Clay und Webster den Kampf zwischen nordstaatlicher und südstaatlicher Auffassung, um sodann die populäre und heroische Seite der Abolitionsbewegung darzustellen, die durch die glänzenden Redner und edeln Charaktere Garrison, Phillips und Charles Sumner vertreten ist. Die mutigen Abolitionisten erscheinen ihm als die „edelste Menschenklasse ihrer Zeit und ihrer Nation.“ Zwischendurch erinnert er an die Befreiung des religiösen Geistes in Amerika von der Engherzigkeit des Puritanertums, das von Theologen wie Channing und Parker in freisinnigem Geiste umgestaltet wurde. Bei dieser Gelegenheit legt Nichol die heutige Stellung des amerikanischen Volkes zur Religion dar. Es ist ein schönes Zeugnis, das er demselben ausstellt, wenn er schreibt: „Die Theologie hat aufgehört, den überwiegenden geistigen Einfluß zu üben. Das Studium ihrer Dogmen und Formeln ist Gegenstand kleinerer Kreise geworden;

aber die christliche Religion, dieses erste Triebrad des Denkens in der neuen Welt, hält noch immer ihre Macht aufrecht mitten im Streit der Politik und dem Geräusch des Handels. In keinem Lande hat sie mehr Einfluß; in keinem sind ihre Formeln mannichfacher ausgebildet." Ihr Einfluß auf die gesamte Literatur Amerikas ist in der That unverkennbar, in keiner Literatur wagt sich das Frivole und Unsittliche so wenig auf dem Büchermarkt hervor, wie in der amerikanischen. Nur die Tagespresse macht eine Ausnahme.

Im folgenden Abschnitt faßt Nichol zusammen, was die amerikanische Literatur in der ersten Hälfte des Jahrhunderts an hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, der naturwissenschaftlichen und sonstigen Forschung aufzuweisen hat. Am ausführlichsten verweilt er bei den Geschichtschreibern Bancroft, Hildreth, Prescott und Motley. Ebendort hat die Darstellung der „jungen amerikanischen Romantik," welche durch Brockden Brown, Irving, Cooper, Poe mit einem heute noch fortlebenden Glanze vertreten ist, ihre Stelle gefunden. Damit betreten wir den Boden der modernen schönen Literatur, und der nächste Abschnitt umfaßt die representative poets.

Mit glücklicher Wahl erkennt Nichol als solche Bryant, Longfellow, Poe, Whitman und Joaquin Miller. In den beiden ersteren sind am meisten europäische Vorbilder bemerkbar, bei Bryant englische, bei Longfellow deutsche; die zwei letzteren sind freier davon. Whitman ist der Vorläufer einer neuen reimlosen Dichtung mit großartigen Menschheits- und Weltideen. Miller ist der Sänger des fernsten Westens, der goldenen Sierra, und als solcher ein Vorgänger von Bret Harte. In Whitman ahnt Nichol mehr die „große Kraft," als daß er ihre erlösende Bedeutung erkennt. Indem er länger als nötig bei den Mängeln der Form der Whitmanschen Dichtungen verweilt, schreckt er vor der Bekanntschaft mit denselben ab. Er hätte von Freiligraths Kritik lernen können, wie ein Dichter den reimlosen leaves of grass sein feinfühlendes Ohr leiht und herrliche Klänge daraus vernimmt. Indeß ist es schon viel, wenn ein englischer Kritiker und Lehrer einer englischen Hochschule es wagt, Whitman bis zu einem gewissen Grade hochzuschätzen. Dem deutschen Publikum werden Whitmans Dichtungen vermutlich noch länger verschlossen sein, da wir, seit Freiligrath nicht mehr lebt, niemand wüßten, der der schwierigen Aufgabe, eine Auswahl der leaves of grass zu verdeutschen, gewachsen wäre. Das beste und gerechteste Stück Kritik dagegen lesen wir bei Nichol über den unlängst verstorbenen Longfellow. Vortrefflich empfindet er den europäischen Odem in dessen Dichtungen, die ihm auf amerikanischem Boden den Eindruck von „Emigrantenliteratur" machen und ihm overladen with culture and burdened with the music of intellectual luxury erscheinen. Dabei weiß er das reine Wesen, die sonnige Klarheit, den idyllischen Zauber dieser formenschönen Dichtungen wohl zu würdigen. Er schildert hübsch den Zusammenhang zwischen Longfellows Dichtungen und der Lebensluft, welche den Dichter als Mitglied der Hochschule

von Harvard umgab. „Die Universitäten Amerikas, schreibt er, verbinden einige der schönsten Züge der englischen und der deutschen; die Freiheit der letzteren mit den geselligen Banden eines gemeinsamen Lebens, das einen glücklichen und gesunden Geist, den esprit de corps jugendlicher und begeisterter Naturen erzeugt. Den Lehrern daselbst ist die in ihrem Lande so willkommene Gelegenheit gelehrter und lernender Muße geboten, die nur in der Unabhängigkeit möglich ist. Kein Sektirergeist, der den besten dieser amerikanischen Hochschulen fernbleibt, hemmt den freien Flug des Geistes in alle Räume der Wissenschaften, sodaß diese Schulen dem Namen einer Universität volle Ehre machen. Nichts berührt den Fremden angenehmer als die gesellige Eintracht, welche die literarischen Kreise dieser Anstalten verbindet." Nichol scheint hier persönliche Eindrücke wiederzugeben.

Den „Repräsentanten" unter Amerikas Dichtern läßt Nichol den Kreis der politischen und der kleineren Dichter folgen: die Lowell, Whittier und Holmes, die Percival, Drake, Halleck u. a.

Wir kommen sodann zu der wichtigen „transcendentalen Bewegung," welche sich an das Erscheinen der Zeitschrift Dial (im Jahre 1840 zu Boston) anschließt. Diese Zeitschrift war die erste, welche deutsche Philosophie und deutsche klassische Dichtung einem kleinen Kreise lernbegieriger Amerikaner vermittelte. Ihr Herausgeber war in den ersten Jahren eine Frau, Margaret Fuller, die spätere Gräfin d'Ossoli, in spätern Jahren deren Freund Ralph W. Emerson, der bald als das Haupt jener Bewegung seine Mitarbeiter, unter denen Bronson Alcott und Thoreau sich auszeichneten, überragte. Emersons Philosophie und Ethik hat das eingehendste Studium Nichols gefunden, und er hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine an Licht und Schatten reiche Parallele zwischen Emerson und seinem charakterverwandten großen Freunde Thomas Carlyle zu ziehen.

Bei der Betrachtung des Kreises geistig hochstehender Männer, welche Zufall und Wahl in dem nahe bei Boston gelegenen Städtchen Concord während der vierziger und fünfziger Jahre zusammenführte, geschaart um den zarten, sinnigen und doch tiefen und einschneidend reformatorischen Geist Emersons, können wir den Wunsch nicht unterlassen, es möchte einmal ein deutscher Schriftsteller ein Bild dieses literarischen Concord zeichnen, um unsern Landsleuten zu zeigen, daß auch Amerika sein Weimar, wenn auch ein demokratisches, besessen hat. Welches Bild gesunden literarischen Schaffens offenbart dieser Concordkreis: hier im alten väterlichen Heim auf eigener Scholle Emerson, der seine Studien fleißig unterbricht, um nach Garten und Feld zu sehen und gelegentlich selbst Hacke und Schaufel in die Hand zu nehmen; dort in der „alten Klause" der geheimnisvoll tiefsinnige Novellendichter Nathaniel Hawthorne, der Dichter des Scarlet letter, des House of seven gables, der Blithedale Romance u. a.; ferner Bronson Alcott, der etwas absonderliche Philosoph und Seher, umgeben

von seinen literarisch berühmten Töchtern, und endlich jener originelle Henry Thoreau, eine geniale Feld- und Waldnatur, tief eingelebt in die Pflanzen-, Tier- und Menschenseele; dazwischen dann manch geistreicher Besucher von Boston und Cambridge: Channing, Margaret Fuller, Parker u. a. m. — das alles in einem historisch interessanten Farmerstädtchen Neuenglands, an das sich Indianergeschichten und Erinnerungen an die Revolutionszeit knüpfen.

Mit Hawthorne, dessen Einfluß auf die besten jüngeren Novellisten seines Landes unverkennbar ist, beschäftigt sich Nichol in einem eignen Kapitel. In der Analyse seiner Werke deutet er an, welche Seelenverwandtschaft hie und da in diesem weltabgeschiedenen, nach innen gekehrten Geiste mit Goethe, Novalis und dem Geister-Hoffmann vorhanden ist.

Anknüpfend an Hawthorne behandelt Nichol dann die neueren Novellisten der Zeit von 1850—1880. Er fühlt die Schwierigkeit der Aufgabe, von einem höhern Standpunkt aus über eine verhältnismäßig junge Kunstform in einem Lande zu urteilen, in welchem außer dem englischen Wesen deutsches und irisches, französisches, spanisches und italienisches sich geltend machen. „Die Vorwürfe, welche die amerikanischen Verfasser behandeln, schreibt er, sind einem viel größern Rahmen entnommen, und ihre Behandlungsweise ist weniger beschränkt durch Autoritäten als bei uns."

Nichol macht folgende Ausstellungen an dieser Erzählungsliteratur: Sie sündigt noch immer durch ein Übermaß an Schilderungen, welche die äußere Natur zum Gegenstande haben. Alle Welt will seine Reiseeindrücke beschreiben. Was noch schlimmer ist, sind die vielen, den Namen einer Novelle beanspruchenden Schriften, welche nichts als phantasievoll aufgeputzte Geschichte oder Biographie enthalten. Während in der frühern Ära amerikanischer Dichtung das Abenteuerliche überwog, ist es in der gegenwärtigen die Vorliebe für die Analyse; die Verinnerlichung ist bis auf die Spitze getrieben, das Interesse wird häufig ein pathologisches. Es ist das eine Folge der erwähnten transcendentalen Strömung. Beispiele dieser Art sind die Romane von Oliver Wendell Holmes und Sylvester Judd. Bei Julian Hawthorne, dem Sohne seines berühmten Vaters, bei Dean Howells und Henry James, welche jetzt in der Blüte ihrer Kraft und auf der Höhe der Beliebtheit stehen, wiegt die psychologische Charakteristik vor, wobei der Hintergrund dem modernen Leben Amerikas und Europas in realistischer Behandlung entnommen zu sein pflegt. Nichol geht auf die Werke der letztern drei näher ein, nachdem er ihnen mit epigrammatischer Schärfe ihren Platz angewiesen hat mit den Worten: „Sie sind Nachfolger Nathaniel Hawthornes, insofern sie der Welt und dem Dasein perplex gegenüberzustehen scheinen und entschlossen sind, auch uns perplex zu machen, der eine mit dunkeln Geheimnissen, die andern mit sozialen Problemen."

Die letzte Gruppe bilden die „amerikanischen Humoristen." Der reiche englische Humor ist auf dem Boden der neuen Welt bekanntlich üppig aufgegangen.

Die Vorliebe für das Humoristische könnte bei einem so ernsten Volke als etwas rätselhaftes erscheinen, wenn nicht gerade in diesem Lebensernst ein Teil der Erklärung läge. Der Humor ist den Amerikanern ein Bedürfnis, weil er die Seele von der bedrückenden Sorge und Hast des Daseins befreit. In ihm liegt eine versöhnende und befreiende Kraft. Es geht nichts über die Excentrizität des amerikanischen Humors; er geberdet sich häufig unsinnig wie ein Clown im Zirkus, erhebt sich aber auch in den edleren Repräsentanten zu einer Lebensphilosophie, wie wir sie bei Jean Paul und Sterne schätzen. Wir halten es daher für ein verfehltes Urteil Nichols, wenn er von dem amerikanischen Humor schreibt: „Transatlantischer Humor dringt selten bis zu den tieferen Strömungen des Lebens; er ist eine spärliche Blüte bei einem von Haus aus ernsten Volke, dessen Einsicht mehr klar als tief ist, er beruht bei ihm zumeist auf Übertreibung und einer Mischung von Scherz und Ernst, wie in den amerikanischen Negermelodien, wo ein komischer Text zu einer traurigen Musik ertönt." Kein Wunder, daß Nichol gerade bei dem ersten amerikanischen Humoristen, bei Marc Twain oder, wie er eigentlich heißt, S. Clemens am meisten irrt. Es ist schwer begreiflich, wie er dessen echt humoristische, an Shakespearesche Gefühlstiefe erinnernde Erzählung Prince and Pauper so geringschätzen kann. Während amerikanische Kritiker an Marc Twain gerade das preisen, daß derselbe den spezifisch amerikanischen Humor, der vordem plumper und roher sich geberdete, auf eine höhere Stufe hob, indem er ihm psychologische Feinheit, einen Sinn für das Naturschöne und eine Empfindung für das Sittliche und Gerechte gab, stellt ihn Nichol als gewandten Taschenspieler hin, der es bloß auf Effekt abgesehen habe, und spricht er von dem Schriftsteller, den ein Mann wie Darwin zu seinen Lieblingen zählte, als demjenigen, „der mehr als ein andrer den literarischen Ton des englischsprechenden Volkes erniedrigt hat!" Zur Entschuldigung Nichols läßt sich hier nur sagen, daß die Empfindung für Humor bei kritischen Köpfen überaus verschieden ist; der Humor wendet sich eben nicht an unsern geschulten Verstand und unser anerzogenes Gefühl, sondern an unsre kindlichste, ursprünglichste Seele. Nachsichtiger, wenn auch immer etwas grämlich, urteilt Nichol über die andern Humoristen: Lowell, Holmes, Artemus Ward, Billings, Leland, Adeler. Erst am Schluß des Kapitels, für welchen er sich Bret Harte vorbehalten hat, werden wir wieder mit ihm ausgesöhnt. Bret Harte, der Erzähler der Goldsucherperiode des fernen Westens, besitzt eine reiche humoristische Ader, die sein ganzes dichterisches Schaffen durchzieht. „Er ist, schreibt Nichol, am meisten Humorist in einem höheren Sinne, wenn er sich am weitesten vom Spaßmachen entfernt — in den Prosaidyllen eines wilden Lebens, das er mehr als ein andrer mit Poesie zu verklären verstanden hat."

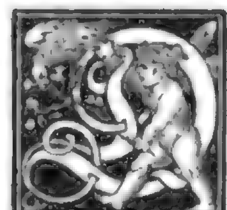
Da Nichol in summarischer Weise alle bedeutenderen Verfasser und deren Schriften an passender Stelle erwähnt, so ist sein Buch in bibliographischer Hinsicht ziemlich vollständig. Vermißt haben wir nur einen in neuerer Zeit in

Amerika berühmt gewordenen Autor, den Romanschriftsteller Cable, der es meisterhaft versteht, die kreolisch-französische Vergangenheit seiner Vaterstadt New-Orleans lebendig zu machen. Hätte Nichol noch Cables Landsmann, den Negerdialektdichter Harris, in Betracht gezogen und sich der südlichen Geburt Marc Twains erinnert, so würde er wohl seinen Satz: „Im Süden der Vereinigten Staaten ist kaum von eigner Literatur die Rede“ weniger schroff hingestellt haben.

Nichol schließt sein fleißiges und im großen und ganzen hochzuschätzendes Werk mit einem zusammenfassenden Urteil über den Charakter der amerikanischen Literatur. Wir lernen durch dasselbe noch einmal die beste Eigenschaft der Kritik Nichols, welche in kurzen Sätzen vortrefflich zu generalisiren versteht, kennen. Sein Endurteil, das wir etwas verkürzt wiedergeben, lautet: „Zu den anziehendsten Vorzügen der amerikanischen Literatur gehört ihre Frische, ihre Freiheit von Zwang, der Mut, mit dem die besten Schriftsteller sich der Erörterung von Fragen und Problemen zuwenden, vor welchen sich die ängstliche und schlaffere Gesellschaft der alten Welt scheut. Der selbstauferlegte Zwang hat seine guten Seiten, aber der Mangel an Ursprünglichkeit ist ein schwerer Verlust, und so könnten wir vieles von einer ungebundenen und abenteuerlustigen Literatur lernen. Eine andre Erscheinung der amerikanischen Literatur ist ihre Vielseitigkeit; was ihr an Tiefe abgeht, ersetzt sie durch Breite. Sie wendet sich an einen riesig ausgedehnten Leserkreis, an ein Volk, wo Mann, Frau und Kind lesen können und lesen. Die Amerikaner sind das am meisten lesende Volk. Abgesehen von den Zeitungen herrscht in der populären Literatur kein engherziger Geist; sie erhöht weder, noch verachtet sie eine Klasse und übersieht beinahe gänzlich die Schranken, welche in andern Ländern die obern Zehntausend von den untern Millionen trennen.“ Wovor Nichol etwas ängstlich warnen zu müssen glaubt, ist, daß der Geist demokratischer Zuchtlosigkeit und der Harlekinsposse nicht die Herrschaft in der amerikanischen Literatur jetzt, wo so viele bisher würdig ausgefüllte Sitze leer geworden seien, an sich reiße.

Stuttgart. **Robert Lutz.**

Das Unwesen der Lotterien.



Die Spielsucht der Menschen ist eine uralte Leidenschaft, und von jeher haben sich auch solche gefunden, welche dieselbe auszunutzen bedacht gewesen sind. Nicht minder alt sind die Bestrebungen, einer mißbräuchlichen Ausnutzung dieser Leidenschaft zu begegnen. Schon im römischen Recht sind die Aleatores nicht gut angesehen. Das deutsche Strafgesetzbuch bedroht mit Strafe das gewerbsmäßige Glücksspiel, desgleichen die Veranstaltung von Lotterien oder Ausspielungen ohne obrigkeitliche Erlaubnis. Den Spielhöllen in unsern Bädern hat nach langen Kämpfen das Reichsgesetz vom 1. Juli 1868 ein Ende gemacht. Der Ausgabe von Prämienanleihen — auch ein auf Ausbeutung des Publikums gerichtetes Spielgeschäft — hat das Reichsgesetz vom 8. Juni 1871 Einhalt gethan. Stehen geblieben sind die in den meisten deutschen Ländern eingeführten Staatslotterien. Auch gegen sie sind öfters in den Landtagen und auch im deutschen Reichstage Kämpfe geführt worden. Man hat ihren Bestand aber damit verteidigt, daß die durch sie erzielten Einkünfte für die Staatsfinanzen unentbehrlich seien. Neben den Staatslotterien hat in Deutschland lange Jahre hindurch eine großartige Lotterie für einen speziellen Zweck bestanden: die Kölner Dombaulotterie. Wir wollen hier weder mit dem Fortbestand der Staatslotterien, noch mit der Zulassung jener, jetzt zu Ende gehenden Dombaulotterie rechten. Der Kölner Dom steht als ein unvergleichliches Denkmal deutscher Baukunst vollendet da, und die Art und Weise, wie die Mittel zu seinem Bau beschafft worden sind, nehmen wir als eine geschichtliche Thatsache hin.

In neuerer Zeit aber ist es mehr und mehr üblich geworden, nach dem Beispiel dieser Dombaulotterie auch für alle möglichen andern „gemeinnützigen Zwecke“ die Geldmittel durch eine mit „obrigkeitlicher Erlaubnis“ veranstaltete Lotterie aufzubringen. Das Lotteriewesen hat dadurch eine Ausdehnung gewonnen, gegen welche wir unsre Stimme erheben möchten. Viele dieser Lotterien arbeiten freilich nur mit Loosen von geringen Geldbeträgen. Aber gerade dadurch wirken sie verderblich, weil solche Loose am leichtesten Eingang in die untersten Schichten der Bevölkerung finden und diese veranlassen, ihren Sparpfennig, statt ihn in die Sparkasse zu tragen, für einen Hoffnungskauf hinzugeben, bei welchem sie vielleicht um 100 Prozent und mehr übervorteilt werden. Wir wollen einige Beispiele anführen. Die Stadt Frankfurt a. M. ist eine reiche Stadt und kann sich gewiß den Luxus eines prachtvollen Palmengartens

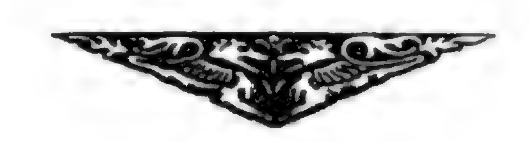
und eines zoologischen Gartens erlauben. Bezahlt sie aber diesen Luxus allein? Nein, die Direktion des zoologischen Gartens veranstaltet Lotterien, deren Loose sie in alle Welt schickt. In Mainz soll eine neue katholische Kirche gebaut werden. Man sollte glauben, die Kosten dafür müßten die Mainzer selbst bezahlen. Nein! man veranstaltet eine Lotterie und rechnet darauf, durch dieses Hilfsmittel Beisteuern allerorten zu erlangen. Daß man dabei nicht bloß auf den kirchlichen Sinn der Menschen rechnet, ergiebt sich daraus, daß man die Loose auch in protestantischen Orten ankündigt. Das vor kurzem veranstaltete Niederwaldsfest war gewiß eine erhebende Feier. Fragen wir aber, wer den materiellen Nutzen von der Errichtung des Nationaldenkmals hat, so sind es ohne Zweifel die Städte am Rhein, vor allen die Stadt Rüdesheim, welche dadurch das Ziel vieler Fremden werden wird. Man sollte denken, auf diesen zu erwartenden Nutzen könnten die Rüdesheimer auch wohl die, wenn auch nicht ganz unerheblichen Kosten des von ihnen veranstalteten Festes sich anrechnen. Doch man errichtet dort eine Lotterie und sendet die Loose in die Welt hinaus, um sich auf diese Weise eine Beisteuer zu den Kosten des Festes zu erbitten.

Bei der Erteilung der obrigkeitlichen Erlaubnis wird öfters davon ausgegangen, daß zwar den Lotterien mit Geldgewinnen entgegenzutreten, dagegen die Ausspielung von andern Gegenständen unbedenklich zu gestatten sei. Ja man führt diesen Grundsatz sogar soweit durch, daß man den Unternehmern nicht erlaubt, den Gewinnern für ihren Gewinn eine Geldsumme zu bieten. Damit gerät man aber nur aus dem Regen unter die Traufe. Haben die Gegenstände der Ausspielung einen namhaften Geldwert, so spekuliren die Spieler natürlich auf diesen, und bei der Umsetzung derselben in Geld erleiden sie wiederum Verluste. In einer größern Stadt wurde für einen Kirchenbau eine Lotterie veranstaltet. Der erste Gewinn sollte ein Goldbarren sein. Dies ward nicht gestattet. Da verwandelte man den Goldbarren in eine kleine künstlerisch gestaltete Goldsäule. Nun war es ein „Kunstwerk,“ welches ausgespielt werden durfte. Natürlich brachte es der Gewinner sofort zum Goldschmied, welcher aber für den Kunstwert nichts vergütete. In einer Stadt Mitteldeutschlands wird alljährlich ein großer Tiermarkt mit obligatem Pferderennen gehalten. Für diesen Zweck hat man auch eine Lotterie errichtet. Aus dem Erlös werden Gegenstände des Marktes angekauft und verloost. Der erste Gewinn ist ein Vierspänner; dann folgen kleinere Equipagen, Reitpferde, Sattelzeug ꝛc. Glaubt man nun wohl, die Loose, welche drei Mark kosten, werden nur von solchen genommen, welche sich den Besitz einer Equipage ꝛc. wünschen? Weit gefehlt! Sie werden überall gekauft und wandern bis in die untersten Volksschichten. Sie werden unter andern auch von den Schaffnern der Straßenbahn vertrieben. Dienstmädchen, Kellnern, Tagelöhnern werden sie von den Kolporteuren aufgeschwatzt. Was geschieht nun, wenn z. B. ein Dienstmädchen ein kostbares

Reitpferd gewinnt? Natürlich ist sofort ein schlauer Händler zur Stelle und bietet ihr für ihren Gewinn die Hälfte des Wertes. Und die Gewinnerin, in der Freude ihres Herzens, und da sie ihren Gewinn doch nicht auch nur eine Stunde unterbringen könnte, schlägt sofort zu. So werden nicht allein die Verlierenden, sondern auch die Gewinnenden bei dieser Gelegenheit ausgebeutet.

Durch diesen häufigen Gebrauch ist es dahin gekommen, daß man die Veranstaltung einer Lotterie als ein ganz normales Mittel für alle möglichen Zwecke ansieht. In dieser und jener Stadt werden Unternehmungen geplant, für welche die Mittel der Stadt offenbar nicht ausreichen, bei welchen man aber, offen oder geheim, auf eine Lotterie spekulirt. Warum sollte man auch nicht? Was der einen Stadt recht ist, ist der andern billig. Eine Lotterie ist der artesische Brunnen, mittelst dessen man an jeder Stelle nach Belieben Geld aus dem Boden pumpen kann. Auch die kleine Presse begünstigt oft diesen Unfug. Sie empfiehlt eifrig solche Lotterien und wünscht ihnen besten Erfolg.

Wir sind der Ansicht, daß hierin ein arger Mißbrauch liege. Trotz des Fortbestandes der Staatslotterien ist das Lotteriespiel im allgemeinen doch noch nicht zu einer schönen Institution geworden. Im Gegenteil, wir behaupten, daß es vom sittlichen wie vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus nachteilig für unser Volk wirke. Wir können auch hierbei nicht dem Satze huldigen, daß der Zweck die Mittel heilige. Auch ist es ein sonderbarer Widerspruch, daß man in vielen andern Stücken unser Volk zur Sparsamkeit zu erziehen sucht, während man mittelst dieser Lotterien der Vergeudung die Hand bietet. Wir möchten deshalb den Wunsch aussprechen, daß diejenigen, welche zu der Veranstaltung einer Lotterie die obrigkeitliche Erlaubnis zu erteilen haben, bei Erteilung dieser Erlaubnis bedenklicher zu Werke gehen und nicht das Lotteriespielen zu einer organischen Institution unsers Volkslebens erheben.



Der neue Merlin.

Novelle von Adolf Stern.

nter Lachen und fröhlichem Geplauder war die kleine deutsche Gesellschaft, die in drei Gondeln von Venedig nach Torcello gekommen war, durch die Weingärten der einsamen Insel gestreift und hatte nach dem Hause geforscht, in welchem ein Landsmann, den sie besuchen wollten, schon seit einer Woche Unterkunft gefunden hatte. Aber ehe sie an die kleine spitzbogige Thür zu pochen vermochten, die einzige in der langen Mauer eines einstöckigen Hauses, das seine Fenster dem Wasser zukehrte, war ihnen ihr Genosse schon aus eben dieser Thür entgegengetreten.

Der junge Kunsthistoriker Friedrich Carstens, welcher auf dem Eiland verweilte, um seine Studien zur Geschichte der ältesten christlichen Architektur zu fördern, hatte nach rascher Begrüßung seine Freunde und Freundinnen zur Piazza geführt, an deren rechtem Ende ein einfaches Weinhaus mit einem schattengebenden Zelte stand. Hier ward der vortreffliche Valpolicella des Sor Cristoforo gekostet und von den aus Venedig mitgebrachten Vorräten ein Frühstück gehalten, bei dem sich frohen Mutes austauschen ließ, was die Ankömmlinge in den letzten Wochen erlebt und geschaut hatten. Die jungen Damen, ganz erfüllt von den Herrlichkeiten Venedigs, stürmten auf Doktor Friedrich Carstens ein, wie lange er noch in der Stille von Torcello verweilen wolle, und erhielten statt der Antwort ein Skizzenbuch mit einer Anzahl Zeichnungen von Thüren und Fenstern, Säulen und Nischen, Karyatiden und Kapitälen gezeigt. Vieles darunter war erst angefangen und harrte noch der Vollendung — alles verriet, mit welchem innern Anteil und welcher Sorgfalt der Kunsthistoriker die Zeugnisse vergangener Tage nachbildete. Die Mädchen blätterten neugierig und wißbegierig in dem Skizzenbuch, und die älteste von ihnen, eine zweiundzwanzigjährige schlanke Blondine mit leuchtend blauen Augen, versagte sich nicht, in einer glücklich erhaschten Minute dem jungen Manne die Hand zu drücken. Ihr

schienen sein Fleiß und sein Gelingen tiefere Teilnahme einzuflößen als den andern. Über sein Gesicht breitete sich eine frohe Erregung, und seine Finger schlossen sich fest um die schmale, weiße Hand des anmutigen Mädchens. Sie wehrte mit einem raschen und ihm verständlichen Augenwink weiterer Zärtlichkeit, blieb aber an seiner Seite, als er wenige Minuten später die bunte Gesellschaft der Landsleute einlud, ihm zu dem Dom und der Kirche von San Fosca zu folgen, und, wie verabredet, den Führer zu den beiden ehrwürdigen Bauten Torcellos abgab. Der Tag war klar, doch nicht heiß, eine wohlthuende Frische, die Hinterlassenschaft schwerer Gewitter, welche seit einigen Tagen und namentlich in der letzten Nacht sich über den Lagunen entladen hatten, erfüllte die sonnige Luft, und mit seltener Empfänglichkeit betrat die Gesellschaft die rundbogige Halle, welche um das alte Gemäuer von San Fosca herumführte. Der wundersame Reiz, der die einsam und hoch nebeneinander aufragenden Kirchen, die einzigen Reste einer vergangenen größeren Stadt, umspielt, ward von allen empfunden, und Friedrich Carstens sorgte dafür, daß es nicht bloß bei dem flüchtigen Gesamteindruck blieb. Unermüdlich schritt er den andern voran und lenkte ihre Augen auf alle die Merkwürdigkeiten und verborgenen Schönheiten, welche er im Laufe der letzten Woche erspäht hatte. Als die Gesellschaft aus dem Halbdunkel des Domes wieder in das Sonnenlicht hinaustrat und noch einmal Dom und Kirche mit ihren Nebenbauten umging, lag auf allen Gesichtern eine ernste Befriedigung, Ungewöhnliches geschaut und erlebt zu haben. Und als einzelne Stimmen das Bedauern aussprachen, daß der seltene Genuß schon vorüber sei und man an die Rückfahrt nach Venedig denken müsse, rief der Kunsthistoriker aus:

Sie sollen noch ein Wunder von Torcello sehen! Der Garten meines Gastfreundes, der sonst für alle Welt verschlossen bleibt, wird heute geöffnet sein. Signor Felice Constantini hat mir ausdrücklich Erlaubnis gegeben, meine Landsleute in sein Heiligtum einzuführen, und so wenig Sehenswertes an dem Hause ist, so einzig schön ist der Garten. Wenn Sie mir also folgen wollen —

Die Gesellschaft war offenbar froh überrascht und zeigte sich sofort bereit, sich der Führung des jungen Mannes, welcher die ganze Fahrt nach Torcello veranlaßt hatte, anzuvertrauen. Friedrich reichte seiner blonden Begleiterin den Arm und schlug dann einen engen, halbverwachsenen Pfad durch die Vignen ein, welche hier ein Stück der Insel bedeckten. Nicht lange, so tauchte ein andrer Teil der langen Mauer, an der sie vorhin hingegangen waren, vor ihren Blicken auf, ein zweites Pförtchen zeigte sich geöffnet. Die Gesellschaft folgte ihrem Führer voll Spannung durch die schmale Thür und sah sich innerhalb derselben mit einer gewissen Enttäuschung zwischen Rebenfeldern und Maulbeerpflanzen, wie sie jenseits der Mauer denn auch vorhanden waren. Doktor Carstens beschleunigte seine Schritte, da er die verwunderten Gesichter der Freunde wahrnahm, und wendete sich nur einen Augenblick mit einem Lächeln des Dankes zu der

schönen Begleiterin, welche dieselbe vertrauende Miene behielt wie beim ersten Eintritt. Vor ihnen erhob sich, aus festerem Holz gefügt und bis zur Undurchsichtigkeit dicht bewachsen, eine hohe Rebenwand, ein gewölbter Laubengang, der zu allen Tageszeiten Schatten gab und den die deutsche Gesellschaft jetzt betrat. Etwa hundert Schritte zog sich der Gang hinab, durch den untern Bogen desselben sah man über eine baumumhegte Terrasse hinweg auf die blauschimmernde Lagune und die fernen Bergzüge des Festlandes. Rufe des Entzückens und der Befriedigung drangen zu den Ohren des jungen Cicerone, heitern Antlitzes wandte er sich zu den Landsleuten zurück, deren Staunen über die einzig schöne Anlage wuchs, je näher sie der Terrasse kamen. Und nun traten sie hinaus in den Halbkreis, welcher zwischen dem schmucklosen Hause und der Ufermauer von Rebenwänden und Lorberhecken, von Orangenspalieren, dichten Gebüschen hochstrebender Cypressen und Coniferen gebildet ward. Eine Nymphe aus der Schule Canovas, die ihren Krug in ein Marmorbecken von mäßigem Umfang entleerte, bildete den Mittelpunkt der Anlage; von ihr aus bis zum Hause erstreckte sich ein Hügel niederer und hochstämmiger Rosen, aus denen eine große Anzahl von Spätblüten hervorleuchteten. Einige prachtvolle alte Kastanien spendeten der Breite der Terrasse Schatten, rechts und links aber wölbten sich die Lorberhecken zu geräumigen Lauben mit mancherlei Sitzen. Doktor Carstens lenkte die Schritte der Gesellschaft nach der links von dem Rebengang gelegenen Laube, welche den freiesten und schönsten Ausblick über den farbigen Wasserspiegel und die duftigen Umrisse der Eilande und der Terraferma hinter Mestre gewährte. Tiefe Stille herrschte in dem einsamen Garten, unwillkürlich wandten sich die Blicke einiger aus der Gesellschaft nach den Fenstern des Hauses empor, die sämtlich auf die grüne Terrasse gerichtet waren. Der Kunsthistoriker überließ die Landsleute einige Minuten dem Wohlgefallen an der reizvollen Anlage, dann aber rief er sie zu der Laube heran, in der er selbst mit dem anmutigen Mädchen stand, welches auch jetzt neben ihm geblieben war. Vom Hause her erschien ein alter Diener und bot Eislimonade und andre einfache Erfrischungen, die alle willkommen hießen und deren Genuß die Zerstreuten an der Stelle vereinigte, welche Carstens von vornherein ins Auge gefaßt hatte. Die stille Betrachtung der schimmernden Flut und der rückwärts liegenden schattenreichen Terrasse ward bald von Ausrufen des Entzückens und bald von Fragen nach dem Hausherrn unterbrochen, welcher ihnen, den Fremden, so liebenswürdig die verborgene Schönheit dieses Gartens gegönnt habe. Vor allem begehrte man zu wissen, wie Doktor Carstens den Besitzer der weltfern gelegenen Villa auf Torcello kennen gelernt habe. Denn daß er einer ausdrücklichen Einladung des Signor Constantini gefolgt sei, wußten die Glieder der kleinen deutschen Gesellschaft bereits. Der junge Gelehrte blickte nach den Stufen, die vom Hause nach dem Garten hinabführten, und sagte dann, als sich niemand auf denselben zeigte:

Die Bekanntschaft habe ich wunderbarerweise einem Bilde zu verdanken, mit welchem mich Signor Delfin, der Kunsthändler in der Calle San Moisè, ein wenig betrogen hatte. Ich kaufte ein Frauenporträt in der venezianischen Tracht des siebzehnten Jahrhunderts von ihm, das er für einen echten Padovanino ausgab. Bei näherem Betrachten merkte ich bald, daß es eine ganz moderne, aber vortreffliche Nachbildung eines alten Bildes war, und daß der schöne junge Frauenkopf entschieden aus unserm Jahrhundert stamme, obschon Signor Delfin hartnäckig aus ein paar verräucherten Papieren beweisen wollte, daß es die Züge einer Schönen des Hauses Contarini wiedergebe. Ich habe die verdrießliche Geschichte damals nicht erzählt, weil ich zum Schaden nicht noch den Spott haben wollte. Während ich aber mit der Calle San Moisè noch auf entschiedenem Kriegsfuße stand, erhielt ich plötzlich eine Zuschrift aus Torcello, in welcher der mir bis dahin unbekannte Signor Felice Constantini mitteilte, daß er in Erfahrung gebracht habe, Signor Delfin habe ein Bild, das fälschlich als Padovanino bezeichnet sei und in Wahrheit aus dem vor dreißig Jahren zerstreuten Nachlaß der Familie Parini herrühre, an mich verkauft, und am Schlusse bat, ihm dies Bild, das er genau genug beschrieb, für jeden mir konvenirenden Preis zu überlassen. Natürlich antwortete ich ihm — hocherfreut, mit einer verfehlten Erwerbung einem andern Menschen noch eine Freude machen zu können —, daß ihm das Bild zu Diensten stehe und nannte ihm die Summe, die ich bei Delfin bezahlt. Schon am nächsten Tage erschien der alte Diener, den Sie eben gesehen haben, überbrachte das Geld mit der dringendsten Bitte des Signor Felice, ihm das Bild sogleich zukommen zu lassen, und eine Einladung voll vornehmer Höflichkeit, der ich umso weniger widerstand, als ich die Bauten von Torcello längst einmal gründlicher zu studiren gewünscht hatte. Ich kam in dies Haus mit der Absicht einen Tag und eine Nacht zu bleiben, und Sie wissen selbst, wie lange ich nun hier verweile! Signor Felice bietet alles auf, mir den Aufenthalt hier angenehm zu machen, und obschon ich überzeugt bin, daß es die völlige Einsamkeit ist, welche ihn selbst an diesen Ort fesselt, so hat er mich mit der größten Liebenswürdigkeit genötigt, meine Landsleute hier einzuführen. Doch da kommt er selbst, um Sie zu begrüßen!

Die deutsche Gesellschaft erhob sich von den Sitzen und sah dem heranschreitenden alten Herrn mit begreiflicher Neugier und Spannung entgegen. Signor Felice war nur von mittlerer Größe, aber seine Haltung zeigte eine ruhige, gleichsam bequeme Würde. Sein Gesicht legte in dem scharfen Schnitt der Züge, in der prächtigen Wölbung der Stirn und in den großen dunkeln Augen noch heute Zeugnis von jugendlicher Schönheit ab. Doch lag auf diesem Gesicht zugleich ein Schatten, ein starr gewordener Ausdruck wehmütiger Resignation, langer Gewohnheit des Einsamlebens. Die Art, wie Signor Constantini die deutschen Freunde seines Gastes willkommen hieß, hätte nicht verbindlicher, nicht höflicher sein können, und gleichwohl verriet sie, daß er

wenig daran gewöhnt sei, Fremde hier zu empfangen. Er sprach die Herren deutsch an, widmete den Damen einige Aufmerksamkeiten und hatte mit Feinfühligkeit bald herausgefunden, daß sein junger Gastfreund dem schönen Mädchen an seiner Seite inniger verbunden sei, als durch die Stimmung eines heiteren Tages. Signor Felice wandte sich daher hauptsächlich zu Fräulein Gertrud, und seine dunkeln Augen drückten dem Kunsthistoriker mit freundlichem Blick volle Teilnahme und einen Glückwunsch aus. Fast eine Viertelstunde lang währte die Unterhaltung. Mit einemmale aber ward der Hausherr an dem Schweigen seiner andern Gäste inne, daß man derselben lausche. Eine leichte Verlegenheit malte sich auf seinen Zügen, doch wandte er sich sogleich wieder mit gewinnender Anmut zu dem ganzen Kreise, der ihn, seinen jungen Gastfreund und Fräulein Gertrud umstand, und sprach die Hoffnung aus, daß man es sich solange als nur immer möglich in seinem Garten gefallen lassen werde. Er selbst bat um die Erlaubnis, sich zurückziehen und an einem seitwärts und höher gelegenen Platze seiner Lektüre obliegen zu dürfen. Meine Gesundheit, sagte er, verbietet mir seit vielen Jahren am geselligen Leben teilzunehmen, ich bin nur die Stille meines Gartens gewöhnt, werde es jedoch Ihnen allen als besondre Liebenswürdigkeit anrechnen, wenn Sie mich durchaus als abwesend ansehen, und Ihren Landsmann Doktor Carstens als Herrn dieses Gartens.

Er sagte dies mit der wohllautenden Stimme, die allen an ihm auffiel. Indem er dann, noch einmal die Gesellschaft grüßend, über die Terrasse zurückging und sich hinter der dichten Cypressengruppe dem Nachblick entzog, gab er seine Gäste ihrer ersten Stimmung zurück. Sie wandten sich wieder der Umschau zu, welche sie vorhin entzückt hatte. Die Sonne stand weiter im Westen, und über die Bergzüge der Terraferma begannen sich mächtige violette Wolken zu lagern, der Flußspiegel glänzte dunkler, die Schatten der Bäume fielen länger über die Terrasse — allen aber wars, als ob sie jetzt erst empfänden, in wie tiefer Einsamkeit die Insel und der versteckte Garten auf ihr liege. Gertrud Heimburg, die neben dem jungen Gelehrten im Bogen der Lorbeerlaube stand, sagte wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt: Was würden Sie sagen, Friedrich, wenn sie hier bleiben, hier leben müßten? Glauben Sie, daß Sie die Stille ertragen würden? Mich schauert bei dem Gedanken —

Warum nicht, wenn Sie mich hierher bannten, schöne Dame? versetzte Doktor Carstens scherzend. Der Fleck hier ist viel anmutiger und selbst ein wenig größer als die Weißdornhecke, an welcher der große Merlin gefesselt lag. Wenn Sie also treuer sein und mich ein wenig öfter besuchen wollten als Viviane, so möchte es nicht zu schwer sein, in diesem stillen Winkel ein paar Jahre zu verträumen!

Die Umstehenden mischten sich in das Gespräch der beiden, von denen man längst wußte, daß ihre öffentliche Verlobung bei der Heimkehr nach Deutschland bevorstand. Gertruds Oheim, der Gutsbesitzer Heimburg, in dessen Geleit das

junge Mädchen nach Venedig gekommen war, warf trocknen Tones ein, daß es sich doch wohl empfehle, für das geplante Märchen einen stillen Platz in der Heimat zu suchen. Die andern aber riefen mahnend dazwischen, nicht in Rätseln zu sprechen und vor allen Dingen zu sagen, wer Merlin, wer Viviane sei. Friedrich Carstens versetzte strafend: Wenn Ihr lieber Immermanns Dichtungen als den neuesten Roman von Thackeray gelesen hättet, so brauchte ich nicht Erläuterungen zu meinen schönsten Einfällen zu geben! Allzuviel weiß ich von der Sage auch nicht, aber da hier in der That ein passender Platz ist, Decamerone zu spielen, will ich wenigstens erzählen, was ich weiß.

Erzählen Sie, Doktor, erzählen Sie! Sie sind heute einmal am Wort! rief der dicke Gutsbesitzer. Ich glaube, Sie haben uns hier hereingelockt, Friedrich, um Ihre Geschichte anbringen zu können; Sie sind in diesem poetischen Garten zum Dichter geworden und suchen auf diesem Wege ein Publikum für Ihre Erstlinge, setzte Herr von Heyden, der Rechtsanwalt, hinzu. Ein paar der jungen Damen pflichteten diesem Einfall lachend bei, inzwischen aber hatten doch alle Platz genommen und ungeduldige Stimmen riefen: Also Merlin? — Was ists mit Merlin und Viviane?

Der junge Gelehrte blickte eine Minute still vor sich nieder, seine Erinnerungen zu sammeln, und dann hub er an: Meine jungen Damen, der sagenberühmte Zauberer Merlinus, dem Gewalt über alle irdischen Dinge verliehen war, trug mit sich wie eine Art Warnung, eine beständige Mahnung an die irdischen Schranken, die auch ihm gesetzt waren, ein schlimmes Wort herum, eine Zauberformel, die, von einem andern ausgesprochen, ihn für ewig just an die Stelle bannen mußte, an der sich Merlin eben zufällig befand. Ich glaube wohl, daß dies unheimliche Wort keinen Augenblick aus seinem Bewußtsein schwand und beständig auf seine Lippen zu springen drohte. Bei alledem aber gedieh Merlin täglich zu größerer Macht und Herrlichkeit und wußte die leuchtende Tafelrunde des Königs Artus nachhaltig zu bezaubern, sodaß er endlich Herr und Meister derselben ward. Denn die Paladine des Königs Artus waren nicht zufrieden mit dem Rufe ihres Mutes und ihrer ritterlichen Sitte, sie wünschten auch heilig zu werden und beschlossen dem Grale, der kurz zuvor seinen Zug von Salvaterre nach Indien vollbracht hatte, nachzuziehen. Die Sehnsucht nach nie erhörten ritterlichen Abenteuern und nach der Herrlichkeit der fernen Ostländer schwellte den Paladinen das Herz, die stolzen Ritter vermaßen sich den Zug zu vollbringen, wenn nur Merlin der Wundermann mit ihnen sei und bleibe. Merlin war aber nicht umsonst der Genosse der ritterlichen Herren geworden. So sehr er sich ihnen überlegen fühlte, so hatte er doch ihre Sitten angenommen und sich ritterlicher Minne ergeben. Seine Herrin war Viviane, eine flatternde, leichtherzige Schöne, deren Reize ihn mehr und mehr umgarnt hatten. Merlins Wundergaben dienten ihr für jede Laune ihres unsteten Sinnes und zu täglich wechselndem Spiel — recht wie

zum Zeichen, daß eine liebliche Thörin den Sinn des Weisesten besiegt und fesselt. Der große Zauberer, der sich die Ehrfurcht der Welt erzwang, flößte der gaukelnden Viviane weder Scheu noch Furcht ein — sie wußte zu gut, was sie ihm galt, und daß seiner Liebsten gegenüber jeder ein Kind wird. Wohl aber erfüllten sie die wundersamen Eigenschaften Merlins mit staunender Neugier und dem geheimen Antrieb, womöglich auch Herrin aller seiner geheimen Kräfte zu werden. Im Walde Brezeliand in der Bretagne, wohin Merlin täglich zu ihr zurückkehrte, während er König Artus und die Seinen schon tausende von Meilen weit nach Asien hineingeführt hatte, auf blumigem Rain, um den der Weißdorn seine blühenden Hecken wob, saß Merlin an Vivianes Seite, und immer länger dehnten sich die Stunden aus, die er bei ihr zubrachte, immer kürzer wurden jene, in denen er die Mühen seiner Gefährten teilte und mit seiner Zauberkraft ihre Nöte besiegte. Im Liebesspiel zeigte er ihr verborgene Schätze, mit denen sie übermütig spielte wie ein Kind mit glänzenden Steinen, offenbarte ihr tiefe Erkenntnisse, die für das Mädchen nur Seifenblasen waren, und fühlte täglich mehr den Drang, sich ihr ganz hinzugeben und auch das letzte Geheimnis, das seine Lippen nur noch mühsam verschlossen, ihr zu enthüllen. Schmeichelnd gewann Viviane ihm alles ab, täglich einige Minuten mehr seiner Zeit, täglich ein Stück von der Vergangenheit, das schwer in seiner Brust geruht hatte und das sie nun hinwegscherzte wie eine fliegende Feder mit dem Hauche ihres Mundes. Bald ahnte und fühlte sie, daß er noch etwas vor ihr verberge, daß ein Unausgesprochenes zwischen ihnen hin- und herwoge, und nun hub sie an unter Küssen und Thränenschauern ihn wissen zu lassen, daß er alles, alles mit ihr teilen müsse! In Merlins Seele war ein schweres Ringen — mitten im Rausch seiner Minne beschlich ihn dunkles Grauen davor, die Macht des geheimnisvollen Wortes in andre Hand zu geben, seiner Bethörung zum Trotz sah er dann wohl Vivianes wahres Gesicht. So gewann er noch für manchen Tag die Kraft des Schweigens, bis ihm seine Stunde schlug. Denn Viviane ließ nicht ab, mit flehenden Worten und stummen Bitten in jedem Blick in Merlin zu dringen, sodaß seine Seele matt ward und er sich endlich, endlich überwältigt fühlte. Er vertraute der Liebsten, daß es ein Wort gebe, welches, von fremden Lippen gesprochen, ihn für immer zum Gefangenen machen müsse. Da erbleichte Viviane und bat ihn, das Wort nicht auszusprechen, und weckte eben damit das Verlangen Merlins, ihr alles zu vertrauen. Sie wollte sich aus seinem Arm winden, ihm wars, als ob er sie festhalten müsse und er flüsterte ihr die verhängnisvollen Laute zu. Aufschreiend wiederholte Viviane das Wort, und sank ohnmächtig an Merlins Seite nieder. Der Zauberer aber blieb nach dunkelm Ratschluß fortan an den von Dornhecken umschlossenen Waldplatz gebannt, und Viviane lag umsonst in vergeblichen Reuethränen zu seinen Füßen. So gelobte sie endlich, täglich zu ihm zu kommen, wie er bisher zu ihr gekommen sei, und mit ihm zu tragen, was er und sie verschuldet. Merlin verschloß den unge-

heuern Schmerz, den er empfand, still in sich und scherzte, daß er nun völlig in den Händen seiner Liebsten sei, daß nur sie seinem elenden Dasein noch Licht geben könne, und legte flehend und hoffend sein Haupt in ihren Schoß. Viviane war aller guten Vorsätze voll und kam anfangs oft und lange zu dem einst so Gewaltigen und nun so Elenden. Er träumte unablässig von ihr und nur von ihr. Wenn der Hag im Morgengrau stand, fuhr er empor und begann nach ihrem leichten Tritt zu lauschen, wenn die Mittagsstrahlen durch das Laub drangen, wähnte er die Flimmer ihres Gewandes zu sehen, wenn der Abend die Wipfel der Bäume rötete, flammte seine Hoffnung, sie zu sehen, wieder höher auf. Bald, nur zu bald erschien Viviane seltener, schon lockte sie nicht mehr die Minne, sondern nur ihr Schuldgefühl und ihr Mitleid zum Walde und zur Weißdornhecke. Immer flüchtiger, kürzer wurden ihre Besuche, immer karger die Blicke, die sie für den armen, durch ihre Schuld Gefesselten hatte. Im Walde Brezeliand ward es nicht Winter, aber Lenz und Herbst wechselten. Die Wolken jagten über den Wipfeln hin, der Regen rauschte auf das Moos seines Lagers und die Zweige zu seinen Häupten nieder. Sein Haupt ward rasch grau und seine Augen funkelten aus geisterhaft bleichem und faltigem Antlitz der Ersehnten entgegen. Sie aber kam seltener und immer seltener, in verzehrender Sehnsucht zählte Merlin zuerst die Tage, die von einemmal zum andern verstrichen, und darnach kam eine Zeit, wo er sie nicht mehr zählte und beinahe nicht wußte, ob er ihr blühendes Antlitz im Wachen oder im Traum geschaut habe. Aber jedes arme Wort, das sie ihm noch gönnte, blieb in seiner Seele, und den Klang ihrer Stimme suchte er sich ins Ohr zu rufen, wenn die Bäume wieder über ihm rauschten. Am Ende gingen Monde über Monde hin, ehe Vivianes farbiges Gewand einmal wieder zwischen den Büschen leuchtete. Längst war Merlin in der Welt, in der er geglänzt hatte, verschollen, und die Sage erzählte, daß er mit den Genossen der Tafelrunde auf dem Zuge nach Indien verdorben und gestorben sei. Er aber lebte in dem Waldwinkel, über den der Weißdorn bis zu den Eichenwipfeln emporwuchs, der Thau wusch sein Haupt und bleichte sein Haar, er lauschte dem Sausen der Winde und hielt Zwiegespräche mit Blättern und Blüten. Er harrte Vivianes noch immer, auch als Jahre verstrichen und ihre Augen ihm längst zum letztenmal gelacht hatten. Er wußte nicht, ob sie lebe oder tot sei, er vermochte nichts andres zu denken, als daß er sie erblicken werde, heute, morgen oder in vielen Tagen. Im wachen Traum sah er die Sträuche grün und die Baumkronen rot werden, die wechselnden Wolken über sich hinziehen, dichter wucherte das Moos um sein Lager und wölbte sich fast zum Grabhügel über den Lebenden. Was er einst gelebt und genossen, selbst was er gelitten hatte, seit ihn Vivianes Unbedacht an die Weißdornhecke gebannt, war seinem Gedächtnis entschwunden; er rief sich die längst nicht mehr geschauten Züge vor Augen, und der seit vielen Jahren nicht gehörte Klang ihrer Stimme drang wie ferne magische Musik zu seinen Ohren.

So lag Merlin still unter den Wipfeln des Waldes, und wenn er nicht in den hunderten von Jahren gestorben ist, träumt er dort heute noch von Viviane.

Die Gesellschaft hatte still und zuletzt mit verhaltenem Atem der Erzählung ihres Landsmannes gelauscht. Als Friedrich jetzt schwieg, klang ein tiefer Seufzer dicht neben ihm. Überrascht wandte er sich um, aber er wußte, daß hier Gertruds Onkel saß, der über ein Ammenmärchen nicht aufstöhnen würde. In der That hatte sich der Gutsbesitzer von seinem Stuhl erhoben und schüttelte mit komischer Miene seine große, schwerfällige Gestalt.

Es ist Zeit, daß wir aufbrechen! sagte er, sonst wächst auch über uns Gras! Ihre verwünschte Geschichte wird mich wie ein Gespenst in meinen Wald begleiten, da giebts auch etliche Stellen, an denen man bald genug von Gott und aller Welt vergessen werden könnte. Kommt, kommt, Kinder, wir müssen zu Abend noch auf der Piazza sein und unsern Erzähler seinem Schicksal befehlen!

Die andern gaben ihre Bereitwilligkeit zur Heimkehr laut zu erkennen. Doktor Carstens wechselte einige leise Worte mit Gertrud und versprach, schon in den nächsten Tagen nach Venedig zu kommen. Darüber überhörte er beinahe die scheltenden Worte, mit denen Gertruds Freundinnen, die beweglichen beiden Schwestern des Rechtsanwalts, auf ihn einsprachen. Man merke, daß ein Mann seine Geschichte erfunden habe, um die Flatterhaftigkeit der Frauen ins schlimmste Licht zu setzen. Dabei sahen die jungen Mädchen den Kunsthistoriker so an, als ob sie ihn im Verdacht hätten, erst an diesem Nachmittage der Erfinder der altersgrauen Geschichte geworden zu sein. Doktor Carstens versprach lachend, wenn sie alle daheim sein würden, das Alter seiner Erzählung nachzuweisen. Im Grunde war er in diesem Augenblicke, wo er die Gesellschaft aus dem Garten hinweg und zum Landeplatz der Gondeln geleiten mußte, ein wenig befangen. Es fiel ihm schwerer als er gemeint hatte, die Geliebte mit der frohbewegten Gesellschaft davonfahren zu lassen und hier in der weltfernen Stille zurückzubleiben.

Er dachte einen Augenblick daran, Gertrud diesen Abend nach Venedig zu begleiten und morgen in aller Frühe zu seinen Studien nach Torcello zurückzukehren. Aber Signor Constantini, sein Gastfreund, nach dem er und die andern umschauten, zeigte sich nicht wieder, und es erschien dem Gaste doch unerlaubt, nur durch den Diener einen so plötzlichen Entschluß mitteilen zu lassen. So zwang er sich zu bleiben und suchte nur die Eile zu mäßigen, in welcher die Gesellschaft aus der Laube und dem abendstillen Garten aufbrach. Um die niedergehende Sonne begannen sich die Wolken purpurn zu färben, durch den blauen Nachmittagshimmel zogen hellere, blaßgrüne Streifen. Da der Herr des schönen Besitztums nicht wieder sichtbar ward, trug man Doktor Carstens den Dank aller an ihn auf, und es war natürlich, daß während des Weges durch die Insel die Gespräche vielfach bei dem Manne verweilten, welcher der übrigen Bewohnerschaft von Torcello so wenig glich.

Gertrud, die wieder an der Seite des jungen Mannes ging, sagte nachdenklich:

An Ihrer Stelle würde mich Signor Felice beinahe mehr interessiren als der Dom von Torcello. Er scheint ein seltsamer Mann mit einem seltenen Schicksal.

Vielleicht nicht so selten, als Sie glauben, liebe Gertrud! erwiederte Friedrich. Diese alten Italiener sind wundersame Gesellen. In jedem Landstädtchen finden Sie ein paar halbverfallene Palazzi und stille Patrizierhäuser, in denen bald ein Einzelner, bald ein älteres Paar, bald eine ganze Familie in einer Zurückgezogenheit leben, die bei uns geheimnisvoll heißen würde.

Das Mädchen hörte die Belehrung ruhig an, sie durfte nicht zweifeln, daß ihr Geliebter mehr von seinem Gastfreund wisse als sie selbst. Bereits standen sie und Friedrich nach kurzem Gange an dem kleinen Steindamme, wo die schwarzen Fahrzeuge und die Gondoliere ihrer harrten. Um sie her schwirrten die Danksagungen und heitern Grüße der Begleiter, und so begnügte sich Gertrud, das herzliche Abschiedswort des jungen Mannes leise zu erwiedern. Doktor Carstens blieb am Ufer stehen und sah der buntbelebten kleinen Flotte so lange nach, als er im Abendsonnenlicht noch den Kopf und das schöne blonde Haar Gertruds unterscheiden konnte. Langsam und zögernd schlug er den Rückweg nach Signor Constantinis Garten ein; die Erlebnisse des Tages, das Wiedersehen seiner Geliebten, selbst seine Erzählung von vorhin hatten ihn erregt. Er wußte nicht, was ihn zwang, heute jedem Laut, den Gertrud im Laufe des Tages zu ihm gesprochen hatte, nachzusinnen. Es war ein fremder Tropfen in seinem frischen Blute, und er sagte sich schließlich, daß er schon zu lange auf der Insel verweile, und daß ihn der Gegensatz des frischen Lebens, das heute gewaltet, und der tiefen Einsamkeit so wunderlich stimme und bewege.

So schritt er nachdenklich zu der Stelle zurück, an der er vorhin neben Gertrud gestanden. Die Lorberzweige, welche sich um ihre Stirn gewiegt hatten, spielten zwischen dem Bogen der Laube und berührten seine Wangen; die Ufersäume der Insel leuchteten in der Abendsonne kräftig braunrot, die Lagune aber schimmerte in allen Farben.

Der junge Deutsche blickte rückwärts über den Rasenhügel auf das Haus mit den wenigen Fenstern und den schweren dunkeln Vorhängen dahinter und um sich auf die dichten Hecken und hohen Cypressen. Der Platz kam ihm unsäglich beschränkt und jetzt, wo die Sonne nicht mehr in den grünen Winkel hereindrang, unsäglich düster vor. Merlins Weißdornhecke kann nicht enger gewesen sein! dachte er. Und dann flog es durch sein Hirn: Was heißt denn eng oder weit? Wenn nun Gertrud mich für immer, ohne Wechsel, ohne weitere Aussicht in eine kleine deutsche Universitätsstadt bannte, wäre ich viel besser dran? Wir haben gut mutig sein, solange uns die Hoffnung aufwärts treibt und uns jenseits des Berges die Erfüllung vorspiegelt. Doch wenn jeder

Tag abwärts führt, wenn es Abend werden will und jede Stunde in öder Stille zum Bewußtsein bringt, daß das Leben verloren sei? Wir sprechen wie Merlin frevelnd das Wort, das uns an die Dornenhecke bindet, und doch wäre es vielleicht besser, mit den Tapfern durch die fernste Wüste zu ziehen und, wenn es sein muß, im Kampf zu Grunde zu gehen!

Unwillkürlich war Friedrichs erregtes Denken ein leidenschaftlich lautes Selbstgespräch geworden. Er fuhr jedoch erschrocken aus seinen Träumen auf, als sich eine leichte Hand auf seine Schulter legte und eine wohlklingende Stimme sagte: Sie irren, mein junger Freund! Es kann uns nichts Besseres geschehen, als daß wir im stillsten Weltwinkel eine Menschenseele finden, die uns von dem uralten Fluch der Einsamkeit, von dem Gefühl erlöst, allein zu sein. Es scheint, daß Sie so glücklich sind, in Ihrer jungen Landsmännin eine solche Seele gefunden zu haben. Aus den Augen Ihrer Geliebten glänzt ein Strahl, der nicht mit der Jugend erlischt, der im Abwärtsgehen heller und goldner in Ihr Leben fallen wird. Lassen Sie nichts in der Welt und nichts in Ihrem eignen Herzen zwischen sich und diese selige Gewißheit treten. Ob sie nun lang oder kurz währe; sie bleibt das Beste, was uns Sterblichen gegönnt ist, und wenn wir sie rein in uns erhalten, wird sie uns in der letzten Stunde nicht verlassen.

Es war Signor Felice Constantini, der so zu Doktor Carstens sprach. Friedrich hatte sich zu ihm gewandt, und sah einen Ausdruck tiefer Teilnahme in den Zügen des alten Herrn. Die milde Ruhe seines Gastfreundes ließ gar keine Betroffenheit über die plötzliche ernste Ansprache bei dem jungen Gelehrten aufkommen, Signor Felice fuhr, auch ohne eine Erwiederung seines Gastes abzuwarten, ruhig fort:

Sie bedürfen keiner Erklärung, ich weiß nur zu wohl, wie solche Stimmungen Herr über uns werden. Und ich spräche nicht zu Ihnen, wenn nicht Ihr Märchen, welches Sie vorhin den Landsleuten erzählt und welchem ich, ich darf nicht sagen wider Willen, aber doch ganz willenlos gelauscht habe, da ich mit meiner Lektüre dieser Laube zu nahe gerückt war, mich aufs tiefste ergriffen und mancherlei in mir aufgeregt hätte, was nicht vergessen, nur begraben war. Als ich Sie vorhin erzählen hörte, Signor Federigo, beschlich mich ein wundersames Gefühl, als trügen Sie meine Geschichte vor, und Merlin sei nur eine Verkleidung für mich. Und ich wußte dennoch, daß niemand auf Torcello und in Venedig Ihnen vertraut haben könnte, was zum guten Teile nur in mir lebt, hörte auch bald aus Ihrer Erzählung heraus, daß dieselbe in der That eine uralte Sage sei. Aber Ihre Sage — wie ich sie verstehe — hat Leben, Merlins Geschick erneut sich beständig, nur milder, freundlicher, mein junger Freund! Es ist nicht immer Viviane die Flatterhafte, die uns ein Merlinschicksal bereitet — ich habe es selbst erfahren!

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Kanalbauten oder billigere Eisenbahntarife? Da in letzterer Zeit von bekannter Seite wieder der Plan eines Kanalbaues in der Linie „Rhein-Weser-mittlere Elbe“ empfohlen wird gegen das Regierungsprojekt eines Kanalbaues nach den Emshäfen, von andrer Seite statt der Kanalbauten billigere Eisenbahntarife als das „allein Richtige“ vorgeschlagen werden, wollen wir diese Angelegenheit einer kurzen Betrachtung unterziehen und zwar von einem unparteiischen Standpunkte aus, indem wir nur das volkswirtschaftliche Interesse der Sache berücksichtigen.

Mit großem Bedauern müssen wir da zuerst konstatiren, daß bis jetzt die Kanalbaufrage vielfach nur von dem Standpunkte des Parteiinteresses erörtert worden ist. Auch die in letzterer Zeit aus dem Ruhrgebiet aufgetauchte Frage, ob nicht statt Kanalbauten billigere Eisenbahnfrachten im internen Verkehr zu geben seien, scheint uns nicht ganz parteilos zu sein.

Der uneingeweihte Leser der verschiedenen Artikel über diese Fragen wird in der unangenehmen Lage sein, beiden sich bekämpfenden Projekten Recht geben zu müssen, und beide haben ja auch durchaus Berechtigung; nur sind die Voraussetzungen für beide Pläne sowie für die dadurch zu erzielenden Resultate sehr verschieden, und nur unter parteiloser Beleuchtung aller Umstände wird sich ein unbefangenes Urteil bilden lassen. Wenn wir sagten, daß die Kanalbaufrage vielfach nur im ausschließlichen Parteiinteresse behandelt werde, so brauchen wir nur an die Agitationen der Stadt Magdeburg für die Kanallinie „Rhein-Weser-mittlere Elbe“ gegen das Regierungsprojekt des Kanalbaues nach den Emshäfen zu erinnern. Auch heute wird wieder von derselben Seite — trotz der abfälligen Beurteilung in unsern gesetzgebenden Körperschaften — in gleicher Weise agitirt, obgleich den von den Magdeburger Agitationen seiner Zeit mit fortgerissenen andern Städten und Ortschaften nachgerade ein Licht darüber aufzudämmern beginnt, daß die von der Stadt Magdeburg begünstigte Kanallinie vorzugsweise ihren Krämerinteressen dienen würde, während die erhofften Wohlthaten dieser Linie für die durchschnittene arme und industrielose Gegend doch nicht ganz zweifellos sein dürften. Im volkswirtschaftlichen Interesse verdient der von der Stadt Magdeburg begünstigte Plan heute wohl in letzter Linie Berücksichtigung. Wir erinnern ferner an den famosen Herrenhausbeschluß, durch den seinerzeit die Kanalbaufrage überhaupt für einige Zeit kaltgestellt wurde. Wir sind nicht so naiv, zu behaupten, daß bei diesem Beschlusse alles Parteiinteresse ausgeschlossen gewesen sei; denken wir ferner daran, daß mit dem Kanalbauprojekte der Regierung sofort verschiedene andre Kanalprojekte, z. B. aus der Provinz Schlesien nach Berlin 2c., auftauchten, so wird man in der Ansicht nicht fehlgreifen, daß für diese Projekte allein das Parteiinteresse maßgebend war. Nun aber zu der Streitfrage: Kanäle oder billigere Eisenbahntarife?

Alle Binnenland-Kanalprojekte hätten gewiß eine weit größere Berücksichtigung verdient, wenn dieselben ernstlich vor der Verstaatlichung der Eisenbahnen behandelt worden wären. Seit jedoch die Eisenbahnen Staatseigentum geworden sind und für den Geldbeutel jedes einzelnen steuerzahlenden Staatsbürgers verwaltet und betrieben werden, muß man vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus Binnenland-Kanalprojekte sehr sorgfältig prüfen. Unbestritten wird es bleiben, daß, wenn vorhandene Staatsbahnen mit neu anzulegenden Binnenlandkanälen wegen des

Gütertransports konkurriren, dies nur auf Kosten der Staatsbahnen, also auf Kosten der Allgemeinheit der Staatsbürger, geschehen kann, und man muß eine starke Portion Voreingenommenheit besitzen, um daran zu glauben, daß unter dem von Parteiinteressenten ausgehängten Schilde des „verbilligten Transportes“ allgemeine volkswirtschaftliche Interessen vertreten werden könnten.

Ergeben unsre Staatsbahnen gute Resultate, so können wir uns vom volkswirtschaftlichen Standpunkte darüber nur freuen, da jeder einzelne Staatsbürger ja dadurch eine ideale Revenüe bezieht; Binnenland-Kanalbauten dagegen würden jedem Staatsbürger viel Geld kosten, um schließlich das Resultat zu ergeben, daß die für das Allgemeine wohlverwalteten Staatsbahnen zum Schaden eines jeden Steuerzahlers in den Einnahmen geschädigt werden würden. Haben wir einmal den Weg der Staatsbahnen beschritten, so müssen wir nun auch mit Rücksicht auf die Größe der bereits vollzogenen Verstaatlichung hierin weiter vorgehen, und es kann unsres Erachtens nach die Frage von Binnenland-Kanalbauten nur in Bezirken erörtert werden, für die keinerlei Befürchtung vorliegt, bestehende oder zu bauende Staatsbahnen und damit das Interesse der Allgemeinheit zu schädigen.

Aus gleichem Grunde müssen wir uns gegen jede allgemeine Tarifermäßigung der Staatsbahnen im internen Verkehr aussprechen — soweit nicht vorhandene Mißstände und Härten aus früherer Zeit der Ausgleichung bedürfen —, da es uns vorteilhafter erscheint, für das Allgemeinwohl gut rentirende Staatsbahnen zu haben, als solche für den Säckel Einzelner nutzbringend zu machen. Dagegen sind wir für Tarifermäßigungen auf den Eisenbahnen bis zur äußersten Grenze, soweit es sich um den Export von Landesprodukten handelt, weil jeder Export wieder dem Wohle der Allgemeinheit der Staatsbürger zu Gute kommt und die etwa geringeren Einnahmeergebnisse auf solchen Exportlinien reichlich durch die Vorteile ausgeglichen werden, die durch den Export selbst der Allgemeinheit erwachsen. Deshalb glauben wir auch, daß neue Transportwege für den Export nach den Seehäfen zu empfehlen sind und die dafür entstehenden Ausgaben geleistet werden können, ja in volkswirtschaftlicher Hinsicht geleistet werden müssen, um dem Export des Vaterlandes möglichst die Wege zu ebnen, indem dadurch wieder die Steuerkraft des Landes vermehrt wird. Ob nun diese zu empfehlenden neuen Transportwege nach den Seehäfen durch Kanäle oder durch die in letzterer Zeit empfohlenen breitspurigen sogenannten Güterschleppbahnen hergestellt werden, wird Sache fachmännischer Berechnungen sein, die zu untersuchen haben, mit welcher Art von Transportwegen man große Massen am billigsten dem Export zuführt.

Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus muß daher jeder Unparteiische das Prinzip unsrer Regierung, zuerst die dem Export dienenden Transportwege zu ermöglichen, sowohl durch Neubau von Transportstraßen als auch durch Exporttarife auf den Staatsbahnen, freudig und dankbar anerkennen, wie auch das andre, daß erst nach Herstellung genügender Transportwege nach den Seehäfen Binnenlandkanäle in Aussicht genommen werden können.

Erwiederung. Die Berliner „Post“ vom 27. November hat mir eine doppelte schmerzliche Überraschung bereitet. Ich glaubte mich so gut vermummt zu haben und erfahre nun, daß der Scharfblick der „Berliner Zeitung“ augenblicklich den Kostgänger des Preßbüreaus in mir erkannt hat. Da wäre das Leugnen fruchtlos, und so bekenne ich denn, daß ich aus dem Reptilienfonds jährlich 100 000 Mark beziehe für Lästerung der Edelsten der Nation. Kränkender noch ist es, daß mein Stil der „Berliner Zeitung“ nicht gefällt. Und den Beifall eben dieses

ausgezeichneten Organs mir zu erwerben war doch mein höchster Wunsch, so wenig ich mich jemals zu der Einbildung verstieg, es den Lessings, Juniussen, Couriers u. s. w. von der „Berliner Zeitung" gleichthun zu können. Aber ich bitte sie, noch nicht gänzlich an mir zu verzweifeln; an dem guten Willen, mich zu vervollkommnen, fehlt es mir nicht. Zu dem Vorwurfe, ich hätte mich nicht darüber ausgelassen, „ob es wahr oder unwahr, daß Berlin [laut Herrn Ludwig Löwe] seine Verwandlung vom Dorfe in eine Großstadt nicht dem Hofe, nicht dem Militär, sondern seinen Fabriken verdanke," muß ich zu meinem Bedauern bemerken, daß diese Taktik des Reizes der Neuheit entbehrt. So verkündete vor einigen Jahrzehnten ein geistreicher Mann, dessen Name mir leider entfallen ist, in verschiedenen Broschüren, die Erde stehe fest, und rief, als ihm nur spöttische Abfertigungen zuteil wurden, triumphirend aus: Das Gegenteil hat mir niemand bewiesen! Sollte er etwa jetzt in Berlin Zeitungsredakteur sein? — Nizza, den 30. November 1883. Der Verfasser des Aufsatzes „Die Fabriken und die Großstädte."

Literatur.

Gustav Schwabs Leben. Erzählt von seinem Sohne Christoph Theodor Schwab. Freiburg i. B. und Tübingen, Mohr, 1883.

Der Herausgabe der „Kleinen Schriften" Gustav Schwabs durch K. Klüpfel ist eine ansprechend und einfach gehaltene Biographie des Dichters und Kritikers von dem Sohne desselben gefolgt. Die kleinen Kreise, welche an soweit zurückliegenden und dabei nicht übermächtigen Erscheinungen der deutschen Literatur, wie G. Schwab eine gewesen ist, noch ehrlichen Anteil nehmen, werden das kleine Buch sicher willkommen heißen. Wir haben die ältere, größere biographische Arbeit Klüpfels über den Dichter („Gustav Schwab" von K. Klüpfel, Leipzig, 1858) nicht zur Hand, um das Verhältnis der neueren zur älteren Darstellung bestimmen zu können. Doch dürfen wir wohl annehmen, daß das neue Büchlein durch mancherlei dem älteren Biographen nicht zu Gebote stehende Mitteilungen aus dem Jugendleben des Dichters bereichert ist. Sicher zum erstenmale werden die interessanten Tagebuchsblättter Gustav Schwabs aus Berlin im Sommer von 1815 veröffentlicht. Sie lassen einen merkwürdigen Blick in vergangenes Leben thun. Wem es tröstlich ist, daß gewisse häßliche Erscheinungen der Gegenwart schon damals im Keime vorhanden waren, der lese S. 31 das Raisonnement, in dem sich Clemens Brentano in einer Gesellschaft bei Savigny über die Literatur seiner Zeit ergeht. Da ist „Goethe zu klassisch und gemacht," das letztere auch Uhland, dem übrigens einige Vortrefflichkeit zugestanden wird. Tieck sei äußerlich einnehmend, übrigens ein Lump von mäßigem Witz, Fouqué spiele den deutschen Ritter und Sänger, sei übrigens ein zweiter Spieß (es ist Christian Heinrich Spieß, der Verfasser zahlreicher fabrikmäßiger Räuber-, Ritter-, Geister- und Gaunergeschichten gemeint). Arnim habe mehr Geist und Poesie am kleinen Finger, als Tieck am ganzen geschwollenen Leibe. An dem gepriesenen Theodor Körner sei nicht viel mehr, als daß er schlecht habe reiten können und daher alle Augenblicke wund geworden sei, dazwischen hinein aber geschrieen und gesungen habe. Wem wird nicht zu Mute, als ob er aus einer Gesellschaft modernster „schneidiger" und „pikanter" Feuilletonisten käme?

Das spätere, äußerlich wenig bewegte, zwar thätige aber minder fruchtreiche Leben Schwabs ist mit angemessener Kürze dargestellt, in dem Ganzen aber ein Ton eingehalten, der weder die Pietät verletzt, noch eigentlich panegyrisch wird.

Deutsche Reime. Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden, gesammelt von H. Draheim. Berlin, Weidmann, 1883.

Dieses Buch hat uns lebhaft interessirt. Es ist ein Seitenstück zu der bekannten, schon in mehreren Auflagen vorliegenden Sammlung, die vor einigen Jahren die Hertz'sche Buchhandlung in Berlin brachte: „Deutsche Inschriften an Haus und Gerät." Entschiedene Vorzüge, welche die neue Sammlung vor der älteren hat, bestehen darin, daß sie die mitgeteilten Sprüche nicht sprachlich modernisirt, sondern immer in der ältesten erreichbaren Sprachform giebt, ferner darin, daß sie möglichst genaue Nachweise über Ort und Zeit der Sprüche und über die Quellen, aus denen sie der Sammler geschöpft hat, beifügt, endlich darin, daß sie die Sprüche chronologisch im Anschluß an geläufige Perioden unsrer Geschichte ordnet. Dagegen können wir uns nicht befreunden mit den Unterabteilungen, die innerhalb der einzelnen chronologischen Abschnitte wieder gemacht worden sind: in dem Abschnitt 1517—1550 z. B. „Glaube, Hoffnung, Liebe," „Thun und Treiben," „Tugend," „Krieg," „Geschichtliches," im folgenden Abschnitt 1550—1618: „Allmacht Gottes," „Bibel und Religion," „Irdisches und ewiges Leben," „Freud und Leid," „Kunst und bürgerliche Tugend," „Unterhaltung," „Angriff und Abwehr." Diese Überschriften sind so verschwommen, daß man nichts rechtes damit anfangen kann. Richtiger erscheint es uns, die Sprüche, so wie es die Hertzsche Sammlung thut, nach den Gegenständen zu ordnen, auf denen sie angebracht waren, nicht allein wegen der praktischen Rücksicht, die eine solche Sammlung zu nehmen hat auf die gegenwärtig sehr große Anzahl derjenigen, die wieder Geschmack daran finden, auf allerhand Hausrat einen guten Spruch zu setzen, sondern weil auch der Inhalt der Sprüche bei allem Spielraum der Gedanken wirklich fast immer in engster Beziehung steht zu den Gegenständen, auf denen sie angebracht sind.

Freilich ist auch diese Sammlung, ebenso wie die Hertzsche, nur ein schwacher Anfang zu dem, was auf diesem Gebiete geschaffen werden kann und mit der Zeit auch geschaffen werden muß. Der Herausgeber führt ein recht stattliches Quellenverzeichnis an, aber wir sind überzeugt, daß jeder irgendwie sich für den Gegenstand interessirende Leser dieses Verzeichnis sofort aus dem Gedächtnis um so und soviele Nummern wird bereichern können. So ist z. B. für Leipzig Salomon Stepners Laurus Lipsica benutzt (die Ausgabe von 1690, die der Herausgeber zitirt, ist übrigens nichts als eine Titelauflage der bereits 1675 erschienenen Inscriptiones Lipsienses); eine ähnliche Berücksichtigung aber hätten jedenfalls die „Dreßdnischen Inscriptiones" von Michaelis (Dresden, 1714) verdient. Von Mones „Anzeiger" ist der Jahrgang 1835 erwähnt. Warum bloß dieser eine? In den 40 Bänden dieses „Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit" von 1832 bis 1883 wäre sicherlich ein reiches Material für die vorliegende Sammlung zu finden gewesen. Fast ganz unbenutzt geblieben sind die Vereinsschriften der zahlreichen lokalen Geschichts- und Altertumsvereine, selbst offizielle Publikationen wie die von der Historischen Kommission der preußischen Provinz Sachsen herausgegebenen Kunstdenkmäler. Vereinzelt bringt der Herausgeber auch ein Sprüchlein aus der Schlußschrift eines alten Druckes oder einer Handschrift. Aber was für eine Fülle der köstlichsten Einfälle giebt es gerade auf diesem Gebiete! Freilich, dazu hätte es gegolten, planmäßig die gedruckten Handschriftenkataloge der öffentlichen Bibliotheken, auch Naumanns „Serapeum" u. ähnl. durchzuarbeiten. Prächtige Grabverse hat, wenn wir uns recht erinnern, Baumbach aus den Alpen im „Enzian" mitgeteilt; auch sie vermißt man hier. Gegenüber diesem vielen, was nicht da ist, würden wir gern auf einzelnes verzichten, was da ist. So gehören z. B.

die gereimten Unterschriften, wie sie sich unter den Holzschnittserien des 15. Jahrhunderts finden, entschieden nicht in eine solche Sammlung, am wenigsten, wenn der Herausgeber, wie es vorkommt, statt der ganzen Serie nur ein einzelnes Blatt gekannt hat. Ebensowenig gehören herein die Reime, die sich unter Bildercyklen finden, welche geschichtliche Vorgänge darstellen. Man könnte sonst schließlich auch die zahlreichen Reimereien mit hereinnehmen, die unter den im 16. Jahrhundert so beliebten Galerien von Fürstenporträts angebracht wurden und in Holzschnittpublikationen solcher Porträtgalerien vielfach erhalten sind.

Die wissenschaftliche Zubereitung des mitgeteilten Stoffes ist im Ganzen vertrauenerweckend, wiewohl es eigentümlich berührt, einen so bekannten Kunsthistoriker wie Woltmann wiederholt Woldtmann geschrieben zu finden. Die Drucksausstattung ist ansprechend, der Einband — wohl eine Leistung der Berliner Buchbinderei — höchst wunderlich.

Rafael. Die Stanzen des Vatikan. In Nachbildungen nach Kupferstichen herausgegeben von Adolf Gutbier. Mit erläuterndem Text von Wilhelm Lübke. Dresden, A. Gutbier (1883).

Es wird etwa ein Jahr her sein, daß wir den Leserkreis der Grenzboten auf das Rafaelwerk aufmerksam machten, welches in drei herrlich ausgestatteten Quartbänden die Kunsthandlung von A. Gutbier in Dresden herausgegeben hatte, und welches sämtliche Tafelbilder und Fresken des Meisters in Nachbildungen nach Kupferstichen und Photographien vorführte, begleitet von einem Leben Rafaels aus Lübkes Feder (3 Bde. geb. 185 Mk.). Einem Wunsche, den wir damals nicht auszusprechen wagten, ist die Verlagshandlung inzwischen von selbst entgegengekommen: sie hat von dem kostbaren Werke Teilausgaben veranstaltet. Schon vor Monaten erschienen in einem besondern Bande die Madonnen und die heiligen Familien, (kart. 30 Mk., geb. 40 Mk.), und vor kurzem hat sich ein zweiter, ebenfalls getrennt zu beziehender Band jenem ersten angeschlossen, der die Stanzen des Vatikan enthält (kart. 30 Mk., geb. 40 Mk.). Es sind 35 Tafeln, die diesen Band bilden. Zwölf sind der Stanza della Segnatura gewidmet (Disputa, Parnaß, Schule von Athen, Poesie, Sündenfall, Urteil Salomonis ꝛc.), acht der Stanza d'Eliodoro (Vertreibung des Heliodor, Messe von Bolsena, Attila vor Rom, Petri Befreiung ꝛc.), sieben der Stanza dell' Incendio (Brand im Borgo ꝛc.), acht dem Saal Constantins. Gesamtansichten der einzelnen Zimmer gehen den Wand- und Deckengemälden voraus. Zur Vorlage für die Reproduktion der Fresken aber haben die meisterhaften Stiche von Volpato gedient, von denen eins der selten vorkommenden Exemplare vor aller Schrift der photographischen Aufnahme zu Grunde gelegt werden konnte. Die Lichtdrucke sind in der Anstalt Martin Rommels in Stuttgart, der wir wegen ihrer vollendeten Leistungen gerade in der Wiedergabe von Kupferstichen schon wiederholt in d. Bl. die größte Anerkennung gezollt haben, hergestellt worden. Lübke hat den Tafeln einen bequem und geschmackvoll orientirenden Text beigegeben, der Schritt für Schritt den Tafeln folgt. Die Ausstattung unterscheidet sich in nichts von der des großen Gesamtwerkes. Möchte denn die so gewährte Erleichterung in der Anschaffung des Werkes in den Kreisen ernsterer Kunstfreunde die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen. Dies wünschen wir von Herzen, vor allem im Hinblick auf die herannahende Weihnachtszeit.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Das französische Gelbbuch über Tonkin.

Das französische Gelbbuch über die Tonkinfrage ist seit einigen Tagen erschienen, und damit haben wir authentische Mitteilungen über den ganzen Verlauf der Angelegenheit. Die Dokumente beginnen mit dem vielbesprochenen politischen Vertrage, der am 15. März 1874 zwischen Frankreich und Annam abgeschlossen wurde, und gegen den China als suzeräne Macht nicht ohne Grund Einspruch erhob, da es im zweiten Artikel desselben heißt: „Seine Excellenz der Präsident der französischen Republik erkennt die Souveränität des Königs von Annam und dessen gänzliche Unabhängigkeit von jeder fremden Macht an, verspricht ihm Hilfe und Beistand und übernimmt es, ihm auf sein Ansuchen und ohne Entschädigung die nötige Unterstützung zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in seinen Staaten zu gewähren, ihn gegen jeden Angriff zu verteidigen und der Piraterie ein Ende zu machen, welche einen Teil der Küsten des Königreichs verwüstet." An demselben Tage mit dem politischen Vertrage wurde auch ein kommerzieller abgeschlossen, den das Gelbbuch gleichfalls mitteilt. Dann folgt eine lange Korrespondenz französischer Minister des Auswärtigen vom Herzog Décazes an, der es doppelt eilig mit der freien Schifffahrt auf dem Roten Strome hat, als die Engländer sich im Juli 1875 bemühen, die reiche chinesische Provinz Junnan auf dem Wege durch Birma dem Handel zu erschließen. Im Mai 1877 berichtet der französische Gesandte in Peking, daß dort Abgeordnete aus Annam mit Tribut eingetroffen sind. Derselbe Diplomat macht in einer Depesche vom 26. März 1878 die Bemerkung, es sei sonderbar, daß Tuduk sich nicht mehr König, sondern Kaiser nenne und von Frankreich als Souverän behandelt werde, da er in Peking nur als Fürst zweiten Ranges gelte, weil er 1849 von China die Investitur erhalten und niemals dagegen protestirt habe. Admiral Jaureguiberry

rät in einer Depesche an Waddington im Oktober 1879 zu einem wirklichen Protektorat über Tonkin, da dies der beste Weg sei, den unaufhörlichen Verwicklungen ein Ziel zu setzen. Um dieselbe Zeit erscheint Le Myre de Vilers, Gouverneur von Kochinchina, auf der Bühne, um anzuzeigen, daß eine annamitische Gesandtschaft auf der Reise nach Paris sei, um über wichtige Fragen zu verhandeln, die zwischen Tonkin und Frankreich schwebten.

Daß die Chinesen ihre oberherrlichen Rechte in Tonkin niemals aus den Augen verloren haben, ergiebt sich daraus, daß in den Depeschen der Marine- und Kolonialminister Fourichon, Pothuau, Jauréguiberry und Cloue an ihre Kollegen im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten häufig Stellen der Pekinger Zeitung zitirt werden, die sich auf jene Rechte beziehen und sie energisch wahren. Natürlich bringt das Gelbbuch auch die ganze Korrespondenz mit Bourée, dem frühern Gesandten Frankreichs in China, und es geht aus derselben hervor, daß man zu einer gewissen Zeit einer Verständigung sehr nahe war, daß aber Challemel-Lacour die Beendigung des Streites verhinderte.

Von besonderm Interesse sind die neuesten Stücke der Sammlung. Die Rede, die Ferry am 31. Oktober d. J. in der Deputirtenkammer gehalten hatte, lenkte natürlich die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung auf sich. Die Verlesung des Tricouschen Telegramms seitens des französischen Premiers erregte großen Anstoß, und wir sehen, daß Marquis Tseng unterm 5. November aus London über die Sache an ihn geschrieben hat. Ferry benachrichtigte den Marquis am 17., daß die im Becken des Roten Stromes stehenden französischen Truppen Befehl erhalten hätten, sich der Städte Songtai, Honghoa und Baknin zu bemächtigen, und ersuchte ihn, dies seiner Regierung zu melden und ihr zu empfehlen, den Befehlshaber der chinesischen Truppen in dieser Gegend anzuweisen, daß er in Gemeinschaft mit dem französischen General eine Demarkationslinie zwischen den beiderseitigen Stellungen ziehe. Der Marquis Tseng hatte diese Mitteilung noch nicht erhalten, als er an demselben Tage an Ferry schrieb, um ihn zu benachrichtigen, daß seine Regierung kraft ihres Rechts als suzeräne Macht vor einiger Zeit Truppen nach Tonkin gesandt habe, wie das schon wiederholt geschehen sei. Am 19. November bemerkte hierauf Ferry in einem Briefe dem chinesischen Gesandten, daß im Hinblick auf die Mitteilung, die sein Schreiben vom 5. gekreuzt habe, sein Vorschlag einer Demarkationslinie als das sicherste Mittel erscheine, einen Zusammenstoß der französischen Streitkräfte mit den chinesischen zu vermeiden. An dem nämlichen Tage übersandte Tseng dem französischen Premier die Abschrift eines Telegramms, welches er aus Peking empfangen hatte, und welches den Text einer vom Tsong Li Jamen an den Geschäftsträger Frankreichs in China gerichteten Depesche enthielt. Dieses Aktenstück, eine ausführliche Rechtfertigung der Ansprüche Chinas auf die Oberherrlichkeit über das Königreich Annam, ist bereits veröffentlicht worden. Auf diese Mitteilung antwortete Ferry am 22. November, indem er bemerkte, daß die meisten Einwürfe

der Denkschrift des Tsong Li Jamen bereits in früheren Depeschen widerlegt worden seien, und dann erklärte, daß Frankreichs Haltung zu allen Zeiten höchst versöhnlich gewesen sei, und daß er nicht verstehen könne, warum China, wenn es wirklich den Frieden wolle, nicht die letzten Vorschläge seiner Regierung angenommen habe. Zwei Tage später sagte Tseng in Beantwortung des Ferryschen Briefes vom 17., wenn dessen Erklärung in der Kammer der chinesischen Regierung schmerzlich gewesen, so habe sie dieselbe auch aufgeklärt. „Wir haben, so schreibt er, Frankreich, das einst so stolz darauf war, kleine Länder zu schützen, wie es scheint, als bereit zu betrachten, sich des Besitzes des Fürsten zu bemächtigen, den es zu beschützen vorgiebt."

Wieder zwei Tage später, am 26. November, richtete der chinesische Gesandte an Ferry eine sehr wichtige Mitteilung, die folgendermaßen lautete: „Herr Minister, indem ich mich zum Empfange Ihrer Mitteilung vom 19. d. M. bekenne und meine Depesche vom 24. ergänze, habe ich die Ehre, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß die kaiserliche Regierung sehr glücklich sein würde, wenn es zu einer Verständigung mit der französischen Regierung käme, die jeden Zusammenstoß zwischen den französischen und den chinesischen Streitkräften in Tonkin verhinderte. Da aber der in Ihrem Schreiben vom 17. d. M enthaltene Vorschlag sich auf die Einwohner der Städte Songtai, Honghoa und Baknin bezieht, d. h. auf Orte, welche jetzt von den kaiserlichen Truppen besetzt sind, die Befehl erhalten haben, sie zu verteidigen, so bedauert die kaiserliche Regierung, sich nicht imstande zu sehen, in Ihrem Vorschlage eine Maßregel zu finden, mit der sich den Erfordernissen der gegenwärtigen Lage in Tonkin begegnen ließe. Indem ich denselben Zweck im Auge hatte, der Ew. Excellenz Ihren freundschaftlichen Vorschlag zu machen bewog, schlug ich Ihrem Vorgänger in einer Besprechung, die ich am 1. August mit ihm hatte, vor, man möge eine Demarkationslinie zwischen den bei Songtai und bei Hanoi sowie in den Städten auf dem rechten und linken Ufer des Roten Stromes stehenden Armeen ziehen. Ich erneuere jetzt diesen Vorschlag, und indem ich mich der großen internationalen Interessen erinnere, die unzweifelhaft berührt werden würden, wenn es zu einem Zusammenstoße zwischen den Truppen unsrer beiden Länder käme, hoffe ich zuversichtlich, Ew. Excellenz werden die Güte haben, meinem Vorschlage reifliche Erwägung angedeihen zu lassen."

Auf diesen Brief erteilte Ferry unterm 30. November folgende Antwort, von der wir nur einige unwesentliche Sätze weglassen: „In Ihren Briefen vom 24. und 26. hatten Sie die Güte, einige Bemerkungen über meine Mitteilungen vom 17. und 19. desselben Monats zu machen. Ihre Aufmerksamkeit lenkte sich vor allem auf den unsern Truppen erteilten Befehl, gegen Songtai, Honghoa und Baknin zu marschiren, deren Besetzung für unumgänglich angesehen wird. In Verbindung mit dieser Thatsache weisen Sie auf eine Stelle in der von mir am 31. Oktober in der Deputirtenkammer gehaltenen Rede hin, in welcher

ich auf »den Besitz von Tonkin« als auf das Ziel hinwies, dem die Bemühungen meiner Vorgänger gegolten hätten. Sie fragen, ob diese Erklärungen nicht eine Wendung unsrer Politik bezeichnen, und ob es nicht unmöglich ist, sie mit der Versicherung in Einklang zu bringen, die 1881 Herr Barthélemy Saint Hilaire abgab, daß »die Regierung der Republik in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des Vertrages von 1874 zu handeln beabsichtigt und die Verpflichtungen erfüllen will, zu welchen er führt.« In Betreff dieses Punktes freut es mich, jedes Mißverständnis beseitigen zu können. Unsre Absichten haben sich in den letztverflossenen drei Jahren nicht geändert, und unsre Politik hat nicht aufgehört, den Grundsätzen zu folgen, welche die Basis des französisch-annamitischen Vertrages von 1874 bilden. . . Die Ereignisse, die sich seit dieser Zeit begeben haben, der Widerstand, dem wir begegneten, und der Kampf, den wir noch jetzt zu bestehen haben, haben unsern Entschluß nicht geändert. Noch heute wie vor drei Jahren denken wir an keine Eroberung. Unsre einzige Absicht geht dahin, uns durch Aufrichtung einer Schutzherrschaft, wie sie uns der Vertrag von 1874 zugesteht, die freie Schifffahrt auf dem Songkoi und die zur Entwicklung kommerzieller Beziehungen in Tonkin erforderliche Ruhe zu sichern. . . . Unser aufrichtiger Wunsch, jeder Möglichkeit eines Konflikts aus dem Wege zu gehen, solange die Aufgabe vorliegt, das von uns ins Auge gefaßte Resultat zu erreichen, veranlaßte mich, der kaiserlichen Regierung den Vorschlag zu machen, man solle die beiderseitigen Befehlshaber zur Ziehung einer Demarkationslinie zwischen ihren Stellungen veranlassen. Da Sie diese Eröffnungen nicht für vereinbar mit dem damaligen Stande der Dinge in Tonkin erachteten, so wiederholten Sie einen Vorschlag, den Sie am 1. August meinem Vorgänger machten, und der dahin ging, die besagte Demarkationslinie solle zwischen den in Hanoi und in Songtai sowie in den Städten auf dem rechten und linken Ufer des Roten Stromes stehenden Armeen gezogen werden. Gestatten Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß Sie bei derselben Zusammenkunft am 1. August erklärten, es befänden sich keine chinesischen Truppen in Tonkin, und falls deren in der That dort wären, so könnten sie nur in den Bezirken stehen, die an der ungenau abgesteckten Grenze zwischen den beiden Ländern liegen. Es konnte sich damals also nicht um eine Demarkationslinie handeln, die, zwischen Hanoi und Songtai gezogen, weiterhin dem Laufe des Roten Flusses folgen sollte. Herr Challemel-Lacour bemerkte ferner bei einer zweiten Zusammenkunft am 2. August, daß keine Gefahr eines Zusammenstoßes vorzuliegen scheine, da unser Expeditionskorps nicht bis nach dem nördlichen Teile von Tonkin vorrücken solle, daß das Resultat aber ein andres sein würde, wenn man die chinesischen Truppen näher bei den Festungen aufstellen wollte, die wir anzugreifen beabsichtigen, da sie sich dann der Gefahr aussetzen würden, als Verbündete der Annamiten behandelt zu werden. Seit jener Zeit hat sich die Lage, was uns betrifft, nicht verändert; denn unsre Pläne haben keine

andre Gestalt angenommen und konnten keine andre annehmen. Deshalb kann uns keine Verantwortlichkeit treffen, wenn es zu einem Konflikte zwischen den beiden Ländern kommen sollte. Wir hoffen, daß ein solcher nicht eintreten wird, und daß die chinesischen Truppen, welche nicht genötigt waren, die Positionen, die sie im August innehatten, zu verlassen, uns erlauben werden, das Werk der Herstellung friedlicher Zustände auszuführen, welches wir im Interesse aller zu betreiben entschlossen sind."

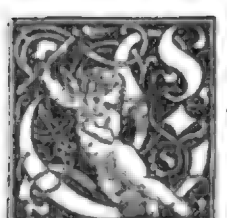
In diesem Briefe fordert also Ferry die chinesische Regierung auf, ihre Truppen aus der Stellung bei Songtai, Honghoa und Baknin zurückzuziehen. Die Antwort des Tsong Li Jamen auf dieses Verlangen ist in Paris noch nicht eingetroffen. Mittlerweile haben die Verhandlungen zwischen Frankreich und China seit dem Beginn des Dezember ein etwas erfreulicheres Aussehen angenommen, d. h. der Pekinger Hof scheint geneigt, dem französischen Kabinet, soweit es irgend möglich ist, mit Zugeständnissen entgegenzukommen, und herrscht am Quai d'Orsay gleiche Mäßigung und Nachgiebigkeit, so wird sich die vor kurzem sehr nahegerückte Kriegsgefahr abwenden lassen.

Der Umstand, daß Frankreich sich dem Übereinkommen angeschlossen hat, welches zwischen Deutschland, England und andern beim Schutze europäischer Interessen in den chinesischen Hafenstädten beteiligten Mächten zustande gekommen ist, hat, wie zu erwarten war, einen günstigen Eindruck gemacht. Es würde für die französische Regierung nicht gut möglich gewesen sein, sich an einer solchen Konvention zu beteiligen, wenn sie ernstlich der Meinung wäre, sie werde bald in die Lage versetzt sein, sich als kriegführende Macht im völkerrechtlichen Sinne des Wortes betrachten zu müssen. Denn wenn sie in diesem Falle sich der gedachten Übereinkunft anschlösse, so würde sie sich von vornherein des Gebrauches der mächtigsten, wo nicht der einzig wirksamen Waffe berauben, zu dem sie die Stellung eines Kriegführenden China gegenüber berechtigen würde. Auf die Waffen der Blockade, des Bombardements und der Flottenoperationen an den chinesischen Küsten überhaupt zu verzichten, wäre wohl der unwahrscheinlichste Schritt, den eine Seemacht thun würde, die erwartete, bald zu einer großen Maßregel in einem Seekriege gezwungen zu sein. Der Beitritt Frankreichs zu der betreffenden Konvention hieße bei solcher Erwartung ungefähr, sich die eine Hand auf den Rücken binden, und es ist schwerlich vorschnell geurteilt, wenn wir schließen, daß eine Macht, welche dies mit voller Überlegung thut, mit einer gewissen Zuversichtlichkeit sich darauf verlassen muß, ihre Ziele zuletzt ohne Kampf erreichen zu können. Jener Schritt ist infolge dessen als eine Art völkerrechtlicher Bürgschaft betrachtet worden, daß der Krieg, wenn er dennoch ausbrechen sollte, sich auf das Gebiet von Tonkin beschränken werde, und das bedeutet ungefähr, daß wir sicher sind, es werde überhaupt zu keinem Kriege im strengen Wortsinne zwischen China und Frankreich kommen. Denn „ein auf Tonkin beschränkter Krieg" schließt nicht notwendig eine ernstere Störung der

internationalen Beziehungen und eine größere Gefahr für die europäischen Interessen in Ostasien ein, als der „auf Annam beschränkte Krieg,“ den Frankreich bisher schon Monate lang geführt hat.

Fortschritte der sozialpolitischen Debatte.

2.



Ein kurzer Blick auf die „Haider Thesen“ genügt, um den ultramontanen Vorwurf, daß in ihnen die Rechte der Kirche verleugnet würden, und zwar auf Kosten der staatlichen Allmacht, zu widerlegen. Merkwürdigerweise behandeln diese Thesen, wie schon bemerkt, eigentlich nur eine der vom Fürsten Löwenstein auf dem katholischen Kongreß angeregten Fragen; sie beschränken sich auf die Arbeiterfrage (welche doch, im weiteren Sinne wenigstens, auch die Handwerkerfrage umfaßt), und die Wucherfrage blieb ganz beiseite — wir fürchten fast, um ja nach keiner Seite hin Hörner oder Zähne zu zeigen. Ohne Zweifel hat man erkannt, daß man mit Berührung dieser Frage sich alsbald im Fahrwasser des Antisemitismus befunden haben würde; und gegen dergleichen ertönten ja nicht bloß auf dem Frankfurter Kongresse aus dem ultramontanen Lager ernstliche Verwahrungen. Wenn man übrigens weiß, daß der zweite Direktor einer Hypothekenbank (der Dr. Steinle aus Frankfurt, der sich gern „von“ Steinle nennt) bei den Haider Beschlüssen mitgewirkt hat, nachdem er bereits vorher mehrfach Verwahrung gegen die Annahme antisemitischer Tendenzen innerhalb der ultramontanen Kreise eingelegt hatte, so kann man sich nicht mehr verwundern, daß die Wucherfrage auch von der Versammlung in Haid mit großer Behutsamkeit umgangen wurde. Was dagegen die Grundentlastungs- oder die Agrarfrage anlangt, so ist sie auf einer spätern Versammlung in Salzburg erörtert worden und hat ebenso zur Aufstellung von Thesen geführt. Lassen sich aber in den Haider Thesen, wenn auch im dunkeln Hintergrunde und fast ganz verwischt, die Anschauungen des Pater Weiß, des Verfassers der Apologie des Christentums, erkennen, so treten in den Salzburger Thesen schon klarer die agrarischen Anschauungen des Redakteurs Jäger in Speyer zu Tage, wie er sie in seiner „Agrarfrage der Gegenwart“ zum Ausdruck brachte.

Diese beiden Thesenreihen bilden also den Angelpunkt des sozialwirtschaftlichen und sozialpolitischen Programms, das nun nach der Meinung ihrer Ur-

heber der katholische Kongreß in Düsseldorf bestimmter als Richtschnur für die katholische Thätigkeit zusammenfassen sollte. Kurz zusammengefaßt gestalten nun die Thesen die sozialpolitischen Aufgaben etwa in folgender Weise. Indem die Handwerkerfrage im Haider Programm vorangestellt ist, fordert dasselbe getrennte Behandlung von Handwerk, Großindustrie und Hausindustrie. Der Handwerkerstand wird in Verbindung mit dem Stande der Landwirte als Hauptstütze des sozialen Zusammenhanges bezeichnet, und seine Neubefestigung wird für eine soziale Notwendigkeit erklärt. Gegenwärtig jedoch befindet sich der Handwerkerstand in Desorganisation, welche durch obligatorische Innungen und durch Handwerkerkammern nach Analogie der Handelskammern überwunden werden soll. Auch sollen, ebenso wie gegenwärtig Handelsgerichte für Handelsstreitigkeiten bestehen, Handwerkergerichte für die Klagen auf dem Arbeitsgebiete errichtet werden. Sowohl Meister als Gesellen und Lehrlinge sollen innerhalb der Handwerkerzunft ihre begrenzten Rechte und Pflichten angewiesen erhalten. Dem Meister ist ein Befähigungsnachweis aufzuerlegen, und ebenso soll der Lehrling, bevor er zum Gesellen erklärt werden kann, durch eine Prüfung seine genügende Ausbildung erweisen. Die Gesellen sollen von den Zünften im handwerksmäßigen Sinne geleitet und während der Wanderschaft sowohl moralisch als materiell unterstützt werden; zur Kontrole sollen die Arbeitsbücher dienen. Desgleichen sollen die Lehrlinge insbesondre moralisch sorgfältig geleitet werden; die kirchlichen Pflichten derselben werden mehrfach betont und die Hinleitung dazu wird der Zunft zur Pflicht gemacht. Umsoweniger läßt sich der Vorwurf der Zentrumspresse begreifen, daß durch das Programm auf Kosten der Kirche die staatliche Allmacht gefördert werde. Indem aber wohl das Programm hinsichtlich der moralischen Angelegenheiten und hinsichtlich gewisser Äußerlichkeiten die Beeinflussung durch die Zunft verlangt, fehlt hinsichtlich der sozialpolitisch am schwersten wiegenden Frage, nämlich hinsichtlich der Ausbeutung der Lehrlinge, die seinerzeit nicht wenig dazu beigetragen hat, das allerdings verzopfte Zunftwesen um den letzten Kredit zu bringen, jede Andeutung. Hier aber hätte vor allem angesetzt werden müssen, und hier vor allem sind strikte Grundsätze notwendig. Auch die Grundzüge hinsichtlich des Meisterverhältnisses, wie sie in den Haider Thesen gegeben werden, zeichnen sich nicht durch Sicherheit aus und scheinen uns nicht den Kern der Sache zu treffen. Allerdings sollen die Zünfte möglichst selbständig die Verhältnisse der Zunftgenossen untereinander regeln, sie sollen wirken für Hebung des Standesbewußtseins, sollen auch die Güte der von den Meistern gelieferten Arbeiten kontroliren. Sie sollen ferner gewerbliche Fachschulen errichten und kontroliren; sodann sollen sie — allerdings nötigenfalls unter Staatshilfe — für Errichtung gemeinschaftlicher Betriebswerkstätten und Magazine, sowie für Regelung des Kreditwesens wirksam sein. Endlich soll durch die Innungen die gewerblich-soziale Vereinsthätigkeit, die Gründung von Lehrlingsanstalten, Gesellenhospizen und sonstigen charitativen

Anstalten zum Ersatz des Elternhauses und zur Förderung der sozialen und technischen Entwicklung der Innungsangehörigen unterstützt und geleitet werden.

Das klingt alles sehr gut; aber man dürfte leicht erkennen, daß alle diese Aufgaben in ihrer Darstellung doch nicht mehr sind als Verlegenheitsgaben, zu denen man auf dem Wege des Kompromisses kam, um nur nicht ergebnislos auseinanderzugehen. Es sind vielfache Ziele gestellt; aber über die Grundlage, über die Organisation und über die Mittel, die doch ohne Zweifel notwendig sind, um jene Ziele auch nur anzustreben, und die daher zunächst wichtiger sind als die Ziele selbst, geht man still hinweg. Höchstens sind einige solche Mittel aus der staatlichen Einwirkung gezogen. Es soll nämlich der Staat die Innung unterstützen durch Förderung des gewerblichen Unterrichts, durch Herstellung der allgemeinen Sonn- und Feiertagsruhe, Markenschutz und Verpflichtung zur Markenführung, Regelung des Submissionswesens und der Absatzverhältnisse (!), des Hausirwesens, der Wanderbücher und der Gefängnisarbeit. Läßt sich hieraus die eigentlich klägliche Stellung, die man dem Staate dem Handwerkerwesen gegenüber zuweisen will, erkennen — womit der Lärm der Zentrumspresse wegen der staatlichen Allmacht vollends als ein Schlag ins Wasser erscheint —, so noch mehr die unbedingte Unsicherheit und Unklarheit, in der man sich wegen einer wirksamen Zunftorganisation und wegen der Grundlagen, auf welchen sie notwendig ruhen muß, wenn sie überhaupt lebensfähig sein soll.

Wir wissen wohl, daß die katholischen Sozialpolitiker, von deren Ideen man allerdings bei Abfassung der Haider Thesen ausging — freilich um dann sehr abzuschweifen —, einen andern Begriff vom Zunftwesen in seiner Blütezeit haben, als er sonst landläufig ist. Jenen Sozialpolitikern ist bekannt, daß die alte, übrigens in jahrhundertelangem Kampf erwachsene mittelalterliche Zunft (innerhalb welcher das Handwerk eine unvergleichliche Blüte erreichte), bevor sie dazu kam, weite Ziele ins Auge zu fassen und mit Kraft und Entschlossenheit zu erstreben, erst nach festem Zusammenschluß suchte, indem sie die gemeinsamen Interessen völlig verschmolz und die Einzelinteressen der einzelnen Zunftgenossen, wenn nicht auflöste, doch den Gesamtinteressen gänzlich unterordnete. Die Erstarrung und endlich der Zusammenfall der alten Zunft war dagegen die Folge des Abweichens von dieser Grundlage, indem man die Zunftorganisation der Ausbeutung durch das Einzelinteresse verfallen ließ. Die Aufstellungen des Haider Programms bleiben weit entfernt von solchen Voraussetzungen; sie bewegen sich noch völlig auf dem Boden des Individualismus, und ihr Ziel geht offenbar nicht weiter als bis zu einer gewissen Milderung des Kampfes aller gegen alle, keineswegs bis zur Beseitigung desselben. Und doch müßten Bestrebungen, die von christlichen Grundsätzen ausgehen, nichts weniger als die Beseitigung jenes Kampfes im Auge haben.

Alle Zunftbestrebungen werden ohne praktisches Ergebnis bleiben, wenn sie sich nicht auch die gewissermaßen organisatorischen Einrichtungen oder Gestaltungen, in denen sich die wirtschaftliche Betriebsweise des Manchestertums bewegt, zu Nutze machen und dieselben für sich verwerten. Die Zünfte der Zukunft mit praktischer Wirksamkeit müssen unbedingt bis zu gewissen Graden als Produktivgenossenschaften wirken; wenigstens als Genossenschaften, in denen der kapitalarme Einzelne die Voraussetzungen findet, unter Bedingungen, welche der Kapitalarmut entsprechen, aus seiner Arbeit den gebührenden Lohn und Gewinn zu ziehen. Die Innung der Zukunft muß daher nicht nur die Voraussetzungen zur Behauptung des Marktes (diesen Begriff im weitesten Sinne des Wortes) sich schaffen, sondern sie muß auch verstehen, die Beschränkungen für den einzelnen Gewerbsgenossen, welche zugleich die Bedingungen für die Behauptung des Marktes sind, herzustellen und durchzuführen.

Es erscheint uns zunächst als durchaus falsch und ungenügend, die Lehrlingsfrage bloß in so äußerlicher Weise, wie es in den Haider Beschlüssen geschieht, zu behandeln. Die Lehrlinge dürfen, wenn man wirklich der Zunft wieder eine Einwurzelung geben will, garnicht mehr den einzelnen Meistern überlassen werden, sondern man muß sie einfach als Zöglinge der Zunft betrachten und behandeln. Die Anleitung zum Handwerk muß unter fortgesetztem Einfluß durch die Zunft geschehen, und es ist nichts gethan, wenn man sich auf Fortbildungsschulen und auf eine Gesellenprüfung beschränken wollte. Für „Fortbildungsschulen" schwärmt ja auch der Liberalismus, und der praktische Wert von Prüfungen ist ein höchst zweifelhafter. Es kommt aber auch darauf an, die so oft vorkommende Ausbeutung und Erschöpfung jugendlicher Kraft im Auge zu behalten, und es erscheint unbedingt als Pflicht einer gewerblichen Zunft, ihren jungen Nachwuchs ebenso in der Kraft wie in der Geschicklichkeit zu entwickeln. Man irrt sehr, wenn man meint, das Lehrlingswesen sei während des Höhepunktes der Zunftzeit ebenso verrottet gewesen und die Lehrlinge seien in gleicher Weise zu bloßen Objekten der Ausbeutung zu machen gewesen wie in der Epoche des Zunftverfalls. Vielmehr war die Zunft nach Maßgabe der damaligen Erkenntnis sogar außerordentlich besorgt um das Wohl ihrer jüngsten Mitglieder und um die Ausbildung derselben, und daraus ist gerade die große Leistungsfähigkeit des Handwerks im Mittelalter, die man noch heute bewundert, hervorgegangen.

Allein zur Handhabung einer guten Zunftorganisation, die nicht nur ihren Mitgliedern soviel gewähren kann, daß sie deren Nutzen einsehen — denn die alten Zünfte sind zu Grunde gegangen zum Teil auch deshalb, weil ihre eignen Angehörigen ihren Nutzen in Frage zogen —, gehören auch Mittel, die man nicht etwa durch laufende Beiträge von den Zunftgenossen zu beschaffen hoffen darf. Wenn nur entfernt etwas Ersprießliches geleistet werden sollte, so müßten

diese Beiträge so hoch sein, daß die Zünfte sofort als eine Last, nicht als eine Wohlthat empfunden werden würden.

Hier liegt aber der Punkt, auf den wir hinwiesen, indem wir sagten, daß die Bestrebungen der Zunft der Zukunft sich die Vorteile der organisatorischen Einrichtungen des Manchestertums nicht entgehen lassen dürften. Die Macht des modernen Kapitalismus beruht lediglich auf der Beherrschung des Marktes. Sowohl die Landwirtschaft als das Handwerk kranken hauptsächlich daran, daß sie keinen Markt mehr haben, und die Schwierigkeit der Lage beider beruht wesentlich darin, daß sie nicht nur einerseits keine Anstalt machen, den Markt für sich zurückzugewinnen, sondern andrerseits dem Gegner sogar in die Hände arbeiten durch Unterstützung seiner Intentionen. Haben doch z. B. die bairischen Landwirte schon verschiedene Versuche gemacht, in München eine Produktenbörse einzurichten! Sie hofften von derselben, d. h. von der Organisation der Agiotage mit landwirtschaftlichen Werten, unglaublicherweise Vorteil für sich, obgleich die Erfahrung lehrt, daß die Not der produzirenden Klassen in ganz demselben Maße zunahm, als das Spiel mit den produzirten Werten und mit den Mitteln der Produktion sich ausdehnte. Man begreift also in praktischen Kreisen so wenig die tieferen Ursachen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, daß man sogar die Hand bietet zur Steigerung derselben, und daß man den kleinen Punkt wirtschaftlicher Freiheit, den man allenfalls noch besitzt, den Eingang zum Markte, sogar verlassen will wegen des Phantoms der Kapitalgewinnung, das man mit völliger Einschiebung der Börse an die Stelle des Marktes zu gewinnen hofft!

Der moderne Markt setzt aber Billigkeit voraus. Indem die moderne Wirtschaftspolitik mit der Zeit sich fast ausschließlich auf die Interessen des Handels zuspitzte, also in die Differenz zwischen Produktionskosten und Konsumtionspreis den Schwerpunkt der Wirtschaftlichkeit legte, daher auch die Massenproduktion außerordentlich begünstigte, entzog sie eigentlich erst dem Handwerk den materiellen Boden des Gedeihens. Sie setzte den Markt immer weiter in die Ferne und hob mehr und mehr die unmittelbare Verbindung zwischen Produktion und Konsumtion auf. Unsre industriellen und größtenteils auch unsre gewerblichen Verhältnisse sind auf den Export zugespitzt, und man arbeitet immer noch mit Macht an der Anspannung und Ausdehnung dieses Verhältnisses. Soweit geht z. B. die Verkennung der Vorbedingungen einer gesunden Entwicklung des Kunstgewerbes selbst bei seinen berufenen Vertretern, daß der kunstgewerbliche Vereinstag in München einen Beschluß faßte, dahingehend, es möge vonseiten der Reichsregierung die Ausfuhr kunstgewerblicher Erzeugnisse gefördert werden.

Hier begiebt man sich in Gefahr, nicht nur ohne Not, sondern sogar indem man blindlings die Früchte der Arbeit gefährdet und das Arbeitsgebiet, dem man eine sichere Basis schaffen sollte, einfach in die Luft hängt. Der gesunde Menschenverstand schon muß sagen, daß die Ergebnisse der Arbeit umso sicherer und vorteilhafter für den Urheber derselben werden, je mehr ihr Verbrauch auf

ihn selbst zurückwirkt. Und umgekehrt wird der Arbeitsertrag umsomehr gefährdet und jedenfalls umso geringer werden, je entfernter die Absatzpunkte sind; umso leichter können aber auch die Absatzpunkte durch die Konkurrenz und selbst durch bloße Zufälligkeiten abgeschnitten werden, wodurch die Gewerbthätigkeit, welche vorzugsweise oder vielleicht gar ausschließlich auf den Export zugeschnitten und angewiesen ist, den innern Halt verliert und in fortwährendem Schwanken sich befindet. Es entspricht vollkommen diesem Zustande, wenn der jährliche Durchschnittssatz der Bankerotte in England die Zahl von 10000 übersteigt. Nicht minder giebt das fortwährende Aufsteigen und Zurückfallen von praktischen gewerblichen und industriellen Bestrebungen für diese Verhältnisse eine Probe, die man sicher nicht als gut bezeichnen kann.

Gleichwohl müßte auch die Zunft mit diesen Verhältnissen rechnen, denn sie bestehen in höchst einflußreicher Wirksamkeit und das Handgewerbe leidet nicht wenig unter denselben. Daher müßte denn auch eine Aufgabe der Zunft in der Emanzipation von diesen Verhältnissen, ja sogar in der Überwindung derselben bestehen. Allein zunächst muß auch sie sich in die geschaffenen Verhältnisse schicken und es ihren Genossen ermöglichen, in die vorhandene Konkurrenz ebenfalls erfolgreich einzutreten. Das wird man aber praktisch nicht erreichen durch die sogenannte Verbesserung der Kreditverhältnisse, welche für den, dem sie nützen sollen, immer eine Verschlechterung der Lage nach sich ziehen, auch nicht durch bloße polizeiliche Maßnahmen — Prüfung der Arbeiten der Zunftgenossen durch die Zunft —, sondern durch eine Organisation, welche die Zunftgenossen unmittelbar auf den Gebrauchsmarkt führt. Letzteres bedingt natürlich einerseits, daß die Zunft in erster Linie auf dem Rohstoffmarkt bis zu den Quellen vordringe und den Zunftgenossen den Bezug der Rohstoffe nicht nur zu den billigsten Preisen, sondern auch zu denselben „koulanten“ Bedingungen, welche die moderne wucherische Konkurrenz bietet, gestattet. Ja sie muß diese Konkurrenz sogar unterbieten, muß ihr die Spitze abbrechen durch Vorteile, welche die Wucherkonkurrenz zu bieten gar nicht imstande ist.

Allerdings hat es in neuerer Zeit nicht an Versuchen gefehlt, welche scheinbar auf dasselbe, was hier gefordert wird, hinauslaufen. Man hat die sogenannten „Rohstoffgenossenschaften“ auf Schulze-Delitzschen Prinzipien; aber sämtlich bestehen sie nur mit Mühe, wenn sie sich überhaupt gehalten haben, und sie vermögen gegen die Privatkonkurrenz nicht aufzukommen. Indes beruht dies lediglich darauf, daß die Schulze-Delitzschschen sogenannten Genossenschaftsprinzipien keinerlei sozialen Wert haben und sich völlig innerhalb des manchesterlichen Mißwirtschaftszirkels bewegen. Alle Schulze-Delitzschschen Gründungen sind kapitalistischer Art und haben den kapitalistischen Zweck der Dividenden- und Tantiemenreißerei. Die Schulze-Delitzschschen „Genossenschaften“ sind gar keine Genossenschaften im deutschen Sinne, sondern lediglich Aktiengesellschaften mit unbeschränkter Haftbarkeit. Die Genossenschafter haben der Genossenschaft gegenüber

keinerlei Rechte als die auf Dividende und eventuelle Rückzahlung des Kapitals, und auch ihre Verpflichtungen gehen ausschließlich nach dieser Richtung. Die Genossenschaften der Schulze-Delitzschschen Observanz sind immer reine Kreditinstitute, auch wenn sie als Rohstoffgenossenschaften oder als Konsumvereine auftreten. Sie haben immer nur den Zweck, den persönlichen Kredit einer größern Anzahl von Personen zu kumuliren und der kapitalistischen Ausbeutung zugänglich zu machen, nicht aber den, die wirtschaftliche und moralische Kraft des Einzelnen zu heben — was prinzipiell als eigentlicher Genossenschaftszweck gelten sollte, und was auch die Zünfte ins Auge fassen müssen, wenn sie irgend eine praktische Bedeutung für das soziale Leben gewinnen wollen.

Die gegenwärtigen Rohstoffgenossenschaften, wie sie hie und da bestehen, ebenso die Konsumvereine, sind nicht ausschließlich für die Genossenschafter vorhanden, wie dies doch nach genossenschaftlichen Prinzipien der Fall sein sollte, und sie begründen auch nicht für den Genossenschafter die Verpflichtung, die Artikel, welche die Genossenschaft führt, ausschließlich von ihr zu beziehen, wie es doch ebenfalls, wenn die Genossenschaft eine Wahrheit wäre, sein müßte. Ebensowenig hat der Genossenschafter den Vorteil des Kredits der Genossenschaft gegenüber, oder doch bei den Konsumvereinen eines billigeren Bezuges. Bei diesen letztern nutzt wohl die Verwaltung der Genossenschaft den kumulirten Kredit der vereinigten Genossenschafter nach Möglichkeit aus; aber auf die letztern fällt davon nur der Schatten, nicht einmal der Vorteil verhältnismäßig besserer Versorgung ist ihnen der Privatkonkurrenz gegenüber sicher. Und alledem gegenüber haben sie die Last der Haftbarkeit mit dem gesamten Vermögen, womit sie eventuell für die Mißgriffe oder gar Verbrechen der Verwaltung, über die sie nur eine Scheinkontrole haben, aufkommen müssen. Es ist daher erklärlich, daß diese angeblichen Genossenschaften, trotz ihres verlockenden Auftretens, nur einen Scheinerfolg aufzuweisen haben und zum großen Teil wieder in das Nichts zurückgesunken sind. Dasselbe Schicksal aber würde unfehlbar den Zünften blühen, wenn auch sie nur den genossenschaftlichen Schein borgen wollten.

In der That muß die Leitung der Zünfte, wenn sie eine Zukunft haben sollen, den Kredit, den wir ja stets unter den zukünftigen Aufgaben der Zünfte nennen hören, nicht nur erfassen nach seiner kumulativen Seite hin, wie die modernen Genossenschaften, sondern sie hat das, was eigentlich am Kredit gutes ist — und das ist eigentlich nicht viel —, im Interesse der gesamten Genossenschafter auszunutzen. Der Kredit also, den die Zunft durch Kumulation des Kredits ihrer Angehörigen gewinnt, muß in vollem Maße auf diese selbst zurückwirken, und die Zunft darf nicht etwa verfahren nach Art der gegenwärtigen Rohstoffvereine, welche zwar Kredit nehmen, „prinzipiell“ jedoch denselben ihren Angehörigen verweigern; auch dann ist dies „Prinzip“ zu verwerfen, wenn etwa zünftlerischerseits ein besondres Kreditinstitut für Baarvorschüsse an die Mitglieder danebengestellt werden sollte. Die einzige zulässige Art, aber auch

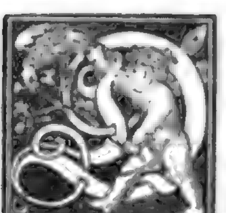
die dringendste Notwendigkeit unter den bestehenden Verhältnissen, ist die Gewährung von Naturalkredit an die Zunftgenossen und die Eröffnung der Möglichkeit eigner Kreditgewährung an ihre Geschäftskreise, sowie die Herstellung eines regelmäßigeren Geschäftsganges, als ihn die Zerfahrenheit der modernen Wirtschaftsverhältnisse gestattet. Hierin beruhen die Angelpunkte der wirtschaftlichen Schwierigkeiten beim Kleingewerbe und beim eigentlichen Handwerk; hier ist die Stelle, über den jene nicht hinauskönnen und wo sie von der kapitalistischen Konkurrenz erschlagen werden. Nur dann, wenn es der Zunft, auch der obligatorischen, gelingt, an diesem Punkte Wandel zu schaffen, nur dann hat sie Aussicht, sich zu behaupten und zu entfalten, ja zu einer Macht anzuwachsen. Auch die Zunft des Mittelalters ist nur solange blühend geblieben, als sie vermochte, die wirtschaftlichen Unzulänglichkeiten der einzelnen Zunftgenossen zu ergänzen, und sie hat dies lange Zeit hindurch in sehr hohem Grade vermocht.

Die Zunft muß also zunächst die Vorteile der kapitalistischen Wirtschaft für ihre Angehörigen nutzbar machen, aber die Nachteile derselben für ihre Angehörigen möglichst zu mildern suchen. Dies aber kann nie geschehen durch Anwendung des Geldkredits, wohl aber durch den Waarenkredit für die Zunftgenossen, der geradezu eine zünftlerische Institution sein muß. Die Zunftgenossen müssen verpflichtet sein, ihre Rohstoffe und ihre Werkzeuge nur durch die Zunft zu beziehen, und diese gewährt ihnen den Kredit, der sonst in der modernen Geschäftswelt üblich ist. Dieser Kredit kann sogar ein höherer sein, weil schon die bloße Zunftangehörigkeit dieser und den Zunftgenossen gegenüber eine Vertrauensstellung gewähren soll, welche Vertrauensstellung nur durch thatsächlichen Mißbrauch verwirkt werden darf. Gleichviel also ob die Zunft die Rohstoffe und die Werkzeuge und Maschinen auf Kredit — den sie in genügendem Maße alsbald nach ihrer organischen genossenschaftlichen Gestaltung haben wird — bezieht oder sofort baar bezahlt, an ihre Zunftgenossen, die ja gezwungen sind, ihren gesamten Rohproduktionsbedarf von ihr zu entnehmen, wird sie Kredit zu gewähren haben nach Maßgabe des Kredits, den diese selbst gewähren müssen, um mit der Kapitalkraft konkurriren zu können. Die Bedingungen des Kredits aber müssen sich wesentlich auf persönliche Momente stützen, die einen wesentlichen Hintergrund durch die Zunftgenossenschaft empfangen. Es ist auch schon vorgeschlagen worden, die Zunft solle die Regelung der Kreditverhältnisse zwischen ihren Genossen und deren Kundschaft ebenfalls in die Hände nehmen, um auf diese Weise vielerlei Mißlichkeiten, die sich oft in diesem Verhältnis herausstellen, zu beseitigen. Dies solle derart geschehen, daß alle Lieferungen, die nicht gegen sofortige Baarzahlung erfolgen, zunftordnungsgemäß der Zunft zu überweisen sind. Diese hat die Zahlungsfristen festzustellen und die Einziehung der betreffenden Beträge zu besorgen sowie dieselben dem Einzelnen auf seinem Konto zu verrechnen. Daß indeß diese Aufgabe schwieriger ist als die obenbezeichnete, wird man nicht verkennen, und ge-

rade sie müßten wir als den Hinweis auf eine strengere, auch wirtschaftliche Zusammenschließung der Zünfte betrachten, obwohl uns scheint, als hätte man da, von wo der betreffende Vorschlag ausging, in demselben ein bloß äußerliches Hilfsmittel der Unterstützung des Kredits im Auge.

(Schluß folgt.)

Desideria der Elementarlehrer.



Die Verhandlungen des preußischen Landtages, welche vor kurzem wieder ihren Anfang genommen, haben damit begonnen, daß bei den Budgetberatungen, wie in früheren Jahren, auch diesmal gleich in den ersten Sitzungen einige Abgeordnete, z. B. die Herren Rickert und Windthorst, mit Wärme für einzelne Wünsche der Lehrerwelt eingetreten sind. Diese Fragen werden das Haus der Abgeordneten noch weiter beschäftigen, und es dürfte angemessen erscheinen, in Kürze auf die wichtigsten Desideria dieses Standes einzugehen, umsomehr weil es fast zur Mode geworden zu sein scheint, daß die politischen Parteien, ganz besonders die Fortschrittspartei, sich gegenseitig um die Gunst und Unterstützung der Lehrer reißen, sodaß jeder Wahl für den Landtag oder Reichstag eine förmliche Jagd um die Stimmen und Bemühungen der Lehrer voranzugehen pflegt. Wir wissen das aus wiederholter genauer Beobachtung, wissen, daß die liberalen Parteien ohne weiteres in vielen Lehrern, ja fast in allen, Gesinnungsgenossen erblicken und ihnen behufs Agitation vor den Wahlen ganze Packete von Stimmzetteln zugehen ließen. Noch steht ein Bäuerlein vor unsern Augen, dem von seiten seines Lehrers ein fortschrittlicher, von andrer Seite ein konservativer Kandidat dringlich empfohlen worden war und der in seiner Unentschlossenheit und Unkunde aus bedrängtem Herzen die Klage und Frage an uns richtete: „Wem in aller Welt soll ich nun folgen? Der Lehrer ist ein gescheiter Mann, der muß wissen, wen man wählen kann und soll, aber auch der andre wird mir doch nichts Schlechtes raten." Zwar ist das Verbreiten und Austragen der Stimmzettel durch die Schulkinder von den Regierungen strengstens untersagt, aber kontroliren läßt sich natürlich nicht, was alles neben und außerhalb der Schule geschieht, und wir sind überzeugt, daß auch heute, ebenso wie früher, die Lehrer in Menge sich zu Handlangern und Gehilfen der entschieden links gerichteten Parteien hergeben.

Ob das zum Vorteil der Schule und des Lehrerstandes geschieht, das zu prüfen und zu untersuchen unterlassen wir hier. Mag jeder deutsche Mann

so oder so politisch Stellung nehmen — und ein jeder soll seiner Überzeugung folgen —, aber nicht für jeden Stand und für jedes Amt dürfte es passend und geziemend erscheinen, sich allzu lebhaft und vordringlich für die eine oder andre Partei zu engagiren. Das aber scheint uns außer Frage zu sein: Was viele Lehrer den fortschrittlich gerichteten Parteien in die Arme treibt und sie für diese gewinnt, das ist der Umstand, daß sie meinen, die Politiker gerade dieser Richtung träten mit besondrer Energie und Schneidigkeit für die Interessen des Lehrerstandes in die Schranken. Deshalb erscheint es geboten, zu untersuchen, welches im Augenblick die wichtigsten und dringlichsten Desideria des Lehrerstandes sind, und die Frage zu stellen: Welche dieser Wünsche und Forderungen können auch von den mehr rechts stehenden oder gemäßigt liberalen Parteien gebilligt und vertreten werden?

Der Schreiber dieser Zeilen steht den Kreisen der Lehrer nahe, nimmt teil an ihrem Wohl und Wehe und glaubt, ihre vornehmsten Wünsche und Anliegen ziemlich genau zu kennen, hat auch sonst schon wiederholt, in pädagogischen und andern Zeitschriften, Gelegenheit genommen, sich, soweit er sie sich aneignen konnte, für dieselben auszusprechen.

Zwei Fragen treten dabei in den Vordergrund und werden überall von den Lehrern in erster Linie genannt werden, wenn sie ihren Desiderien unverholenen Ausdruck geben wollen: 1. die Gehaltsfrage; 2. die Schulaufsichtsfrage. Der Abgeordnete Rickert hat mit Recht die immer noch recht dürftige Stellung und Besoldung vieler emeritirten Lehrer hervorgehoben. Das preußische Kultusministerium hat diese Angelegenheit nicht erst seit gestern ins Auge gefaßt und schon vor einigen Jahren Schritte gethan, um Übelstände zu beseitigen, welche in dieser Hinsicht noch vieler Orten bestanden.

Man wird, wenn man gerecht und billig bleiben will, niemals verkennen, daß es für einen Staat von dem Umfange Preußens schwierig erscheint, mit einemmale die Gehaltsverhältnisse eines so zahlreichen und vielköpfigen Standes, wie es der Elementarlehrerstand ist, zu aller Zufriedenheit zu regeln. Wer zählt die Schulen evangelischer und römisch-katholischer Konfession und israelitischer Religion und die Meister dieser Schulen alle von Trier bis Königsberg, von Münster bis Posen und Bromberg? Um allen Ansprüchen und Erwartungen gerecht zu werden, dazu ist Zeit und sind reiche Mittel von nöten, und nur stufenweise, nach und nach, wird ein wesentlicher Fortschritt stattfinden können. Es erscheint billig, daß man sich dieser Einsicht nicht verschließe.

Gleichwohl werden die Ansichten darüber kaum auseinander gehen, daß vor allem für die emeritirten Lehrer reichere Mittel bereit gestellt werden müssen. Wir kennen persönlich Emeriti, welche bis heute auf ein Ruhegehalt von 300 Mark angewiesen sind, also täglich auf 82 Pfennige, und hiervon soll Wohnung, Kleidung und Nahrung für den Emeritus und seine Familie bestritten werden. Auf Eingaben behufs Erhöhung der Pension wurde hie und da erwiedert, da der Pensionär

Privatvermögen besitze, könne dem Antrage vorerst keine Folge gegeben werden. Eine Erhöhung dieser Ruhegehalte — hierin werden alle Parteien übereinstimmen — ist eine dringende und nicht mehr aufzuschiebende Notwendigkeit. Von 82 Pfennigen täglich kann heutzutage auch der bescheidenste Mensch nicht mehr sein Dasein fristen, und man kann unmöglich auf die Dauer einen Emeritus, der dem Staate und der Gemeinde dreißig bis fünfzig Jahre treu gedient hat, dann aber schwach und stumpf geworden ist, auf sein oder seiner Frau Vermögen verweisen. Ist das geschehen und hat der Mangel an flüssigen Mitteln dazu genötigt, so liegt doch auch bei milder Beurteilung der Spruch sehr nahe: Difficile est, satiram non scribere. Die vor einigen Jahren in Aussicht gestellten 600 Mark für jeden Emeritus — ohne Rücksicht auf Armut oder Vermögensbesitz — sind nach unsrer Meinung das Minimum des Emeritengehalts. Ist aber eine Familie in gedrückter Lage oder geradezu in Not, so müssen auch für solche Lebensverhältnisse Mittel vorhanden sein, aus welchen Zulagen bis auf 800 und 900 Mark gewährt werden können. Man vergesse nicht, daß der Emeritus seine Schulwohnung verlassen muß und daß zu der Wohnungsmiete auch noch alle andern Ausgaben kommen. Wie weit fördern da 600 Mark jährlicher Pension? Es sind im Augenblick, wie wir genau wissen, nicht wenige preußische Schulen und Gemeinden geplagt mit alten, der Ruhe dringend bedürftigen Lehrern, die herzlich gern ihren Abschied nähmen und dem Schulstaub Valet sagten, wenn sie nicht fürchteten, im Alter Mangel und Entbehrung leiden zu müssen. Sie sträuben sich vor der Emeritirung und arbeiten mit Dransetzung der letzten Kraft, weil sie im Voraus nicht mit Sicherheit wissen, welcher Pensionssatz bei ihnen in Anwendung gebracht werden wird. Kann ihre Arbeit, die nicht mit Freudigkeit gethan wird, dem Staate, der Gemeinde, der Schuljugend zum Segen und zur Förderung gereichen?

Hinsichtlich der Gehalte der im Amte befindlichen Lehrer ist in den letzten zehn Jahren von seiten des preußischen Staates Erkleckliches geschehen. Das muß mit Dank anerkannt werden. Die meisten Schulstellen werden mit einem Gehalt von 1000, 1050, 1100 Mark ausgeschrieben, wie wir aus den Regierungsamtsblättern und aus eigner Erfahrung wissen; fast Woche für Woche finden wir bei Ausschreibung von Schulstellen jene Gehaltsfixirung. Das kann vorerst genügen. Für den ältern Lehrer treten stufenweise Alterszulagen hinzu. Werden im Staatshaushaltsetat die Mittel für Zulagen zum Gehalt so reichlich dargeboten, daß die Gehälter der ältern Lehrer bis auf 1500 und 1600 Mark steigen, so sind deren Wünsche zunächst befriedigt. Vielleicht bringt auch in diesem Punkte wie hinsichtlich der Stellung der Lehrerwitwen eine spätere, geldreichere, vor den Feinden und Widersachern Deutschlands, in specie Preußens, gesichertere Zeit noch wesentliche Aufbesserungen.

Alle Ansprüche werden niemals volle Befriedigung finden, nur darauf kommt es an, die Grenzlinie zu bezeichnen, innerhalb deren die Gehalte für Elementar-

lehrer sich bewegen sollten oder könnten. Wir wünschen, daß durch günstige Erledigung dieser Angelegenheit den fortschrittlichen Agitationen der Boden unter den Füßen weggezogen werde.

Mit der Schulaufsichtsfrage hat sich dies Jahr der zweite deutsche evangelische Schulkongreß zu Kassel vom 25. bis zum 27. September eingehend beschäftigt. Die Verhandlungen des ersten und des zweiten deutschen Schulkongresses sind im Druck erschienen und enthalten eine Reihe sehr tüchtiger und fesselnder Referate über pädagogische Fragen aus der Feder von Gymnasialdirektoren, Rektoren, Gymnasial- und Elementarlehrern. Bei diesen Kongressen reichen sich nämlich Gymnasium, Realschule und Volksschule die Hand; sie wollen für den christlichen und den evangelischen Charakter der Schulen eintreten. Die Verhandluugen waren ungemein anregend, und es ist für das Jahr 1884 ein dritter Schulkongreß in Stuttgart in Aussicht genommen. Die Freunde der evangelischen Schule insonderheit werden an dem gediegenen und mannichfaltigen Inhalt der Kongreßverhandlungen ihre Freude haben.

Pastor Zillessen von Orsoy (Rheinprovinz), dieser warme und sachkundige Freund der evangelischen Schule, erstattete das Referat über die Schulaufsichtsfrage, mit welchem wir uns im wesentlichen einverstanden erklären. Seine Forderungen und Anträge entsprechen in der Hauptsache den Wünschen vieler Elementarlehrer. Es sind die folgenden: Die Schulaufsicht im Kreis und an mehrklassigen Schulen möchte, mehr als bisher, von tüchtigen, dazu geeigneten Lehrern geführt werden, sodaß für begabte und dazu die Vorbedingungen in sich tragende Kräfte ein Aufrücken zu höhern Ämtern stattfände, so zum Amte des Kreisschulinspektors, des Rektors, des Hauptlehrers. Die beiden letztern würden an der Spitze stehen und verantwortlich sein für die Leitung eines Komplexes von Schulen in Städten und in größern Orten. Die andern Lehrer würden ihrer Aufsicht unterstellt sein und jene sich übergeordnet wissen; dem Kreisschulinspektor läge es ob, die Schulen eines Kreises zu visitiren, die Lehrerkonferenzen abzuhalten und so weiter.

Diese Ämter waren bisher schon an einzelnen Orten Elementarlehrern oder Seminarlehrern anvertraut, bei welchen man die notwendige Qualifikation hierzu gefunden hatte, oder die ihre Tüchtigkeit in der Praxis und durch Examen an den Tag gelegt hatten. Man wünscht jedoch vonseiten des Lehrerstandes, daß dergleichen Aufsichtsämter möglichst überall Lehrern und Pädagogen anvertraut würden, und zwar aus zwei Gründen: einmal damit eine Gelegenheit zum Aufrücken für tüchtige Lehrkräfte geboten werde, sodann weil der Lehrerstand, wie es vielfach auch bei andern Berufsarten üblich ist, gern von Leuten aus seiner Mitte, von Amts- und Fachgenossen sich beaufsichtigt und beurteilt sähe. An den Schulen selbst, bei Rektor- und Oberlehrerstellen, wird dem auch nichts im Wege stehen, und die Praxis hat es bisher schon meist mit sich gebracht, daß tüchtige Lehrer in diese Aufsichtsstellen aufrückten. Schwieriger erscheint

die Stellung des Kreisschulinspektors, besonders auch rücksichtlich seines Verhältnisses zu den Schulvorständen und Lokalschulinspektoren. Der preußische Staat hat vorwiegend Theologen im Haupt- oder Nebenamte mit diesem Aufsichtsamte betraut; auch Gymnasial- oder Seminarlehrer sind in diese Stellung eingerückt. Man legt bis heute Gewicht darauf, in den Kreisschulinspektoren akademisch gebildete Männer zu haben, und große Summen hat der Staat erspart, da sehr viele Pfarrer, Dekane oder Superintendenten Kreisschulinspektoren im Nebenamte sind. Früher war die pekuniäre Vergütung für dieses Nebenamt eine höchst unbedeutende, fast gleich Null; und noch immer kann die Gratifikation für die Schulaufsicht im Nebenamte keinen Vergleich aushalten mit dem Gehalte der Männer, welche in der Kreisschulaufsicht ihren alleinigen Lebensberuf erblicken.

Vorerst wird, wie wir glauben, der preußische Staat von seiner Praxis in der Schulaufsichtsfrage schon wegen der Ersparnisse in seinen Finanzen, ganz abgesehen von andern Beweggründen, nicht abgehen und die Kreisschulaufsicht auch weiterhin gern in die Hand von Theologen legen, wie ja auch zu Seminardirektoren, schon um des Religionsunterrichts willen, vielfach Geistliche genommen worden sind und werden. Aber wir möchten den Wünschen vieler Lehrer nicht entgegen sein, daß, wie zu den Ämtern des Rektors und des Hauptlehrers, so auch zu demjenigen des Kreisschulinspektors tüchtige und strebsame Lehrer zugelassen würden. Es würde dadurch eine Gelegenheit geboten werden, daß geeignete und würdige „Lehrpersonen," um dieses neueste amtliche Wort zu brauchen, in höhere Stellen aufrücken.

Es hat seine Wahrheit, daß jeder sich am liebsten von Männern seines Berufes und Faches beurteilt sieht. Auch giebt es einen berechtigten Ehrgeiz, und wo Talent, Fleiß und Gewissenhaftigkeit, vor allem auch ein taktvolles Auftreten und Sichgehaben einen Menschen auszeichnen, warum sollte man ihm nicht ein Aufrücken in eine höhere Stellung ermöglichen? Ob freilich die in dieser Art Beaufsichtigten allezeit sich unter einem strammen, auf die exakte Methode alles Gewicht legenden Schulmann wohler fühlen werden als unter dem milden geistlichen Krummstabe, ist eine andre Frage; des Nachdenkens erscheint sie uns wert.

Für den Lokalschulvorstand in Stadt und Land lauteten die Vorschläge, welche in Kassel Anklang fanden, dahin: In ihm sollen Sitz und Stimme haben: Vertreter der politischen und der Schulgemeinde (Väter der Schulkinder), des Lehrerstandes und der Kirche. Wir billigen auch diesen Vorschlag durchaus. Sein eigentlicher Vater ist der Hauptlehrer und Redakteur Dörpfeld, früher zu Elberfeld, jetzt zu Gerresheim. Die politische Gemeinde mag der Bürgermeister und ein Mitglied des Gemeinderats oder Stadtrats repräsentiren, die Schulgemeinde zwei oder drei einsichtige Väter von Schulkindern, die Schule der Lehrer oder doch der Hauptlehrer oder Rektor, die Kirche der Geistliche oder einer der Geist-

lichen. In den Städten mag, wenn sie keinen besondern Schulinspektor haben, der Rektor oder der Geistliche Lokalschulinspektor sein. Beide Stände, der Lehrer- wie der geistliche Stand, sind tagtäglich mit Lehren und Unterrichten beschäftigt. Viele Geistliche waren längere Zeit in ihrem Leben nur im Lehrfache thätig, und deshalb sind wir nicht gewillt, wie es andre für ratsam und wünschenswert halten, sie von der Schulaufsicht prinzipiell auszuschließen. Wir würden das für eine Unbilligkeit halten. Ist in einem Städtchen ein dazu geeigneter tüchtiger Oberlehrer oder Rektor vorhanden, so mag dieser die Lokalschulaufsicht führen, im andern Falle und vorausgesetzt, daß ihm Erfahrung und Einsicht zur Seite steht, der Geistliche. Die evangelische Kirche wird, wenn die Schulaufsicht in guten Händen liegt und gewissenhaft geführt wird, darob nicht streiten. Ihr gilt das Wort: Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein!

Auch auf dem Lande, in den Dörfern scheint uns eine Lokalschulaufsicht notwendig zu sein, und wir glauben nicht, daß der preußische Staat sie schlechtweg beseitigen wird. Sie kann nur in der Hand des Geistlichen liegen, wenn der Lehrer sich nicht selber beaufsichtigen soll. In der großen Mehrzahl der Dörfer kann hinsichtlich der Lokalschulaufsicht nur der Pfarrer in Frage kommen. Der Grund hierfür liegt in dem bereits Ausgeführten.

Wir wissen, daß in dieser Frage manche Lehrer nicht unsrer Ansicht sind. Sie begehren aller Lokalaufsicht enthoben zu sein. Ob das angehen und wünschenswert sein würde? Wir bezweifeln es. Den tüchtigen, gewissenhaften Lehrer wird die Lokalschulaufsicht nicht geniren. Er thut seine Pflicht und geht an seine Tagesarbeit mit Freuden und innerer Genugthuung. Ihn kann und wird der Lokalschulaufseher nur stützen und schützen. Aber der junge, noch unerfahrene, oder der einer Leidenschaft fröhnende, gewissenlose, zu Jähzorn oder Mißhandlungen geneigte Lehrer bedarf eines Mannes, der ihm — am Orte selbst — zur Seite steht, ihn warnt, mahnt und korrigirt. Es kann nicht jede berechtigte Klage über einen ungetreuen oder leidenschaftlichen Lehrer in die Kreisstadt zum Kreisschulinspektor wandern. Manches muß kurzer Hand erledigt und abgethan werden.

Es dürfte kaum genügen, wenn der Kreisschulinspektor im Jahre einmal, oder, wie neuerdings verfügt sein soll, zweimal die Schulen des Kreises besucht und etwaige Klagen und Beschwerden über den Lehrer oder auch des Lehrers gegen einzelne Schulkinder und deren Eltern einer näheren Untersuchung unterzieht. Unsers Erachtens ist es durchaus ratsam, ja notwendig, wenn neben dem Lehrer und ihm übergeordnet ein Mann von höherer Bildung steht, der um die Schule und ihre Lehrgegenstände Bescheid weiß, dem jüngeren, unerfahrenen, zuweilen wohl auch noch unbesonnenen Manne Rat erteilt und ihn auch gegen unbegründete und unberechtigte Klagen oder Vorwürfe zu schützen versteht. Derjenige Lokalschulaufseher würde seinen Beruf nicht richtig auffassen, der etwa nur tadeln und zurechtrücken, nicht auch verteidigen, schützen und die Autorität

des Lehrers stützen wollte. Das letztere ist gerade seine schönste und angenehmste Aufgabe. Auf dem Lande kann diese Funktion zum Heil und Gewinn der Schule füglich aber nur dem Geistlichen übertragen werden.

Hat auf seiner diesjährigen Versammlung der liberale Schulverein für Rheinland und Westfalen unter dem Vorsitz von Professor Jürgen Bona Meyer aus Bonn sich einstimmig für Beibehaltung der Lokalschulinspektion ausgesprochen und diese kollegial gehandhabt haben wollen, so erscheint diese Meinung wohl nicht bloß uns, sondern gewiß vielen erfahrenen Pädagogen als sehr unpraktikabel. Die Schulaufsicht kann nicht ein ganzes Kollegium führen, sondern sie muß in einer einzigen Hand liegen. Alle wichtigeren, die Schule und den Unterricht betreffenden Fragen werden ja ohnehin den Schulvorstand beschäftigen, in welchem der Lehrer Sitz und Stimme haben muß. Die eigentliche Schulaufsicht indeß muß einem Manne übertragen werden, und hierzu muß man denjenigen wählen, der an Bildung, Erfahrung und Einsicht den andern Mitgliedern des Schulvorstandes überlegen ist. Man findet nicht selten auf dem Lande bei verständigen Bauern ein sehr treffendes, gesundes Urteil, mehr als der Städter glaubt und ahnt. Manche Urteile, die wir gehört, trafen den Nagel auf den Kopf. So haben wir wiederholt die Frage aufgeworfen: Soll man den Leuten Recht geben, welche die Lokalschulaufsicht ganz beseitigt sehen möchten? Darauf ist uns stets von recht verständigen Männern vom Lande, die mit den Verhältnissen auf den Dörfern genau vertraut waren, mit einem entschiedenen Nein geantwortet worden. Jedermann aber, die meisten Lehrer mit eingeschlossen, findet es naturgemäß, wenn die Geistlichen mit dieser Aufsicht betraut werden. Dabei wird es, wie wir glauben, gewiß auch sein Bewenden behalten.

Noch erübrigt, da hier von der Stellung des Lehrers zum Geistlichen die Rede ist, ein kurzes Wort über die meist mit den Schulstellen noch verbundenen Funktionen des Glöckners und Küsters. Daß der Lehrer zugleich Organist und Kantor bleibe, wie er es seit Jahrhunderten gewesen, wird man allgemein natürlich finden. Wer sollte diese Ämter auf dem Lande anders führen als der Mann, der in der Schule die Jugend zu Musik und Gesang anleitet? Zu den Dienstleistungen des Glöckners und Küsters aber finden sich, auch auf dem Lande, andre geeignete und willige Leute. Die Kirche entläßt die Lehrer, da sie es fast alle wünschen, gern aus diesen Funktionen; aber das eine verlangt und erwartet sie mit Bestimmtheit, daß die früher für diese Dienste ausgeworfenen Remunerationen nicht, wie man gern möchte, zum Lehrergehalte gerechnet, sondern vom Staate der Kirche zur Anstellung besondrer Küster überlassen werden. Nicht die Kirche, sondern der Staat ist es, der hier hindernd dazwischen tritt, weil er es nicht gerne sieht, wenn die ursprünglichen Küstergehalte vom Lehrergehalt getrennt werden. An vielen Orten würden allerdings, wenn es geschähe, zum Normallehrergehalt (1000 Mark) erkleckliche Zuschüsse geleistet

werden müssen. Die Kirche aber würde sehr gerne den Lehrer entlasten und besondre Küster in ihren Dienst stellen. Es wird dies gewiß auch im Laufe der Zeit geschehen; der Staat wird seine Lehrer besolden, die Kirche die Küster und Glöckner. Aber unumgänglich erscheint es, daß für die letztern die ursprünglich dazu ausgeworfenen Besoldungen freigegeben werden.

Wenn endlich vor zwei Jahren eine andre Kasseler Lehrerversammlung einstimmig forderte, den jungen Lehrern solle aufgegeben werden, statt sechs Wochen ein volles Jahr als Einjähriger des Königs Rock zu tragen, weil hierdurch das Ansehen des Lehrerstandes wesentlich wachsen würde, so halten wir das für unpraktisch und für den Ausfluß eines krankhaften Ehrgeizes. Der letztere tritt auch sonst manchmal zu Tage. Viele Eltern junger Lehrer sind über jenen Antrag lebhaft erschrocken, denn die Mittel des Bauern und des Lehrers, der seinen Sohn wieder fürs Lehramt vorbereiten läßt, reichen oft kaum soweit, daß die Kosten für die Präparandenschule (2—3 Jahre) und den Aufenthalt auf dem Seminar (3 Jahre) ohne Anleihe bei andern bestritten werden können. Solche thörichte Wünsche sollen uns aber nicht abhalten, dem Stande der Lehrer und ihren Desiderien Wohlwollen und freundliche Beachtung entgegenzubringen.

Die Wahrheit über die Katastrophe von Jena.

2.

Die Frage nach den Ursachen der Niederlage, die Preußen 1806 erlitt, ist mit den Auszügen aus der Goltzschen Schrift, die wir im letzten Hefte brachten, noch nicht genügend beantwortet. Im folgenden führen wir den Lesern die weitern Ursachen des Falles des alten preußischen Staates vor Augen, indem wir hinsichtlich des Details wieder auf das Buch selbst verweisen.

Obenan steht unter jenen Ursachen eine Politik, welche in den Jahren 1805 und 1806 die ärgsten Mißgriffe beging. Nur unerhörte Verblendung konnte Hardenberg und Haugwitz einem Manne wie Napoleon gegenüber daran denken lassen, aus der damaligen Krisis Gewinn einzuheimsen, ohne das Schwert zu ziehen und ihn zu erkämpfen. Als dann im Januar 1806 der größte Teil des preußischen Heeres auf Friedensfuß gesetzt und in die Garnisonen heimgeschickt wurde, während die Franzosen noch in Süddeutschland standen, liefert

man sich dem mißtrauisch gemachten Gegner in unvorsichtigster Weise aus, und als man im August sich zum Kriege entschloß, weil ein Überfall vor der Thüre stand, war es zu spät. Man hätte schon 1805 losbrechen sollen. Alle Einsichtsvollen im Heere hatten das begriffen, die Masse fühlte es instinktmäßig heraus. Man war nicht hinreichend vorbereitet, man ergriff halbe Maßregeln, man zog mit düstern Ahnungen, in einer krankhaften Stimmung zu Felde, die sich aus Mißtrauen in die oberste Leitung, Reue über die verlorene Gelegenheit und fieberhafter Hast, das Versäumte um jeden Preis nachzuholen, zusammensetzte und in der Zuversicht auf die Tüchtigkeit der Truppen schon deshalb kein genügendes Gegengewicht fand, weil der Feind die Überlegenheit der Zahl für sich hatte. „Daher die Ängstlichkeit in der Heerführung, die nur ganz sichere Schritte thun wollte und die halbgethanen immer wieder zurückzog.... Diese Politik, diese Heerführung, die unglückliche Zusammensetzung des Hauptquartiers, die geringe numerische Stärke der Armee waren die hauptsächlichsten äußern Ursachen der Katastrophe."

Ausführlicher bespricht v. d. Goltz die Ursachen der innern militärischen Schwäche des damaligen Preußen, und zwar weist er an erster Stelle auf den Einfluß des frivolen, unpatriotischen, kosmopolitischen Geistes hin, der die Aufklärungszeit charakterisirte und sich nach der Niederlage in entsprechender Weise äußerte. Statt eines entrüsteten Nationalgefühls gewahrte man fast allenthalben Gleichgiltigkeit, bisweilen sogar Schadenfreude und vielfach ehrlose Unterstützung des Siegers von seiten der Besiegten. Nirgends beinahe auch nur passiver Widerstand, allenthalben die Möglichkeit für die Franzosen, den Verwaltungsapparat des Staates mühelos für ihre Zwecke zu benutzen. Manches wurde hier erzwungen, groß aber war die Anzahl der freiwilligen Anbeter des Erfolgs. Die Presse betrachtete die Ereignisse so gleichmütig, als ob es sich um einen Krieg in Hinterindien handelte, sie pries den Kaiser als Helden, lobte seine Großmut und Herablassung, die Beredtsamkeit seiner Proklamationen, rühmte die Trefflichkeit seiner Armee und den Edelsinn der französischen Nation. Präsident, Bürgermeister und Rat von Berlin trieben ihren Eifer für die Sache der fremden Eindringlinge soweit, daß der französische Gouverneur ihn zügeln zu müssen glaubte.

Wie hatte es dahin kommen können? Zunächst rächte sich jetzt die Bevormundung, unter welcher Friedrich Wilhelm I. und dessen großer Sohn Preußen gehalten hatten. Sehr bedeutendes war damit geleistet worden, aber andrerseits hatten Volk und Beamte sich gewöhnt, in allem von obenher geleitet zu werden, und so zeigten sie sich hilflos, als sie dieser Leitung entbehren mußten. Auf den siebenjährigen Krieg ferner mit seiner Anspannung aller Kräfte war naturgemäß eine starke Erschlaffung im Handeln gefolgt. Friedrichs Strenge hielt freilich die Lebensgeister noch rege, aber unter dem milden Regimente nach ihm konnte man sich gehen lassen. Friedrich Wilhelms III. Regierung war eine

nach damaligen Begriffen entschieden liberale. Der König war stets darauf bedacht, seinen Unterthanen mehr zu geben als von ihnen zu fordern, die Lasten zu erleichtern und den Bürger gegen Beamtenwillkür und andre Ungebühr zu schützen. „Freiheit und Aufklärung, sagt Clausewitz, schien den verschiedenen Kabinetsräten, welche für die Angelegenheiten des Innern einander folgten, die hauptsächlichste Pflicht ihrer Stelle, und sie sahen sich daher als eine Art von Volkstribunen an, die, neben den Thron gestellt, den aristokratischen Sinn des adlichen Ministeriums im Zaume halten und die Regierungsgewalt im Sinne der Zeit fortschreiten lassen mußten.“ Dazu kam die aus Frankreich stammende Schwärmerei für gleiche Rechte aller Menschen und für die Würde des Individuums, das unter dem großen Friedrich neben dem Staate sehr wenig gegolten hatte. Nur die Persönlichkeit sollte jetzt etwas sein, nicht Stellung und Herkommen, und es war guter Ton, von letzterm nichts zu wissen. „Aufklärung,“ „bieder“ und „würdig“ waren allgemein beliebte Begriffsbezeichnungen. Man erwiederte den „biedern Gruß“ eines Freundes, die Offiziere, welche ihren neuen Regimentschef mit einem Festgedicht empfingen, nannten sich seine „biederen Söhne,“ der alte Möllendorf adelte die gesamte Nation mit dem Epitheton „bieder,“ und ebenso war jedermann aus dem Volke „würdig,“ während es in Deutschland kaum je eine leichtlebigere und frivolere Zeit gegeben hat wie die damalige. „Der Wohlstand wuchs mühelos, die Lasten blieben daneben die alten, drückten also weniger, der Wert des Daseins stieg, die Neigung, es zu genießen, pflanzte sich reißend fort. Die Geselligkeit erhielt eine Würze durch anregende neue Ideen, die, flüchtig erfaßt und flüchtig weitergegeben, nur zur Unterhaltung dienten, nicht befruchtend auf das praktische Leben wirkten. Gesellschaftliche Politur, geistreichelndes Dilettantentum, ein seichter Rationalismus standen im Flore. Große Selbstgerechtigkeit machte sich breit, und aus dieser, dem Kultus des Individuums, der Aufklärung, dem Sinne für Lebensgenuß, keimte am Ende eine alles beherrschende Selbstsucht empor.“ Der Gemeinsinn ging verloren, ebenso jede gesunde Leidenschaft, jede kräftige Einseitigkeit, jede warme Vaterlandsliebe. Das Staatsinteresse, dem zu Friedrichs Zeiten alles geopfert worden war, galt nur noch wenig, und namentlich die Armee wurde das Stiefkind des Vaterlandes.

Auch sonst litt die letztere schwer von den bezeichneten Fehlern des Zeitgeistes. Die Isolirung, welche das öffentliche Leben durchdrang, griff auch hier um sich. Die fremden Elemente, die man nach den Verlusten des siebenjährigen Krieges in das Heer aufgenommen hatte, waren schon eine starke Störung der Homogenität; jetzt wurde die Kameradschaft auch durch die Verschiedenartigkeit der Lebensweise beeinträchtigt. Die reichen Offiziere genossen wie alle Welt, was ihnen beschieden war, und nahmen Teil an der feinen, geistig regen, wenn auch oberflächlichen Geselligkeit, die große Zahl der unbemittelten lebte neben ihnen kärglich und hatte Mühe, sich durchzuschlagen. Nur im Dienst, bei Re-

vüen und Manövern sowie bei Festessen, wo der Chef die Kouverts für die Subalternen bezahlte, wurde die Gleichheit äußerlich hergestellt und die innere Verschiedenheit von der Uniform bedeckt. Als der allgemeine Schiffbruch eintrat, erschien sie in erschreckender Weise. Echte Kameradschaft, die Freud und Leid teilt, war verschwunden, jeder sorgte nur für sich selbst.

Noch gedrückter als das gesellschaftliche Leben der meisten Offiziere war das dienstliche. Nach Friedrichs Tode hatte man in der Armee durchaus nicht unthätig bleiben wollen und die äußeren Anforderungen an den Soldaten jedes Jahr höher geschraubt. Immer glatter, künstlerisch vollendeter verliefen die Bewegungen, immer mehr Schwierigkeiten wurden überwunden. Dabei sollte die Armee außerhalb ihrer Kreise um keinen Preis Anlaß zur Unzufriedenheit geben, dem Bürger und dem Bauern in keiner Beziehung beschwerlich fallen, nirgends Klagen hervorrufen. Wiederholt ermahnte Möllendorf die Wachen und Posten, bei Aufläufen mit Glimpf und Gelassenheit zu verfahren und wenn gelinde Mittel nicht helfen sollten, „mäßige Strenge" anzuwenden, den verhafteten Excedenten aber „schlechterdings nicht übel zu behandeln," vielmehr müßte ihm „gebührenderweise begegnet werden." Ganze Truppenteile mußten sich von den Dorfschulzen Zeugnisse über ihre gute Aufführung ausstellen lassen. In Breslau war 1793 ein ungarischer Schneidergesell wegen eines Verstoßes gegen die Zunftordnung ausgewiesen worden. Die biedern und würdigen Kollegen desselben nahmen das übel, erregten, von andern Gewerken unterstützt, Unruhen in der Stadt, zerstörten das Haus des Polizeichefs, befreiten Verhaftete und verhöhnten die schließlich herbeigerufenen Truppen, die endlich, um den Aufruhr nicht wachsen zu lassen, Feuer geben mußten. „Trotzdem wurde der Polizeichef beseitigt, den Tumultuanten Straflosigkeit zugesichert, die Begräbnisse der Erschossenen fanden unter Begleitung von Militärmusik statt. Um die Herren Gesellen mit Behörden und Militär zu versöhnen, mußte dann auf Befehl des Ministers Hoym der Kammerreferendarius Graf Kameke mit dem wieder zurückgeholten und durch einen Regimentsadjutanten geleiteten ungarischen Schneider vor allen Herbergen öffentlich Willkommen trinken. Kein Wunder, daß sich die Excesse nach drei Jahren wiederholten und nun strenge Strafen nötig wurden." Scharnhorst schrieb damals: „Wenn ein Offizier mit dem Bürger Streit bekommt und nicht gleich nachgiebt, wenn er gegen die Zivilobrigkeit einen kleinen Fehler macht, wenn er einmal mit den Studenten sich schlägt, mit einem Worte, wenn er einmal von der angebornen und ihm zum Soldaten unentbehrlichen Heftigkeit des Temperaments sich etwas merken läßt, so wird er weit stärker als der Bürger bei gleichem Vergehen bestraft." Bei jeder Gelegenheit wurde der Armee angedeutet, daß sie das Gnadenbrot des Landes äße. Die Erzählungen von Schnödheiten und Ausschreitungen junkerlichen Offiziersübermutes betreffen nur einen sehr kleinen Teil des Standes und sind zum Teil nicht einmal gut beglaubigt.

Während der Zivilist es für natürlich hielt, daß die Armee ihn im Kriege vor Schaden zu schützen habe, hatte die Staatsbehörde allen Glauben an ihr Recht, im allgemeinen Interesse in Privatverhältnisse einzugreifen, vollständig eingebüßt, und durch diese Zaghaftigkeit war die Armee gerade im eignen Lande und dem von Verbündeten unglaublich hilflos geworden. Die Dorfschulzen verweigerten dem gegen den Feind des Vaterlandes marschirenden Heere Quartiere, Fouragefuhren und sogar den Mitgebrauch der Häckselmaschinen ihres Ortes. Bei den Gefechten in der Nähe von Schleiz und Saalfeld hatten die Pferde der Abteilung Hohenlohes keinen Hafer, in Jena auf der Staatskammer befand sich ein ziemlicher Vorrat davon, aber ehe sich man dessen bemächtigte, fragte man erst in Weimar an, ob man dürfe, und ehe die Antwort eintraf, war die Möglichkeit der Benutzung verloren gegangen. Ähnlich verfuhren die Truppen bei Auerstädt. Vom Rückzuge erzählt Clausewitz als Augenzeuge: „Als am 16. Oktober, nachdem die Mannschaften schon den 14. und 15. nichts genossen hatten, die vollkommen ausgehungerten Truppen bei Kreußen ankamen, schickte Prinz August von Preußen nach dem nahe gelegenen Dorfe, um für seine Grenadiere einige Lebensmittel zu holen. Die Bauern weigerten sich, ganz im Stile der Zeit, etwas herzugeben, es mußte Gewalt angewendet werden, und darüber entstand ein Zetergeschrei. Da ließ der alte Major von Rabiel von der Garde Clausewitz rufen, der des Prinzen Adjutant war, war ganz entrüstet über den Vorfall und bat dringend, dem Prinzen vorzustellen, daß ein solches Raubsystem in der preußischen Armee nicht üblich und dem Geiste derselben zuwider sei."

Sehr unheilvoll wirkte neben allem andern, daß gerade die gescheitesten Köpfe den Krieg wie ein Spiel auffaßten, bei dem es mehr auf Nachdenken, Wissen, Kunst und Methode als auf Hauen, Stechen und Schießen ankomme, und wo die gesunde Leidenschaft keine, die „Humanität" aber eine große Rolle spiele. „Die kaltsinnige, allen Enthusiasmus und aller Einfachheit entkleidete Lehre von der Kriegführung, welche sich die Epigonen Friedrichs des Großen zurechtlegten, hat viel gesündigt. Aber sie sproßte doch erst auf dem Boden, den der Geist der Zeit beackert und für solche Saat empfänglich gemacht hatte." Nicht ängstliche Überwachung der äußerlich schönen, willigen und braven Truppen, nicht strenge Disziplin, nicht unendliche Wiederholungen bei den Exerzitien, nicht das Aufgeben aller Selbständigkeit der Untergebenen konnten hier helfen, sondern eine gründliche Heeresreform, welche die praktische Verwertung der gesamten Volkskraft für den Kriegsdienst ins Auge faßte. Anfänge dazu fehlten nicht, aber Friedrich Wilhelm war zu ihrer Weiterentwicklung zu bescheiden, zu kritisch, er besaß zu wenig Selbstvertrauen, und „sein richtiger Verstand und scharfer Beobachtungsgeist wurden, wie Clausewitz sagt, von seinem unüberwindlichen Hange zum Zweifel nur in die Richtung der menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten getrieben, die er schnell entdeckte, und die seinen Mangel an Vertrauen zur Geringschätzung steigerten." So fand er denn auch in den Vor-

schlägen zur Heeresreform stets Mängel, und so suchte er vergebens nach dem Vollkommenen, das allen Anforderungen genügte. Zu wirksamen Reformen gehört aber, wie v. d. Goltz sehr richtig bemerkt, frische Einseitigkeit, da es sich dabei immer um menschliche Einrichtungen handelt, die unvollkommen sind wie alles Irdische. „Es gilt nicht, einem Ideale nachzutrachten, das chimärisch ist, weil immer an gebrechliche Dinge angeknüpft werden muß, sondern sich zur rechten Zeit für das minder Unvollkommene zu entscheiden und dies so auszubilden, daß es dem Unvollkommenen überlegen wird.“

Der König hatte wie sein unmittelbarer Vorgänger auf dem Throne das Unglück, größtenteils von Beratern umgeben zu sein, die als Schüler Friedrichs des Großen brauchbare Werkzeuge für einen kräftigen Willen, aber ohne Originalität und Selbständigkeit waren. Der Glanz der Erfolge Friedrichs verlieh ihnen mehr Verdienst und Ansehen, als ihrer Einsicht zukam. Friedrich Wilhelm III. selbst hatte zuviel Achtung vor ihnen, um ihnen gegenüber von seiner bedeutenden Begabung in Betreff militärischer Dinge Gebrauch zu machen. „Die Techniker und Theoretiker in Politik und Heerwesen tragen mehr Schuld daran, daß die alte Monarchie zu Grunde ging, als die Junker und verstockten Aristokraten.“

Aus zu großer Wertschätzung der Techniker ließ man Kommissionen über das Schicksal des Planes zur Reorganisation des Heeres entscheiden. Das würde in Betreff der Einzelheiten nützlich gewesen sein, falls der leitende Gedanke schon festgestellt gewesen wäre. Diesen der Begutachtung eines weiteren Kreises von Männern zu übergeben, war unrichtig, da die Summe der Gründe dagegen stets die Summe der Gründe dafür aufheben und zuletzt nichts geschehen wird. Wenn ferner alle Reformvorschläge mit dem Lobe der herrschenden Zustände begannen, so verhinderte dies, daß man sich überzeugte, wie dringend notwendig die gründliche Umgestaltung derselben war. „Verfolgt man die Vorlesungen, Denkschriften und Untersuchungen über den Gegenstand, so findet man, daß die meisten nach einem großen Aufwande von philosophischem Freimute, von unerschrockener Wahrheitsliebe mit unendlichen Windungen taktvoll auf die Schlußfolgerungen hinauslenkten, daß das Bestehende das beste, und die preußische Armee die vortrefflichste von allen sei.“ Die meisten Untersuchungen befleißigten sich einer milden Unparteilichkeit, und wenige bekannten Farbe. So sehr man seinen Freimut betonte, hielt man doch vorsichtig mit seiner wahren Meinung zurück. Vorteile und Nachteile wurden so sorgsam und liebevoll abgewogen, daß man zuletzt sich fragen mußte, was der Verfasser denn eigentlich für besser hielte. So kam aus all diesem Bemühen, wie Clausewitz berichtet, „am Ende nichts heraus als die althergebrachte Meinung, daß im Felde alles darauf ankäme, mit Echelons zu avanciren.“ Der Verfasser unsrer Schrift aber faßt das zuletzt Gesagte in ein glücklich gewähltes Bild zusammen. „Die Armee glich einer altererbten Familienwaffe, die sorgsam bewahrt wurde, der man eine

Wunderwirkung nachsagte, und die man eifrig rühmte, damit kein Zweifel an ihrer Schärfe aufkomme oder man gar zu den Kosten einer Neubeschaffung genötigt werde. Im Frühling und im Herbste holte man sie hervor, putzte, rieb und säuberte sie mit Fleiß, und wenn sie hell in der Sonne blinkte, stellte man sie zufrieden wieder an ihren Ort und erklärte, sie sei noch immer die beste von der Welt und eine gründliche Untersuchung nicht nötig; eine solche könne wohl gar schaden, da das kunstvolle Werk bei der Handhabung und Bearbeitung durch einen ungeschickten Waffenschmied leicht auseinanderfallen könne."

Die falsche Pietät, welche die Reform des preußischen Heeres vor 1806 verzögerte, bis es zu spät war, entsprang zum guten Teile dem Gefühle, daß der Verbesserungsvorschlag einen Vorwurf für den Schöpfer des Alten einschließe. Dem gegenüber ist zu betonen, daß jede Heeresverfassung mit den Mitteln, der Denkweise und den Gewohnheiten eines bestimmten Zeitalters zusammenhängt, und daß selbst die beste dieses nicht überdauern kann. Napoleon hat geäußert, man müsse alle zehn Jahre seine Taktik ändern. Vielleicht darf man hinzufügen: und seine Heeresverfassung alle dreißig oder fünfzig Jahre. Jene falsche Pietät war teilweise auch schuld, wenn die Preußen vor Jena ihren Gegner unterschätzten. Man hatte sich infolge der wohlgemeinten Deklamationen von der Trefflichkeit der Armee zuviel im Spiegel besehen und darüber den Blick für fremden Wert eingebüßt. Das Ansehen, dessen man sich seit dem siebenjährigen Kriege in ganz Europa und darüber hinaus erfreute, erschwerte die Selbsterkenntnis. Besonders der Sieg bei Roßbach hatte eine sehr geringe Meinung von der Kriegstüchtigkeit der Franzosen erzeugt, und die Feldzüge am Rheine hatten dieselbe scheinbar bestätigt. Jetzt erfuhr man, daß sie ein Irrtum war.

Und was war durch die Pietät gegen den großen König gewonnen worden? Man ahmte das Verfahren nach, das er bei Prag, Roßbach, Leuthen, Torgau beobachtet hatte, aber wir wissen jetzt aus seinen Schriften, daß er selbst später nicht mehr so, sondern anders zu handeln gedachte, daß er Fortschritte darüber hinaus gemacht hatte, daß er frühere Grundsätze für veraltet und nicht mehr anwendbar hielt. Die Führer der Preußen im Kriege von 1806 hätten, auf Erfahrung gestützt, ebenso denken sollen, aber in dieser Hinsicht war Friedrichs Geist aus dem Heere verschwunden. Er hatte bei all seiner Größe sich klug den Verhältnissen gefügt und sorgfältig den Wert der eignen Mittel an dem der gegnerischen erwogen. Als sich die österreichische Reiterei bei Mollwitz überlegen gezeigt hatte, nahm er ohne Verzug auf Hebung der seinigen Bedacht und schuf sie damit zur Siegerin um. Als die Stärke und Güte seines Fußvolks abgenommen hatte, gab er ihm eine vermehrte und verbesserte Artillerie zur Stütze. Seine Methode der geschlossenen Angriffe hatte große Menschenverluste zur Folge, und so beschloß er, in Zukunft mit dem ersten Treffen tiraillirend vorzugehen. Das mangelte den Strategen und Taktikern von 1806. Statt zu verfahren, wie Friedrich ein halbes Jahrhundert früher verfahren war,

hätten sie sich bemühen sollen, am Feinde neues zu lernen, hätten sie darnach trachten sollen, zu erraten, was ein andrer Friedrich in der Zeit nach der großen Revolution gethan haben würde. Ein solcher hätte ohne Zweifel angesichts der französischen Konskription die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und den französischen Tirailleurs vor den Kolonnen preußische Schützenschwärme vor Linien entgegengestellt. „Wiederum darf man sagen: wenn sich die Armee in weitern Kreisen und mit mehr Offenheit an die Frage: wie wird es uns ergehen? gewagt hätte, so würde sich vielleicht auch jener neue Friedrich gefunden haben; gewiß wären Männer wie Scharnhorst, der auf dem richtigen Wege war, dadurch zu kühneren Schritten gefördert worden. Niemals werden, wo nicht ein großes, alles bewegendes Genie an der Spitze steht, reformatorische Ideen zur Entwicklung ihrer letzten Konsequenzen und zu voller Kraft gelangen ohne einen allgemeinen Gährungsprozeß. Sache des einzelnen entschlossenen Willens sind hingegen die Maßregeln, welche jener Prozeß als die zweckmäßigsten hat erkennen lassen. Es hätte nach des großen Königs Tode nicht gegolten, unter allen Umständen seinen Echelonangriff zu erhalten, wohl aber seine freie Art zu denken, die wahrhaft königliche Unabhängigkeit seines Urteils, die es verstand, zu rechter Stunde sich vom rein preußischen Standpunkte loszulösen und sich selbst und den Gegner mit ungetrübtem Blicke zu mustern. Das wäre die beste Art gewesen, das Andenken an die Thaten Friedrichs zu ehren. Die verkehrte Weise, in der dies geschah, schließt die Reihe der hier zu untersuchenden Ursachen ab."

Der Verfasser entnimmt seiner an Taines vortreffliches Werk über Ursachen und Gang der Revolution von 1789 erinnernden Betrachtung der Katastrophe von 1806 und ihrer Vorgeschichte zwei beherzigenswerte Lehren, die wir mit einigen Kürzungen in seinen eignen Worten folgen lassen. „Die erste ist, daß die große Katastrophe nicht einer Armee begegnete, welche innerlich und äußerlich faul war, sondern daß sie ein im ganzen fleißiges, ordentliches, williges Heer betraf, welches gehörig geputzt, gestriegelt, gebürstet, überwacht und geübt wurde, in welchem man dachte, arbeitete, überlegte, diftelte und schrieb wie nur jemals in einem Heere... Es ist keineswegs notwendig, daß der Verfall bis zu offenbarer Verwahrlosung fortschreitet, ehe die Möglichkeit einer Niederlage eintritt; vielmehr kann diese auch einer Armee zustoßen, die treffliche Revüen und Parademanöver macht, den strengsten Anforderungen an Exerzierausbildung genügt, schneller, prompter, exakter ist als andre, wenn sie darüber die natürlichen und nach den Umständen ewig wechselnden Bedingungen für den Erfolg im Kriege verkennt. Die zweite Lehre ist nicht minder wahr. In der schnellen Erhebung Preußens nach dem tiefen Falle liegt ein großer Trost. Aber leicht kann man sich dadurch verführen lassen, zu glauben, es habe eben nur des tiefen Falles bedurft, um die Kräfte zu wecken und in sechs Jahren ein siegreiches Heer entstehen zu lassen. Gewiß, die trüben Erfahrungen haben viel dazu ge-

than. Sie pflegen ja auch im Leben des Einzelnen die wirksamsten zu sein. Aber dennoch hätte sich unser Vaterland nimmermehr so schnell wie der Phönix aus der Asche erheben können, wäre nicht seit zwanzig Jahren eine innere geistige Bewegung vorangegangen, welche zwar vor der Katastrophe ohne genügenden praktischen Erfolg blieb, aber dennoch schon einen großen Teil des Heeres ergriff, und welcher der König weder fremd, noch grundsätzlich abhold war. Was in den Jahren 1808 bis 1813 im Heere durchgeführt wurde, das Krümpersystem, die Anbahnung der allgemeinen Wehrpflicht, die Entlassung der Ausländer, die veränderte, den Verhältnissen angepaßte Fechtweise, die Verjüngung, die andre Zusammensetzung, die erweiterte Bildung des Offizierskorps, die bessere Verwaltung, die Erleichterung der Lage der Armee, das waren lauter Dinge, über die seit zwei Jahrzehnten schon Promemoria über Promemoria geschrieben, Vortrag über Vortrag gehalten worden war. Wäre diese allmähliche Entwicklung nicht vorangegangen, so würden auch nach Jena die rettenden Gedanken nicht vom Himmel gefallen sein, um die Köpfe zu erleuchten. Sie mußten aus einem Gährungsprozesse hervorgehen, der seine Zeit verlangte, und dem man — dies sei zu Ehren der Braunschweig, Möllendorf, Rüchel u. s. w. ein für allemal gesagt — zwar nicht gerade huldigte, den man aber doch bis auf die Auswüchse geschehen ließ. Die Geschichte lehrt, was unser thatkräftigster Gegner aus der neuesten Zeit [Gambetta ist gemeint] dem eignen Volke zugerufen hat: Stegreiferfolge giebt es nicht! Aber die Erfolge der Freiheitskriege waren auch keine solchen. Sie waren die Frucht nicht einer sechsjährigen, sondern einer sechsundzwanzigjährigen Arbeit, von der nur der erste größere Teil lange verborgen blieb. Napoleon allein würdigte ihn richtig und trieb daher die Preußen 1806 schon, vorzeitig, in die Entscheidung. Für alle Genossen im Heere, die jemals auf neue Gestaltungen hinarbeiten, ohne sogleich Erfolg zu sehen, liegt daher in den Erfahrungen der hier abgehandelten Zeit neben einer ernsten Mahnung zum Ausharren zugleich eine Beruhigung."

Wir danken dem Verfasser für sein Buch, das eine ebenso gründliche als klare Beweisführung in Betreff dieser Lehren ist, und sind überzeugt, daß sie bei denen, welche über die Weiterentwicklung des preußischen, des deutschen Heeres zu entscheiden haben, allezeit ernster Beherzigung sicher sein werden.

Emile Zola.

Von August Niemann.

Die Romane Zolas einer öffentlichen Besprechung zu unterziehen, ist mir früher als ein undankbares Unternehmen erschienen, weil ich mir sagte: niemand bei uns kennt sie, sie sind zum Teil von der Polizei konfiszirt, von den Gerichten verboten worden, und obwohl sie in Frankreich viel gelesen werden, können sie doch den reineren Sitten des deutschen Reiches nur zuwider sein; sie müssen auf das deutsche Gemüt wirken wie Lab auf süße Milch, sie müssen es zum Gerinnen bringen. Doch war es mir auffallend, wie oft ich im Laufe der letzten Jahre vernichtende Urteile über Zola bei uns hörte, wie ungemein viele Herren der gebildeten Welt ihre Entrüstung über jene Bücher kundgaben, und wie groß selbst die Zahl der Damen war, welche erklärten, man könne solche Romane nicht lesen. Auch hatten diese Äußerungen eine wesentlich andre Form, als sie den literarischen Urteilen in der Regel eigen ist. Denn auch mit Charles Darwin z. B. oder Arthur Schopenhauer oder gar dem teuern Gottesmann Dr. Martin Luther sind gar viele gebildete Leute gut bekannt, nur pflegt es sich in der Unterhaltung über die Werke dieser Männer herauszustellen, daß man sie nicht eigentlich selbst gelesen hat, sondern nur Besprechungen oder Schriften über sie, oder gar bloß Rezensionen von Besprechungen von Schriften über die Orginale kennt. Aber mit Zola scheint das anders zu sein. Ich möchte darauf schwören, daß die Leute ihn selber gelesen haben, und wenn auch sein Leserkreis natürlich bei uns lange nicht so groß ist wie in Frankreich, so darf ich doch wohl annehmen, daß ihn genug Leute kennen, um eine Betrachtung seines Wirkens nicht überflüssig erscheinen zu lassen.

Die große Verbreitung, welche Zolas Werke gefunden haben, führt mich zunächst auf die alte und für Schriftsteller und Buchhändler immer wieder neue Frage, was denn wohl eigentlich der Grund sein mag, warum dies oder jenes Buch viel gelesen wird. Manche Leute sagen, ein Buch würde dann viel gelesen, wenn es gut sei. Das sind die sogenannten Optimisten. Andre Leute sagen wieder, ein Buch müsse schlecht sein, um allgemeinen Beifall zu finden. Das sind die sogenannten Pessimisten. Aber ich denke, daß keines von beiden ganz richtig ist, obwohl beide Ansichten sich vertreten lassen. Es wird sich wohl mit der geistigen Nahrung ähnlich verhalten wie mit der leiblichen, und wie die Leute in den verschiedenen Provinzen unsers Vaterlandes ihre bestimmte Vorliebe für gewisse Getränke und Gerichte haben, so hat auch dieser Kreis des Publikums eine Vorliebe für Paul Heyse, jener für Fritz Reuter, ein dritter wieder für Konrad von Bolanden. Ganz allgemein kann man wohl nur sagen, daß jeder

diejenige Lektüre für die beste hält, welche ihm am besten gefällt, und daß ihm diejenige am besten gefällt, welche seinem eignen Denken am verwandtesten ist. Nun hat die Natur es aber so eingerichtet, daß in allen Dingen das mittlere Maß weitaus am meisten vorkommt. Sehr wenige Leute haben ganz kleine, sehr wenige Leute ganz große Nasen, die meisten haben eine Nase von mittlerer Größe. Es giebt äußerst wenig Riesen in der Welt und äußerst wenig Zwerge. Sehr wenige Frauen sind von vollkommener Schönheit und sehr wenige durchaus häßlich, die meisten sind so gestaltet, daß das Auge ihren Anblick gern erträgt, ohne gerade in Entzücken zu geraten. So sind auch sehr wenige Leute ganz schlecht und sehr wenige ganz gut, bei den meisten steht es mit der Tugend wie mit dem Gelde: sie haben davon gerade soviel, um sich ehrlich durchbringen zu können. Und so ist es denn auch mit der Einsicht. Wenige sind ganz dumm, wenige ganz gescheit, die meisten haben eine mittelmäßige Dosis von Verstand bekommen. Da nun jeder das ihm Ähnliche bevorzugt, so ist es klar, daß es weder die guten noch die schlechten Bücher sind, welche viel und gern gelesen werden, sondern eben die mittelmäßigen. Das wissen auch die beliebten Autoren sehr gut, und sowohl Gustav Freytag wie Georg Ebers, sowohl Felix Dahn wie Friedrich Spielhagen verbergen sorgfältig die tiefe Erkenntnis und die weisheitsvolle Schöpfungskraft ihres überlegenen Geistes, machen dem Publikum allerhand gefällige Scherze vor und erzählen ihm Geschichten, die es versteht, weil sie nicht Lust haben, gleich Shakespeare und Goethe auf einsamer Höhe zu thronen. Denn was wir unter wirklich guten Geisteswerken zu verstehen haben, das ist sehr leicht und einfach zu sagen: Es sind solche Werke, welche erst nach dem Tode ihrer Urheber in weitern Kreisen genannt werden und dann im Laufe der Jahrhunderte zu wachsen anfangen, gleich den hohen Thürmen der Dome, die erst dem Auge des Fernstehenden kenntlich aus der Häusermasse emporragen. Denn die Zeit bringt den Wert aller Dinge ans Licht. Sie ist die Mutter der Wahrheit.

So können wir auch wohl von Zola getrosten Mutes sagen: seine Romane können weder ganz gut noch ganz schlecht sein; sie würden sonst nicht soviel gelesen werden. Nur wollen wir uns mit diesem so ganz allgemeinen Urteil nicht begnügen, sondern die Eigenart dieses Schriftstellers näher untersuchen, um zu sehen, in welcher Weise er denn lesenswert ist, was ihn über die gewöhnlichen Romanschreiber erhebt und worin er hinter großen Dichtern und tiefen Denkern zurücksteht.

Zola nennt sich selbst einen Naturalisten, und er hat auch über das Wesen des Naturalismus geschrieben. Doch wollen wir hier seine Ansichten nicht berücksichtigen, da er ja hierbei in eigner Sache kämpft, sondern wir wollen ihn nach seinen Werken, nach seinen Romanen beurteilen, dem Spruche gemäß, daß der Baum an seinen Früchten zu erkennen ist. Mit dem Naturalismus nämlich ist es eine eigne Sache, und nicht eben leicht offenbart sich sein eigentliches Wesen dem suchenden Blicke. Wollen wir ihn so verstehen, daß es heißen soll,

Naturalismus sei, der Natur den Spiegel vorhalten, so kommen wir dahin, bekennen zu müssen, daß jeder Dichter, wie überhaupt jeder Künstler, Naturalist sei. Denn sie halten alle insofern der Natur den Spiegel vor, als sie die Erscheinungen der Welt so wiedergeben, wie sie sich in ihrem Kopfe spiegeln. Nur bestehen zwischen den verschiedenen Spiegelbildern große Unterschiede. Die ganz unbedeutenden Künstler geben flache, schiefe, verzerrte Bilder gemäß ihrem wenig befähigten und unharmonischen Geiste, die mittelmäßigen geben solche Bilder, welche der Menge als gut und richtig erscheinen, die großen Künstler aber geben, ihrem umfassenden und in die Tiefe blickenden Genius gemäß, wundervoll tiefe, harmonische und schöne Bilder, sodaß nur die bedeutenderen Geister imstande sind, darin die Welt wieder zu erblicken. Zola aber will etwas besonderes sein, indem er sich Naturalist nennt, und alle Naturalisten wollen etwas besondres sein. Sie wenden sich nämlich gegen diejenigen, welche sie Romantiker nennen, und behaupten, daß dies Schönfärber seien und in einer erträumten Welt lebten, während sie, die Naturalisten, der Wahrheit huldigten. Die Wahrheit aber, sagen sie, biete keinen schönen Anblick.

In dieser Meinung hat Zola Romane geschrieben, in welchen er die französische Gesellschaft geißelt, und besonders sind hier drei Romane zu nennen: Assommoir, worin er das arme Volk der Großstadt, Pot-Bouille, worin er den Bürgerstand, und Nana, worin er die Aristokratie darstellt. Diese drei Romane schildern das ganze Volk, insofern es seine Blüte und Krone in der Hauptstadt entfaltet, als durchaus verdorben, und bilden ein geschlossenes Ganzes, worin Zolas Anschauung sich rein und unverfälscht ausprägt. Er hat zwar noch andre Romane geschrieben und z. B. das Bonheur des Dames auf Pot-Bouille folgen lassen, aber er hat damit wohl nur der lastenden Wucht der allgemeinen Entrüstung nachgegeben und etwas gegen sich selbst gesündigt, denn die Schilderungen im Bonheur sind schwach, schattenhaft und charakterlos im Vergleich zu der Energie, mit welcher jene drei Romane durchgeführt sind.

Also die Wahrheit, die ungeschminkte Wahrheit will Zola über die französische Gesellschaft sagen. Das Assommoir ist eine Schenke in der Vorstadt, welche vom armen Volke besucht wird, und sie dient ihm als Beispiel, um zu zeigen, daß der Branntwein das arme Volk frißt. Er stellt das Volk dar als eine Herde unmündiger Geschöpfe, eben über den Standpunkt des Menschenaffen hinausgewachsen, ohne jeden Sinn für Geistiges, allein auf die Erhaltung und die Fortpflanzung des Lebens bedacht, in enger Arbeit gebunden und der Verführung zum Trunke schutzlos ausgesetzt. Die Heldin des Romans ist eine hübsche, gute und fleißige Person, welche aus Charakterschwäche, während sie doch über ihre Pflicht hinaus brav ist, der allgemeinen moralischen Krankheit zum Opfer fällt und gleich ihrem Gatten am Trunke stirbt. In Pot-Bouille wird der Bürgerstand insofern als dem Proletariat ähnlich gezeichnet, als auch hier die beiden einzigen Hebel der Ereignisse der Trieb der Ernährung und der

Geschlechtstrieb sind. Doch findet sich hier, wo das Joch der Handarbeit nicht die Nacken wund drückt, als Resultat der größeren Bewegungsfreiheit die Heuchelei vor, und die Leute gehen nicht am Branntwein zu Grunde, sondern sie verfaulen gleichsam von innen heraus, indem ihre Laster unter bürgerlich anständigem Firniß ungestört weiter brodeln und schwären und sozusagen eine moralische Blutvergiftung erzeugen. Bei weitem am packendsten ist Nana geschrieben, wo die Aristokratie in ihrem Zusammenhange mit dem Theater und den Kourtisanen geschildert wird. Hier tritt das Laster frei und mit blendendem Flimmer ans Tageslicht und gestattet dem Künstler den Gebrauch seiner grellsten Farben. Die Grundfarbe zwar ist wieder dieselbe wie in den beiden andern Romanen. Die Aristokratie hat gleich dem Bürger und dem Arbeiter nur zwei Ziele: erstens gut zu essen und zu trinken und zweitens sich am Weibe zu erfreuen. Nur ist der Aristokrat nicht allein über den Zwang der Arbeit, sondern auch über den Zwang der Heuchelei hinaus, und die Freiheit der Bewegung ist bei ihm so groß, daß er Tollheiten begeht, und daß er weder am Branntwein stirbt, noch auch am Ekel seiner selbst verrottet, sondern der geistigen Zerrüttung, der Manie und dem Selbstmord zum Opfer fällt. Zugleich schließt sich hier der Ring der Schilderung und läßt das Bild des Volkes vollständig erscheinen, indem es die Tochter des Armen ist, die die Reichen tötet. Die mangeuse d'hommes, Nana, welche einem Würgengel gleich in der Aristokratie wütet, ist die Tochter des Zinnarbeiters und seiner hübschen Frau aus dem Assommoir, welche am Branntwein starben.

Was nun Zola als einen bedeutenden Künstler erkennen läßt, das ist die Großartigkeit seines Planes und die Konsequenz und bewundernswerte Kraft und Sorgfalt seiner Ausführung. Hierin verdient er die größte Anerkennung. Es ist wahrlich kein Geringes, sich eine solche Aufgabe zu stellen und sie durchzuführen. Erforderlich hierzu ist vor allem ein kühner, umfassender Blick, der den Nebel der Vorurteile zu durchdringen und das ganze Volk zu übersehen vermag, dann ein gewaltiger Fleiß im Studium der einzelnen Erscheinungen, eine unermüdliche Ausdauer bei der Wiedergabe und endlich eine starke dichterische Begabung, um Gestalten und Ereignisse so anschaulich und ergreifend darzustellen. Diese Eigenschaften besitzt Zola in hohem Maße. Er geht zu Werke wie jene Leute, welche als Zierden der Wissenschaft bewundert werden: keine Mühe schreckt ihn ab, kein bebender Herzschlag läßt ihn erlahmen, keine Thräne des Mitleids trübt sein beobachtendes Auge. Wir sehen die düstern Geheimnisse der Hütte und des Palastes, bei deren Enthüllung ein banger Schauder uns überfällt, mit einer Deutlichkeit entfaltet, die uns an den Autor wie an einen Mann von Erz denken läßt. Soweit geht unsre Anerkennung, unsre Bewunderung.

Die Frage ist nur: Ist es wirklich die Wahrheit, was er uns giebt? Ist sein Naturalismus ein guter, reiner, ebenmäßiger Spiegel der Natur, welche Gott erschuf und erhält?

Ich erinnere mich hier eines Gedichtes aus sehr alter Zeit, eines Gedichtes des Simonides, worin der Dichter sich gegen den Pittakos wendet, weil dieser gesagt hatte, es sei schwer, gut zu sein. Nicht schwer ist es, gut zu sein, antwortet Simonides, sondern es ist ganz unmöglich. Nur ein Gott vermag gut zu sein, der Mensch aber entgeht dem Fehltritt nicht, darum will ich mich nicht abmühen, Unmögliches zu erspähen, indem ich nach einem Manne ohne jeglichen Tadel suche, und ich will jeglichen loben und lieben, der nur Schmachvolles nicht thut, denn mit dem Schicksal kämpft auch ein Gott vergebens. Platon aber, welcher dieses Gedicht erklärt, setzt hinzu, Simonides sei nicht so ununterrichtet gewesen, daß er angenommen hätte, es gäbe Leute, die das Böse freiwillig thäten. Nach seiner, des Platon, Überzeugung denke überhaupt kein einsichtiger Mann, daß irgend ein Mensch das Schändliche aus freier Wahl thue, sondern alle wüßten wohl, daß jedermann unvorsätzlich sündige.

Von der Wahrheit, die sich in den angeführten Worten ausspricht, scheint auch Zola, wenn nicht eine wahrhaft philosophisch begründete Einsicht, so doch ein künstlerisches Gefühl zu haben. In einigen seiner Personen, und, wie ich denke, in den am besten charakterisirten, tritt das hervor. Die unglückliche Heldin des Assommoir ist ein ganz vortreffliches Weib, von wahrhaft rührender Güte, die aus reiner Tugend, obwohl im Elende, nicht mit dem einzigen Manne fliehen will, der sie wahrhaft liebt. Ihr Mann ist ein fleißiger, munterer Arbeiter, der nur infolge eines unglücklichen Sturzes der Arbeit entfremdet und dem Alkohol zugeführt wird. Nana erscheint während ihrer Liebschaft mit dem häßlichen Komiker Fontan plötzlich mit den edelsten Tugenden ausgerüstet, was oberflächliche Leser für einen Fehler des Autors halten. Sie verachtet das Geld, sie arbeitet, sie läßt sich geduldig prügeln aus Liebe, sie verkauft sogar ihren Leib gewerbsmäßig auf der Straße, um den Mann zu ernähren, der sie mißhandelt, was meiner Meinung nach ein äußerst feiner Charakterzug ihres Wesens ist. Aber es lassen sich nur wenige solche Züge aufzählen, welche zeigen, daß Zola wohl wisse, niemand thue das Böse freiwillig. Zola hat sich, der Mode des Zeitalters folgend, in seiner Unterscheidung zwischen Gut und Böse auf den naturwissenschaftlichen Standpunkt gestellt und will in seiner Gesellschaftskunde nach Analogie von Stuart Mill, Herbert Spencer, Auguste Comte und ähnlichen Sozialphilosophen die Laster aus erblich sich fortpflanzenden und allmählich in den den Generationen wachsenden Keimen erklären. Die Familie, deren Schicksal, äußerlich betrachtet, das zusammenfassende Band seiner sozialen Romane ist, soll die Weiterentwicklung des Lasterkeimes anschaulich machen. Den Ursprung des Keimes vermag er natürlich so wenig wie die andern anzugeben, und auch über die Wachstumsbedingungen desselben ist er nicht klarer als sie. Nur nach einer, und zwar einer nicht unwichtigen Richtung hin muß ihm Scharfblick zugestanden werden. Seine schlechtesten, das heißt seine schwächsten, das heißt seine kränksten Personen sind zugleich die größten Leckermäuler. Das elende Volk im Assommoir wird ein-

gehend geschildert, wie es sich, das Wasser im Munde, um eine fette Gans versammelt; die Lieblingsspeise des schlimmen Richters in Pot-Bouille, eines Mannes mit liederlichen Neigungen im Herzen und Flechten im Gesicht, ist, wie mehrfach angeführt wird, das blutige Roastbeef, und Nana, der „glänzende Mistkäfer“ ißt pfundweise Zuckerwerk. In diesem Punkte begegnet sich Zola unter anderm mit Goethe, der im Faust die „ungemischte Speise“ als eine Bedingung körperlicher und geistiger Gesundheit nennt, und im Tasso durch den Mund Antonios die erhitzende Diät des Dichters als den Grund seiner ungleichen, exaltirten Stimmung bezeichnet. Mit einer solchen Auffassung steht auch Zolas Privatleben in Einklang. Diejenigen, welche meinen, der Dichter so schrecklicher Geschichten müsse ein wüster Mensch sein, der sich im Pariser Schlamm wälze, irren sehr. Zola lebt in einer einsamen Behausung eine halbe Meile von dem kleinen Flecken Meudan in glücklicher Ehe und ungetrübter Gesundheit und — trinkt nur Wasser.

Wenn nun aber Zola auch in einigen Fällen seine Schlechten als vom Schicksal zu Boden geworfen darstellt und insofern mit den Weisen übereinstimmt, so ist dies doch in den allermeisten Fällen, bei der unendlich überwiegenden Menge seiner Personen nicht der Fall. Der Leser hat wohl ausnahmslos bei der Lektüre die Empfindung, in eine durchaus schlechte Gesellschaft geführt zu sein, welcher er weder Mitleid noch Liebe zuwenden kann. Ich glaube nicht, daß irgend ein denkender und fühlender Mensch einen der drei erwähnten bedeutenden Romane beendet aus der Hand legt, ohne sich zu freuen, daß er fertig ist und sich nunmehr in reinere Luft begeben kann. Und das ist kein gutes Zeichen für die Bücher. Denn es ist ja nicht Geistesschwäche, was sich hier in der Empfindung des Lesers kundgiebt, indem er etwa nicht den Mut hätte, der Wahrheit ins Auge zu sehen, sondern es ist das in jeder Menschenbrust unvertilgbare Vertrauen zu der göttlichen Gerechtigkeit, was ihn wünschen läßt, im Dichterwerke die Tugend verklärt zu erblicken, wenn auch nicht im äußerlichen Siege des Guten, so doch in der poetischen Gerechtigkeit, welche auch bei schlimmem Ausgange in der Perspektive auf das Unendliche und Bleibende eröffnet wird. Bei Zola ist der endliche Eindruck ein trauriger, ein niederdrückender, ein abstoßender. Er ist stolz darauf und erklärt, daß dies eben Naturalismus sei, aber in Wahrheit ist dies eine causa deficiens seines Genius. Simonides sagt: Ich liebe, ja lobe jeglichen, der nur nichts Schändliches thut. Wen aber lobt und liebt Zola? Niemanden. Thun sie denn alle Schändliches?

Indem Zola die Gesellschaft nach ihrer dreifachen Gliederung in Arbeiter, Bourgeois und Aristokratie schildert, zeigt er zwar insofern ein feines Denken, als er die Größe der Laster mit zunehmender Wohlhabenheit und höherer Stellung des Sünders als größer schildert. Seine Arbeiter sind noch ziemlich wacker, und ihre Laster sind verhältnismäßig klein; seine Bourgeois sind schon weit mehr angefault, die Krone der Schlechtigkeit findet sich aber erst auf dem Haupte der Vornehmen. . Aber welches sind denn überhaupt die Verbrechen seiner Welt?

Er will auch hier Naturalist sein. Er führt uns keine „Verbrechen blutigkolossal" vor; in den drei Romanen wird man vergeblich nach Handlungen und Charakteren suchen, wie Sue sie in den „Mysterien von Paris" darstellt, oder wie wir sie im Leben von Berlin durch den Prozeß Dickhoff kennen gelernt haben. Er ist stolz darauf, zu zeigen, daß das Volk nur erbärmlich ist. Seine Personen sind dem Trunke ergeben, der Bauch ist ihr Gott, die Mädchen suchen nach Männern und heiraten, um versorgt zu werden, Frauen und Männer treiben Ehebruch, sie spielen, wetten, vergeuden ihr Vermögen, bringen sich ums Leben, aber das ist auch so ziemlich alles. Man kann sagen: es ist genug, aber man wird zugestehen, daß die Helden sehr vieler Romane Schlimmeres thun. Der Naturalist sagt: es ist so, wie ich es darstelle, es ist alles gemein. Aber gerade hier ist die Grenze, hier hört, vor der höchsten Wahrheit dichterischer Kunst, des Naturalisten Schöpfungskraft auf. Denn er vergißt meistens, uns zu zeigen, daß seine Personen auch gut sind, und dadurch raubt er gerade seiner Darstellung die feinste Spitze, die eindringendste Kraft, damit tritt er der Naturwahrheit gerade entgegen. Erst dadurch, daß wir den Guten straucheln sehen, wird unser Mitgefühl erregt, und das zeigt uns Zola nur ganz ausnahmsweise. Erst im Hinblick auf ein Gutes, welches von den Schlechten nur verkannt wird, erkennen wir die Wahrheit. Oder ist es nicht so? Giebt es irgendwo etwas Schlechtes anders als im Gegensatz zum Guten, und irrt Platon, wenn er sagt, niemand thue das Böse freiwillig?

Ich denke, daß gerade Zolas Personen, indem sie nichts Ungeheuerliches thun, sondern nur Fehler begehen und im Laster auf der schiefen Ebene abwärts gleiten, sich ganz vorzüglich zu einer Darstellung geeignet hätten, welche den höchsten dichterischen Wert erhielte, indem das Gute in den Hintergrund gerückt worden wäre. Er hätte diese Romane zu satirischen machen können, indem er alle diese schlechten Leute als irrende Schafe dargestellt hätte. Ich muß gestehen, daß ich zuweilen gedacht habe, Zola habe wirklich diese drei Romane im Sinne einer einzigen großen Satire geschrieben, aber ich bin von dieser Meinung wieder abgekommen, weil ich nicht das Positive fand, dem gegenüber die Sünden der von ihm geschilderten Welt als Thorheit erscheinen könnten. An manchen Stellen mutet die Darstellung wie eine Satire an, aber im ganzen ist sie naiv, ist sie ehrbar, denn der Naturalist ist nicht ironisch, er ist bieder, er ist meiner Meinung nach ein Philister. Aber selbst ohne Ironie hätte er seine Personen in das rechte Licht rücken können, wenn er besser gezeigt hätte, daß sie auch gute Seiten haben, wenn er uns ihre Liebenswürdigkeit, ihre geistigen Stärken als versöhnende Momente im Gegensatz zu ihrer Häßlichkeit und ihren geistigen Schwächen anschaulicher gemacht hätte. Aber das thut er sehr selten. Er zeigt nicht, daß alle das Böse unfreiwillig und nur im Irrtum über das Gute thun, und niemals läßt er den einmal Gefallenen sich wieder erheben. Es ist herzzerreißend, zu sehen, wie die blonde Heldin des Assommoir allmählich

rettungslos im Schlamm versinkt. Eine solche Behandlung heißt aber, die Menschen sowohl wie das Schicksal ungerecht behandeln, denn so wie „ein wackerer Mann bald schlecht, bald wieder auch edel handelt,“ so ist auch das Schicksal nicht immer ohne Erbarmen, Fortuna steht auf rollendem Rade. Hat denn Zola nicht beobachtet? Selbst wenn er die schlimmsten Verbrecher beobachtet, wird er das Gute im Hintergrunde finden. Denn auch Räuber und Mörder suchen unter sich und vor dem Volke mit ihren Verbrechen zu prunken und bezeigen der Tugend ihre Ehrfurcht, indem sie ihre Schandthaten als Beweise von Klugheit und Tapferkeit rühmen, wie sie auch zu Anführern und Hauptleuten nicht diejenigen wählen, welche sie für die dümmsten und feigsten, sondern diejenigen, welche sie für die klügsten, tapfersten und gerechtesten der ganzen Bande halten. Wieviel mehr muß die Huldigung der Tugend bei den geringeren Verbrechern, bei der ganzen Gesellschaft unsrer Naturalisten hervortreten! Wir sind die Marionetten der Vorsehung. Niemand lügt, ohne der Wahrheit zu huldigen, denn er weiß, daß die Lüge nur insofern Wert hat, als sie der Wahrheit ähnlich ist, und das Wort, die Heuchelei sei eine Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringe, ist vollständig wahr. Niemand entbehrt der Idealität, selbst nicht wenn er Ideale lästert, denn indem er auf das materielle Leben als das Vorzüglichere hinweist und die Ideale für etwas Lächerliches erklärt, schafft er ja etwas, was ihm Ideal sein soll, und sucht das Niedrige mit einem Glanze zu umkleiden, den er von dem Hohen borgt. Ist es denn den Naturalisten niemals aufgefallen, daß die Menschen insgesamt den Vorwurf der Unwissenheit für den beleidigendsten halten, sodaß sie lieber, wenn sie die Wahl haben, für schlecht als für dumm gelten wollen? Und vermögen sie nicht zu erkennen, daß die Menschen damit eine unbewußte Weisheit bekunden, nämlich die Einsicht, daß die Unwissenheit die Wurzel, dasjenige aber, was das Volk Schlechtigkeit nennt, nur die Zweige am Baume des Todes sind? Sicherlich, wer die Menschen so kahl, so armselig, so ganz dem Schlechten verfallen darstellt und dabei mit der ernsthaften Miene des Naturforschers zu Werke geht, der kennt die Menschen nur halb. Und diese Einseitigkeit der Schilderung ist einer der großen Mängel, die Zola im Vergleich mit einem wahrhaft genialen Dichter hat.

Ein andrer großer Mangel aber hängt mit diesem eng zusammen. Weil Zola die Quelle der Schlechtigkeit nicht recht erkannt hat und deshalb das Gute nicht darzustellen und in den geeigneten Gegensatz zum Schlechten zu stellen weiß, entgeht ihm der rechte Angriffspunkt für die Spitze seiner Lanze. Ich denke hier an einen großen Franzosen, der für die neuere Literatur seines Volkes von der höchsten Bedeutung geworden ist und dessen Einfluß sogar in England und ein ganz klein wenig auch in Deutschland zu spüren ist, nämlich an François Rabelais. Er war in gewissem Sinne der Vorgänger Zolas. Er hat überhaupt den Stil und die Denkweise der bedeutenderen Schriftsteller Frankreichs stark beeinflußt. Montaigne, noch mehr aber Molière und nach ihm Voltaire haben

von Rabelais gelernt. Molières Komödien sind voll von Rabelais' Geist, und einzelne seiner Szenen, wie z. B. die zweite in Le mariage forcé, sind ganz getreu bestimmten Abschnitten aus Gargantua und Pantagruel nachgebildet. Die Kühnheit des Angriffs auf die Gesellschaft, welche Zola auszeichnet, ist dem traditionellen Kampfgeiste gemäß, welcher sich von Rabelais auf die geistvollen Köpfe des jungen Frankreichs vererbt hat. Nur besteht zwischen Rabelais und Zola der gewaltige Unterschied, daß der erstere die Verführer angreift, der letztere die Verführten, daß der erstere das Übel an der Wurzel packt, der letztere an den Zweigen. Rabelais' eminenter Geist spottete der Pseudo-Wissenschaft, ließ die Weisheit der vier Fakultäten wie einen Federball vor seinem satirischen Schlagholz tanzen, und stellte die gesellschaftliche Ordnung selbst als lächerlich und verkehrt hin, Zola hat Respekt vor der Gelehrsamkeit, verehrt die bürgerlichen Einrichtungen der Gesellschaft und tadelt nur die Individuen, welche die Gesellschaft zusammensetzen. Ein einzigesmal nur nimmt er einen schwachen Anlauf, die Kirche selber hinsichtlich ihres Wertes in Frage zu stellen. Das ist in Pot-Bouille, wo der Priester den Effekt der neuen Dekorirung des Hochaltars berechnet; aber das ist nur vorübergehend, und im übrigen blickt immerfort die Achtung vor dem Bestehenden hindurch. Am meisten tritt das natürlich in demjenigen Punkte hervor, welcher überhaupt der beherrschende in den genannten drei Romanen ist, nämlich in der Frage des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander. Während Rabelais die Ehe selbst in seiner unvergleichlichen satirischen Art von allen Seiten beleuchtet, während Molière in seinen Komödien immer das Institut der Ehe selbst in seinem Gegensatz zu der menschlichen Schwäche im Auge hat, während auch Shakespeare und Goethe immer in dieser Angelegenheit den letzten Grund der Erscheinungen in den unveränderlichen Eigenschaften der Seele des Menschen behandeln, fällt unserm Naturalisten so etwas garnicht ein. Zola schildert die Ehebrecher, die Unzüchtigen, die Kourtisanen, die unglücklichen und verräterischen Ehemänner und Ehefrauen, aber damit begnügt er sich. Und so ist es in allen Stücken. Zola bleibt immer auf der Erde, er schwingt sich nicht zu den Höhen hinan, wo die großen Denker thronen. Sollte das Absicht sein? Sollte der Naturalist in seinem Naturalismus so weit gehen, daß er es für unnatürlich hält, große Gedanken auszusprechen? Ich glaube es nicht. Ich meine, es ist ein gut Teil Philistertum in ihm. Der jüngere Dumas hat offen erklärt, Goethe sei frivol und das französische Volk müsse vor seinem Einfluß geschützt werden. Wenn Zola Goethe kennte — er kennt, wie die meisten französischen Autoren, nur die Literatur seines Landes —, so würde er vermutlich dasselbe sagen. Er denkt, wenn alles so ginge, wie die Wissenschaft der Neuzeit es als richtig ausgerechnet hätte, dann würden alle Leute glücklich, zufrieden und tugendhaft leben. Er ist ein treuer Jünger seines Landsmanns Auguste Comte. Sein Hoffnungsstern, wenn er ja einen hat, heißt „Altruismus." Sollte er eine

andre Ansicht haben, so ist dies wenigstens aus den drei Romanen, welche ich hier als seine bedeutendsten ins Auge gefaßt habe, nicht zu erkennen, und es leuchtet doch aus jedem Kunstwerk, auch ohne die Absicht des Künstlers, dessen geheimste Seele hell hervor. So müssen wir denn Zola wohl kritisch als das erkennen, als was er sich uns in der Erfahrung zeigt: als einen Schriftsteller, der just das Zeug dazu hat, bei seinen Lebzeiten sehr viel gelesen zu werden. Ob er aber in künftigen Zeiten noch etwas andres sein wird als eine historische Merkwürdigkeit der Literatur, das ist sehr fraglich, denn er ist wohl nur das interessanteste Beispiel für die notwendigen Folgen eines Irrtums. Der Romandichter folgt, wenn er nicht selbst Denker ist, den Philosophen seiner Zeit, und unsre Philosophen wissen nicht, daß die Wahrheit und die Schönheit eines und dasselbe sind.

Das diesjährige Prachtwerk.

Ich schrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der mich traf,
Er ist bei Hoffmann und Campe
Erschienen in Kleinoktav.

Es hat ihn Robert Schumann
Gefühlvoll komponirt
Und jetzt gar Herr Paul Thumann
In Lichtdruck illustrirt.

So ziehn meine Lieder und Witze
In modischem Putze durchs Land,
O braver Herr Adolf Titze,
Ich drück' Ihnen herzlich die Hand.

In der literarischen und Kunstkritik einzelner unsrer gelesensten Wochen- und Monatsschriften macht sich neuerdings eine Schwenkung bemerkbar. Erscheinungen, die noch vor fünf, ja noch vor drei und zwei Jahren dem Publikum stets voll Entzücken angepriesen wurden — als da sind: „Musikdrama," „Deutsche Renaissance," „Archäologischer Roman," „Illustrirte Prachtwerke" u. dergl. —, müssen sich plötzlich gefallen lassen, mit kritischen Augen betrachtet zu werden, und die früheren begeisterten Lobsprüche machen kühleren Urteilen Platz. Eine geradezu auffällige Probe dieser Wandlung des Urteils bildet eine Besprechung

der kürzlich erschienenen „ersten illustrirten Ausgabe" von Heines „Buch der Lieder,"*) welche sich im Oktoberhefte von „Nord und Süd" findet.

Die „Grenzboten" haben die Genugthuung, in allen diesen Fragen seit Jahren den Standpunkt eingenommen zu haben, den andre Zeitschriften jetzt mehr oder weniger verschämt aufsuchen — ob aus Überzeugung aufsuchen, oder weil sie an ihrer Abonnentenzahl die unliebsame Bemerkung gemacht haben, daß dem Urteil einer verständigen und denkenden Minderheit unsers Volkes sich nicht ungestraft fort und fort Hohn sprechen läßt, wollen wir nicht untersuchen.

Als die „Grenzboten" vor einigen Jahren wiederholt an einzelnen Erzeugnissen der sogenannten Prachtwerksliteratur mit abfälligen, aber aufs eingehendste motivirten abfälligen Urteilen ein Exempel statuirten, standen sie mit diesen ihren Urteilen innerhalb der deutschen Zeitschriften völlig isolirt da. Schon vorm Jahre änderte sich das. Als im Sommer vorigen Jahres die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart ihren illustrirten Goethe auf den Markt brachte, und die „Grenzboten sofort und ehe noch irgend eine andre deutsche Zeitschrift etwas über das Unternehmen gebracht hatte, in einem geharnischten Artikel dagegen auftraten, der aufs eingehendste das Verfehlte des Unternehmens und das zum Teil Unwürdige seiner Ausführung darlegte, mochten andre Zeitschriften doch Bedenken tragen, in ihrer gewohnten Manier in die Lärmtrompete zu stoßen, und so erschienen überall sehr kurze und sehr kleinlaute Anzeigen dieses illustrirten Goethe. Die „Grenzboten" nehmen noch heute das Verdienst für sich in Anspruch, damals sofort einen kräftigen Riegel vorgeschoben zu haben. Wie anders würden die Besprechungen hie und da gelautet haben, wenn nicht der Grenzbotenartikel vorausgegangen wäre! Aber auch in der Zwischenzeit haben wir diese Wahrnehmung wiederholt bestätigt gefunden, und eines der schlagendsten Beispiele von dem sehr veränderten Ton, den das Urteil gewisser Zeitschriften angeschlagen hat, ist, wie gesagt, die oben erwähnte Kritik in „Nord und Süd." Wenn dieser illustrirte Heine vor fünf Jahren erschienen wäre, damals, wo Herr Paul Lindau aus Kameraderie oft das jämmerlichste Zeug in den Himmel hob und nur dann und wann einmal an einem armen dummen Teufel zum Scheine den großen Kritiker spielte, er würde damals ganz sicherlich eine solche Besprechung in einer der von ihm herausgegebenen Zeitschriften nicht zugelassen haben.

Auch dem illustrirten Heine gegenüber hätten wir gern wieder den Ton angegeben. „Nord und Süd" ist uns zuvorgekommen, weil ein „freundlicher Zufall es gewollt hat," daß die Redaktion „schon vor dem Zeitpunkte der eigentlichen Veröffentlichung (was ist denn eine „uneigentliche" Veröffentlichung?) von dem Buche Einsicht nehmen durfte." Man kennt diese „freundlichen Zufälle" —

*) Heinrich Heines Buch der Lieder. Mit 12 Lichtdruckbildern und 100 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann. Erste [wollte Gott, letzte!] illustrirte Ausgabe. Leipzig, Adolf Titze. o. J. (1883).

bestehend in Aushängebogen, welche die Verleger besonders viel versprechenden Zeitschriften schon vor der Herausgabe eines Buches zusenden. Die „Grenzboten" sind vor solchen „freundlichen Zufällen," wenigstens gewissen Verlegern gegenüber, ein für allemal gesichert. Wir tragen unser Schicksal mit Ergebung und ohne jeden Neid. Können wir uns nun aber einen glänzenderen Erfolg davon wünschen, daß wir uns jahrelang durch Spott und Anfeindung aller Art in unsern Bestrebungen nicht haben irre machen lassen, als daß eine Zeitschrift wie „Nord und Süd" uns jetzt eine Kritik, wie sie vor zwei oder drei Jahren nur die „Grenzboten" zu schreiben gewagt hätten, vorwegnimmt, sodaß wir unsrerseits nichts besseres thun können als an sie anknüpfen?

Der Verfasser der angeführten Besprechung verfährt nach dem üblichen Rezepte der sogenannten „wohlwollenden" Besprechungen: er „äußert etliche Bedenken vorweg" und „wendet sich dann dem Rühmenswerten zu." Leider thut er dies nicht stillschweigend, sondern begeht die Bosheit, durch die er sein ganzes Wohlwollen wieder aufhebt, den Leser auf diese Gruppirung seiner Bemerkungen aufmerksam zu machen. „Denn, sagt er, zählt man erst auf, was man lobenswert gefunden hat, und hinkt am Schlusse mit einer Einwendung nach, so erhält diese durch ihr Nachklingen einen unberechenbaren Nachdruck."

Der „Haupteinwand," den der Rezensent gegen den illustrirten Heine zu machen hat, geht „gegen die Wahl des Stoffes." „Das Buch der Lieder ist für die Illustrirung wenig geeignet. Es ist dafür wirklich spröder Stoff. Einzelne der Gedichte fordern [zwar] den Stift förmlich heraus, die meisten aber, in ihrem verschwimmenden Gefühle, in ihrer verklingenden Melodik, ihrer häufig rein sprachlichen Wirkung sind durchaus unbildlich. Heines Dichtungen sind wie die Goethes in ungewöhnlichem Grade musikalisch, und es ist ein alter Erfahrungssatz, daß in den meisten Fällen, wo der Komponist hingerissen wird, der Zeichner ruhig bleibt, daß für solchen Ausdruck nicht bloß Gedanken, sondern auch Formen zu fern stehen." Schade nur, daß der Rezensent von dem, wovon er seinen Haupteinwand hernimmt, selber keine recht klare Vorstellung, sondern mehr ein „verschwimmendes Gefühl" gehabt zu haben scheint.

Schon in unserm Aufsatz über den illustrirten Goethe haben wir seiner Zeit auseinandergesetzt, welche Verirrung es überhaupt ist, einen Lyriker „illustriren" zu wollen, mag er nun Goethe oder Heine heißen. Was bildlich dargestellt werden kann, das ist doch immer nur eine äußere Handlung oder eine äußere Situation. Ein lyrisches Gedicht aber, wenigstens ein rein lyrisches, beschäftigt sich mit innern, seelischen Vorgängen, es spricht Empfindungen aus. Wie soll man diese anschaulich machen? „Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht" — „Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt'" — „Ich wollt', meine Schmerzen ergössen sich" — wie in aller Welt soll man so etwas „illustriren"?

Nun giebt es freilich bei Heine wie in aller Lyrik verhältnismäßig wenig rein lyrische Erzeugnisse. Viele Gedichte in Heines „Buch der Lieder" sind gar keine Lieder, überhaupt keine lyrischen, sondern epische, rein epische Gedichte, andre enthalten Schilderungen, Beschreibungen von wirklichen oder bloß gedachten, vorgestellten, ersehnten, erträumten, in der Erinnerung wachgerufenen Vorgängen, Szenen und Situationen, noch andre — und dies sind wohl die meisten — sind gemischt aus alledem. Diese lassen sich „illustriren" — wenn anders die betreffenden Szenen sich sonst zur Darstellung eignen.

Betrachten wir daraufhin die zwölf großen Bilder der Ausgabe, also diejenigen, die dem Künstler selbst gewiß als die zur Ausführung geeignetsten erschienen sind, so sehen wir, daß nur sieben davon wirklich darstellbare Vorgänge zeigen: das dritte, „Die Grenadiere," das vierte, „Belsazer," das achte, das Bild des unglücklichen Pfarrerhauses, das neunte, „Mein Kind, wir waren Kinder," das zehnte, die badende Elfe, das elfte, „Die Wallfahrt nach Kevlaar," und das zwölfte, „Berg-Idylle." In welcher Verlegenheit muß Thumann gewesen sein, wenn das schließlich die Gedichte waren, an denen seine Phantasie hängen blieb! Was ist auf diesen Bildern zu sehen? Kann man sich etwas öderes denken als diese beiden flennenden Grenadiere, etwas nichtigeres als dieses Pletschbildchen: zwei Kinder im Hofe, die mit einer Katze spielen, etwas gewöhnlicheres als dieses plaudernde Liebespärchen in der Berghütte? Illustrationen müssen reden, müssen erzählen, so deutlich wie die Gedichte selbst. Was aber erzählen diese Bilder? Eine Darstellung wie die zuletzt erwähnte könnte zu Dutzenden von Gedichten als Wandercliché verwendet werden. Nun aber die andern fünf — was stellen sie dar? Nummer eins zeigt ein Mädchen in idealem Kostüm im Walde stehend und mit geschwungener Axt Späne aus einem Baumstamm schlagend. Was ist das? Eine Illustration zu den „Traumbildern," in welchen der Dichter erzählt, wie ihm von einer schönen Maid geträumt habe, die ihm erst am Brunnen sein Totenkleid gewaschen, dann im Walde seinen Sarg gezimmert, endlich auf der Haide sein Grab geschaufelt habe. Das erste und zweite dieser Traumbilder hat der Dichter selbst mit den Worten geendet:

Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum,

Thumann aber rückt dieses wie Schaum zerfließende Bild, das nur in Gedanken und Worten überhaupt möglich und erträglich ist, sinnlich vor unsre Augen, und die Verlagshandlung hält dies für eine solche künstlerische That, daß sie gerade dieses Bild in Holzschnitt hat vervielfältigen und auf ihre Reklameprospekte drucken lassen! Weiter — Nummer zwei. Auf einer Leiter, die an eine Mauer gelehnt ist, steht ein junger Mann in altdeutscher Tracht, unten an der Leiter mehrere Bewaffnete, von denen der eine den obenstehenden an seinem

Mäntelchen erfaßt hat. Was ist das? Eine Szene aus dem grausigen Totentanzgedicht „Ich kam von meiner Herrin Haus,“ und zwar aus der Geschichte des „Fünften,“ der in dem geschilderten Totenchore „einen Strick um den Hals“ erscheint; er hatte im Leben des Grafen Tochter entführen wollen, war dabei ergriffen und an den Galgen geschleppt worden. Diese Geschichte, die im Heineschen Gedicht einem Totengespenst in den Mund gelegt wird, von dem sie der Dichter „in Wahnsinn und Mitternachtsgraus“ auf dem Kirchhofe erzählen hört, wird hier von Thumann so gemütlich hingezeichnet wie eine Illustration zu einer Novelle. Weiter — Nummer fünf. Auf einem geflügelten Gaul, der mit derben Beinen durch die Luft abwärts rudert, reitet ein Jüngling in griechischem Kostüm, an den sich ein Mägdlein schmiegt, welches nicht mit auf dem Gaul sitzt, sondern von dem Reiter unter den Armen gefaßt wird und so an seiner Seite schwebt. Unten auf dem Erdboden sieht man Palmenbüschel. Was ist das? „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich dich fort“ — also eine reine Phantasmagorie in die Wirklichkeit gerückt, ein duftiges sprachliches Gleichnis in einen stämmigen Pegasus verwandelt! So geht es weiter. Das sechste Bild zeigt „Ihn“ und „Sie“ in einem Nachen sitzend, in griechischen Gewändern. Sie lassen sich von Wind und Wellen treiben, er sitzt an den Mast gelehnt, sie hat ihr Köpfchen auf seine Schulter gelegt. Das ist: „Mein Liebchen, wir saßen beisammen“; in der Ferne sieht man „die Geisterinsel, die schöne.“ Auf dem siebenten Blatt sitzt „Er“ auf einem Felsblock, an dem sich die Wellen des Meeres brechen. An seinem Halse hängt, mit ihren Armen ihn umschlingend und ihn auf den Mund küssend, eine junge, schlanke Meerfrau mit aufgelöstem Haar und langem, in den Wellen sich verlierendem Gewande. Das ist: „Der Abend kommt gezogen“.

Ein etwas erfreulicheres Geschäft, als diese großen, leeren Bilder zu betrachten, ist es, die zahlreichen Bildchen und Vignetten zu mustern, die in Holzschnitten und saubern, von Holzschnitten kaum zu unterscheidenden Zinkdrucken durch den Text hin verstreut sind. Zwar wird auch hier in vielen Fällen deutlich, wie verfehlt der ganze Gedanke gewesen ist, dieses Liederbuch durch die große Illustrirmühle unsrer Zeit gehen zu lassen — man sehe z. B. die Darstellungen zu den Liedern: „Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein“ (Amor als Zimmermann, Nägel in ein Herz schlagend), „Die Lotosblume ängstigt sich“ (ein Mädchen aus einer Lotosblume herauswachsend und sich entschleiernd), „Ich grolle nicht“ (ein Weib auf Disteln liegend, dem die „Schlang' am Herzen frißt“), „Ein Fichtenbaum steht einsam“ (ein Mann und eine Frau auf Passionsblumen einander gegenüberstehend, beide in sichtlicher Betrübnis, darunter ein Fichten- und ein Palmenzweig), „Du bist wie eine Blume“ (zwei Engel einander gegenüber, mit Schild und feurigem Schwert eine Lilie schützend) u. a. Auch hier ist fast überall dem Beschauer ein Quidproquo vorgemacht: für das sprachliche Bild ist frischweg ein wirkliches Bild hingesetzt. Aber es finden sich

unter diesen Sächelchen doch auch eine Anzahl hübscher Einfälle, so der Amor, der sich mit dem großen Stundenglase abmüht, („Es treibt mich hin, es treibt mich her"), ein andrer, der einen Fuchs mit einem Gänschen zusammengebracht hat (Donna Clara) u. ähnl. Allerliebst ersonnen sind namentlich die Vignetten über den einzelnen Abteilungen des Buches.

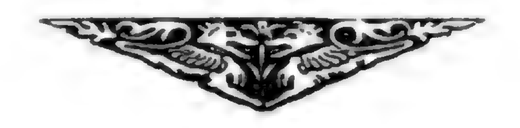
Thumann erinnert uns mit jedem Jahre mehr an die alten Taschenbuch-illustratoren, an Oeser, Ramberg und Konsorten. Wie diese, hat er sichs nachgerade bequem gemacht, hat sich angewöhnt, aus dem Kopfe zu zeichnen, sich mit möglichst wenig Figuren zu behelfen, ruhige Situationen, ja bloße Posen bewegten Szenen vorzuziehen. Auch in dem „Buche der Lieder" wird zwar jedermann, und namentlich die Frauenwelt, insonderheit die junge, deren Liebling Thumann ist, sich erfreuen an den weichen, graziösen Umrissen seiner Gestalten, an dem geschmackvollen Aufbau seiner einfachen Gruppen. Diese nackten oder bekleideten Mädchengestalten mit ihren regelmäßigen, mandelförmigen Gesichtchen, diese schönen Jünglinge mit der niedrigen Stirn und dem krausen Haar, diese Engelsköpfchen, diese Rosenranken, diese flatternden Bänder, diese Blumen, Vögel und Insekten — welchem Auge möchten sie sich nicht einschmeicheln! Und dabei ist es eine wahre Freude, in Thumann einen Künstler zu sehen, der wirklich noch für den Holzschnitt zu zeichnen versteht. Aber daß die ganze Thumannsche Art zu „illustriren" nachgerade anfängt recht eintönig zu werden, ist doch auch nicht zu leugnen. Es hätten sich selbst im „Buche der Lieder," so ungeeignet es im allgemeinen zur Illustration ist, Anlässe zu figurenreicheren, bewegteren, inhaltsvolleren Darstellungen gefunden, aber Thumann hat sie offenbar geflissentlich gemieden. Wagt er sich wirklich einmal an eine bewegtere Handlung, so bleibt es bei bloßen Stellungen und kommt zu keiner Bewegung. Man sehe den auf der Leiter stehenden jungen Mann, der des Grafen Tochter entführen wollte und den die Knappen bei seinem Vorhaben ertappt haben. Guckt er sich nicht um, als sagte er: „Nanu, lassen Sie mal das einfältige Zupfen sein"? Mit wenigen Veränderungen könnte man aus ihm einen auf der Leiter stehenden Maurer machen, dem ein Handlanger ein Fäßchen Kalk zureicht; so gemütlich geht das Ganze vor sich. Daß es bei dieser Taschenbuchzeichnerei auch wieder an starken Verzeichnungen nicht fehlt, ist kein Wunder. Die Bettstelle z. B., in der der arme Wilhelm in der „Wahlfahrt nach Kevlaar" liegt, ist ein ganz unmögliches Möbel; sie steht von links nach rechts, das Kopfende aber ist so gezeichnet, als ob sie von vorn nach hinten stünde. Jeder Akademieschüler würde das besser machen. In den anspruchslosen Bildchen der alten Taschenbuch-illustratoren legt man auf solche Dinge kein Gewicht; wenn aber Taschenbuch-bildchen wie die Grenadiere, das Pärchen im Nachen, die badende Elfe, die spielenden Kinder zu „Vollbildern," wie der Modeausdruck lautet, aufgebauscht werden — wo steckt die Fülle? doch nur im Format —, wenn sie in so prätentiöser und luxuriöser Ausstattung erscheinen wie hier, dann sieht man nicht darüber hinweg.

In seiner typographischen Ausstattung gehört das Buch ohne Zweifel zu dem Schönsten, was bisher in dieser Art von Prachtwerken bei uns hergestellt worden ist. Die Anordnung des Textes der Lieder ist mit solcher Überlegung, ja mit solchem Raffinement gemacht, und die typographische Schönheit ist so rücksichtslos als die Hauptsache bei dem ganzen Buche in den Vordergrund gestellt worden, daß alles andre ihr hat sich beugen und ihr hat weichen müssen. Nicht bloß der Zeichner, sondern selbst der Dichter sind vollständig in das Belieben des Metteurs gestellt gewesen. Schon der Rezensent in „Nord und Süd"

hat auf diese Thatsache aufmerksam gemacht. Hat der Metteur eine Querleiste gebraucht, Thumann hat sie gezeichnet (wenn auch dabei aus einem im Lehnstuhl sitzenden Mädchen ein liegendes geworden ist), hat er für ein hufeisenförmiges Bild Verwendung gehabt, Thumann hat es geliefert, hat er eine halbe, eine viertel, eine achtel Seite übrig gehabt, Thumann hat sie bereitwillig gefüllt. Man möchte darauf schwören, daß das ganze Buch erst probeweise im Satz hergestellt worden sei, ehe Thumann Erlaubnis erhalten hat, auch nur einen Strich zu zeichnen. Das nennt man würdige künstlerische Thätigkeit! Wiederholt sind, um ein tadelloses typographisches Arrangement zu erzielen, Gedichte umgestellt worden, ja mit einzelnen, die gar zu sehr genirten, ist kurzer Prozeß gemacht, sie sind einfach — weggelassen worden. In einem Falle scheint aber auch der Zeichner einen Ausfall veranlaßt zu haben: die „Seebilder“ fehlen ganz. Wahrscheinlich waren sie Thumann unbequem. „Das ist zu arg. Dagegen deckt die Verantwortlichkeit keines Metteurs. Eine Lücke von solchem Umfange entschuldigt nicht Nachlässigkeit oder Unverstand eines Einzelnen. Dafür ist die Verlagshandlung selber anzuklagen. Wenn man sich einer solchen Verstümmelung schuldig weiß, dann ist man nicht berechtigt, auf das Titelblatt »Das Buch der Lieder« zu drucken.“ So der wackere Rezensent in „Nord und Süd.“ Wir haben dem nichts hinzuzufügen.

Das „diesjährige Prachtwerk“ — ob der illustrirte Heine das sein wird? Seit Jahren ist es ja Herkommen in Deutschland, daß der Bildungsphilister, dem es sonst das ganze Jahr über nicht einfällt, den Fuß über die Schwelle eines Buchladens zu setzen, zu Weihnachten zwei Bücher kauft: ein Bilderbuch und ein Lesebuch. Das Bilderbuchbedürfnis hat in den letzten Jahren der Titzesche Verlag in Leipzig abwechselnd mit einigen Stuttgarter Verlegern, das Lesebuchbedürfnis der deutsche Universitätsprofessor Georg Ebers abwechselnd mit dem deutschen Universitätsprofessor Felix Dahn befriedigt. Vorm Jahre war die Gruppirung so: „Amor und Psyche“ — „Ein Wort,“ vor zwei Jahren — ja wie war sie doch gleich vor zwei Jahren? Die glücklichen Empfänger werdens vielleicht noch wissen. Diese Modebücher vergißt man ja so schnell wie die Kleidermoden. Wenn es in der bisherigen Weise weiterginge, dann würde es dies Jahr heißen: „Heines Buch der Lieder“ — „Bissula.“ Aber ob es so weiter gehen wird? Wenn nicht alle Zeichen trügen, so vermindert sich doch von Jahr zu Jahr die Zahl der großen Kinder, die sich zu Weihnachten im Buchladen das übliche Zehnmarkstück und das übliche Zwanzigmarkstück für goldschillernde Einbände aus der Tasche locken lassen, und es vermehrt sich die Zahl der Denkenden, Prüfenden und Urteilenden. Diese aber werden, wenn sie nur ein Viertelstündchen ernstlich Umschau halten wollen, gewahr werden, wie thöricht sie gewesen sind, sich jedes Jahr jene Allerweltsbücher in die Hände spielen zu lassen.

* * *



Der neue Merlin.

Novelle von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Signor Felice blickte sinnend über den Wasserspiegel hin und verstummte für einen Augenblick. Vor ihm tauchten offenbar andre Bilder auf als die farbigen Wolken, die in der Flut wiederglänzten, und er kämpfte sichtlich mit sich, ob er sich der weichen, mitteilenden Stimmung, die ihn ergriffen hatte, überlassen solle. Feinfühlig wollte der junge Gelehrte diesen Kampf beenden und sich mit einem herzlichen Dank für die Aufmerksamkeit, die Signor Constantini seinen Landsleuten erwiesen, auf sein Zimmer zurückziehen. Aber mit einer raschen Bewegung wandte sich der Hausherr wieder zu ihm:

Nicht doch, nicht doch! rief er. Ich will Ihnen nicht Rätsel aufgeben — und ich fühle, daß Sie ein Recht haben, mehr zu hören, nachdem ich Ihnen soviel gesagt! Ich war längst geneigt, den Umstand, daß mir durch Ihre Vermittlung ein längst ersehntes, drei Jahrzehnte lang vermißtes Bild meiner unvergeßlichen Gabriella zu dauerndem Besitz verschafft ward, als eine Fügung anzusehen! Es scheint dem Menschen eingeboren, daß er auch ein freigewähltes Loos nicht still bis ans Ende zu tragen vermag, er muß das Siegel seiner Lippen brechen und sich mindestens einem erschließen. Wer weiß, ob ich es, trotz allem, einem meiner Landsleute gegenüber vermöchte. Aber Ihr Gesicht hat mir vom ersten Tage an Vertrauen eingeflößt, und jede Stunde, die ich mit Ihnen verbracht, hat meine Zuversicht gesteigert, daß Sie mein Schicksal ehren und mein Geheimnis wahren werden, soweit es gewahrt werden muß! Kommen Sie, kommen Sie, Signor Federigo, setzen Sie sich noch einmal nieder, wo vorhin die Dame Ihres Herzens weilte, und lassen Sie mich von Tagen reden, an welche ich seit vier Jahrzehnten jede Stunde gedacht und von denen ich doch zu niemand gesprochen habe, seit mein würdiger Freund Bartolomeo nicht mehr unter den Lebenden wandelt.

Digitized by Google

Doktor Carstens gehorchte der Aufforderung seines Gastfreundes, er hatte die ehrenden Worte desselben nur mit einem stummen dankenden Blick beantwortet. Signor Felice ließ sich ihm gegenüber nieder. Aus seinem Gesicht war jede träumerische Verschlossenheit verschwunden, die Züge belebten sich, wie Friedrich es nie zuvor angeschaut, und in der Stimme des alten Herrn war mit den Erinnerungen an die Jugend ein jugendlicher Wohlklang erwacht:

Sie müssen verzeihen, mein junger Freund, daß ich nicht ganz so knapp und kurz erzählen kann wie Sie, obschon meine Geschichte im Grunde viel schlichter ist. Wie Sie schon wissen, stamme ich aus Ragusa, aus einer von den zwei Dutzend patrizischen Familien, die ein paar Jahrhunderte lang unsre Stadtrepublik regiert haben, ohne daß darum die Welt viel Rühmliches von ihnen erfahren hätte. Ich bin der letzte, der sich an der Fabel erlaben kann, daß die ragusanischen Constantinis von einem im Purpur gebornen Herrscher von Konstantinopolis abstammen — und daß ich der letzte sei, ward mir früh genug klargemacht. Unsre Familie war während des ganzen vorigen Jahrhunderts, wie alle zur Rektorenwürde der Republik befähigten Familien, mehr und mehr verarmt, wir saßen eben alle in prunkender Dürftigkeit in den verfallenden Palästen, aus denen sich längst der Klienten- wie der Dienerschwarm verloren hatte. Meinen Eltern gaben die kriegerischen Wirren zu Anfang dieses Jahrhunderts, der jähe Wechsel der französischen und der österreichischen Herrschaft den letzten Stoß, ich glaube, daß sie schon zur Zeit meiner Geburt völlig verarmt waren und Mühe genug hatten, sich in der gewohnten Lebensweise aufrecht zu erhalten. Als ich aus dem Kollegium der Benediktiner zu Spalato heimkehrte und die Universität beziehen sollte, erkrankte meine Mutter, wollte mich vor ihrem Ende nicht von sich lassen, und so verstrichen drei Jahre, in denen ich mich, um nicht träumerisch müßig zu gehen, mit der Geschichte und den Altertümern meiner Vaterstadt beschäftigte. Wenige Wochen, nachdem ein stiller Tod die Leiden meiner Mutter geendet, starb auch mein Vater, er erlosch, als wären die kargen sanften Worte, die meine Mutter in ihrer letzten Zeit noch sprach, sein Lebensöl gewesen. Da ich mündig war, trat ich das Erbe meiner Eltern an — und wußte schon nach ein paar Wochen, daß ich ein Bettler oder eigentlich schlimmeres als ein Bettler: ein Mensch mit großen Ansprüchen und einigen hundert Franken Rente sei. Die Gewohnheit der Ehrfurcht vor meinen Eltern war die letzte Stütze des morschen Baues gewesen, jetzt griffen die Gläubiger von allen Seiten zu und beschleunigten den Zusammensturz. Daß ich auch nur die dürftigste Rente behielt, hatte ich lediglich dem Umstande zu danken, daß die kaiserliche Regierung den Palazzo Constantini zu einem Militärhospitale ankaufte, in ganz Ragusa hätte ihn sonst niemand brauchen können.

Sie haben keine Vorstellung davon, junger Freund, wie hilf- und hoffnungslos ein Mensch meines Schlages vor vierzig Jahren war, wie unmöglich es uns

erschien, in freier Thätigkeit eine Existenz zu gewinnen, und wie hart die Verpflichtungen drückten, die unter solchen Umständen ein alter Name auferlegte. Niemand wußte mir etwas andres zu raten, als auf gut Glück die Vaterstadt zu verlassen, was ich ohnehin gethan haben würde. Ohne festen Plan schiffte ich mich nach Venedig ein — der dunkle Gedanke, in Padua mit meinen spärlichen Mitteln irgend welche Studien zu beginnen, welche mir eine Zukunft sichern könnten, schwebte mir wohl vor. Doch zunächst wollte ich die Lagunenstadt sehen, die überall in die Geschichte meiner Heimat und auch in die meiner Familie verflochten war. Wo unsre Erinnerungen von einem ungewöhnlichen Lebenslauf, einem ungewöhnlichen Glück wußten, da schimmerten stets die goldnen Kuppeln von Venedig, alle Wunder hatten sich dort ereignet, und ich ging mit einem Gefühl zu Schiff, als könnte auch mir ein Wunder begegnen. Und wenn keines geschah, so sah ich doch immer die Markusstadt, ich konnte die Gegenwart und mich selbst nicht besser vergessen, und für alle Fälle war ich ja in Venedig auf dem Wege nach Padua. So stieg ich nach einer mehrtägigen Fahrt zwischen den Säulen der Piazzetta ans Land und nahm einen Bettelbuben mit mir, um mich nach San Giorgio dei Schiavoni führen zu lassen, wo sich das Grabmal eines Constantini findet, der auf der venezianischen Flotte gedient und unter Morosini in der Seeschlacht bei den Dardanellen gefochten hatte. Ich wollte an dem alten Marmor ein stilles Gebet sprechen und danach mit dem Segen des Seehelden meines ungewissen Weges ziehen.

So betrat ich die Kirche und ging umschauend hindurch, um das Denkmal zu suchen, von dem wir eine Zeichnung in unserm Hause zu Ragusa besessen hatten. Die Kirche schien völlig leer, und ich fand bald, warum ich gekommen war. Erst als ich vor dem Hochrelief und dem Namen Angelo Constantini, Ragusaner, Posto gefaßt, entdeckte ich, daß einige Frauen in der Kirche beteten. Ich kümmerte mich nicht um sie, aber als wenige Minuten später eine junge Dame durch eine Seitenpforte eintrat und geraden Weges zwischen mir und dem Denkmal auf einen Altar mit dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau zuschritt, mußte ich wohl aufschauen. Und das Licht, das plötzlich über mich fiel, war so blendend, daß alle meine Züge Staunen ausdrückten. Die junge Dame war in Trauer, ihr Gesicht tiefernst, und doch flog ein Lächeln über die schönen Züge, als sie meine erstaunten Augen und die Lippen wahrnahm, die sich nicht wieder schließen wollten. Meine Blicke folgten ihr nach dem Altar, sie kniete dort so vor den Stufen, daß sie mich nicht wahrnehmen konnte und ich die schlanke schwarzverhüllte Gestalt nur vom Rücken geneigten Hauptes sah. Aber sie mußte es fühlen, daß ich nicht betete und mit verhaltenem Atem auf sie hinstarrte. Nach kurzer Frist erhob sie sich wieder — wie sie mir später vertraut hat, störte die Erinnerung an meine staunende Bewunderung ihre Andacht, und ich sah, wie sie den Schleier fester um sich zog und einen unsichern Schritt von dem Altar hinweg machte. Ich erriet selbst, daß sie ihren Rückweg

an der andern Seite der Kirche antreten wollte. Und dann besann sie sich und schritt doch an mir vorüber, und obschon Platz genug in dem Gange war, trat ich ehrerbietig vor ihr zurück, ihre dunkeln Augen ruhten einen Augenblick forschend auf mir und verboten mir die Stelle, an der ich stand, zu verlassen; ich hätte nicht gewagt, ihr zu folgen, auch wenn ihr Blick nicht so gebieterisch gewesen wäre. Sie haben das Bild Gabriellas gesehen, Signor Federigo, und trotz der Maskentracht, die von einem großen Feste stammt, wohl erkannt, welche Milde und Güte aus den schönen Augen und Zügen spricht — ach eine Güte, viel zu reich, viel zu verschwenderisch für diesen armseligen Planeten, von dem ich, trotz allem, was die Weltweisen sagen, noch immer glauben muß, daß er aus dem Himmel gefallen sei! Ich blieb in San Giorgio zurück, beschaute noch einmal die Helme auf Angelo Constantinis Grabmal und ging davon, als ob ich etwas Großes erlebt hätte, während ich doch nur eine liebliche junge Frau gesehen hatte. Ich strich in einer seltsamen Fassung durch die Gassen Venedigs und trat in viele Kirchen in der thörichten Meinung ein, daß die schöne Andächtige an andern Altären die Gebete fortsetzen könnte, die ich ihr wider Willen gestört hatte. Am Abend gedieh ich seufzend zu dem Entschlusse, nächsten Tages die Stadt zu verlassen, weshalb ich in aller Morgenfrühe von meinem steinernen Ahnherrn in Giorgio dei Schiavone notwendig Abschied nehmen mußte. Ich brauchte lange, lange, ehe mir die Stimmung kam, den letzten Blick auf das Grabmal zu werfen. Und ich zögerte damit wirklich — was doch meine geheimste Hoffnung war — die Stunde heran, in der Signora Gabriella hier zu beten pflegte. Wie sie heute eintrat, schien sie kaum überrascht, mich hier zu finden, aber sie gönnte mir weder ein Lächeln noch eine strenge Miene, nur an einem Stirnfältchen konnte ich wahrnehmen, daß sie in mir einen der Laffen sah, welche die Schleppträger jeder Schönheit sind und jede zufällige Begegnung als die offene Pforte zu einem Abenteuer betrachten. Mir aber war seltsam zu Mute, ich fühlte sehr gut, wie recht die schöne junge Dame habe, mir volle Geringschätzung angedeihen zu lassen, und ich beschloß ganz fest, daß heute, oder besser morgen, die Thorheit, ihren Spuren zu folgen, ein Ende haben müsse — und doch war mirs zugleich, als stünde ich unter einem geheimen Bann und würde mit jedem Augenblick unfähiger, meine Augen und meine Gedanken auf etwas andres zu richten als auf die schöne Betende dort. Ich wich und wankte sonach nicht von meinem Pfeiler in der Kirche, schaute unverwandt auf das andächtig gebeugte schöne Haupt und fühlte bis zum Schmerz, wie Traumbilder durch mein Hirn zogen, jeden Augenblick von der Erinnerung an die Wirklichkeit zerstört wurden und im nächsten Augenblick neu auflebten. Ich sehe Gabriella noch, wie sie sich erhob und in wahrhaft königlicher Anmut vorbeischwebte, und sah auch, als ich mich vor ihr demütig wie ein armer Sünder und doch mit glückseligem Antlitz neigte, daß sie ganz nahe bei mir vorüberschritt. Doch weil sie unverwandt vor sich hinblickte und nur die Sonnenstrahlen

zwischen den Pfeilern von San Giorgio schimmern sah, kam es wie ein Trotz über mich; da sie mir keinen Blick gönnte, folgte ich ihr aus der Kirche hinaus und bis nach dem Kanal hin, auf welchem ihre Gondel gekommen war. Und das Glück wollte meinem Trotz und dem Gefühl, das mich erfüllte, in jener seltenen Weise wohl, die man in der Jugend einmal oder einigemale erfährt. Der Gondolier der Dame mochte ihre Rückkehr noch nicht erwartet haben und war ein paar hundert Schritte abwärts gefahren, mich aber durchzuckte es wunderlich, als ich sah, daß sie betroffen und unschlüssig am Ufer stand. Ob ich gewagt haben würde, diese Gunst der Umstände zu nützen, weiß ich bis heute nicht; im nächsten Augenblicke versuchte sie ein andrer auf seine Weise auszubeuten. Vor Giorgio dei Schiavone wegelagerte zu jener Zeit ein besonders gefürchteter Bettler, gegen den die Heiligkeit des Ortes und die größte Freigebigkeit keinen Schutz gewährten. Er hatte, als Signora Gabriella aus der Kirche trat, ein reiches Almosen erhalten, allein sowie er die junge Frau nach ihrem Gondolier ausblicken sah, stürzte er heran, um sie zum zweitenmale mit einer ungestümen Bitte zu behelligen. Ich nahm wahr, wie sie einen schwachen Abwehrversuch machte, und hörte, daß sie eine gütige Mahnung an den Unverschämten richtete. Ehe ichs hindern konnte, hatte sie ihm noch ein großes Fünffrankenstück gereicht, der Bettler aber, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand und den Gondolier der Parini aus der Ferne eilig heranrudern sah, entschloß sich kurz, fiel vor der Bedrängten auf die Knie, raffte den Saum ihres Kleides zwischen seine Hände und suchte die empörte und bestürzte Dame mit einem Schwall flehender Worte zu betäuben, deren jedes eine Lüge war. Daß ich nun hinzusprang, den frechen Gesellen am Kragen zurück- und emporriß, werden Sie natürlich finden — und daß ich meinen Lohn, ein leises: Thun Sie ihm nicht weh! ich danke Ihnen! und einen langen, aufmerksamen Blick aus den schönen Augen sofort in Empfang nahm, brauche ich Ihnen kaum erst zu sagen. Der Gondolier war jetzt für mein Glück viel zu rasch zur Stelle, Signora Gabriella stieg ein und setzte sich in den Kissen langsam zurecht, im Wegfahren grüßte sie noch einmal mit leichtem Nicken, aber ich sah deutlich, daß ihre Augen auch nachher noch prüfend zu mir zurückwanderten, und ich hätte wahrhaftig den Versuch gemacht, der Gondel längs des Ufers zu folgen, wenn mich nicht der Augenschein belehrt hätte, daß dieser Versuch schon am Südrande des Campo selbst an einer grauen Mauer enden müsse. Daß ich aber von meinem Glück berauscht nun jeden Gedanken an die Abreise weit hinter mich warf und mit Eifer nach den nähern Lebensumständen der Dame zu forschen begann, um deretwillen ich in Venedig verweilte, wird Ihnen begreiflich genug sein. Vom Sakristan der Slavonierkirche erfuhr ich, daß Signora Gabriella Parini aus dem Hause Parini-Spinelli stamme, vor zwei Jahren einen älteren Vetter geheiratet habe und nun schon über ein Jahr wieder Witwe sei. Wie eine kaum halbverständliche Sage klang mir die Auskunft ins Ohr, daß die

Schöne, soviel jünger als ich, schon so tiefgreifende Schicksale gehabt habe, ich vermochte mir eigentlich nichts dabei zu denken, da ich unter dem lebendigen Eindruck ihr Erscheinung stand. Ich dankte Gott, daß soviel Anmut und Schönheit lebe und daß ihr Licht mir so warm ins Herz dringe! Mehr wußte ich und wollte ich nicht, und als ich gleichen Tages hinging, mir eine Gondel mietete und vor dem Palazzo Parini auf- und abkreuzte, lebte ich nur der Hoffnung, des süßen Gesichts auch außer der Kirche wieder ansichtig zu werden.

Mitten in meinen Träumen empfand ich dabei wiederum tief, wie allein, wie freudlos und aussichtslos ich in einer Welt stand, von deren Art und Wesen ich in meinem Winkel von Ragusa nichts erfahren hatte, und die mir unendlich größer und weiter dünkte, als sie war. Gott weiß es, an jenem Sonnentage, wo ich mich still vor dem Palazzo am großen Kanal wiegte, wäre es mir als ein höchstes Glück erschienen, wenn Madonna Gabriella mir nur ein paar Fragen nach meinem Namen und meinem Schicksal vergönnt hätte. Ich brachte es jedoch nicht dazu, auch nur einen Blick zu erhaschen. Über dem breiten Balkon des Palazzo Parini wölbte sich ein türkisches Zeltdach, und Orangenbäume schlossen sich zu einer dichten, dunkellaubigen Wand. Ich starrte umsonst empor und sah nichts als über den hohen Mauern ein Stück blauen Himmels. Und doch stand die Wolke, aus der Glück und Schmerz meines Lebens, unendliches Glück, unendlicher Schmerz, wie Ihr großer Dichter sagt, Signor Federigo, herabfallen sollte, mir schon unsichtbar zu Häupten!

Ich erwachte am Morgen meines dritten Tages in Venedig früh genug und trat zum drittenmale den Weg nach San Giorgio dei Schiavoni an, das Herz schlug mir unruhiger als am Tage zuvor, und ich brachte es heute nicht über mich, die Kirche zu betreten, sondern ging auf den Stufen zwischen ihr und dem Kanal auf und ab. Erst als ich die Gondel herangleiten sah, deren rote Sammetkissen schon von fern leuchteten, fiel es mir ein, daß es der schönen jungen Dame peinlich sein könne, wenn ich ihr hier vor den Augen ihres Gondoliers und der neugierigen alten Bettler am Platz gegenüberträte. Ich eilte sonach zu der Marmortafel mit dem Namen Angelo Constantini und wollte der ruhig heranschreitenden Signora fest entgegenblicken. Ohne daß ich es wußte, war ich doch wieder in den Schatten des Pfeilers zurückgetreten. Aber diesmal schritt Gabriella Parini nicht an mir vorüber, sondern blieb vor mir stehen und sagte mit einer ruhig ernsten Stimme: Wenn Sie eine Hilfe von mir begehren, mein Herr, warum sprechen Sie nicht? Ich stand erbleichend und wie vernichtet vor der schönen Frau. Ich hatte nicht geahnt, daß mein Auftreten oder gar mein Gesicht meine kümmerliche, wundersame Lage verriet, und noch weniger ahnte ich, daß es weibliche Klugheit sei, die in der einzigen Weise, in der sie sich nichts vergab, ihre plötzlich erwachte Teilnahme an meiner Person bethätigen wolle. Ich gab ihr zur Antwort, daß sich die edle Signora irre und ich keine Hilfe von ihr wolle, ich sei Felice Constantini von Ragusa und aus so

edeln Hause wie sie selbst. Wo ich die Worte in der Hast hernahm, weiß ich noch heute nicht, sie strömten mir zu, und ich brauchte nur wenige Minuten, um der anmutig Lauschenden mein ganzes Schicksal zu enthüllen. Ich fand auch den Mut, ganz frei und ruhig in ihre schönen Züge zu schauen, und sah, daß um ihre Lippen ein schalkhaftes Lächeln spielte, während die Augen ernst und unverwandt auf den Bildern zu ruhen schienen, die ich in hastiger Rede vor sie hinbreitete. Und als ich geendet und eben stockend eingestehen wollte, was mich gestern und heute hierhergeführt, da fiel ein Blick auf mich, welcher mir die beredten Lippen wieder schloß. Aber zu gleicher Zeit sagte Gabriella: Ich bitte Sie um Verzeihung, Signor Felice. Ich sollte Sie einladen, wenn Sie noch in Venedig bleiben — leider verbieten mir aber jetzt die Umstände, Gäste im Hause Parini zu empfangen. Ich erführe jedoch gern noch von Ihren Schicksalen, und wenn Sie morgen noch hier bleiben, so würde ich Sie bitten, mich auf einer Fahrt zu begleiten, die ich zu einem alten geistlichen Freunde unsers Hauses thue, der jetzt Priester auf Torcello ist. Ich fahre von hier aus mit meiner alten Gesellschafterin, der ich sagen werde, daß ich Sie zur Mitfahrt eingeladen habe! Heute bitte ich Sie, mich hier allein zu lassen, ich möchte nicht wie gestern nur zum Scheine dort knien!

Und dabei strahlte eine so süße Milde aus ihrem Gesicht, und ich war mit einem Schlage ihrer Teilnahme so gewiß, daß ich mich vor ihr neigte wie vor einem Madonnenbilde und gehorsam aus der Kirche hinaus ging, mich auch überwand, nicht von fern nach ihrem Weggang und ihrer Gondel zu schauen. Ich weiß nicht, wie ich den Tag und die folgende Nacht äußerlich verbracht habe. In wachen Träumen natürlich — und doch hätte ich mir meine Träume schwer deuten können! Tausend lichte Möglichkeiten des Daseins, die seither nie durch meinen Sinn gegangen, gaukelten jetzt vor mir auf und ab, und inmitten aller dieser Möglichkeiten stand die eine Gewißheit, daß ich stundenlang neben Gabriella Parini verweilen würde. Bald dünkte es mich, daß ich ein zweites so strahlendes Glück nie erleben könne, bald wogte mein Blut in ungestümen Wellen, und ich rief mir zu, daß der kommende Tag nur die goldene Pforte zu tausend gleichen Tagen sei. So schritt ich über das Pflaster des Markusplatzes und sah dankbar zu dem geflügelten Löwen auf der Säule empor; er trug offenbar auf seinen Schwingen noch immer märchenhafte Schicksalswendungen daher!

Wir fuhren andern Tages nach Torcello, und ich saß Signora Gabriella gegenüber und tauchte gleichsam im Licht ihrer Augen unter und antwortete auf die Fragen, die sie an mich richtete. Mein ganzes eintönig stilles Leben in meiner Vaterstadt lag offen vor ihr, ich dachte nicht daran, daß ich mit meinen Erzählungen der holdseligen, klugen Gabriella auch meine ganze Seele öffnete. Auf ihren schönen Zügen nahm ich eine Bewegung wahr, welche ich ihrem Mitleid mit der dürftig engen, leidvollen Vergangenheit zuschrieb, die hinter mir lag. Ich war noch ohne Ahnung, daß die schöne, stolze junge Frau, die einzige Erbin des großen Hauses Parini-Spinelli, unendlich mehr Mitleid bedürfe und verdiene als ich. Ich sollte bald von Schmerzen erfahren, gegen welche die trübe Öde meiner Jugend und meine äußere Ratlosigkeit nichts bedeuten wollten. An jenem Morgen freilich, an dem ich dies Eiland zuerst betrat, auf welchem ich so tief Wurzeln schlagen sollte, blieb mir die traurige Miene, mit der Gabriella Parini über den Flutspiegel hinweg und auf die entschwindende Stadt zurückschaute, so unverständlich wie manches kurze flüchtige Wort, das

die Schöne mit ihrer alten, sonst schweigsamen Begleiterin wechselte. Es war ein blauer, stiller Frühlingstag, von der Adria her kühlte ein frischer Meerhauch die heißen Wangen Gabriellas, und über Torcello schwebte eine lichte Wolke. Keinen Augenblick jenes Morgens habe ich je aus dem Gedächtnis verloren, und ich sehe alles, alles — den Sonnenstrahl, welcher über die schlanke Gestalt meiner schönen Begleiterin auf die roten Kissen herabfiel und die Wassertropfen am Ruder des Gondoliers weithin funkeln ließ! Als wir hier ans Land stiegen, wußte ich, daß ich ihr kein Fremder mehr sei, und als wir zusammen nach San Fosca schritten, bat sie mich, bei ihrem alten Signor Bartolomeo, dem Priester, der einst Lehrer und Kustode der Sammlungen im Hause Parini gewesen sei, zurückzubleiben. Sie wolle mir am Nachmittag eine andre Gondel senden, und inzwischen freue sich Bartolomeo darauf, daß ich sein Gast sein werde.

Erst als sie längst nach der Stadt zurückgekehrt war und als ich mit dem hochwürdigen Bartolomeo bei einem schmalen, aber vergnügten Pfarreressen saß, ging mir auf, weshalb sie mich hier zurückgelassen. Von dem Priester konnte ich alles vernehmen, was zu wissen mir frommte. Und ich vernahm denn auch, daß Gabriella Parini von Jugend auf das unselige Geschick gehabt habe, von armen Vettern umworben und bedrängt zu sein. Alle Zweige ihrer Familie, mit Ausnahme dessen, dem sie selbst als letzte Erbin angehörte, waren beinahe so arm wie ich selbst! Dem Wunsche ihres Vaters folgend, hatte Gabriella den erträglichsten unter den vermögenslosen Vettern geheiratet. Sie war, wie der Prete vorsichtig andeutete, darüber unglücklich — sehr unglücklich geworden. Und seit kurz nach dem Abscheiden ihres Vaters ein früher Tod ihres Gemahls ihr unerwartet die Freiheit zurückgegeben hatte, waren ihre Tage bedrängter als je geworden. Die dürftigen jungen Nobili hielten sie wie mit einem eisernen Ringe umschlossen. Sie haßten sich untereinander, und jeder beneidete im voraus den Vetter, welcher Signora Gabriellas Hand davon tragen würde. Sie überwachten argwöhnisch jeden Schritt und jeden Blick ihrer schönen Base, sie hatten sich in ihrem Palast förmlich heimisch gemacht und waren unter sich stillschweigend übereingekommen, daß die reiche Verwandte weder Wittwe bleiben noch einem Manne außer der Familie die Hand reichen dürfe. Sie wußten wohl, daß sie keinen Zwang üben konnten, welcher der Welt ersichtlich geworden wäre, aber sie zählten auf den stärkeren stummen Zwang, der in den täglichen Gewohnheiten und Umgebungen, in der Begrenzung des persönlichen Verkehrs, in der fortgesetzten Rücksicht auf einen Familienkreis liegt. In dieser Zuversicht bedrängten sie die schöne Verwandte mit ihren Hoffnungen und Wünschen. Gabriella erwehrte sich der ausgesprochnen und unausgesprochnen, jedoch unablässigen Werbungen mit Mühe, sie wollte nicht zum zweitenmale dem tiefen Elend einer Ehe anheimfallen, wie ihre erste gewesen war. Mit jedem Tage wurde ihr das schwerer, und fortgesetzt wuchs das Ungestüm der Bewerber. Mein vierundzwanzigjähriges Blut erhitzte sich bei jedem Wort dieser wehmütigen Erzählung Bartolomeos mehr und mehr. Ich leistete im stillen tolle Schwüre und vergaß mich zu fragen, welche Mittel mir zu Gebote stünden, um die holde angebetete Frau von ihrem Freierschwarm zu erlösen. Ich glaube, daß ich träumte, die Vettern, von denen ich noch keinen erblickt, nacheinander zu beleidigen und sie alle vor meinen Degen zu fordern.

(Schluß folgt.)

Notiz.

Zwei für Besteuerung geeignete Gegenstände. Die schon seit Jahren von dem Fürsten Bismarck vertretene Ansicht, daß wir das System der direkten Steuern beschränken und nach dem Beispiel andrer Länder in höherem Maße das System der indirekten Steuern ausbilden sollen, hat im Laufe der Zeit mehr und mehr Anhänger gewonnen. Die Schwierigkeit liegt nur in der Auffindung geeigneter Steuergegenstände. Im Prinzip ist man auch darüber kaum uneinig. Es gilt, Dinge aufzufinden, die einem allgemeinen Gebrauch unterliegen, einem Gebrauch, der aber doch auch ohne Schaden eingeschränkt werden kann. Naturgemäß hat man dabei zunächst die allgemein verbreiteten Genußmittel ins Auge gefaßt. Nur über die Wahl unter diesen brennt der Streit. Von der einen Seite bezeichnet man Tabak und Bier, von der andern Branntwein und Zucker als die vorzugsweise zu besteuernden Gegenstände. Wir wollen auf diesen Streit hier nicht eingehen. Wir wollen noch weniger die Frage erörtern, ob und in welchem Maße überhaupt neue Steuern aufzulegen seien. Nur für den Fall, daß man neue Steuerauflagen als notwendig erkennen sollte, möchten wir die Aufmerksamkeit auf einige Gegenstände lenken, welche, wenn sie auch nicht viele Millionen an Steuern einbrächten, doch nicht ganz unergiebig sein dürften und ihrer Natur nach vorzugsweise zu einer Besteuerung sich eignen würden.

Der eine dieser Gegenstände ist das Streichfeuerzeug. Wenn wir erwägen, mit welchen Schwierigkeiten wohl die Menschheit Jahrtausende lang zu ringen hatte, um sich nach Belieben die „wohlthätige Macht des Feuers“ zu verschaffen, ja wie selbst noch unsre Väter auf das mühselige Feuerschlagen mit Stein, Stahl und Schwamm angewiesen waren, so erkennen wir erst die Wohlthat, welche dem gegenwärtigen Geschlecht durch die erst seit dreißig Jahren gemachte Erfindung des Streichholzes zuteil geworden ist. Wir nutzen diese Wohlthat in der Weise, daß wir mit dem Gebrauche höchst verschwenderisch umgehen. Das Streichholz ist so wohlfeil, daß sich niemand scheut, auch wo es garnicht nötig wäre, ein solches anzustreichen. Der Fidibus, mit dem man sonst anzündete, ist fast gänzlich verschwunden; er wird durch das Streichholz ersetzt. Aber nicht allein verschwenderisch, sondern auch sorglos wird mit dem Streichholz umgegangen. Wie oft liest man nicht in den Zeitungen, daß hier und dort ein Brand ausgebrochen, „weil Kinder mit Streichhölzern gespielt haben.“ Bei dieser Sachlage würde eine Besteuerung, welche den Preis des Streichfeuerzeuges vielleicht auf das Doppelte erhöhte, auch abgesehen von dem finanziellen Nutzen für den Staat, wirtschaftlich geradezu eine Wohlthat sein. Niemand würde natürlich da, wo er es wirklich nötig hat, sich von dem Gebrauche des Streichholzes durch die Steuer abhalten lassen. Aber es würde vielleicht der jetzt damit getriebenen Verschwendung Einhalt gethan werden, und die hieraus hervorgehende Ersparnis würde allein schon einen erheblichen Teil der Steuer decken. Noch viel erfreulicher aber wäre es, wenn eine solche Steuer die Folge hätte, daß man sorgsamer das Feuerzeug aufbewahrte, daß nicht Eltern dasselbe offen liegen und es zum Spielzeug unfugtreibender Kinder werden ließen. Die dadurch vermiedenen Feuersbrünste würden nicht minder eine zur Deckung der Steuer beitragende Ersparnis sein.

Der andre Gegenstand, der sich zu einer Besteuerung sehr wohl eignen würde, ist das photographische Porträt. Auch auf diesem Gebiete ist das gegenwärtige Geschlecht sich kaum des ungeheuern Fortschrittes bewußt, dessen es sich im Vergleich mit früheren Geschlechtern erfreut. Die Photographie ist erst seit etwa vierzig Jahren in Übung. Wer früher ein Bildnis von sich haben wollte, mußte einen Künstler in Anspruch nehmen. Das war sehr kostspielig. Auch war noch immer die Frage, ob das Bild gelang. Wollte er das Bild vervielfältigt haben, so machte das neue erhebliche Kosten. Ein schwaches Surrogat des Bildnisses, die Silhouette, war weit wohlfeiler und in manchen Kreisen, z. B. bei Studenten, sehr beliebt. Aber sie war doch nur ein kläglicher Notbehelf. Heute kann jeder ein sprechend treues Bildnis in beliebiger Zahl von Exemplaren für geringes Geld erlangen. Es würde interessant sein, festzustellen, wie viel Millionen von Photographien wohl alljährlich im deutschen Reiche angefertigt werden. In den Parlamenten z. B. werden diese Bilder zu hunderten gegenseitig ausgetauscht. Ja man könnte fragen: Wer ist es noch, der sich heutzutage nicht photographiren läßt? Selbst der Bauer, der in der nächsten Stadt den Jahrmarkt besucht, tritt dort in eine Photographiebude und bringt sein teures Antlitz abkonterfeit mit nach Hause. Nun ist ja gegen diese allgemeine Sitte nichts zu sagen. Wem sollte man nicht die Freude gönnen, sich und den Seinigen sein Bildnis zu bewahren? Aber darüber läßt sich doch nicht streiten, daß mit diesem ganzen Gebrauch ein großer Luxus getrieben wird. Und dieser Luxus könnte ohne allen Schaden einer Steuer unterworfen werden. Wenn für jedes Bild in Visitenkartenform 5 Pf., für jedes in Kabinetform 10 Pf. und für jedes noch größere Bild 20 Pf. Steuer erhoben würde, so würde das für diejenigen, welche sich den Luxus eines solchen Bildes gestatten, keine drückende Last sein, der Staatskasse aber eine erhebliche Summe eintragen. Schwierigkeiten könnte man vielleicht in der Erhebung der Steuer finden. Natürlich könnten derselben nur gewerbsmäßig angefertigte Photographien unterworfen werden. Die Erhebung könnte nur in der Form einer Stempelmarke geschehen, für deren Verwendung der gewerbsmäßige Anfertiger verantwortlich zu machen wäre. Das Bedenken, daß man einem Bilde nicht ansehen kann, ob es vor oder nach Einführung der Steuer angefertigt sei, würde nach einigen Jahren schwinden, da es schwer ist, ein Bild, welches jemand in seiner gegenwärtigen Erscheinung darstellt, bezüglich seiner Entstehung auf Jahre zurückzudatiren.

Allerdings pflegt jede Besteuerung den Verbrauch des besteuerten Gegenstandes zu mindern; und deshalb würden wohl bei einer Besteuerung der Feuerzeuge die Fabrikanten, bei einer Besteuerung der Photographien die Photographen einige Einbuße erleiden. Eine Steuer aber, bei welcher gar niemand Nachteile erlitte, ist überhaupt nicht zu erfinden. Wir möchten allen, die sich mit Steuerfragen beschäftigen, die vorstehend angeregten Gedanken zur Erwägung geben.

Literatur.

Arnold Böcklins Gefilde der Seligen und Goethes Faust. Von Guido Hauck, Professor an der technischen Hochschule zu Berlin. Mit einer Photolithographie. Berlin, Springer, 1884.

Der Verfasser dieser Schrift macht das bekannte Bild Böcklins, das in der Berliner Nationalgalerie die Nummer 448 trägt und die „Gefilde der Seligen“

betitelt ist, zum Gegenstande einer eingehenden, warm und verständig geschriebenen Abhandlung. Das Bild ist ganz dazu angethan, das Nachdenken zu reizen: Eine schöne Frau wird von einem Centauren über ein dunkles Gewässer getragen, auf welchem sich geradhalsige Schwäne wiegen und in welchem sich schlanke Pappeln spiegeln. Zwei Nixen, die sich von einer dunkeln Felsenlandschaft abheben, suchen die Reiterin zurückzuhalten. Drüben am Ufer aber winken ideale Frauengestalten, die sich um einen Altar her gruppiren; hinter ihnen eine italienische Landschaft. Was bedeutet das Bild? Sein Schöpfer selbst hat sich hinsichtlich dieser Frage bis heute in vollständiges Schweigen gehüllt und es sich ruhig gefallen lassen, daß sein Werk um einiger technischen Eigentümlichkeiten willen viel umstritten, seinem ganzen Gehalt nach von dem Abgeordneten August Reichensperger am 28. Februar 1880 zum Gegenstand eines bittern Angriffes gemacht worden ist. Hauck sucht nun in wirklich scharfsinniger und geistvoller Weise darzuthun, daß das Bild an eine Szene aus der „klassischen Walpurgisnacht" (Faust, 2. Teil) anknüpfe, wo der den Faust über den Fluß Peneios tragende Centaur Chiron erzählt, daß er ganz ebenso einst die Helena über das Wasser getragen habe, und er faßt seine Ansicht in den Worten zusammen: „Unser Bild giebt uns nicht sowohl jene Goethische Szene wieder, als vielmehr die ganze Fülle von Gedanken und Ideen, zu denen dieselbe den Künstler angeregt hat." Auch das Nebensächliche wird von Hauck scharfsinnig, nur unsers Erachtens nicht vollständig genug gedeutet. Ob Böcklin wohl daran gethan, in das fragliche Bild so viel hineinzugeheimnissen, daß zu seiner nur versuchten Erklärung eine 60 Seiten starke Abhandlung nötig erscheint, darüber wird man verschiedner Meinung sein können. Die Schrift selbst aber ist ein Beleg dafür, wieviel dem schnellfertigen Absprechen des Tages gegenüber ein bedeutendes Werk demjenigen erschließt, die sich liebevoll darein versenkt und lieber geistreich lobt als geistreich tadelt.

Ans Herz der Heimat! Erzählung von Fritz Bley. Mit einem Titelbilde von Peter Janssen. Düsseldorf, L. Voß u. Co.

Was unsre Kunstartikel schon seit Jahren mit Eifer bekämpft haben, das schwindelhafte, hohle Virtuosentum in den bildenden Künsten, das wird hier ebenso eifrig in novellistischer Form befehdet. Indem der Verfasser schildert, wie ein Virtuose des Pinsels, der jedes ideale Streben verlacht und nur nach den oberflächlichen Farbenkünstlern an der Seine hinüberschielt, nach mühelos durch Reklame und Humbug erlangten Erfolgen schnell moralisch und physisch zu Grunde geht, will er zugleich andeuten, daß diese ganze Kunst kein besseres Schicksal verdient, als ihr typischer, mit treffenden Strichen charakterisirter Vertreter. Ihm stellt er zu wirksamem Kontrast einen Landschaftsmaler der idealen Richtung gegenüber, der seine Kraft aus dem Herzen der Heimat schöpft und im festen Vertrauen auf die künstlerische Begabung des deutschen Volkes mit dem Banner der nationalen Kunst dem fremdländischen Wesen die Spitze bietet. Ein Försterhaus im Harz und seine waldesfrische Umgebung sind der Schauplatz dieser Künstlernovelle, deren düstere Momente in reizvollen und begeisterten Naturschilderungen ein freundliches Gegengewicht finden. In diesen Landschaftsbildern entfaltet der Verfasser eine nicht geringe poetische Kraft, und hie und da weiß er einen so lebendigen, humorvollen Ton anzuschlagen, daß wir nur wünschen können, dem feinsinnigen und scharf beobachtenden Kunstkritiker der Kölnischen Zeitung noch öfter als Erzähler zu begegnen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Staatsanwalt und Fortschritt.

Der Prozeß Dickhoff in Berlin hat dem Staatsanzeiger für Würtemberg, dem amtlichen Organ der würtembergischen Regierung, in seiner Nummer 273 vom 23. November 1883 Veranlassung zu folgender Äußerung gegeben:

Dieser Prozeß hat Zustände der Berliner Verbrecherwelt beleuchtet, die dem Publikum und leider auch der Kriminalpolizei unbekannt waren. Die Kreuzzeitung meint, diese schlimme Entwicklung sei im wesentlichen das Erzeugnis der letzten zehn Jahre, einer Zeit mithin, welche in ihrer ersten Hälfte wenigstens ganz unter der Herrschaft des politischen und wirtschaftlichen Manchestertums stand und deshalb aller Waffen entbehrte, wie sie zur wirksamen Bekämpfung so entsetzlicher Übel nötig sind. Hiergegen schreibt die Frankfurter Zeitung: „Der Ausspruch der Kreuzzeitung ist eine sinnlose, unerhörte Schmähung und Verdächtigung politischer Gegner, denn die Zeitung kann nicht behaupten, daß das Manchestertum an den Gesetzen, welche die Verfolgung und Bestrafung von Mördern betreffen, irgend etwas geändert habe." Man kann das zugeben, aber es doch charakteristisch finden, daß der Liberalismus stets geneigt ist, die Reichsstrafprozeßordnung deshalb zu bemängeln, weil sie angeblich der Staatsanwaltschaft zuviel Recht gegenüber dem Angeklagten einräume. Wenn es dem Liberalismus noch nicht gelungen ist, an den die Verfolgung von Mördern bezweckenden Gesetzen etwas zu ändern, so fehlt es wenigstens demselben nicht an dem guten Willen dazu.

In derselben Nummer des Staatsanzeigers war das am 21. November in Stuttgart verübte Verbrechen eines von vier Burschen in einer belebten Straße mit ganz hervorragender Frechheit begangenen Raubmordanfalles auf einen Bankier und auf eine weitere Person mitgeteilt, welche kurz vor sechs Uhr abends in dem erleuchteten, von der Straße aus übersehbaren Geschäftsraume von den Räubern mit Bleihämmern niedergeschlagen, lebensgefährlich verletzt und um etwa 10000 Mark beraubt worden sind.

Digitized by Google

Die vollständig berechtigte Mahnung des Staatsanzeigers an den Liberalismus, angesichts der sich häufenden schweren Angriffe auf die Gesellschaft und die einzelnen Individuen in seinen Bestrebungen auf fortwährende Schwächung der Staatsgewalt einzuhalten und sich endlich klarzumachen, wohin dieselben führen müssen, wenn ihnen nachgegeben wird, giebt der Frankfurter Zeitung vom 23. November, Nummer 327, Anlaß zu folgender Korrespondenz aus Stuttgart:

Während heute die ganze Stadt wegen des gestern Abend vorgekommenen Raubmordes sich in größter Aufregung befindet, leistet das amtliche Organ der Regierung, der Staatsanzeiger für Würtemberg, in seiner heutigen Ausgabe, anknüpfend an die bekannte Äußerung der Kreuzzeitung über den Prozeß Dickhoff, folgendes: [folgt die oben angeführte Mahnung]. Angesichts einer durch die Mordthaten der letzten Zeit im höchsten Grade erregten Bevölkerung wirft also das aus den Geldern des Landes geschaffene Blatt, das Organ des ehemaligen Führers des Liberalismus in Würtemberg, Julius von Hölders, dem Liberalismus den Vorwurf ins Gesicht, wenn es nach seinem guten Willen gegangen wäre, so wären die die Verfolgung von Mördern bezweckenden Gesetze jetzt geändert, und zwar zum Nachteil ihres Zweckes, oder auf den einzelnen Fall angewendet, so wäre die Sühne der Frevelthat von gestern erschwert oder vielleicht unmöglich gemacht. Die öffentliche und die geheime Redaktion des Staatsanzeigers muß wissen, daß das nicht wahr ist, und wenn sie trotzdem den Versuch macht, zumal im gegenwärtigen Augenblick, dem Liberalismus unterzuschieben, daß seine Tendenzen die Verfolgung von Mördern erschweren, so hetzt sie damit in einer Weise, welche der Heldenthat der Kreuzzeitung würdig zur Seite steht, und welche sich die Staatsangehörigen in dem amtlichen Regierungsorgan zu verbitten vollauf berechtigt sind. Hoffen wir, daß sie sich bessert, wenn ihre Wühlerei einem größeren Leserkreise zur Kenntnis gebracht wird als ihrem gewöhnlichen Zwangsleserpublikum.

Der Staatsanzeiger hat auf diesen Angriff kurz erwiedert, daß er von dem Stuttgarter Raubmorde nicht gesprochen habe, daß übrigens in einem am Tage des Raubmordes erschienenen Artikel des Stuttgarter „Beobachters," des Hauptorgans der würtembergischen Demokraten, eine Reihe angeblicher Bevorzugungen der Staatsanwaltschaft gegenüber dem Angeklagten aufgezählt sei und in einer in Aussicht gestellten Fortsetzung dieses Artikels der eigentliche Kern des Übergewichts der Staatsanwaltschaft, der Punkt, welcher der richterlichen Unparteilichkeit und Unbefangenheit am gefährlichsten werde, gezeigt werden solle, daß diese Fortsetzung jedoch bisher nicht erschienen sei, und zwar aus dem Grunde, weil der „Beobachter" sich wahrscheinlich sage, daß auch *seine* Leser in gegenwärtiger Zeit an *diesen*, auf Abschwächung der Befugnisse der mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit beauftragten Staatsbehörden gerichteten reformatorischen Ideen keinen Geschmack finden.

In einer gegen diese Erwiederung gerichteten Replik, in welcher in üblicher Weise die Demokraten und ihre Presse für ihr edles Streben nach Beseitigung der „Mängel der deutschen Rechtspflege" und für ihren „tiefen Ernst" in der

„kulturellen" Förderung unsers Volkes in ihrem Organ sich selbst loben, schließt der „Beobachter" mit folgender Apostrophe an die Regierung:

Wir fragen die Vertreter der Regierung selber, ob sie gemeint sind, derartige Angriffe und Hetzereien gegen politische Gegner in ihrem Organ zu dulden und zu verantworten? Ob sie im Ernst glauben, die Schwächen und Mängel unsrer Gesetzgebung, an deren Kritik unabhängige, sachverständige Männer es auch fernerhin nicht werden fehlen lassen, mit solchen Mitteln vor den Augen des Volkes verdecken zu können? und ob sie nicht fühlen, daß das offizielle Attentat, die Überzeugung und die moralische Ehre des politischen Gegners mit den Bleihämmern der Lüge und Verleumdung niederzuschlagen, vor dem Richterstuhl der sittlichen Weltordnung kaum weniger verdammungswürdig erscheint, als jener andre Frevel vor den Schranken eines weltlichen Gerichtshofes?

Der Brustton der Überzeugung, mit welchem die tiefernste „kulturelle" Mission des Demokraten betont und der Richterstuhl der sittlichen Weltordnung von ihm angerufen wird, wenn man ihm einmal eine unbequeme Wahrheit sagt, ist ja nun ein bekanntes Mittel desselben, wenn es auch nicht immer in der Stärke der vorliegenden Leistung angewendet wird, um seine Gegner zu verblüffen; es ist aber zu hoffen, daß dieses Mittel durch den lange andauernden Gebrauch an seiner Wirksamkeit auch auf den weniger urteilsfähigen Teil der Leser und Hörer nach und nach verloren hat, und daß auch dieser den dem Liberalismus gemachten Vorwurf sich einmal des Nähern besieht. Daß aber dieser Vorwurf durchaus begründet ist, daß mit andern Worten allerdings die Tendenzen des Liberalismus zu einer Erschwerung der Verfolgung der Verbrecher überhaupt und damit auch der Verfolgung der Mörder führen, das ist eine Thatsache, welche derselbe nicht ableugnen kann, so unbequem ihm auch diese Konsequenz sein mag, wenn Fälle wie der Stuttgarter Raubmord auch dem größern Publikum einmal wieder recht drastisch zum Bewußtsein bringen, wohin es führen muß, wenn die Befugnisse der mit der Sicherheitshandhabung betrauten Staatsbehörden systematisch geschwächt und vermindert werden. Dieses Ziel verfolgt die Demokratie mit allen Mitteln und in allen Richtungen, und der sittlich entrüstete Stuttgarter „Beobachter" ist es, welcher gerade um die Zeit des daselbst verübten Raubmordes eine Anzahl Artikel aus dem „Rechtsstaat, Korrespondenz zur Aufklärung der Mängel der deutschen Rechtspflege" unter vollständiger Billigung des Inhalts als seinen eigenen Ansichten durchaus entsprechend abgedruckt hat, die sämtlich den Zweck haben, die Rechte und Befugnisse der Staatsanwaltschaft, der hauptsächlich zur Verfolgung der Verbrechen berufenen Behörde, beziehungsweise der Gerichte, einzuschränken und zu vermindern. Die betreffenden Erörterungen werden damit eingeleitet, daß neben einer Anzahl von Bestimmungen der Strafprozeßordnung, welche die Stellung des Angeklagten ohne zwingende Notwendigkeit verschlechtern und daher dem Rechtsbegriffe und Rechtszwecke widersprechen, als *einer der schwersten Schäden* unsrer Strafrechts-

pflege die allgemeine Stellung der Staatsanwaltschaft bezeichnet wird, welche zu einer Reihe von Bestimmungen geführt habe, die den ersten Grundsätzen des natürlichen Rechts und der natürlichen Billigkeit zuwiderlaufen, und der Anklage unmittelbar eine günstigere Lage als der Verteidigung einräumen. Als solche Bestimmungen werden bezeichnet: 1. Die Befugnis der Staatsanwaltschaft, jederzeit und in jedem Stadium des Prozesses, ohne daß jedoch das Verfahren dadurch aufgehalten werden darf, von dem Stande der Voruntersuchung durch Einsicht der Akten Kenntnis zu nehmen und die ihr geeignet scheinenden Anträge zu stellen (§ 194 der Strafprozeßordnung), während dieses Recht der Verteidigung nur in beschränkterem Maße zusteht (§ 147 der St.-P.-O.), wodurch einem vielleicht unschuldig Angeklagten eine wesentliche Minderung der Aussicht auf Freisprechung erwachsen könne. 2. Die Aufgabe der Staatsanwaltschaft, die zur Hauptverhandlung erforderlichen Ladungen und die Herbeischaffung der als Beweismittel dienenden Gegenstände zu bewirken (§ 213 der St.-P.-O.), wodurch dieselbe in die Lage gesetzt sei, über alle für ihre Zwecke erforderlichen Zeugen und Beweismittel frei zu verfügen, während der unbemittelte Angeklagte in diesem Punkte mit seinen Anträgen von dem Ermessen des Vorsitzenden abhängig sei, und es infolge dessen durchaus nicht ausgeschlossen sei, daß einmal ein wirklich wichtiger Zeuge, dessen Wichtigkeit nicht erkannt worden sei, nicht geladen werde und deshalb die Verhandlung zu einem andern Ergebnisse führe als dem, welches nach Vernehmung dieses Zeugen eingetreten wäre. 3. Die Befugnis des Gerichts, den Angeklagten aus dem Sitzungssaale abtreten zu lassen, wenn zu befürchten ist, daß ein Mitangeklagter oder Zeuge in Gegenwart des Angeklagten die Wahrheit nicht sagen werde (§ 246 der St.-P.-O.), während dem Gerichte eine gleiche Befugnis zu Gunsten des Angeklagten, also wenn zu befürchten sei, daß, was recht gut denkbar sei und gewiß zeitweise vorkomme, ein Entlastungszeuge in Gegenwart des Staatsanwalts sich frei auszusprechen scheue (!), nicht gegeben sei. 4. Die Anordnung, daß, wenn mehrere Angeklagte bei einer Hauptverhandlung beteiligt sind, das Recht der Geschworenenablehnung gemeinschaftlich von ihnen auszuüben ist (§ 284 der St.-P.-O.), während dem Staatsanwalt dieses Recht ungeteilt zustehe. 5. Die Bestimmung, daß eine Verhinderung des Verteidigers im allgemeinen dem Angeklagten kein Recht gebe, die Aussetzung der Verhandlung zu verlangen (§ 227 der St.-P.-O.), was stets einer wesentlichen Schwächung, je nachdem aber einer vollständigen Aufhebung der Verteidigung des an dieser Verhinderung völlig unschuldig Angeklagten gleichkomme. 6. Der eigentliche Kern des ungesunden und einer völlig unbefangenen und unparteiischen Rechtsprechung sehr hinderlichen Übergewichts der Staatsanwaltschaft gegenüber dem Angeklagten und der Verteidigung: die grundsätzlich übergeordnete Stellung derselben über die letztere und ihre Nebenberechtigung gegenüber dem Gerichte. Dieses schon äußerlich durch den erhöhten, neben dem Gerichte befindlichen Sitz des Staatsanwalts und durch seine Exemtion von der Ordnungsgewalt des Vorsitzenden

kundgegebene Prinzip lasse sich zwar durch gesetzliche Bestimmungen nicht aus der Welt schaffen, seinen für die Rechtspflege schädlichen Folgen aber müsse auf indirektem Wege abgeholfen werden. Diese Überordnung der Staatsanwaltschaft über die Verteidigung und über den Angeklagten und ihre Nebenordnung gegenüber dem Gericht sei nicht eine einfache, natürliche Thatsache, mit welcher man sich auf irgend eine Weise abzufinden habe, sondern es liege darin ein falsches, verkehrtes, dem Rechtszwecke hinderliches, erst künstlich und absichtlich in die Gesetzgebung und die Praxis der Rechtspflege eingeführtes Prinzip. Diese über die Stellung einer bloßen Partei weit hinausragende Stellung der Staatsanwaltschaft würde dann gerechtfertigt und zuträglich sein, wenn der bei Einführung der Staatsanwaltschaft vorschwebende Gedanke, daß dieselbe nicht bloß die Verfolgerin und Rächerin der Schuld, sondern auch die Beschützerin der Unschuld sein solle, thatsächlich verwirklicht worden wäre. Dieser Gedanke sei aber nie zur vollen und genügenden Verwirklichung gelangt. Wie die Dinge lägen, erscheine das Staatsinteresse einseitig an die Ermittelung der Schuld — nicht des Schuldigen, sondern des Angeklagten — geknüpft zu sein, und obgleich dies sicherlich nicht die Absicht unsrer Strafgesetzgebung und unsers Strafgesetzes sei, so sei dieser Schein jedenfalls die unausbleibliche Folge einer Anzahl ihrer Bestimmungen. Als zwei vor allem einer Abänderung bedürftige Bestimmungen der Strafprozeßordnung werden diejenigen über die Untersuchungshaft und über den Verkehr des in Untersuchungshaft befindlichen Angeklagten mit seinem Verteidiger hervorgehoben. Hinsichtlich der ersteren wird zwar zugegeben, daß dieselben, sowie sie in die Strafprozeßordnung aufgenommen sind, theoretisch nicht eigentlich anfechtbar seien, trotzdem wird wegen der unverhältnismäßigen Anwendung der Untersuchungshaft durch die Praxis eine wesentlich schärfere Formulirung derselben verlangt, um Ausschreitungen der Praxis unmöglich zu machen; hinsichtlich der letzteren wird gefordert, daß die durch § 148 der St.-P.-O. dem Richter eingeräumte Befugnis, solange das Hauptverfahren nicht eröffnet ist, den schriftlichen und mündlichen Verkehr des verhafteten Angeschuldigten mit seinem Verteidiger zu überwachen, zu Gunsten des unkontro irten Verkehrs abgeschafft werde, weil dieselbe eine Beschränkung der freien Vorbereitung der Verteidigung enthalte, welche für den in Untersuchung befindlichen unschuldig Angeklagten von den verhängnisvollsten Folgen sein könne.

Sieht man die einzelnen Beschwerdepunkte darauf an, ob und inwieweit dieselben begründet sind, so wird man auch ohne größere Ausführungen sich leicht von der Grundlosigkeit sämtlicher Ausstellungen überzeugen. In erster Linie muß man allerdings nicht davon ausgehen, wie die demokratische Presse dies ihren Lesern mehr oder weniger offen stets einzureden sucht, daß die Staatsanwaltschaft ein den unschuldigen Angeklagten ebenso nachteiliges Institut sei wie den schuldigen, da es ihr nur darum zu thun sei, überhaupt ein Opfer zu finden, sondern man kann beruhigt bis zum Beweise des Gegenteils annehmen,

daß sie, auf dem Boden des Gesetzes stehend, ihre Pflicht thut, den Schuldigen zu ermitteln und die Gesellschaft gegen die wirklichen Übelthäter zu schützen. Welchen Nachteil soll nun die Bestimmung für den Angeschuldigten haben, daß die Staatsanwaltschaft zu jeder Zeit durch Akteneinsicht von dem Stande der Voruntersuchung sich Kenntnis verschaffen kann, während dem Vertheidiger die volle Einsicht erst nach dem Schlusse der Voruntersuchung eröffnet wird, wenn doch schon vor diesem Zeitpunkte der gesetzlichen Vorschrift entsprechend ihm die Einsicht gestattet wird, soweit dies ohne Gefährdung des Untersuchungszweckes geschehen kann, die Einsicht der Protokolle über die Vernehmung des Beschuldigten, der Gutachten der Sachverständigen und der Protokolle über diejenigen gerichtlichen Handlungen, denen er beizuwohnen befugt ist, ihm vorher schon nicht verweigert werden darf, und ihm endlich nach § 148 der St.-P.-O. vom ersten Beginn des Verfahrens an ohne alle Beschränkung (mit Ausnahme des richterlichen Aufsichtsrechts über den Verkehr, von welchem noch die Rede sein wird) der Verkehr mit dem Angeschuldigten offen steht, dieser alle seine Beweismittel bezeichnen und überhaupt jede ihm sachdienlich scheinende Maßregel ergreifen kann? Welche Verhinderung oder Erschwerung der Verteidigung soll aus dieser höchst mäßigen Einschränkung der Akteneinsicht während der Voruntersuchung folgen, wenn doch nach § 199 der St.-P.-O. nach Eröffnung des Hauptverfahrens eine das ganze Ergebnis der Untersuchung samt den Beweismitteln enthaltende Anklageschrift sofort dem Angeklagten zugestellt wird und von diesem Zeitpunkte an dem Verteidiger die unbeschränkte Akteneinsicht offen steht, er also, sogar wenn er dies in der Voruntersuchung unterlassen hätte, seine sämtlichen Entlastungszeugen und andern Beweismittel zur Hauptverhandlung noch angeben kann? Eine gewisse Beschränkung des Akteneinsichtsrechts durch den Verteidiger zu jeder Zeit ist schon im Interesse der Beschleunigung und ungestörten Führung der Untersuchungen geboten.

Was die durch § 213 der St.-P.-O. dem Staatsanwalte gegebene Freiheit in Herbeischaffung von Zeugen und Beweismitteln zur Hauptverhandlung betrifft, so ist dem Angeklagten in § 218 der St.-P.-O. die gleiche Befugnis eingeräumt, und die Ladung der genannten Zeugen, wenn sie auf Staatskosten geschehen soll, nur davon abhängig gemacht, daß der Angeklagte Thatsachen angiebt, über welche der Beweis erhoben werden soll. Daß der Angeklagte wenigstens die Punkte angebe, über welche die von ihm benannten Zeugen vernommen werden sollen, und daß nicht der Staat die Kosten seiner Zeugen bezahle, welche ganz zwecklos bezeichnet werden, wird wohl niemand eine unbillige Forderung nennen. Will der Angeklagte aber auch dieser billigen Forderung nicht entsprechen, so steht es ihm nach § 219 der St.-P.-O. sogar noch frei, seine Zeugen gegen den ablehnenden Bescheid des Vorsitzenden unmittelbar laden zu lassen. Daß er in diesem Falle, also wenn er nicht einmal der oben bezeichneten geringfügigen Anforderung auf Angabe der Thatsachen nachkommt, die

Kosten selbst zu tragen hat, ist — sollte man meinen — selbstverständlich; trotzdem ist in dem letzten Absatz des eben angeführten Paragraphen angeordnet, daß, wenn die Vernehmung einer unmittelbar geladenen Person zur Aufklärung einer Sache dienlich war, das Gericht auf Antrag anzuordnen hat, daß derselben die gesetzliche Entschädigung aus der Staatskasse zu gewähren ist, daß also auch in diesem Falle der Angeklagte für den Zeugen nichts zu bezahlen hat.

Wenden wir uns zu dem dritten Punkte, so ist wiederum die Unterstellung, als ob ein Staatsanwalt überhaupt versuchen werde, die Erhebung der Wahrheit durch irgend welche Mittel zu hintertreiben, dem Angeklagten also gegen besseres Wissen die Möglichkeit, seine Unschuld zu erweisen, arglistig abzuschneiden, eine hervorragend frivole, jedes Beweises bare Behauptung. Gesetzt aber auch den Fall, es würde ein Staatsanwalt einmal einen derartigen Versuch machen, ist dann der Vorsitzende irgendwie gehindert, denselben kurzer Hand abzuschneiden? Ist dem Richterkollegium durch das Fragerecht nicht jede Möglichkeit gegeben, die Wahrheit zu erheben? Hat ein die Wahrheit aussagender Zeuge irgend welchen Nachteil von der Behörde zu gewärtigen wie etwa von dem Verbrecher, zu dessen Verurteilung er das Material mit seiner Angabe liefern soll?

Man denke sich die Stellung des vom Staate zum Schutze der Gesellschaft berufenen, mit der Ermittlung der Wahrheit beauftragten Beamten, welcher vom Vorsitzenden des Gerichts aus dem Zimmer gewiesen wird, weil er, ganz auf derselben Stufe wie der abzuurteilende Dieb, Brandstifter u. s. w. stehend, unlautere Mittel zur Unterdrückung der Wahrheit anwende!

Was die Teilung des Ablehnungsrechts zwischen Staatsanwalt und einer Mehrzahl gleichzeitig abzuurteilender Angeklagten je zur Hälfte betrifft, so ist von unserm Standpunkte aus in erster Linie die Abschaffung des ganzen unbrauchbaren Geschworeneninstituts anzustreben, solange dasselbe aber noch besteht, dem Verlangen, es möge jedem Angeklagten das Ablehnungsrecht auf die gleiche Zahl wie der Staatsanwaltschaft zustehen, aus dem Grunde entgegenzutreten, weil die Garantien für ein richtiges Urteil sich umsomehr vermindern, je mehr Gesinnungsgenossen (um es kurz auszudrücken) der Angeklagte auf die Geschworenenbank zu bringen in der Lage ist.

Wie es sich mit der nachteiligen Bestimmung verhält, daß der Angeklagte bei Verhinderung des Verteidigers „im allgemeinen" nicht das Recht habe, die Aussetzung der Verhandlung zu verlangen, ergiebt sich recht klar aus dem von dem Beschwerdeaufsatz allerdings nicht angeführten, in dem angegriffenen § 227 der St.=P.=O. aber ausdrücklich als Einschränkung zitirten § 145 der St.=P.=O., welcher bestimmt, daß, wenn in einem Falle der notwendigen oder bestellten (von Amtswegen angeordneten) Verteidigung der Verteidiger in der Hauptverhandlung ausbleibt, sich unzeitig entfernt oder die Verteidigung zu führen sich weigert, der Vorsitzende dem Angeklagten sogleich einen andern Verteidiger zu

bestellen hat, daß das Gericht jedoch auch eine Aussetzung der Verhandlung beschließen kann, und daß, wenn der neu bestellte Verteidiger erklärt, daß ihm die zur Vorbereitung der Verteidigung erforderliche Zeit nicht verbleiben würde, die Verhandlung zu unterbrechen oder auszusetzen ist. Daß durch diese Bestimmungen ausreichend für das Interesse des Angeklagten gesorgt ist und daß man nicht aus Rücksicht auf die etwa durch anderweite Termine u. s. w. verhinderten Verteidiger eine noch weitergehende Ausdehnung dieser Bestimmung wünschen kann, wenn man nicht eine dem Angeklagten selbst nachteilige Störung und Verschleppung der gerichtlichen Geschäfte herbeiführen will, dürfte wohl außer jedem Zweifel sein.

Was endlich die Angriffe gegen die Stellung der Staatsanwaltschaft überhaupt betrifft, insbesondre ihre Überordnung gegenüber dem Angeklagten und der Verteidigung und ihre Nebenordnung gegenüber dem Gericht, so kann man hierüber mit einer Partei nicht rechten, welcher jeder Stärkung und Kräftigung der staatlichen Organe überhaupt hinderlich ist; dem objektiv Urteilenden aber wird es einleuchten, daß eine Behörde, welche die Aufgabe hat, in Verbindung mit den Gerichten die gegen den Staat und seine Angehörigen begangenen Verbrechen zu verfolgen, den Staat und seine Angehörigen gegen die Verbrecher zu schützen, eine andre Stellung einnehmen muß als eben diese Verbrecher, und daß diese Stellung bei der vollständig freien Verteidigungsbefugnis des Angeklagten dem Verteidiger und dem Angeklagten, er mag schuldig oder unschuldig sein, nicht zum Nachteile gereichen kann.

Wenden wir uns schließlich zu den beiden von der demokratischen Presse als der Reform ganz besonders und zunächst bedürftig bezeichneten Bestimmungen der Strafprozeßordnung über die Untersuchungshaft und über den freien Verkehr des verhafteten Angeschuldigten mit seinem Verteidiger, so setzen die einschlägigen Paragraphen (112 und 148) der St.-P.-O. fest, daß der Angeschuldigte nur dann in Untersuchungshaft genommen werden darf, wenn dringende Verdachtsgründe gegen ihn vorhanden sind, und er entweder der Flucht verdächtig ist oder Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der That vernichten oder daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage oder Zeugen dazu verleiten werde, sich der Zeugnispflicht zu entziehen. Diese Thatsachen sind aktenkundig zu machen. Der Verdacht der Flucht bedarf keiner weiteren Begründung, wenn ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet, wenn der Angeschuldigte ein Heimatloser oder Landstreicher oder nicht imstande ist, sich über seine Person auszuweisen, wenn der Angeschuldigte ein Ausländer ist und begründeter Zweifel besteht, ob er sich auf Ladung vor Gericht stellen und dem Urteile Folge leisten werde. Der den Verkehr zwischen dem Beschuldigten und dessen Verteidiger regelnde § 148 bestimmt: Dem verhafteten Beschuldigten ist schriftlicher und mündlicher Verkehr mit dem Verteidiger gestattet. Solange das Hauptverfahren nicht eröffnet ist, kann der Richter schriftliche Mitteilungen zurückweisen, falls deren Einsicht ihm nicht gestattet wird.

Bis zu demselben Zeitpunkte kann der Richter, sofern die Verhaftung nicht lediglich wegen Verdachts der Flucht gerechtfertigt ist, anordnen, daß den Unterredungen mit dem Verteidiger eine Gerichtsperson beiwohne.

Wie oben angeführt, wird von der demokratischen Presse selbst eingeräumt, daß die Bestimmungen der St.-P.-O. über die Untersuchungshaft theoretisch eigentlich nicht anfechtbar seien, was für andre, nicht auf diesem Parteistandpunkte stehende soviel heißen will, als daß eine weitergehende Einschränkung der Zulässigkeit der Untersuchungshaft mit den Grundsätzen einer geordneten Strafrechtspflege nicht vereinbar ist. Trotzdem will diese Presse eine wesentlich schärfere Formulirung der betreffenden Bestimmung, um die Ausschreitungen der Praxis in der Anwendung der Untersuchungshaft unmöglich zu machen. In welcher Weise diese schärfere Formulirung stattfinden solle, ist nicht gesagt. Daß die Praxis die Untersuchungshaft unverhältnismäßig anwende, ist eine unbewiesene Behauptung. Wenn aber die Praxis zu einer Anwendung der fraglichen Bestimmungen kommt, welche nicht über dem Wortlaut des Gesetzes den Sinn desselben verfehlt, so thut sie dies in dem ganz berechtigten Bestreben, mit den ihr gelassenen Mitteln so gut als möglich den Zweck der Strafjustiz, die Bestrafung der Verbrechen, überhaupt noch zu erreichen. Wollte man der Möglichkeit der Verhaftung eines Verdächtigen noch größere Schwierigkeiten bereiten, so käme das einer vollständigen Lahmlegung der Strafrechtspflege zum Nachteile der Gesellschaft und zu Gunsten der Verbrecher gleich.

Inwiefern die Befugnis des Untersuchungsrichters, während der Voruntersuchung — nach Fassung des Anklagebeschlusses auf Eröffnung des Hauptverfahrens fällt ja auch diese Befugnis weg — den Verkehr des Angeklagten mit seinem Verteidiger zu überwachen, eine Beschränkung der „freien Vorbereitung der Verteidigung" sein soll, ist nicht abzusehen. Faßt man die Verteidigung als das auf, was sie sein soll, nämlich als die Geltendmachung sämtlicher wahren, zu Gunsten des Angeschuldigten dienenden Momente und die erforderliche Hilfsleistung zur Herbeischaffung der sachdienlichen Beweismittel, so wird man wohl mit Recht fragen, warum denn der Richter von dieser Thätigkeit des Verteidigers und dem dieselbe vermittelnden Verkehre zwischen dem Angeklagten und dem Verteidiger keine Kenntnis erhalten dürfe, während doch der Angeschuldigte und der Verteidiger es als im höchsten Interesse des ersteren gelegen betrachten sollten, den Richter möglichst rasch von allem zu unterrichten, was zum Vorteile des Angeschuldigten dienen kann? Sieht man aber in der Verteidigung ein Mittel, auch einen schuldigen Angeklagten der ihm gebührenden Strafe zu entziehen, so wird allerdings die dem Richter gewährte Beaufsichtigungsbefugnis ein unbequemes Hemmnis der freien Entfaltung einer solchen Thätigkeit des Verteidigers sein, die Gesetzgebung wird sich aber kaum veranlaßt sehen, zur Erleichterung des Lügens und zur Begünstigung von Verbrechen das fragliche Aufsichtsrecht abzuschaffen.

Faßt man die Ausführungen in Bezug auf die sämtlichen Beschwerdepunkte hiernach zusammen, so wird man zu dem Ergebnis gelangen, daß auch nicht ein einziger Punkt geltend gemacht werden kann, in welchem die bestehende Strafprozeßgesetzgebung nach der Richtung mangelhaften Schutzes des Angeschuldigten einen Grund zu berechtigten Ausstellungen böte, daß vielmehr im Gegenteile die auf den Schutz der Gesellschaft gegen die Verbrecher abzielenden Maßregeln in manchen Richtungen einer Verstärkung bedürftig erscheinen, daß die Schutzmaßregeln zu Gunsten der Angeschuldigten keine Erweiterung mehr zulassen, wenn die Verfolgung von Verbrechen noch mit einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden soll, und daß es demgemäß vollständig der Wahrheit entspricht, wenn dem Liberalismus vorgeworfen wird, daß seine, eben diese Erweiterung der Schutzmaßregeln zu Gunsten des Angeschuldigten bezweckenden Tendenzen zu einer Erschwerung der Verfolgung von Verbrechern überhaupt und damit auch zur Erschwerung der Verfolgung von Mördern führen.

Politische Wetterfahnen.

In einem der beliebtesten Lustspiele aus Scribes späterer Zeit, Bataille de dames, welches im Jahre 1817 spielt, hält eine aristokratische Dame dem Präfekten, der einen politischen Flüchtling verfolgt, vor, wie oft sie einander schon unter ähnlichen und doch ganz andern Verhältnissen begegnet seien: sie jedesmal Verfolgte beschützend, er immer verfolgend, aber einmal als Procureur der Republik, einmal als kaiserlicher Beamter, endlich als königlicher Präfekt. Eh, mon dieu, setzt sie bei dem zweiten Falle spöttisch begütigend hinzu, qui n'a pas été fonctionnaire sous l'empire! Die Franzosen des Jahres 1851 lachten von Herzen über diese Reminiscenzen, ohne die Bitterkeit derselben zu empfinden, und auch Scribe hat offenbar nicht daran gedacht, wie sehr der Spott sich gegen ihn selbst kehrte. Er, der Molière des Bürgerkönigtums, machte ja mit diesem Stücke seine Reverenz vor dem nahenden zweiten Kaiserreiche!

Aber das Bild, welches er entrollt, entsprach wenig der historischen Wahrheit. Im Jahre 1817 war man nicht aufgelegt, solche Dinge von der scherzhaften Seite zu nehmen. Feierte doch damals der weiße Schrecken seine blutigen Feste! Und wir können einen klassischen Zeugen gerade für die damalige Auffassung der Frage vorführen, welche mit dem qui n'a pas été ... gestreift wird: ein wahrscheinlich wenig bekanntes Buch unter dem Titel Dictionnaire

Digitized by Google

des Girouettes, im Jahre 1815 in Paris erschienen. Das Datum läßt sich sogar ziemlich genau bestimmen: nach Waterloo und vor der Gefangennahme des Marschall Ney. Auf 491 Seiten giebt es die mehr oder weniger ausführliche Geschichte von wohl einigen tausend damals lebenden Franzosen, welche in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert sich auf irgend einem Gebiete bemerklich gemacht und mit Grazie den Weg aus einem Lager in das andre wiederholt zurückgelegt hatten. Von vielen kennt heute schwerlich noch jemand den Namen; der Verfasser schont in seinem Grimme keinen von den armseligen Dichterlingen, die mit ihrer Leier immer bereit standen und ihre gereimten Bettelbriefe jedem Machthaber ohne Ansehen seines Rechtstitels demütig überreichten, und keinen Beamten, dem seine Stelle teurer war als seine Überzeugung; er muß schon lange Zeit vorher das Material für seine Anklageschrift gesammelt haben, denn eingedenk des zweiten Titels des Buches: Nos Contemporains peints d'après euxmêmes, läßt er die meisten mit ihren eignen Worten sich beschuldigen, und dazu braucht er alte Zeitungen, verschollene Flugblätter, Kuplets und dergleichen Aktenstücke mehr, die oft bereits am Tage nach ihrem Auftauchen nicht mehr zu beschaffen sind. Allein wir begegnen unter diesem Schwarme von „Wetterfahnen" natürlich auch zahlreichen geschichtlichen Personen, wir finden den Wortlaut so manches Glaubensbekenntnisses, welches nicht in Vergessenheit zu geraten verdient. Und so glauben wir unsre Leser zu einem Gange durch die ehrenwerte Versammlung einladen zu dürfen, deren Mitglieder je nach Verdienst ein, zwei bis zwölf Fähnchen als Auszeichnung erhalten haben.

Unter A wird einem Herrn Amabert nachgerechnet, daß er vor der Revolution Genieoffizier, unter Napoleon Generalsekretär im Finanzministerium, unter Ludwig XVIII. Generaldirektor der Lotterie, während der hundert Tage wieder Generalsekretär im Ministerium und nach der Rückkehr des Königs wieder Lotteriedirektor gewesen ist. Wir nehmen ihn lediglich als Repräsentanten einer großen Gruppe auf, über welche zuletzt ein Wort zu sagen sein wird.

Einer andern Kategorie gehört der Marschall Augereau an. Nachdem er unter Napoleon die höchsten Würden erlangt hatte, erklärte er sich im April 1814 für die Wiederherstellung der bourbonischen Dynastie; die vom 16. jenes Monats datirte Proklamation an seine Truppen teilt diesen mit, daß „der Senat, der Dolmetsch des Volkswillens, müde des tyrannischen Joches Napoleon Bonapartes," diesen und seine Familie entsetzt habe. „Eine neue monarchische Verfassung, stark und freisinnig, und ein Abkömmling unsrer alten Könige werden an die Stelle Bonapartes und seines Despotismus treten. . . . Soldaten, ihr seid eures Schwures entbunden; ihr seid es durch die Nation, in welcher die Souveränität lebt; ihr seid es ferner, wenn das notwendig ist, durch die Entsagung eines Menschen, der, nachdem Millionen von Opfern seines grausamen Ehrgeizes hingeschlachtet worden, nicht verstanden hat, als Soldat zu sterben. . . . Pflanzen wir die wahre französische Farbe auf, vor welcher jedes

Wahrzeichen der nun beendigten Revolution verschwinden wird. ..." Elf Monate später läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Soldaten, ihr habt es vernommen: der Schrei eurer Waffenbrüder ist bis zu euch gedrungen und hat eure Herzen erbeben gemacht. Der Kaiser befindet sich in seiner Hauptstadt. Dieser Name, so lange Zeit die Bürgschaft des Sieges, hat genügt, alle seine Feinde zu zerstreuen. Einen Augenblick war das Glück ihm untreu. Verleitet durch die edelste Selbsttäuschung (das Glück des Vaterlandes) hat er geglaubt, Frankreich das Opfer seines Ruhmes und seiner Krone darbringen zu müssen. Wir selbst, durch soviel Großherzigkeit irregeführt, schwuren damals, andre Rechte als die seinigen zu verteidigen. Seine Rechte sind unverjährbar; heute nimmt er sie in Anspruch; niemals waren sie uns heiliger. Soldaten, während seiner Abwesenheit suchten eure Augen vergebens auf euren weißen Fahnen irgend eine ehrenvolle Erinnerung. Richtet die Blicke auf den Kaiser. Sammeln wir uns unter seinen Adlern. Ja, sie allein führen zur Ehre und zum Siege. Pflanzen wir denn die Farben der Nation auf." Bekanntlich wurde Augereau von Ludwig XVIII. noch einmal zu Gnade angenommen, hatte aber wenigstens soviel Anstandsgefühl, sich in dem Kriegsgericht über Ney für inkompetent zu erklären.

Von dem General Beurnonville, welchem das Mißgeschick begegnete, von Dumouriez, den er im Auftrage des Konvents verhaften wollte, selbst verhaftet zu werden, verdient wenigstens ein Zug der Vergessenheit entrissen zu werden. In seinem Rapport über das Gefecht bei Grevenmachern (1792) erzählt er, daß der Verlust des Feindes in dem dreistündigen mörderischen Kampfe Tausende betragen habe, während die Franzosen nur „den kleinen Finger eines Chasseurs" eingebüßt hätten; übrigens hatte dieser sich die Verwundung beim Abfeuern seines Gewehres selbst beigebracht. Diese Gascognade trug dem General folgendes artige Quatrain ein:

Quand d'ennemis tués on compte plus de mille,
Nous ne perdons qu'un doigt, encor le plus petit.
Holà! Monsieur de Bournonville,
Le petit doigt n'a pas tout dit.

Louis Charrier de la Roche, Priester vor der Revolution, konstitutioneller Bischof von Rouen, nach dem Konkordat Bischof von Versailles, Großalmosenier des Kaisers, Baron 2c., meldete unmittelbar nach Napoleons Absetzung seine Anerkennung des Königs mit dem Zusatze: „In meiner Kirche ist schon das Domine salvum fac regem Ludovicum gesungen worden." 1815 war er wieder kaiserlicher Großalmosenier.

Benjamin Constant wird mit zwei Zitaten bedacht, welche für die Mitteilung an dieser Stelle leider zu lang sind. In einer 1799 erschienenen Broschüre vergleicht er den Grafen von Provence (nachmals Ludwig XVIII.) mit Karl II.

von England. Letzterer sei doch wenigstens von einem englischen, wenn auch noch so erbärmlichen Parlament auf den Thron berufen worden. Dagegen: „Ein Prätendent, Sklave der Russen, erwartet die Vernichtung unsrer heldenmütigen Scharen, um der Herr des zerrissenen Frankreichs zu werden; er wartet in Sicherheit, fern von den Kämpfen, die um seinetwillen geliefert werden, bis die Barbaren, welche er gegen sein Land gehetzt hat, ihm ankündigen werden, daß Tod, Plünderung und Brand ihm den Weg in diese Gauen, welche ihn zurückstoßen, geebnet haben u. s. w.“ Im Journal des Débats vom 19. März 1815 ruft er mit ebenso energischen Worten zur Verteidigung des würdigen, mutigen, wahrhaften Monarchen auf, welcher „erfüllt ist von Vertrauen, wie es eines Königs von Frankreich gegenüber den Franzosen würdig ist ꝛc.,“ und schildert das Unheil, welches die Wiederkehr Napoleons heraufbeschwören würde. „Ich werde nicht,“ heißt es gegen den Schluß, „als elenden Überläufer mich von einem Machthaber zum andern schleppen, die Schamlosigkeit mit Sophismen bemänteln und entweihte Worte stammeln, um mir eine schmachvolle Existenz zu erkaufen.“ Im nächsten Monat ließ er sich vom Kaiser zum Staatsrat machen.

Wie Jacques Louis David, der Maler, Schützling Ludwigs XVI., Schreckensmann, Hofmaler Napoleons wurde, ist allbekannt; weniger seine Entschuldigung, als er vor dem Konvent angeklagt war, am 8. Thermidor Robespierre umarmt zu haben: er habe an diesem Tage ein Brechmittel eingenommen gehabt!

Unter dem Schlagwort École de droit de Paris finden wir, daß am 15. März 1815 fünfhundert Studenten ein Freikorps bildeten und sich dem König zur Verfügung stellten, am 22. März aber alle Rechtshörer zur Abfassung einer Adresse an den Kaiser eingeladen wurden. Die Ehre der Schule dürfe nicht durch „einige Fanatiker, Schwächlinge und Feiglinge“ kompromittirt werden. Nach der Rückkehr des Königs abermals eine Adresse. Die Mediziner hielten gleichen Schritt mit ihren Kommilitonen von der Jurisprudenz.

General Excelmans, wegen seiner Korrespondenz mit Murat vor ein Kriegsgericht gestellt und freigesprochen, verfügte sich, wie das Journal des Débats vom 28. Januar 1815 meldet, sofort zum Könige, „um dafür zu danken, daß ihm Gerechtigkeit geworden, und unverbrüchliche Treue zu schwören.“ Am 23. März bot er Napoleon seine Dienste an.

Fabre de l'Aude, Senator und — wie unsre Quelle sich ausdrückt, weil er am 4. Juni 1814 vom König, am 4. Juni 1815 von Napoleon zum Pair ernannt wurde — Pair royal-impérial, hat in einer Ansprache an Lätitia Bonaparte diese Blasphemie geleistet: „Die Empfängnis, als Sie den großen Napoleon unter Ihrem Herzen trugen, kann sicherlich nur göttliche Eingebung gewesen sein.“

Nun ein Prachtexemplar! Dem Marquis Fontanes rühmen die Biographen ein geschmeidiges Naturell nach; diese Geschmeidigkeit lernen wir hier genauer

kennen. Von hugenottischen Vorfahren (Né d'aieux errans, sagt er selbst) scheint er zuerst alles, was ihm vorkam, besungen zu haben, auch eine Schauspielerin am Théâtre français. Diese Verse wurden nach fünfundzwanzig Jahren wieder hervorgesucht und sollten in einer Sammlung abgedruckt werden; mittlerweile war jedoch Fontanes ein großer Mann geworden und hatte Einfluß genug, diese ärgerliche Reminiscenz durch die Zensur unterdrücken zu lassen. Die Auszüge aus seinen Reden und Gedichten zeigen, daß er erstens für die Republik, das Konsulat, das Kaiserreich u. s. f. immer die nämliche Begeisterung vorrätig hatte, und daß er zweitens, so oft er eine poetische Arbeit vorhatte, so glücklich war, die Entdeckung zu machen, daß die großen Dichter aller Zeiten sich mit Vorliebe eben jener Gattung der Poesie gewidmet hätten. Als Grand-maître de l'université hielt er an den Kaiser, an den König, an die Studenten bei Preisverteilungen eine Menge Anreden, welche einander auf ein Haar ähnlich sehen, natürlich mit zeitgemäßer Abwechslung zwischen impérial und royal. Von großen Männern, sagte er 1813, könne man nicht anders als enthusiastisch sprechen. „So von dem Unsterblichen, der natürlich seinen Platz mitten in all unsern Studien einnimmt und dessen Leben allein uns der Mühe überhebt, nach andern Beispielen des Heldentums zu suchen. Sein Ruhm verschönt all unsre Feste. Unter seinen Auspicien, in seinem Namen, ihr Jünglinge, erteilen wir euch die Kränze, um sie euch noch teurer und ehrenvoller zu machen.“ Ein Jahr reichte hin, um ihm den gleichen Enthusiasmus für einen König einzuflößen, welcher kein Held war. „Französische Jünglinge, die ihr unsre Erregung und unsre Freude teilt, ihr werdet nicht mehr, wie wir, den kecken Wagnissen eines unbekannten Regimes ausgesetzt sein: die legitime Herrschaft nimmt wieder ihren Anfang, es ist gewissermaßen die väterliche Autorität, welche wieder ihre Rechte geltend macht. . . . Seine [des Königs] Rückkehr ist ein Glück für Europa, wie für Frankreich. Ein Bourbon allein konnte den Frieden bringen, und der Friede kehrt mit ihm zurück.“

Nicolas François de Neufchateau, der 1804 im Namen des Senates Napoleon bat, sich mit dem kaiserlichen Purpur zu bekleiden, war auch Dichter und begleitete mit seinen Hymnen und Chansons alle Wandlungen von 1789 an. Im Jahre 1815 wurde ihm die Gnade zu teil, dem König seine Fabeln überreichen zu dürfen; doch hatte er aus dieser Ausgabe vorsichtig die äußerst geistreiche fable nouvelle pour orner la mémoire des petits sansculottes gestrichen, welche 1792 erschienen war und eine Geschichte von Raubtieren erzählt, die den Wald verwüstet hatten, verjagt worden waren und wieder einzubrechen drohten.

Auch die aktenmäßige Geschichte der Pariser Nationalgarde in den Jahren 1814 und 1815 ist recht erbaulich. Ende Januar 1814 fühlen die Offiziere sich gedrungen, in den bombastischsten Phrasen dem Kaiser den Eid der Treue zu erneuern; am 2. April haben sie die Ehre, dem Kaiser von Rußland vor-

gestellt zu werden; im August erhält das Korps zur Belohnung für seine beim Einzuge der Verbündeten geleisteten Dienste das Lilien-Emblem am weißen Bande; am 18. April 1815 erneuerten dieselben Offiziere abermals dem Kaiser ihren Eid; noch am 8. Juli erklärten sie durch Maueranschläge, der Tricolore treu bleiben zu wollen, und am 10. Juli nahmen sie wieder die weiße Kokarde an.

Aus den poetischen und prosaischen Herzensergießungen eines Herrn A. Jay in der Zeit von 1805 bis 1815 mögen zwei Pröbchen mit besonderer Rücksicht auf das Datum genügen. Journal de Paris vom 10. März 1815: „Nach 25 Jahren unerhörter Umwälzungen und Schrecknisse atmet Frankreich endlich auf unter einer liberalen und väterlichen Regierung.“ (Hier folgt die Aufzählung der Segnungen derselben.) „Welcher böse Geist will heute soviel Glückseligkeit stören! Was kann jener verbannte Fremdling hoffen, welcher alle Leiden verschuldet, mit denen wir während der letzten fünfzehn Jahre überhäuft waren, vor allem verschuldet, daß die öffentliche Freiheit angefallen und Frankreich unter das eiserne Szepter des verabscheuungswürdigsten Despotismus gebeugt worden ist!“ Journal de Paris vom 7. April 1815: „Der Kaiser mit seinen weisen Plänen für den Ruhm Frankreichs glaubte ohne Zweifel, alle Machtmittel konzentriren zu müssen, um der Aktion der Regierung eine desto imposantere und unwiderstehlichere Gewalt zu verleihen... Nun bedenke man aber, welche Seelengröße und Entschlossenheit dazu gehörte, eine Insel im mittelländischen Meere zu verlassen, mit zwölfhundert Mann an dem äußersten Ende Frankreichs zu landen und mit der Schnelligkeit des Blitzes Paris zu erreichen... Er ist der einzige Mensch, welcher noch die bürgerliche Freiheit in Frankreich begründen kann... Umsonst würden jetzt die fremden Mächte uns bekriegen... Die Nation und die Regierung wollen den Frieden, aber sie wollen vor allem die Freiheit.“ Nach den hundert Tagen gab derselbe Jay ein Blatt heraus: L'Echo ou l'Ami du Prince.

Jourdan, bis 1784 Soldat in einem königlichen Regimente, 1791 republikanischer General, erklärte 1793 im Jakobinerklub, das Schwert an seiner Seite werde nur gegen die Könige und für die Rechte des Volkes gezogen werden; unter Napoleon wurde er Marschall; in einem Tagesbefehl vom 10. März 1815 brandmarkt er den „wahnsinnigen und lächerlichen Einfall Bonapartes, das Vaterland den Schrecken des Bürgerkrieges preiszugeben und die fremden Heere auf den französischen Boden zurückzuführen... Unsre Schwüre binden uns an den König, die Ehre befiehlt uns, demselben treu zu sein, die Dankbarkeit macht es uns zur Pflicht.“ Dieselben Gesinnungen sprach er auch in einer Adresse an den König aus. Am 4. Juni empfing er aus Napoleons Händen die Pairswürde, um einige Monate später dem Kriegsgericht über Ney zu präsidiren.

Auguste Jubé, Baron des Kaiserreichs, führte 1806 im Moniteur aus, die Erde, die vor Alexander geschwiegen habe, verkünde vereint mit Meer und

Himmel als unvergängliche Zeugen die Größe Napoleons, und verlangte 1814, daß an die Stelle des Standbildes Napoleons auf der Vendomesäule eine blaue Weltkugel mit silbernen Lilien und den Adlern von Rußland, Österreich und Preußen, dazu, ebenso wie am Triumphbogen, eine die Alliirten verherrlichende Inschrift angebracht werde. Ihm kann jener Präfekt des Pas de Calais, Lachaise, an die Seite gestellt werden, welcher die Leser des Moniteur 1803 durch die Mitteilung erfreute: „Um der Welt Frieden, Ruhe, Glückseligkeit zu sichern, schuf Gott Bonaparte und ruhte aus.“ Die Pariser setzen hinzu:

Mais pour être plus à son aise,
Auparavant il fit Lachaise.

Natürlich besann sich der Treffliche im Jahre 1814 auf diese Dinge nicht mehr, sondern glaubte jederzeit der legitimen Dynastie und den Nachkommen des heiligen Ludwig ergeben gewesen zu sein.

Lacretelle, welcher bei seiner Aufnahme in das Institut den Monarchen gepriesen hatte, „der mehr Denkmale geschaffen hat als Augustus in derselben Zeit, in welcher er mehr Siege erfocht als Cäsar,“ machte 1814 die Entdeckung, daß jener Monarch nur geschaffen worden sei, um in der Menschheit einen unauslöschlichen Tyrannenhaß zu erzeugen.

Von dem Dichter Lebrun wird uns eine Ode vom Jahre 1783 mitgeteilt, welche Ludwig XVI. mit Mark Aurel, Trajan, Ludwig XII. und Titus vergleicht, dann eine von 1792, aus welcher wir erfahren, daß seine Leier „in prophetischem Wahnsinn“ stets Freiheit und Gleichheit verkündet habe; eine dritte aus der Zeit des Konsulats erklärt Bonaparte für „zu groß, als daß er auf den Thron der Könige herabsteigen könne,“ und zuletzt hatte er auch nichts dagegen, daß der große Mann sich doch soweit herabließ.

Von einem Maler Menjaud wird behauptet, er habe ein Gemälde, welches Napoleon, Eugène Beauharnais und die Königin Karoline darstellen sollte, im geeigneten Momente dahin abgeändert, daß an Stelle jener drei Personen Ludwig XVIII., der Graf von Artois und dessen Gemahlin sich zeigten. Seinem Kollegen Meynier wurde die Sache nicht ganz so bequem gemacht. Er hatte angeblich 1814 ein allegorisches Gemälde auf die Geburt des Königs von Rom fertig: Frankreich empfängt das Kind aus den Händen der Juno Lucina, Gottheiten huldigen u. s. w. Unter den zurückkehrenden Bourbonen befand sich nun kein geeigneter Stellvertreter, mithin war es mit dem Ersatz der ornamental verwendeten Bienen durch Lilien nicht gethan. Doch der Künstler wußte sich zu helfen, der König von Rom hieß im Kataloge Ludwig XIV., und so konnte der im Namen des Bonapartismus aufgebotene Olymp ohne weitere Umstände vor Ludwig XVIII. paradiren!

Noch etwas aus dem Leben des Marschall Mortier, Herzogs von Treviso! Am 30. April 1814 wurde er zur königlichen Tafel gezogen, bald darauf zum

Pair und Militärgouverneur in Lille ernannt. In eben jene Stadt wollten im März 1815 die bourbonischen Prinzen einen Teil der treugebliebenen Truppen werfen, der Gouverneur verhinderte dies und „rettete Lille dem Kaiser," wie das Journal de l'Empire rühmte; dafür speiste er am 27. März beim Kaiser in den Tuilerien. Daß er wenige Jahre später abermals Pair werden, 1830 Karl X. stürzen helfen und Minister Ludwig Philipps werden sollte, konnte der Verfasser des Dictionnaire nicht voraussehen.

Antoine Pierre Augustin de Piis übertrifft bei weitem den Präfekten bei Scribe. Er war Sekretär des Grafen Artois, Polizeibeamter unter dem Direktorium, dem Konsulat, dem Kaiserreich, der ersten Restauration und während der hundert Tage. Aber deswegen allein würden wir ihn nicht namhaft machen. Der Musenalmanach für 1795 enthielt ein Gedicht voll glühender republikanischer Phrasen vom Citoyen Piis, 1810 besang der Chevalier Piis die Vermählung Napoleons, 1811 die Geburt des Königs von Rom, 1814 lieferte er zur Melodie des God save the king für seine Landsleute einen Text, dessen erste Strophe schließt:

Nos yeux sont éblouis,
Nos maux évanouis,
Nos cœurs épanouis,
Vive Louis!

Unter der Republik erschienen von ihm Chansons voll Jubel darüber, daß man bald keine Glocke mehr hören werde, weil alle zu Kanonen umgegossen würden, und unter dem Kaiserreich besang er eine Glocke, die der Polizeipräfekt einer Kirche zum Geschenk gemacht hatte. Kann man mehr verlangen?

Doch genug und übergenug. Oder wäre es nötig, dem Leser noch jenen Senat in Erinnerung zu bringen, welchem Napoleon selbst das Zeugnis ausstellte, er habe jeden Wink als Befehl betrachtet und immer mehr gethan, als von ihm verlangt worden? Oder Sieyes? Oder Soult? Oder gar den Großmeister der ganzen Gilde, Talleyrand?

In unsrer Blütenlese sind allerdings nicht sämtliche Kategorien der ganzen Sammlung vertreten. Der Herausgeber derselben verzeiht auch den Musikern nicht, welche etwa eine Kantate auf Napoleons Vermählung und eine andre auf Ludwigs XVIII. Rückkehr komponirt haben; nicht den Soldatenmalern, welche jede Heerschau malten; nicht den Bibliothekaren und Professoren, welche, ohne sich in Politik zu mischen, das Amt, welches ihnen der Kaiser anvertraut hatte, 1814 und 1815 weiter verwalteten u. s. w. Mit Recht führt er zu Gunsten des General Victor und andrer an, daß sie, nachdem Napoleon einmal dem Thron entsagt hatte, dem Könige ihren Schwur hielten. Allein in hundert andern Fällen hat es den Anschein, als erkenne er nur denjenigen als Charakter an, welcher die einmal ergriffene Partei über das Vaterland stelle, während der

Billigdenkende zugeben muß, daß die Franzosen im allgemeinen in der Zeit von 1790 bis 1815 sich in der Lage der öffentlichen Beamten eines Landes befanden, welches von Feinden okkupirt ist. Der Einzelne konnte es nicht ändern, daß Gewaltthat auf Gewaltthat folgte, die Gewalt selbst aus einer Hand in die andre ging und die Regierungsformen wie Kleidermoden einander folgten. Zudem läßt der anonyme Verfasser nicht gelten, daß die Erfahrung auf das politische Glaubensbekenntnis Einfluß nehmen dürfe, konsequenter hierin als unsre Radikalen, welche jeden in die Acht thun, der sich überzeugen läßt, daß die Monarchie bessere Garantie bietet als die Republik, hingegen den preisen, welcher den entgegengesetzten Entwicklungsgang durchmacht.

Weshalb wir aber dem Buche soviel Aufmerksamkeit zugewandt haben, ist dies. Nicht leicht irgendwo wird eindringlicher gepredigt, welches Unglück es für die Franzosen ist, daß sie in der großen Revolution den Sinn für eine gesetzmäßige Grundlage der öffentlichen Zustände verloren haben. Als das Buch erschien, konnte man glauben, jene gesetzmäßige Grundlage wiedergewonnen zu haben. Der Monarch nahm den Thron kraft seines Erbrechtes ein, durch die Anerkennung organischer Einrichtungen, der Umwälzung in den Besitzverhältnissen u. s. w. war eine Brücke über ein Vierteljahrhundert hinweg gebaut. Aber die Thatsache, daß der von Napoleon eingesetzte Senat es wagen konnte, diesen mit Berufung auf Akte, welche mit Zustimmung des Senats erfolgt waren, abzusetzen, daß der Senat die Soldaten und Beamten dieses Eides entband, paßte besser zu den aus der Revolution gewonnenen Vorstellungen; Frankreich, sagte Talleyrand, hatte Ludwig XVIII. gerufen, Frankreich konnte ihn oder seinen Nachfolger auch wieder fortschicken. Und wie fest diese Lehre sitzt, beweist die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts. In allen Parteien lebt unverkennbar eine Ahnung, daß endlich wieder eine Schutzwehr gegen den unbeständigen Willen der „Nation“ oder derer, die sich zu ihren Wortführern aufwerfen, aufgebaut werden müsse; jede Partei stützt sich auf historisches Recht, da jede schon wenigstens einmal die Macht anerkanntermaßen besessen hat. Aber keine Partei gewinnt, wenn sie am Ruder ist, über sich, thatsächlich und formell an den frühern Rechtszustand anzuknüpfen, eine Rechtskontinuität wieder zu begründen und sich einen bessern Titel zu verschaffen als den der Usurpation. Freilich macht jede neue Umwälzung das Werk schwieriger. Aber so lange nicht eine Regierung den Weg sucht und findet, das Recht, welches der Besitz ihr verleiht, in ein unanfechtbares, legales zu verwandeln, sich als Rechtsnachfolger ihrer Vorgänger zu legitimiren, so lange ist ein Ende der Umwälzungen nicht abzusehen.

Bekanntlich giebt es auch in Deutschland Leute, welche noch immer nicht begreifen, daß in diesem Mangel des Rechtsbodens das Hauptunglück Frankreichs besteht, vielmehr gern Deutschland in ähnliche Bahnen führen möchten.

Die Entstehung des Faust.

Von Constantin Rößler.

4. Die erste Gestalt. 1769—1775.

c. Die Komposition.

Die vorangehenden Ausführungen setzen uns in den Stand, den Versuch einer Rekonstruktion der ersten Faustgestalt zu wagen. Hält man mit uns die Themen der ersten Faustdichtung für richtig erfaßt, so erscheint der Versuch garnicht mehr so schwierig. Denn bis auf wenige Szenen ist der älteste Faustentwurf vollständig in die spätere Dichtung übergegangen.

Wir müssen zunächst die Form der Komposition ins Auge fassen, wie sie der erste Entwurf notwendig getragen hat und wie sie, trotz aller großen Erweiterungen und Umbildungen, der vollendeten Dichtung eigen geblieben ist. Der erste Entwurf war, wie unsre nachherige Skizze zeigen wird, eine in eng aneinandergeschlossenen Gliedern unmittelbar und energisch fortschreitende Handlung, aber die Glieder der Handlung waren nicht durch einen äußerlich sichtbaren Pragmatismus verbunden. Während aber jede Szene einen scheinbar aus sich selbst anhebenden und in sich selbst endigenden Vorgang bildete, äußerlich durch das Vorausgehende nicht bedingt, folgten die Vorgänge innerlich auf das stetigste auseinander bis zum Sturz in das tragische Ende. Ich glaube, daß der erste Faust an innerlicher Geschlossenheit kein Seitenstück in unsrer dramatischen Literatur gehabt hat, ausgenommen Emilia Galotti. In letzterer Tragödie ist allerdings dadurch, daß die äußere und die innere Stetigkeit der Handlung sich überall decken, die vollkommenste Einheit der Komposition hervorgebracht, die vielleicht im ganzen Drama existirt. Die ursprüngliche Faustdichtung bedurfte aber des äußerlichen Pragmatismus der Handlung nicht und konnte doch eine ganz geschlossene Komposition darbieten vermöge des phantastischen Bodens, auf welchem die Handlung steht. Das innere Hervorwachsen jedes Teiles der Handlung aus den vorhergehenden mußte nur umso mächtiger wirken.

Der spätere Faust hat den fragmentarischen Charakter der Szenen, der in der ersten Gestalt nur äußerlich war, behalten. Aber der späteren Dichtung ist, wenn auch nicht jede Einheit des Fadens, so doch jedenfalls das enge organische Band der Teile verloren gegangen, welches den ersten Entwurf durchdrang und die eigenartige tragische Wirkung nicht wenig bedingte.

Der Dichter ist sich darüber vollkommen klar gewesen. Am 27. Juni 1797, kurz nachdem er den Faust wiederum vorgenommen, schreibt er an Schiller:

„Ich werde sorgen, daß die Teile anmutig und unterhaltend sind und etwas denken lassen; bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epischen Gedichtes zu statten kommen.“

Wenn der Dichter hier sagt, das Ganze werde immer ein Fragment bleiben, so hat er sich offenbar dabei gedacht, was alle Äußerungen dieses Briefwechsels bestätigen: die Ausführung wird andeutend, aber nicht erschöpfend ausfallen. Fünf Tage vor dem angeführten Briefe hatte er an Schiller geschrieben, er wolle die Ausführung des Planes, der eigentlich nur eine Idee sei, näher vorbereiten, indem er das Gedruckte — in dem Fragment von 1790 — wieder auflöse und mit dem außerdem Fertigen oder Erfundenen in großen Massen disponire. Den Ausdruck „nur eine Idee“ werden wir zu erläutern haben, wenn wir an die Umbildung des Gedichtes kommen. Hier an dieser Stelle kommt es uns nur darauf an, den fragmentarischen Charakter der Teile, der das Ganze nicht in dem Sinne zum Fragment macht, daß die Idee nicht in ihrer ganzen Entwicklung angedeutet sei, sondern nur in dem Sinne, daß die Momente der Idee eben nur angedeutet und nicht ausgestaltet sind — es kommt uns darauf an, diesen fragmentarischen Charakter für die erste Faustgestaltung als eine nur äußere, die plastische Vollständigkeit nicht ausschließende Eigenschaft zu erklären, für die spätere Gestaltung aber als eine zugleich pragmatische und plastische Unvollständigkeit. Ich meine also, in dem späteren Gedicht fehlt mit dem äußeren Pragmatismus der Handlung auch die innere Stetigkeit der Handlung, während diese Stetigkeit den ersten Entwurf in vollkommener Weise durchdrang.

* *

Der erste Faust begann, wie das Fragment von 1790, mit dem mitternächtigen Monolog in Fausts Studirzimmer. Der Monolog, die Geistererscheinungen, das Gespräch mit Wagner decken sich mit den Szenen des jetzigen Faust bis zu den vier Zeilen einschließlich nach Wagners Abgang, mit welchen diese Szene auch im Fragment von 1790 schließt. Während nun in dem jetzigen Faust nach diesen Zeilen Faust der Störung Wagners dankt, daß sie ihn von der Verzweiflung losgerissen habe, muß in der ersten Gestalt Faust sich von den Schrecken über die erste Erscheinung des Erdgeistes zu einem neuen, noch leidenschaftlicheren Flehen an den Geist aufgerafft haben, ihm nochmals zu erscheinen. Die zweite Erscheinung erfolgt, und Faust hält diesmal ihrem Eindruck stand ohne erheuchelten Trotz, er verlangt, wie es jetzt in dem weit später gedichteten Schluß des ersten Monologs heißt, „durch die Adern der Natur zu fließen und schaffend Götterleben zu genießen.“ Der Geist weist ihn darauf hin, daß dies nichts andres heiße, als den sterblichen Geist mit dem unendlichen Geist vertauschen, der nur Einer sein kann. Faust verlangt darauf, wenn nicht die Unendlichkeit, doch einen erhöhten Anteil an den Lebenskräften, er will einen

Teil von ihrem Schaffen schauen und als ein stärkerer Teil der schaffenden Kraft ein erhöhtes Gefühl des Schaffens genießen. Der Erdgeist wirft ihm ein Rätselwort zu, indem er ihm die Erfüllung dieses beschränkteren Wunsches zwar nicht geradezu verweigert, aber es stark ausdrückt, daß er nur widerwillig einem Verlangen nachgebe, das, weil ohne wahres Ziel, eine Thorheit enthalte, eine Thorheit, die für Faust ohne wahre Befriedigung, dafür aber von ungeahnter Gefahr begleitet sei.

Hier endete im ersten Faustgedicht die Szene im Studirzimmer. Ich möchte einige Worte über das Gespräch mit Wagner hinzufügen. Die Äußerungen, die Faust auf Wagners Fragen in der unwirschen Tonart eines zur ungelegensten Stunde von einer Offenbarung Hinweggerissenen thut, sind als geflügelte Worte das Eigentum aller gebildeten Nationen geworden. Man kann die Beliebtheit dieser prächtig ausgedrückten Weisheit verstehen. Mir wird die Freude daran erhöht, indem ich empfinde, daß es die Weisheit des Jünglingsmundes, ähnlich der Weisheit des göttlichen Kindes im Tempel ist. Schon das Mannesalter hätte für diese Weisheit, die es nicht bestreitet, gleichwohl nicht das kräftige Pathos. In der Äußerung über den Geist der Zeiten ist die damalige Schranke Fausts ausgedrückt, der Dichter aber, der sich und seinen Faust von so vielen Schranken von Jahr zu Jahr befreite, hat die Freiheit von dieser Schranke niemals recht wollen gelten lassen, obwohl er es selbst gewesen, der in die Zeiten der Vergangenheit mehr als einen großen Blick gethan.

Eine andre Äußerung ist merkwürdig, weil sie, obwohl ohne Zweifel dem ersten Erguß der Anfangsszene aus dem Geiste des Dichters angehörig, zeigt, daß Faust unwillkürlich, der Dichter von Anfang mit Bewußtsein den Weg sah, der aus Fausts Verzweiflung am Wissen herausführen würde. Ich meine die Worte:

Das Pergament, ist das der heilge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Auf die Szene im Studirzimmer folgt in der ersten Faustgestalt der Osterspaziergang. Doch war der Schluß desselben anders gestaltet, wofür einen ich urkundlichen Anhalt zu haben oder vielmehr gehabt zu haben glaube. Ich komme hier dem Leser gegenüber beinahe in die Lage jenes Examinanden, der, um die Lösung eines wissenschaftlichen Problems befragt, durch seine Antwort, daß er sie vergessen habe, das höchliche Bedauern der Examinatoren erregte, welche das fragliche Problem nur als ein ungelöstes gekannt hatten. Im Jahre 1866, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, fand ich in einer norddeutschen Zeitung, ohne ihn aufzubewahren, einen irgendwo bis dahin verborgenen Brief Boies mitgeteilt. Darin schreibt Boie über die Szene des

Osterspazierganges, die er in Frankfurt von Goethe vorlesen gehört. Nach der Mitteilung in diesem Briefe war der Schluß der Szene folgendermaßen gestaltet: Faust und Wagner treten an eine Gruppe von Studenten heran, die sich an den Kunststücken eines Pudels ergötzt. Nach einem kurzen Aufenthalt gehen die Wanderer weiter, aber der Pudel folgt ihnen, springt bald vor ihnen her, bald zur Seite. Dies würde stimmen zu den jetzigen Schlußworten dieser Szene, welche aus Wagners Munde lauten:

Ja deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scolar.

Diese Einführung des Pudels an Stelle der jetzigen, in der er sogleich auf Faust einen geisterhaften Eindruck macht, würde im übrigen die Szene des Spazierganges unberührt lassen, sie würde jedoch für das Folgende einen nicht bedeutungslosen Zug ergeben. Der Unterschied der beiden Einführungen bestünde nämlich darin, daß nach der ältern Einführung Faust, obwohl er im stillen auf die Erfüllung des vom Erdgeist gegebenen Versprechens harrt, obwohl ihn die Sehnsucht, die ihn zum Erdgeist geführt hat, immerfort beschäftigt, doch ganz ahnungslos ist, wann und wo ihn die Gabe des Erdgeistes treffen wird. Daher kommt auch der elegische Ton, mit dem er während dieser Szene seiner Sehnsucht Ausdruck leiht. Die neue Einführung wurde von dem Dichter gewählt, weil in der veränderten Gestalt des Gedichts Faust überhaupt auf die Erfüllung seiner Wünsche durch die Hilfe der höheren Geisterwelt resignirt hat, weil mit dem Teufel ein ganz neues selbständiges Element ins Spiel kommt, ein Element, dessen Natur gleich bei der ersten Erscheinung durch ahnende Gesichte auch bei Faust angedeutet werden mußte.

Dieser Brief Boies, dessen Inhalt doch nicht von der Art ist, daß ihn jemand träumen kann, noch dazu in einem Augenblick, wo alle Köpfe von einer unabsehbaren politisch-militärischen Krisis voll waren, ist wahrscheinlich infolge des Zeitpunktes seiner Veröffentlichung allen Goethesammlern und Goetheforschern, soweit ich Umfrage halten konnte, entgangen. Vielleicht, daß diese Zeilen dem vor Augen kommen, der den Brief der Öffentlichkeit übergab, und ihn veranlassen, die immerhin wertvolle Reliquie nochmals zu produziren, aber an einem Orte, wo sie der Goethegemeinde nicht entgeht. In dem jetzigen Faust folgt der Pudel dem Faust in das Studirzimmer, wo sich nach dem Übersetzungsmonolog die Beschwörungsszene anschließt. Alles dies gehört der spätern Dichtung an und entspringt zum Teil noch aus dem Motiv, den Teufel, die neue selbständige Macht des Gedichts, wirksam einzuführen. Dagegen sollte der Diener des Erdgeistes sich anfangs verbergen, um diejenige Überraschung herbeizuführen, welche die Poesie gern anwendet, um einen schon erwarteten Gegenstand noch einmal mit dem Reiz des Unerkannten, plötzlich Hervortretenden zu umgeben. Wir dürfen daher vielleicht annehmen, daß der Pudel sich von den

Spaziergängern vor dem Eintritt in das Stadtthor trennte, beim Weggang aber plötzlich die Gestalt des fahrenden Schülers annahm.

Hierauf ist in der ursprünglichen Gestalt diejenige Szene im Studirzimmer gefolgt, welche wir jetzt als die dritte kennen, aber nur der Schluß derselben und mit einem andern Eingang. Wir dürfen uns den Eingang folgendermaßen vorstellen. Mephistopheles klopft und wird von Faust beim Eintritt als ein Fremder behandelt. Er giebt sich als der fahrende Schüler vom Ostertag zu erkennen, und jetzt ahnt Faust den Gesandten des Erdgeistes. Diesem beginnt Faust seine Wünsche vorzutragen und die Dienste anzuzeigen, welche er erwartet. Er schließt mit der Rede, mit welcher das Fragment von 1790 diese Szene beginnen läßt, indem es vorher eine Lücke anzeigt, mit der Rede: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist" bis „zerscheitern." Von da verlief die Szene wie im Fragment und wie im jetzigen Faust mit der Episode des Schülers bis zum Antritt der Fahrt.

Den Worten:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen

sind keinesfalls die jetzigen Reimzeilen vorausgegangen:

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen.

Denn ich bitte meine Leser, sich scharf zu vergegenwärtigen, daß in der ersten Gestalt des Gedichts Mephistopheles zu einem Faust kommt, der von seinen Ansprüchen an das Wissen noch nicht das Geringste aufgegeben hat. Der Verlauf der Unterredung von den Worten an, mit welchen sie das Fragment beginnen läßt, wie er den unveränderten Schluß der jetzigen dritten Szene im Studirzimmer bildet, zeigt dies auf das allerdeutlichste.

Hier stoßen wir nun freilich wiederum auf die doppelte Unbegreiflichkeit, wie der Dichter den zu den später vorangestellten Motiven garnicht mehr passenden Schluß unverändert aufnehmen konnte, und wie der Schaar der Faustkritiker dieser Widerspruch, der wie eine schwere Kugel auf den Aufmerksamen prallt, hat unbemerkt bleiben können. Man sehe sich doch nur die Worte an. In der jetzigen Szene heißt es (V. 1393):

Vor mir verschließt sich die Natur,
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühnde Leidenschaften stillen,
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit;

und V. 1418 heißt es:

Mit meinem Geist das Höchst- und Tiefste greifen.

Ferner: nachdem Faust seiner Verzweiflung den stärksten Ausdruck geliehen, nachdem er gefragt hat: Was willst du armer Teufel geben? läßt er sich später von Mephistopheles noch einmal belehren, daß es nicht möglich ist, der Menschheit Krone zu erringen, und fühlt nun erst mit Wehmut, was er vorher bereits mit wilder Verzweiflung durchlebte, daß er vergebens alle Schätze des Menschengeistes herbeigerafft. Um aber den Widersprüchen die Krone aufzusetzen, spricht Mephistopheles vor dem Eintritt des Schülers den bekannten Monolog: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ u. s. w.

Man vergegenwärtige sich die ursprüngliche Situation. Mephistopheles kommt zu Faust, der noch ganz und gar nicht von seinem Urquell abgezogen ist, um ihn erst in diesem hohen Streben irre zu machen. Er gewinnt aus Fausts leidenschaftlichem Wesen die Hoffnung, daß dieser in seiner Ungeduld den einzigen Weg der Erlösung von der Pein der Endlichkeit, den Weg der wissenschaftlichen Kontemplation, obwohl er ihn begehrt, nicht finden wird. In dieser Hoffnung spricht er die Worte: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ u. s. w. Der Ausspruch in Mephistopheles' Munde: „Er wird Erquickung sich umsonst erflehn“ ist ganz undenkbar für denjenigen Mephistopheles, der angehört hat, wie Faust diese Erquickung mit dem ganzen Pathos der Verzweiflung abweist. Die Worte des Mephistopheles, worin dieser Ausspruch vorkommt, beziehen sich auf einen Faust, der noch mit voller Inbrunst Erquickung sich erfleht, der sie noch von dem Erdgeiste durch die Vermittlung des Mephistopheles erwartet. Mephistopheles stellt sich daher die Aufgabe, Faust um diese Erquickung zu betrügen. Der Betrug gelingt ihm nicht, und es ist ein andres Mittel, zu dem er greifen muß, um Faust ins Verderben zu stürzen.

Man beachte die Worte:

O glaube mir, der manche tausend Jahre u. s. w.

Der Gott, von dem hier die Rede, ist der Erdgeist, der in der Zerstörung sich als Schöpfer, im Schaffen sich als Zerstörer genießt und seinerseits im ewigen Glanze der unerschöpflichen Kraft bleibt. Die Finsternis, in welche er die Dämonen gebracht hat, ist nicht der höllische Strafort, sondern der Trieb und die Illusion der völligen Zerstörung. Tag und Nacht, welche für den Menschen taugen, zeichnen die Stellung des endlichen Geistes zwischen dem Sein, welches er behaupten und erweitern möchte, und der Zerstörung, der er stückweise zum Opfer fallen muß.

Wenn Mephistopheles seinen Monolog über Faust mit den Worten schließt:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehen;

so war die ursprüngliche Bedeutung derselben: Hätte er auch nicht die Hilfe

eines der Dämonen angenommen, welche ins Verderben locken, er würde den Weg der Erlösung durch seine eigne Ungeduld verlieren. Dem äußern Laut nach schienen die Worte allerdings trefflich dem späteren Motiv zu entsprechen, wonach Faust sich durch einen Vertrag dem Teufel für einen gewissen Fall übergeben hatte. Desto klaffender ist der innere Widerspruch. Mephistopheles erwartet Fausts Untergang davon, daß dieser keine Erquickung findet, und vorher hat er mit Faust eine Wette geschlossen, wonach Faust ihm nur um den Preis verfällt, daß es den Künsten des Mephistopheles gelingt, Faust eine Erquickung sei es zuzuführen, sei es vorzuspiegeln. Vorn ist Fausts Nichterquicktsein die Bürgschaft seiner Rettung, am Schluß die Bürgschaft seines Verderbens.

Man kann nicht leugnen: die ganze Unterredung mit Mephistopheles, wie sie nunmehr aus den Motiven des ersten Gedichts und aus der späteren Umformung zusammengesetzt ist, bildet ein Chaos von Pleonasmen und Widersprüchen durch die Häufung von Motiven, die mit einander unverträglich sind. Der Dichter ist hier aus dem Widerstreben, das bereits wirksam Gestaltete um der späteren Motive willen in den Papierkorb zu werfen, in der Sorglosigkeit der Redaktion soweit gegangen, wie an keiner andern Stelle des Gedichts. Der Umstand, daß die Widersprüche bisher eigentlich noch garnicht bemerkt worden sind, scheint ihn zu rechtfertigen.

Auf die Unterredung mit Mephistopheles folgte die Szene in Auerbachs Keller. Möglicherweise ist diese Szene eines der zuletzt geschriebenen Stücke der ersten Gestalt. (Vgl. Löper a. a. O. S. VII.) Dies ändert nicht ihre Stelle in der strengen Kontinuität der Entwicklung. Denn wir müssen sehen, wie Mephistopheles den Faust auf Reisen führt, müssen sehen, wie er ihn zunächst in lustige Gesellschaft bringt. Der Versuch ist entzückend für alle Leser, aber nicht für Faust. Für eine oberflächliche Betäubung der Gedanken durch die Sinne ist dieser Geist unzugänglich. Das überrascht uns nicht und wahrscheinlich auch nicht den Mephistopheles. Nichtsdestoweniger mußte der Versuch angestellt werden. Nachdem er gescheitert ist, greift Mephistopheles zu dem stärksten Mittel, das ihm zu Gebote steht, um Faust in die irdische Beschränktheit zu fesseln und ihn durch das Zerbrechen dieser Fessel früher oder später sich verwunden zu lassen: er zeigt ihm in dieser Beschränktheit die Unschuld und den Adel der Menschenseele. Nun folgen in der ersten Faustgestalt zunächst die Gretchenszenen, wie im jetzigen Faust bis zur ersten Gartenszene einschließlich. Die weitere Folge der Szenen aber ist wie im Fragment von 1790. Also zunächst Gretchen am Spinnrad, dann die zweite Gartenszene mit dem Gespräch über die Religion und mit der Überreichung des Schlaftrunks; dann die Szene am Brunnen; dann die Szene in Wald und Höhle; dann die Szene im Zwinger, dann die Szene im Dom; hierauf die beiden im Fragment fehlenden Schlußszenen: die Szene „Trüber Tag. Feld“ und dann die Kerkerszene, mit welcher die erste Faustgestalt schloß. Wir haben diese Szenen alle im jetzigen

Faust. Wesentlich verändert gegen die erste Gestalt ist, wie der Schiller-Goethische Briefwechsel bezeugt, nur die Kerkerszene. Die übrigen Veränderungen beschränken sich auf den Zusatz in der Domszene bei der ersten Rede des bösen Geistes: „Auf deiner Schwelle wessen Blut?“ Ferner bei der Szene „Trüber Tag. Feld“ auf den Zusatz der wenigen Worte des Mephistopheles: „Und die Gefahr, der du dich aussetzest — wiederkehrenden Mörder“ und der kurzen Antwort des Faust: „Noch das von dir? — befrei sie.“

Von allen diesen Szenen bedürfen zwei einer eingehenden Betrachtung: die Szene in Wald und Höhle und die Kerkerszene.

Zunächst die Szene in Wald und Höhle, bestehend aus Fausts Monolog und dem anschließenden Gespräch mit Mephistopheles. In dem jetzigen Faust erscheint diese Szene freilich wie ein abgerissenes, fast unmotivirtes Stück. In der ursprünglichen Komposition enthielt sie den bedeutungsvollsten Moment jeder wahren Tragödie, den Moment, welchen die Alten die Peripetie genannt haben, d. h. die Szene, in welcher die vielfach vorbereitete Katastrophe unvermeidlich wird, indem der tragische Knoten sich unlösbar schlingt. In der Katastrophe erfüllt sich dann die Peripetie. Die Peripetie enthält sonach den Schlüsselpunkt jeder wahren Tragödie, und so war es auch bei der ersten Fausttragödie.

Bei dieser merkwürdigen und bedeutungsvollen Szene kann ich die Zweifel nicht unberücksichtigt lassen, welche mein langjähriger Freund Julian Schmidt — wir haben vor 35 Jahren hier in diesen Blättern mit aller Leidenschaft empörter Besorgnis vor dem Einbrechen einer schmählichen Barbarei gemeinsam die Demokratie von 1848 bekämpft — gegen die Zugehörigkeit derselben zur ersten Faustgestalt oder zu den dem ersten Erguß der Dichtung entstammenden Szenen erhebt. Julian Schmidt hat in vielen Jahren vieles über den Faust gesagt, das Reifste in einem Versuch im Märzheft der Preußischen Jahrbücher von 1877. Er steht ganz auf dem Standpunkte der historischen Kritik und geht am weitesten in der Zuversicht, diesen Standpunkt für den abschließenden des Verständnisses zu halten, nur daß er weiß, wie sehr dies einen Mangel des Werkes bedeutet. Er nimmt auch deswegen unter diesen Kritikern die bedeutendste Stelle ein, weil er ein wahrer Goldgräber ist, der nicht bloß dahin greift, wo andre ein Klümpchen gefunden haben, sondern mit seinen eignen Augen Neues und Wertvolles findet. In dem Faust sieht er lediglich eine Sammlung von Reflexen der Pflanzen, welche im Weinberg der deutschen Geistesarbeit während Goethes Lebensgang in den Boden gesteckt wurden. Schmidt erkennt Goethes Verdienst darin, daß die Stoffe erst dadurch zu Fermenten wurden, daß Goethe sich ihrer bemächtigte, oder, um bei dem früheren Bilde zu bleiben, daß nur diejenigen Reben fruchttragende Stöcke gaben, die der Goethische Genius bestrahlte. Dagegen will Schmidt in keiner Weise die Faustdichtung als ein organisches, oder, um genauer zu sprechen, weil er eine quasiorganische Entstehung vielleicht nicht leugnen würde, als ein organisirtes Gebilde anerkennen. Er kommt

naturgemäß zu dieser Ansicht, indem er an den Faust den Maßstab einer Shakespearischen oder Lessingschen Tragödie legt. Daß der Faust ein Drama in diesem Sinne nicht ist, nämlich der jetzige Faust, werde ich nicht bestreiten. Ich hoffe aber bald zu zeigen, daß der ursprüngliche Faust von einer vollendeten Geschlossenheit war, wie nur einige Stücke des Sophokles und wie Lessings Emilia Galotti. Was den spätern Faust betrifft, so hoffe ich wahrscheinlich zu machen, daß Goethe in Rom noch einmal einen Plan konzipirte, der eine plastische Einheit der Ausführung verbürgen konnte. Als er zum drittenmale an den Faust ging, gab er jede Hoffnung und jede Bemühung darum auf. Das steht in den Briefen an Schiller mehr denn einmal mit klaren Worten zu lesen. Zwischen meiner und Schmidts Ansicht bleibt aber der Unterschied, daß, wenn zwischen einer Folge höchst lebens- und eindrucksvoller Szenen der Zusammenhang einer durchgehenden Handlung fehlt, doch ein ideeller Zusammenhang vorhanden sein kann, welcher die Szenen zu einem Ganzen macht, d. h. ihnen einen Fortschritt und einen Abschluß giebt. Dies ist doch noch etwas andres als eine zufällig auf den Namen derselben Personen geschriebene Reihe von Bildern und Dialogen, und eine solche Dichtung, die sicherlich kein Drama im Shakespearischen und Lessingschen Sinne ist, bildet eben eine Gattung für sich und kann die ewige Bewunderung aller hochgebildeten Geister verdienen, solange die Menschheit auf ihren Höhen in solchen Geistern wandelt. Es ist allerdings vom Übel, daß eine solche Dichtung nachgeahmt werden will. Aber es wäre noch weit übler, wenn wir uns dadurch zu einem Maßstab der Geisteswerke verleiten lassen wollten, welcher den Wert derselben darnach ermißt, ob sie geeignet sind, Schule zu machen. Nur was einmal existirt, ist notwendig, hat einmal ein Philosoph gesagt. Es wird nicht nötig sein, daß ich jetzt das granum salis emporhalte, dessen der Satz bedarf.

Nun zu unsrer Szene zurück, welche Julian Schmidt, wenigstens soweit es sich um den Eingangsmonolog handelt, der Frankfurter Zeit abspricht, um sie in diejenige Epoche der Weimarischen Zeit zu versetzen, wo die Iphigenie entstand.

Schmidt giebt zwei Gründe an, welche dieses Datum notwendig machen sollen: erstens den Stil des Monologs, zweitens den Inhalt. Nichts ist indeß trügerischer, als bei Goethe aus der stilistischen Reife auf den spätern Ursprung einer Dichtung oder eines Dichtungsfragments schließen zu wollen. Es gab eine Zeit, wo man alles Reife womöglich nach der italienischen Reise datiren wollte, bis Schöll diesem Irrtum durch eine vortreffliche Abhandlung ein Ende machte. Aber wir dürfen die Reife Goethischer Werke auch nicht erst etwa aus dem Jahre 1776 oder 1777 datiren wollen. Es ist niemand anders als Julian Schmidt selbst gewesen, der auf das im Jahre 1771 entstandene Gedicht „Der Wandrer" hingewiesen hat als ein Zeugnis, wie früh der Dichter, wenn er wollte, oder sagen wir lieber, wenn ihm Stimmung und Gedanke darnach kamen,

über den Adel der Form, die Ruhe und Reife der Anschauung verfügte, welche die Zeit seiner Höhe als Regel des Schaffens begleiten. Und am Ende: fehlt es denn an Zeichen der Reife im Götz, im Werther, im Faust selbst in den als der ersten Entstehungszeit angehörig bezeugten Szenen? Man kann bei Goethe, glaube ich, aus dem Charakter manches Stückes wohl mit Sicherheit entnehmen, daß es einer jugendlichen Periode angehören muß, aber niemals, daß es nur in einer späten Periode entstanden sein könne. Den Anflug der Altklugheit zeigen manche Sachen aus allen Perioden. Aber wer will die Altklugheit der Jugend, die hin und wieder fertig ist, ehe sie gelebt und gesehen hat, überall unterscheiden von der alten Klugheit des Greises, die uns immer einladen möchte: Komm, ältle du mit mir? Soviel über den Stil. Allein Schmidt beruft sich auch auf den Inhalt, auf die Worte:

Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur.
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen u. s. w.

Die Worte: „Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust" u. s. w. sollen auf das geologische Studium deuten, welches erst im Jahre 1779 etwa begann. Schmidt führt dafür die zweite Abteilung der Briefe aus der Schweiz an; die zweite Reise dorthin fiel in das Jahr 1779. Allein sicher hat Goethe nicht erst in diesem Jahre angefangen, die Natur so zu sehen, wie er seine Blicke in jenen Briefen beschreibt. Wenn die Briefe über die erste Schweizerreise, welche in das Jahr 1775 fiel, dergleichen nicht enthalten, so geht es darum doch nicht an, alles ähnliche von dieser Reise auszuschließen. Man schreibt nicht von jeder Reise alles, was man erlebt und sieht, sondern das, was man aus einem Grunde aus der Reihe des Erlebten für sich oder für irgend einen Briefempfänger hervorheben will. Der Sinn für die Natur war in Goethe so früh entwickelt, als, wir können es getrost sagen, sein Bewußtsein; er entstand mit diesem und gehörte zu ihm. Auch meine ich nicht etwa bloß jenen schwärmerischen Natursinn, der ihre Erscheinungen zu erhöhten Reflexen unsers Seelenlebens macht, sondern auch den beobachtenden Natursinn, welcher darnach trachtet, die Natur in ihren Einzelheiten ruhig auseinanderzulegen und ein Bild ihres Wirkens zu erhalten. Natürlich wird auch dieser Sinn nicht sogleich mit wissenschaftlichen Versuchen beginnen, aber diese braucht man auch wirklich nicht in die Worte hineinzulesen: „Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur" u. s. w. Ich glaube, man dürfte es nicht einmal.

Ich komme nun aber dazu, die organische Stellung der Szene „In Wald und Höhle“ in der ersten Faustkomposition nachzuweisen.

Faust durchstreift die Welt, von dem Zaubermantel des Mephistopheles getragen, nach Belieben. Wir dürfen uns die Trennung von Gretchen, als er von ihr geflohen ist, nicht als eine kurze denken. Diese Zeit, wo eine Leidenschaft, die er im Innern niederkämpfen möchte, ihn vor leidenschaftlicher Annäherung an andre Welterscheinungen bewahrt, ihn diese letzteren mit unbefangenem Auge aufnehmen läßt, wird zu einer Zeit der Kontemplation und des Studiums. Eine solche Zeit wurden für Goethe seine Streifereien und wechselnden Aufenthalte nach dem Jahre 1771 und schon seit 1770. Wir wissen, daß diese Zeit innerlich ungemein fruchtbar für ihn geworden ist, gerade was die Reife der Kontemplation, die Erhebung über die Gegenstände anlangt. Daneben blieb er allerdings, und konnte es bleiben, der von Lebenslust und Lebensfülle überströmende Jüngling. Aus dieser Stimmung heraus ist der Monolog „In Wald und Höhle“ geschrieben. Er zeigt nicht auf das zergliedernde Mitleben der Natur, sondern auf das phantastische, als dessen Krone aber der Kosmos des menschlichen Innern ruhig in sich zurücktritt. Nicht nur der kaltstaunende Besuch wird als ungenügend zurückgewiesen, sondern selbst „der Betrachtung strenge Lust“ wird gelindert, indem nicht nur die Gestalten des Naturlebens als Lebendige, als Brüder herantreten, sondern auch der Vorwelt silberne Gestalten, die Gestalten der Geschichte. Es ist mithin der Blick der geläuterten, beruhigten Phantasie auf Natur und Welt, nicht aber geologisches Studium und dergleichen. Dies ist die Art des Genius, ganz besonders aber des Goethischen Genius: aus einem Minimum von Erfahrung eine Weltenbreite lebendiger Anschauung zu produziren. Faust braucht nur das abgeschlossene Studirzimmer zu verlassen, und Lebensfülle quillt ihm entgegen, die er in der Einsamkeit mitternächtiger Stunden vergebens gesucht hatte. Und doch hätte ohne diese Studien keine lebendige Anschauung seinen Geist erquickt. Vom Sehen allein, wenn der Geist nicht ahnend vorbereitet ist, die Bilder und Gesetze zu suchen, wird niemand reich und weise.

Treten wir in den engeren Zusammenhang der Faustkomposition zurück. Faust hat durch des Mephistopheles Zaubermittel, die ihm den freien Flug durch die Welt gestatteten, erlangt, was Mephistopheles ihm nicht gönnen, wovon ihn dieser abziehen wollte, was ihm aber der Erdgeist versprochen hatte: lebendige Fülle ruhiger Anschauung. Aber die magische Kunst, die ihm die Fülle der Erscheinungen herbeiführt und ihm zugleich die Mittel gewährt, die schützenden Schranken, mit welchen das individuelle menschliche Dasein gegen die Außenwelt umgeben ist, leicht zu durchbrechen, hat ihm den Brand einer Leidenschaft entfacht, die ihn entweder von jener Lebensfülle hinweg wieder in ein enges Dasein einschließen oder ihn zu einem grausamen Mißbrauch seiner überlegenen Mittel hinreißen muß. Ein Mittel gäbe es, diesem Dilemma zu

entgehen: die Auslöschung des Brandes. Faust versucht dieses Mittel: er ist von Gretchen geflohen, er möchte nicht zu ihr zurückkehren. Aber Mephistopheles hat es leicht, die nicht erstickten Flammen einer unbezähmbaren Leidenschaft anzufachen. Faust fühlt dies vollkommen; in wildem Schmerz verwünscht er sich selbst, weil ihn der unwiderstehliche Dämon treibt, der uns ein Fremder und doch im Kern des eigensten Wollens waltet. Aber Faust klagt den falschen Dämon an, und diese Selbstverwirrung ist echt tragisch. Er verwünscht sich nicht darum, weil er nicht seiner Leidenschaft Herr werden will, sondern darum, weil er diese Höhe des Lebens erklommen hat, diese Kraft des Fluges erlangt, die ihm den Reichtum des Schauens gewährt, aber mit den erhöhten Mitteln der Befriedigung auch die Macht der Begierden verstärkt. Der Mensch ist nichts gebessert, wenn er bloß die Macht über die äußern Dinge erhöht hat. Mit den Mitteln des Guten wachsen ebenso die Mittel des Bösen. Aber Faust hatte vom Erdgeist nur jene äußere Macht erfleht, an eine Veränderung der innern Menschenkräfte in ihrem Verhältnis zu einander hat er nicht gedacht, und der Erdgeist hätte sie ihm nicht gewähren können, obwohl er Faust nicht ungewarnt ließ. So flucht jetzt Faust dem Streben, das ihn erfüllte, dessen Befriedigung ihm nun gewährt ist. Er verkennt, daß dieses Streben ein edles und hohes ist, daß es aber nur unter der Bedingung selbsterarbeiteter, nicht durch ein Wunder herbeigeführter Befriedigung die erhöhte Macht gewinnt, der inneren Dämonen Herr zu bleiben. Mit Willen und Bewußtsein eilt Faust jetzt ins Verderben.

Nach dieser Peripetie, einer der meisterhaftesten, die je gedichtet worden, vollzieht sich die Katastrophe. Wir erleben die erschütternde Vorbereitung von Gretchens Schicksal bei den Szenen im Zwinger und im Dom. In der Szene: „Trüber Tag. Feld“ vernimmt Faust die furchtbar unausbleibliche Erfüllung. Er läßt sich auf dem Mantel des Mephistopheles nach dem Kerker tragen.

Die Kerkerszene war, wie durch die Briefe an Schiller bezeugt ist, in Prosa geschrieben. Wenn dort von ihrer unerträglichen Natürlichkeit und Stärke die Rede ist, von der unmittelbaren Wirkung des ungeheuern Stoffes, welche durch den Vers gedämpft werden solle, so wird der Inhalt, was die Schilderung Gretchens und ihres Verhaltens betrifft, doch der jetzige gewesen sein. Dann aber folgte der Anfang zu einem neuen Ausbruch gegen Mephistopheles. In diesem Augenblick erscheint der Erdgeist, um Faust an die verschmähte Warnung zu erinnern. In furchtbarer Bestätigung steht das Grauen, das er bei der ersten Erscheinung des Geistes empfunden, vor dem vernichteten Faust. Im Innersten zermalmt, von Wut und Abscheu gepeitscht, rast er in wildem Entsetzen gegen die Kerkermauer.

Dies war der Faust, den Goethe 1775 nach Weimar brachte. Die Dichtung war, wie ich glaube, in allen Teilen ausgearbeitet.

* * *

Ich habe nun den Ausspruch zu rechtfertigen, daß das ursprüngliche Faustdrama in Bezug auf plastische Kontinuität von vollendeter Komposition war. Die bis jetzt gegebene Skizze bringt dies vielleicht nicht deutlich genug vor Augen. Ich lade daher den Leser ein, sich den Gang des Stückes nochmals mit mir zu vergegenwärtigen.

Die Exposition bestand aus den beiden Szenen der Osternacht und des Osterspazierganges. Die erste Szene schloß mit den Worten des Erdgeistes bei der zweiten Erscheinung, dann folgte auch in sinnlich-pragmatisch enger Kontinuität die Szenenreihe des Osterspazierganges. Nur zwei Expositionen können an Großartigkeit mit der zum Faust in der Geschichte des Dramas verglichen werden: die Exposition zum Agamemnon des Äschylos und die Exposition zum Hamlet, beide, weil sie ein schon vorhandenes Schreckliche ausbreiten, an konzentrirter Gewalt die Faustexposition übertreffend. Aber die Könige der Tragik würden sich vor dem Schöpfer des Faust verneigt haben: an Weite und Tiefe des Problems bei vollendeter Anschaulichkeit, im Reichtum der gleichwohl auf einen einzigen Punkt gerichteten Mittel, im Zauber der kontrastirenden, aber ganz aus einer Wurzel hervordringenden Stimmungen hat der zwanzigjährige Dichter sie übertroffen. Zuerst der wilde Schmerz Fausts, dann der prometheische Aufschwung zur Magie, dann der Sturz von der Höhe, dann die Selbstbesinnung auf die inwohnende Kraft durch die gutmütige Aufdringlichkeit eines subalternen Geistes, dann die Wiederholung des prometheischen Aufschwungs, gemildert durch ein Element von Vertrauen und Hingebung; von der Seite des Geistes, bei scheinbarem Nachgeben die unnahbare Herbheit des antiken Schicksals, für Faust verborgen hinter einem zweideutigen Ausspruch, der mit schwerer Ahnung auf die Zuhörer fällt. Und nun der andre Teil der Exposition. Faust ist von einer doppelten Schranke gedrückt: von der Schranke des Erkennens und von der Schranke des Lebens. Der einsame Monolog hat uns den schon verzweifelnden Denker gezeigt, der Spaziergang zeigt uns den wirkenden Mann, der mit dem Leben, auf einem unbeweglichen Punkt freilich, aber immerhin schon vielfach in Berührung gekommen ist, den aber die Kleinheit des menschlichen Schicksals, wie es ihm überall entgegentritt, trotz der Vergnüglichkeit und Illusion, mit der die Menschen, sich von jedem Schlage erholend, darin bewegen, mit tiefer Schwermut zu Boden drückt. Nur in Beethovens Musik finden sich solche organische, aus einer Wurzel emporquellende Kontraste. In der Faustexposition folgt auf ein leidenschaftlich reiches Allegro ein heiteres, mannichfaltiges, aber die Enge des Lebens atmendes Scherzo, aus dem sich ein rührend vornehmes Adagio entwickelt. In der Enge ist das Wohlsein, das sich den unverstandenen Schlägen beugt, um sie bald zu vergessen; in der Freiheit ist der Mangel, ist die Wehmut, denn ihr Vorzug ist nur, die Schranke zu fühlen, ohne die Macht, sie zu beseitigen. Fausts Sehnsucht auf dem Abendsonnenhügel ist die wundervollste Elegie, zu weiten Fernen der Freiheit sich erhebend und wie in einem

Beethovenschen Adagio anklingend an die gefährliche Verheißung, die dieser Sehnsucht gegeben worden, während der Sehnsüchtige in der wehmütigen Wonne dieser Elegie die Verheißung ganz vergessen hat. Aber die schwarze Gestalt erscheint wie eine lächerliche und unbedeutende Zufälligkeit, durch die Fortsetzung des Spazierganges rein äußerlich herbeigeführt. Der Zuhörer aber vernimmt Accente, wie sie Beethoven in die scheinbare Malerei des Trivialen zu legen weiß, die ihn mit unheimlicher Ahnung bedrängen.

Diese unvergleichliche Exposition hat der Dichter selbst zerstören müssen. Über diese Tragödie selbst hat eine Tragik gewaltet. Indem der Dichter an dem Schluß der ersten Szene, veranlaßt durch die veränderte Grundidee des Gedichts, später Herrlichkeiten einschob, wie sie nie dem lyrischen Gesang entstiegen sind, hat er gerade die komplementären Stimmungen zerrissen. In Paris hat man, als Beethovens Werke neu waren, das Adagio der A-dur-Sinfonie in die D-dur-Sinfonie eingeschoben, der Dichter des Faust aber hat gehandelt, als hätte er auch noch das Adagio der D-dur-Sinfonie dazu spielen lassen, oder als hätte er vor dem erschütternden Andante des F-dur-Quartetts aus dem E-moll-Quartett den Gesang der Menschheit eingeschoben, der zu dem Thron des Allerbarmers steigt.

Verfolgen wir jetzt die ursprüngliche Komposition weiter. Auf die Exposition folgt die Fortentwicklung durch die Einführung des Mephistopheles bei Faust, eines Dämons der Zerstörung, der sich nur einen Teufel nennt, weil die Umrisse der Dichtung aus der alten Puppenspielfabel entlehnt wurden. Über diese Unterredung, über die folgende Szene in Auerbachs Keller, über die Stellung beider Szenen im Organismus des Gedichts ist schon alles bemerkt.

An dem nun folgenden Teil des Dramas, der sich um die Gestalt Gretchens bewegt, ist die wunderbare Kontinuität, die jeden Moment mit der kräftigsten Plastik heraushebt, längst allseitig bemerkt worden. Und jeden Augenblick begleitet uns von Anfang an die Spannung, daß die Entwicklung durch einen Dämon der Zerstörung überwacht und geleitet wird, der Faust von seinem Urquell durch Leid und Entsetzen abziehen will. In der jetzigen Gestalt des Gedichts ist das Motiv umgekehrt und dadurch aller Wirkung beraubt worden. Jetzt müßte Mephistopheles eigentlich Faust zum Eingehen eines normalen Bundes lenken, weil Faust dann die Wette verliert. Mephistopheles' Verhalten erscheint jetzt als grausame Lust, die seinen Hauptzweck zerstört, während Faust eigentlich dem Mephistopheles danken müßte, daß er ihn vor dem Verlust der Wette bewahrt.

Nachdem auch das Organische der Peripetie genugsam dargelegt ist, habe ich wohl meine Behauptung von der plastischen Kontinuität des Ganzen gerechtfertigt. Man nehme aber den Schluß hinzu: ein wahrer Kreisschluß, wo der Erdgeist, dessen beide erste Erscheinungen bei der nur kurzen und äußerlichen Unterbrechung als eine gefaßt werden können, wiederum vor Faust steht wie bei

der ersten Erscheinung, während in Faust die ungeheure Wandlung vorgegangen ist, die sein ganzes Seelengefüge vernichtet. Unwillkürlich steht diese ursprüngliche Fausttragödie vor unsrer Phantasie wie ein Drama des Sophokles, das man in einer ununterbrochenen Folge ohne Aktschlüsse, die sich zwischen eine unzerreißbare Kontinuität drängen würden, in sich aufnehmen möchte.

Man bemerke auch die aus der anfänglichen Weite des Horizontes in eine immermehr sich verengende Enge führende Bewegung, eine Enge, in welche die anfängliche Weite noch einmal befreiend hereinleuchten will, bis dieselbe sich hoffnungslos schließt und der Held an der Gewalt ihrer Mauern zerschellt.

Und die Moral des Stückes? Es war das Bluturteil über das Vermessen des endlichen Geistes, sich den Schranken der Endlichkeit zu entreißen. Ob das Vermessen im Wege, nicht im Ziele lag, davon hatte Faust keine Ahnung, davon gab die ursprüngliche Tragödie keine Andeutung. Durfte der Dichter dieses Bluturteil der Welt übergeben?

In dieser Frage liegt die Erklärung der Verzögerung des Faust.

Oder durfte er „der tragischen Kunst holde Geschöpfe,“ denen nie ein tragischer Dichter größere Lebenskraft eingeflößt, der Vergessenheit übergeben? Ihr Leben lag in ihrem Schicksal, konnte er sie diesem Schicksal entreißen, ohne ihr Leben zu zerstören? Er konnte nur dieses Schicksal in einen Strom positiver Erhabenheit leiten, in welchem die furchtbare Dissonanz desselben, ohne eigentlich aufgelöst zu werden, verschwand. In diesen Strom leitete der Dichter fortan alle großen Erlebnisse, sie zu gedrängten Bildern verdichtend, die er sonst vielleicht in breiten Formen an neuen Gestalten dargestellt hätte. In sechs Jahren war die erste Faustgestalt entstanden, beinahe sechzig Jahre brauchte der Dichter, die Einseitigkeit dieser Gestalt aufzuheben.

Ich schließe mit einer persönlichen Erinnerung. Ein unvergeßlicher Lehrer meiner Jugend — wenn einem oder dem andern seiner Schüler diese Zeilen vor Augen kommen, so erkennt er den teuern Namen: Karl Ferdinand Wieck — pflegte, wenn, von einem alltäglichen Anlaß des Unterrichts anhebend, seine Gedanken sich mit prophetischem Blick in eine Tiefe des Lebens versenkt hatten, uns an einen der großen Sprüche zu erinnern mit der Frage: Verstehen Sie nun dieses Wort?

So möchte ich meine Leser fragen: Verstehen Sie nun das Wort:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

Neue Gedichte.

Löblich unlöblichem Brauch folgend überschwemmt der deutsche Buchhandel in diesem wie in jedem früheren Jahre den Weihnachtsmarkt mit Sammlungen lyrischer Gedichte, von denen angenommen wird, daß sie um die Festzeit, in festlichem Gewande auftretend, Häuser und Herzen offener finden werden als das ganze Jahr hindurch. Unter den Herzen aber, die sich erschließen sollen, stehen die der Herren Kritiker voran. Es ist hergebracht, daß die modernen Feuilleton-Rhadamanten, welche elf Monate hindurch nur die kühlste Geringschätzung lyrischer Unmündigkeit zur Schau tragen, im Dezember ihre Gemüter erweichen und mit ein paar lobenden Phrasen alles, was ihnen in Goldschnitt, elegant gebunden, gereimt und auch ungereimt auf den Schreibtisch geworfen wird, den Börsen der Weihnachtskäufer und den laulich-empfänglichen Stimmungen des zweiten und dritten Festtages empfehlen. Es liegt eine unbegrenzte Gleichgiltigkeit in diesem Weihnachtsberichtton, der wahl- und kritiklos Vorzügliches und schlechthin Abgeschmacktes bunt durcheinander empfiehlt und den Einbänden von vornherein größeres Gewicht einräumt als dem Inhalt, was freilich oft genug zutreffen mag. Die Grenzboten haben sich zu wiederholtenmalen gegen diese Unsitte erklärt, welche der Produktion und Kritik gleich schädlich ist. Es giebt keine Stunde im Jahre, zu der schlechte Gedichte erquicklicher wären als zu jeder Zeit. Und andrerseits geben die äußersten Greuel des lyrischen Dilettantismus der Kritik kein Recht, sich die Prüfung der lyrischen Dichtung, deren die poetische Literatur unter allen Umständen nicht entraten kann, vornehm zu schenken. Bellmaus in Freytags „Journalisten" und Frau Pastor Jäger in Spielhagens „Problematischen Naturen," die vielbelachte Verfasserin des Liedes „Auf einen toten Maulwurf," sind ja recht ergötzliche Figuren, aber die Annahme, daß alle Lyriker Bellmaus und Frau Pastor Jäger glichen, ist auch einer jener ungeheuern Bären, welche sich die verehrliche „öffentliche Meinung" mit besonderm Wohlgefallen aufbinden läßt.

Unsre Weihnachtsschau auf dem Felde der Lyrik umfaßt alles, was sich in den letzten Monaten angesammelt hat; wir beschränken uns darauf, den immerhin subjektiven Eindruck wiederzugeben, welchen die verschiedenen lyrischen Sammlungen und lyrisch-epischen Dichtungen hervorgerufen haben. Der Leser, der für Weihnachtszwecke den kritischen Bericht über die neueste deutsche Lyrik durchfliegt, wird dann schon wissen, was sich für ihn am besten eignet.

Eine lyrische Gabe befindet sich unter den vielen vorliegenden*), die

*) Zwei der hier zur Besprechung kommenden Sammlungen sind vor kurzem schon von andern Seiten in den Grenzboten empfohlen worden: die Gedichte von M. Carriere und von J. G. Fischer.

von vornherein und ohne Frage den ersten Platz zu beanspruchen hat. Es sind die Gesammelten Gedichte von Gottfried Keller (Berlin, Wilhelm Hertz) in denen der Dichter des „Grünen Heinrich“ und der „Leute von Seldwyla“ die beiden früheren Sammlungen seiner Gedichte von 1846 und 1851 mit den zahlreichen Dichtungen vereinigt hat, welche seitdem teils bei verschiedenen Anlässen hervorgetreten, teils ungedruckt geblieben sind. Bei dem großen Publikum, welches Geibel, Theodor Storm und andre der allgemeinen Empfindung näherstehende Dichter bevorzugt, werden diese Zeugnisse eines ernsten, geistig tiefbewegten und auch äußerlich sturmreichen Dichterlebens schwerlich auf Sympathie oder auch nur auf Verständnis zu rechnen haben. Gottfried Keller ist kein Lyriker in jenem engsten Sinne, den man der Lyrik nach und nach gegeben hat, kein Liederdichter, dessen Lieder an das Volkslied unmittelbar anknüpfen, kein seliger Träumer, an den die Reflexion nur soweit herantritt, als sie sich in frohe oder schmerzliche Stimmung wandeln läßt, vor allem keiner jener Sprachvirtuosen, welche weit eher die Deutlichkeit und Eigenart des Ausdrucks als den Wohlklang des Verses opfern. In Kellers „Gedichten“ machen sich eine trotzige Selbständigkeit der Empfindung, eine zu Zeiten befremdende Anschauung der Welt, die von Verklärung weit entfernt ist, eine besondre Behandlung, ein gelegentlich heißes Ringen mit der Sprache geltend, die im einzelnen Falle freilich die höchsten poetischen, rhythmischen und melodischen Wirkungen erreichen, in andern jedoch einen Nachgeschmack hinterlassen, der nur dem Nachgeschmack starken, duftigen, aber herben Weines zu vergleichen ist. Die knorrige Originalität, die in gewisse poetische Tiefen hinabsteigt, in die andre Dichter kaum einen scheuen Blick werfen, die gewisse Höhen erklimmt, auf denen die Luft für den Durchschnittsleser dünn wird, tritt hier noch stärker und entschiedener hervor als in den Erzählungen des Dichters. Lebensfrisch und dunkelgrüblerisch, geistblitzend und voll schlichten Ernstes, herausfordernd, keck und zartsinnig, scheu und zurückhaltend stellt sich Gottfried Keller in seinen Gedichten dar, alle Töne schlägt er ein- und das andremal, keinen so wiederholt an, daß er für die große Menge ein Lyriker mit einem bestimmten Tone wäre. Man muß schon Teilnahme für ein mannichfach bewegtes, von den Gährungen der Zeit ergriffenes, in seinen Kämpfen geprüftes und bewährtes Dasein empfinden, um sich ganz in diese „Gedichte“ versenken zu können. Dicht neben den reifsten Schöpfungen, in denen ein tiefsinniger Gedanke vollendet poetische Form gewinnt, in denen die Phantasie des Dichters leuchtende Schönheit schaut oder der köstlichste Humor die Unzulänglichkeit des Irdischen erhellt, stehen andre, in denen der absonderliche Einfall umsonst Gedanke zu werden strebt, in denen die Einbildungskraft Kellers wild ausschweift und wie in dem Cyklus „Lebendig begraben“ selbst die grauenhaftesten Möglichkeiten des Daseins poetisch zu fassen und den Aufschrei der zertretenen Tierheit in menschlichen Laut zu wandeln sucht, stehen solche, deren Humor gar dünn und ansäuerlich ist. Nichts

leichter, als Kellers Gedichte um ein paar Dutzend Proben häßlicher Bilder oder solcher Gedichte zu plündern, in denen der Ausdruck dunkel und spröde erscheint, nichts leichter, als aus diesem Bande zu deduziren, daß Keller ein geistreicher Tendenzpoet, aber kein echter Dichter sei. Man braucht eben nur über die Gedichte hinwegzulesen, die in unsrer ganzen Lyrik ihres gleichen suchen und Kellers Namen erhalten müssen, solange die gegenwärtige deutsche Sprache lebt, braucht nur die Nachklänge aus den vierziger Jahren und der achtundvierziger Revolution, die sich zahlreich finden, als die Hauptsache hinzustellen. In Wahrheit verhält es sich völlig anders. Wer Gedichte wie „Sommernacht,“ „Am Brunnen,“ „Fahr wohl,“ „Erster Schnee,“ „Die Mitgift,“ „Liebchen am Morgen,“ „Die Entschwundene,“ die Sonette „Vier Jugendfreunde,“ „Die Goethepedanten,“ die stimmungsvolle und prächtige „Feuer-Idylle,“ „Siehst du den Stern im fernsten Blau?“, „Die Spinnerin,“ „Am Sarg eines neunzigjährigen Landmannes vom Zürichsee,“ „Der Taugenichts,“ „Der Schöngeist,“ „Berliner Pfingsten,“ „Polkakirche,“ das wundervolle Gedicht auf Ludwig Uhland „Der Kranz,“ „Die Winzerin“ nacheinander liest und etwa noch ein paar so prächtige und tiefpoetische Gelegenheitsdichtungen wie „An das Vaterland,“ den Prolog zur Beethovenfeier in Zürich, das Festspiel „Die Johannisnacht“ hinzufügt, dem wird der innere Reichtum und die ganze Ursprünglichkeit des Dichters weder verschlossen noch fremd bleiben. Wer aber einmal den starken, würzigen und dabei doch so linden Alpenhauch dieser Dichtungen geatmet, der wird zu ihnen zurückkehren, sich in sie hineinleben und sich am Ende mit manchem scharfen und jähen Zug versöhnen, der durch sie hindurchstreicht. Wir müßten weit ausholen, um dem ganzen Verdienst der Keller'schen Sammlung gerecht zu werden, oder das Verhältnis dieser eigentümlichen Gedichte zur landläufigen Lyrik festzustellen, oder auch nur annähernd die erquickliche Fülle der eigensten Empfindungen, Gedanken und Erlebnisse zu charakterisiren, welche in ihnen zusammengedrängt erscheint. Aber mit aufjauchzender Freude sagen wir nur: Doch endlich einmal wieder ein Buch — im Guten und Schlimmen eine Erscheinung, vor der uns das jämmerliche Gefühl der großen demokratischen Allgemeinheit verläßt, das uns bei so zahllosen, nur dem Titel nach unterschiedenen poetischen Produkten überkommt. Hier prangt der alte starke Stamm unsrer Literatur, der Individualismus, in neuer Blüte und ein frischer Duft strömt von ihm aus.

Dem schweizerischen folgt der schwäbische Dichter auf dem Fuße. Die Gedichte von J. G. Fischer (Stuttgart, J. G. Cotta), sind zwar nur als dritte vermehrte Auflage bezeichnet, stellen sich aber in der That als eine erste Gesamtausgabe oder besser Auswahl aus verschiedenen früheren Sammlungen dar, und geben das gewinnende Bild keines großen, aber eines guten, frischen und künstlerisch reifen Dichters, dessen Lieder, kleine Lebensbilder und reflektirende Gedichte einen zugleich ernsten und liebenswürdigen Eindruck hinterlassen. Die Sammlung besteht nicht aus lauter Perlen, aber sie enthält Perlen.

Digitized by Google

Verwandt in der Art der Formgebung, im Geiste freilich unendlich verschieden von den Fischerschen, zeigen sich die Gedichte von J. Herzfelder, die gleichfalls im Cottaschen Verlage erschienen sind und unsers Wissens einen neuen Dichternamen in die Literatur einführen. In reinen, runden Versen, wie sie seit Platen und Geibel, wenn nicht Gesamteigentum unsrer Lyriker, doch Eigentum vieler geworden sind, enthüllt sich hier ein Seelenleben, das mannichfach verdüstert und gepreßt erscheint und sich nur im Liede erhebt. Ein starker Tropfen des neuesten Pessimismus giebt dem poetischen Tranke, den Herzfelder bietet, einen bittern Beigeschmack:

Mir fehlt das tröstliche Vertrauen,
Mir fehlt der Glauben an ein Glück.
Seh ich voraus, seh ich zurück,
Die Wolken hangen tief, die grauen.

Ich flog der Sonne nach, den Freuden,
Die Schwingen hab ich nur verbrannt.
Ich habe Lust und Glück erkannt,
Nur um sie flüchtig zu vergeuden.

Die Zweifelsucht, die grimme Rüde,
Hat mich von Haus zu Haus gehetzt.
Ich rang nach Ruhe, und zuletzt
Wie ward ich müde, sterbensmüde!

Natürlich bleibt es nicht bei Klängen dieser Art, aber sie hallen doch durch die große Mehrzahl der Herzfelderschen Gedichte hindurch und tönen selbst in den verhältnismäßig frischen Cyklen „Liebesleben“ und „Wanderleben“ nach. Die meisten Gedichte zeichnen sich durch reines Gleichmaß des Ausdrucks und warme Stimmung aus, obschon die letztere selten derart ist, daß man sie teilen möchte. Das Bewußtsein seiner jüdischen Abstammung und der Dienst der Themis scheinen Herzfelder schwer aufzuliegen; in glücklicheren Tagen besaßen ein poetisches Talent, wie das, welches ihm unzweifelhaft innewohnt, und so fröhliche eindrucksreiche Ferien, wie ihm gegönnt zu sein scheinen, die Kraft, einen Mann über den Druck des Alltags zu erheben; heute drücken sie den Stachel des Mißmuts und der grollenden Weltbetrachtung nur tiefer in die Seele. Aber wie dem auch sei — es ist keine lyrische Dutzenderscheinung, die uns aus diesen „Gedichten“ anspricht. Den Schluß des mäßigen Bandes bilden einige vortreffliche Übertragungen aus dem Italienischen und Französischen, darunter ein Gesang aus Giambattista Castis mit Unrecht vergessenem satirischen Epos „Die sprechenden Tiere.“

Unter den lyrischen Weihnachtsgaben finden sich auch die Gedichte von Felix Dahn (zweite Sammlung) in dritter, die Gedichte von Konrad Ferdinand Meyer in zweiter, die Lotosblätter, neue Gedichte von Adolf Friedrich Grafen von Schack in zweiter Auflage. Da alle diese Samm-

lungen teils vor kurzem besprochen sind, teils in anderm Zusammenhange zu besprechen sein werden, so mag es genügen, hier auf ihr Erscheinen hinzuweisen. Gedichte älterer Poeten haben wir in Agnes, Liebeslieder und Gedankendichtungen von Moriz Carriere (Leipzig, F. A. Brockhaus), und in Licht und Leben Gedichte von Oswald Marbach (Leipzig, Bruno Zechel) vor uns. Die Sammlung des erstgenannten philosophischen Ästhetikers ist ein Buch der Erinnerung. Der Dichter protestirt ausdrücklich dagegen, sich mit seinen poetischen Gaben an ein fremdes Publikum zu wenden. Als er im Dezember 1862 seine geliebte Frau, des großen Justus Liebig Tochter, verlor, stellte er ein kleines Heft seiner Jugendgedichte an die Frühverklärte zusammen. „Ich habe in dasselbe später hineingelegt, was mir erhaltenswert schien von den Jugendliedern, die ich ihr zum Brautgeschenk gegeben; ich reihte Gedankendichtungen an, die den Ideenkreis bezeichnen, in welchem wir uns mit einander bewegt; ich fügte dann auch Worte in gebundener Rede hinzu, die ich in neuerer Zeit bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen, da sie im Hinblick auf die Frühverklärte niedergeschrieben waren. So sollten die Verse unter dem Schilde ihres Namens vereint nach meinem Tode gedruckt und Befreundeten zum Andenken mitgeteilt werden. Als ich aber in diesem Jahre (1882) wieder nach einer Augenoperation fünf Tage und Nächte ruhig im Dunkeln lag und mein Leben überdachte, da gewahrte ich mit Wehmut, wie so manche und gerade der Vertrauteren, denen ich diesen Einblick in mein Seelenleben gewähren wollte, vor mir dahingegangen, und so entschloß ich mich, das Büchlein den Mitlebenden selbst als Weihnachtsgruß zu senden. Wenn die Gedichte aus dieser Sphäre hinaus in die Öffentlichkeit gelangen, so richten sie sich doch nur an Gleichgesinnte; sie wenden sich an solche, die mir persönliche Teilnahme zollen, ohne von Angesicht zu Angesicht bekannt zu sein.“ Die Kritik hat diesen Wunsch des greisen und vielverdienten Gelehrten zu ehren. Das aber darf sie wohl betonen, daß das Eigentümliche und Selbständige dieses Bändchens Gedichte durchaus auf der Seite der Gedankendichtung liegt. Auch in seinen Herzensergießungen bleibt der Verfasser der Neigung treu, die subjektive Empfindung zu einer allgemeinen Wahrheit zu erheben oder mit einer solchen zu verknüpfen. Er selbst spricht das in dem wunderbar innigen und edlen „Nachruf“ an seine geliebte Tote vom Neujahr 1863 aus, er bleibt eben überall der Priester jener philosophischen Weltanschauung, die er in früher Jugend in seinen „Religiösen Reden und Betrachtungen,“ in späterer Zeit in dem Buche „Die sittliche Weltordnung“ dargelegt hat, die Gedichte sind nur Variationen zu dem Grundthema eben dieser Anschauung. — In Licht und Leben von Oswald Marbach haben wir vor allem die männliche Gesinnung zu ehren, die, durch die Erscheinungen und Forderungen des Tages unbeirrt, in Weltleben, Zeitleben, Kunstleben und Seelenleben die Begeisterung für ideale Güter und ideales Streben festhält, die das uralte Credo der Hoffnung und der frommen Fügung,

dessen die Menschheit auf keiner Höhe des Geistes zu entbehren vermag, immer wieder, wie in der Jugend so im Alter, bekennt. Die künstlerische Form freilich, in welcher diese Gesinnungen hier poetisch gefaßt werden, läßt auch für bescheidene Ansprüche zu wünschen übrig, es sind in der umfangreichen Sammlung viel schöne Stellen und einzelne poetische Bilder, aber kaum einige Dichtungen vorhanden, die wir als vollendete und wirklich schöne Gedichte bezeichnen könnten.

Unter den Sammlungen jüngerer Dichter enthält Mein Wanderfrühling, Lieder und Gedichte von Max Brauer (Leipzig, Breitkopf und Härtel), einige frische und anmutende Klänge, die größtenteils einer Wälschlandsfahrt des wahrscheinlich noch jugendlichen Dichters entstammen. Derselbe hat übrigens Ursache, sich vor der „Scheffelei“ zu hüten, oder besser vor der Sorte von gemachter Jugendlust, gemachter Wanderfreude und gemachtem Liebessang, welche sich in die gegenwärtige deutsche Lyrik hereindrängt und, weil sie mit einer gewissen Art von Sprachvirtuosität und fertiger Manier auftritt, nicht so leicht als Dilettantismus erkannt werden kann wie das Stammeln der lyrischen Unmündigkeit. — Die Gedichte von Friedrich von Hoffs (Essen, G. D. Bädeker) bieten ein paar hübsche Lieder, die freilich nur Wiederklang tausendmal gesungener Weisen sind, ein prächtiges kleines Gedicht „Philoxenus,“ einige leidliche Übersetzungen und ganz unmögliche Zeitgedichte von 1870. Solcher greuliche Bafel wie das Gedicht: „Qui vive? Werda“ und so armselige Einfälle wie „Kuckuck und Kutschke“ hätten die große Erhebung von 1870 nie verunzieren sollen. Wenn der Verfasser im ersten Entrüstungsfieber sich vor dreizehn Jahren Verse von diesem Kaliber:

Mit Kolbenstoß im Rücken wollt
Ihr übern Rhein uns schmeißen?
Ihr frechen Jungen, Girardins,
Da kennt ihr schlecht die Preußen

nicht glaubte versagen zu können, so brauchten sie wenigstens nicht aus alten Zeitungen wieder abgedruckt und in Goldschnitt gefaßt zu werden.

Unter den lyrisch-epischen Dichtungen erheben einige den Anspruch, wirkliche Epen zu sein. So Melechsala, ein romantisches Gedicht in elf Gesängen von Albert Kellner (Berlin, Verlagsanstalt, 1883). Den Tenor dieser romantischen Kreuzfahrergeschichte lehrt gleich der Anfang kennen:

Vor des Allmächtgen Thron beschieden
Ward, da erfüllt der Jahre Maß,
Honorius, der lang hinieden
Auf der Apostel Stuhle saß.
Ihm folgt Gregor, ein Greis, obzwar
Ihm Willenskraft zu eigen war,
Trotz manchem Jüngling. Also gleich
Erhebt im ganzen Christenreich

Die Hoffnung ihr gebeugtes Haupt,
Weil sie die Zeit gekommen glaubt,
Daß sie mit päpstlichem Geleite
Sieghaft der Wünsche Ziel beschreite.
Lebendig wirds im Vatikan,
Aus aller Herren Länder nahn,
Wer Rat und Hilfe sucht, behende.
Ist nun die Audienz zu Ende,
Dann geht es an ein neues Prüfen,
Denn auch in wohlgesetzten Briefen
Bringt mancher seine Wünsche vor,
Und findet stets ein offnes Ohr,
Doch stets verschlossen Herz und Hand,
Und manch' gehegte Hoffnung schwand.

Man empfindet peinlich, wie ein gewisser Ton, der die Leute in Wilhelm Busch's humoristischen Knittelversen entzückt, in ernstgemeinte Dichtungen übergeht. Es herrscht in dem ganzen Gedicht, das die alte Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen neu zu gestalten sucht, eine schwunglose Glätte, nur an ganz vereinzelten Stellen erhebt sich der Verfasser zu einem poetischen Tone, an zahllosen fällt er in die gereimte Trivialität hinab. Etwas höher steht Melitta, lyrisch-episches Gedicht von Ewald Böcker (Frankfurt a. M., Karl Jügels Nachfolger). Es handelt sich hier um eine moderne Geschichte, und der Grund, warum die an sich einfache Erfindung nicht in schlichter Prosa erzählt ist, läßt sich kaum erraten. Weder der leidenschaftliche Gehalt noch die Sprache des Gedichts, obwohl nicht ungefällig, schließen einen Zwang zur gebundenen Rede ein. Das einzige erzählende Gedicht aus jüngster Zeit, das wir höher als einen Versuch stellen dürfen, ist Der Weg nach Eden, epische Dichtung in fünf Büchern von Karl Kösting (Leipzig, Ernst Günther). Wir sind zwar weit entfernt, dasselbe nur panegyrisch anzukündigen und müssen uns ausdrücklich vorbehalten, auf die Besonderheit dieser Dichtung, ihre Vorzüge und schreienden Mängel nochmals eingehender zurückzukommen. Aber wir dürfen wenigstens sagen, daß wir es hier mit einem ernstgemeinten Werke, hinter dem eine wirkliche Kraft steht, zu thun haben, eine Kraft, der wohl zu wünschen wäre, daß sie aus einem tieferen und reineren Brunnen als aus dem des „modernen Evolutionsgedankens“ schöpfte. Indes davon einandermal. Wenn es durchaus eine epische Dichtung sein soll, die auf dem Weihnachtstische liegt, so bleibt „Der Weg nach Eden“ immerhin eine solche, die ernstere Teilnahme verdient.

Fortschritte der sozialpolitischen Debatte.*)

2.

(Schluß.)

ine weitere wesentliche Aufgabe der Zunftorganisation würde aber auch die Eroberung des Gebietes, das gegenwärtig die sogenannten Konfektionsgeschäfte nach beiden Seiten hin ausbeuten, sein müssen — zunächst vielleicht die besonders dringende. Es handelt sich dabei einerseits um die Ausbeutung der sozialen Not auf Seiten der Handwerker, andrerseits auf Seiten des Publikums. Denn es ist unleugbar, daß die sogenannten Konfektionsgeschäfte und die von ihnen ausgehende Überwucherung des wirtschaftlichen Lebens wenigstens in ihrer Ausbreitung überaus gehemmt werden müßte, wenn es gelänge, die vielfachen Stockungen im Handwerksbetriebe, welche hie und da ganz regelmäßig nach den Jahreszeiten eintreten, zu beseitigen. Durch diese Stockungen werden natürlich die kleinen Handwerker, welche keine Mittel besitzen, und die Gesellen, welche ohnehin von der Hand in den Mund leben, dem Wucherkapital rettungslos in die Arme getrieben. Das letztere kann jede derartige Stockung benutzen, um auf den Arbeitslohn zu drücken, da die freigewordenen Arbeitskräfte, welche die augenblickliche Notlage für vorübergehend halten, während derselben umsomehr geneigt sind, um niedern Preis zu arbeiten, um sich so wenigstens bis zur Zeit neuer Erholung durchzuschlagen.

Daß damit aber diese Zeiten der Erholung für das Handwerk und für seine Angehörigen selbst immer zweifelhafter gemacht werden, bedenkt der unter dem Druck der Notwendigkeit, sich und seine Angehörigen zu ernähren, seine Miete und Steuern zu bezahlen rc., stehende Handwerker oder Arbeiter natürlich nicht. Und doch liegt es nahe, daß gerade durch diese billige Arbeit**) die Kon-

---

*) Die verehrte Redaktion hat am Schluß des ersten Abschnittes bemerkt, der Verfasser habe leider übersehen, daß bereits in den „Grenzboten" hervorgehoben worden, daß Pater Weiß den Unternehmergewinn nicht anerkenne. Wir haben die gedachte Kritik wohl gelesen, ohne ihr jedoch beipflichten zu können. Unternehmergewinn und Kapitalgewinn ist doch wohl dasselbe und somit vom Pater Weiß sehr wohl beachtet. Aber wenn auch ein Unterschied hier bestünde, so würde er ausgeglichen durch den nationalen und gesellschaftlichen Zusammenhang, der als ohne Zuthun des Unternehmers vorbereiteter Boden den Unternehmergewinn erst ermöglicht.

**) Es giebt freilich noch billigere Arbeit: die Zuchthausarbeit, durch welche unsre gewerbsmäßige Jurisprudenz mit ihrer unglaublichen Vorliebe für das Gefängnis — die sonderbarsten Vergehen sind heutzutage mit Gefängnisstrafe bedroht, z. B. Obdachlosigkeit

fektionsgeschäfte befähigt werden, auch die guten Perioden für das Handwerk immer mehr einzuschränken und schließlich wohl ganz zu verdrängen. Jedenfalls sind die Konfektionsgeschäfte ꝛc. imstande, durch die Aufspeicherung billiger Waare in der guten Periode dem Handwerk, das erst auf Bestellung arbeitet und das nun selbst auch wieder etwas verdienen will, mit dem Angebot zuvorzukommen und einen sehr erheblichen Teil des allgemeinen Bedürfnisses zu beseitigen. Es ist also offenbar, daß hier eine Hauptfrage der wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Kleingewerbes liegt. Hier liegt für das Kleingewerbe die Marktfrage, überhaupt praktisch vielleicht die wichtigste soziale Frage der Gegenwart.

Es wird sich daher auch die Zunft der Beachtung dieser Frage nicht entziehen dürfen. Und zwar müßte sofort an praktische Behandlung derselben gegangen werden. Man muß nur immer bedenken, daß die Konfektionsgeschäfte nicht nur leben von der billigen Arbeit, die ihnen infolge der modernen sozialen und Rechtsgestaltung sozusagen ohne weiteres in den Schoß fällt und die sie daher nur einfach aufzuspeichern brauchen, sondern auch von der nicht minder aus dem sozialen Notstand hervorgehenden Zwangslage des größten Teiles der Bevölkerung, sich möglichst billig und leicht zu versorgen. Die billigen Preise

---

und ähnliches, weshalb freilich nicht verwunderlich ist, daß die Zahl der Bestraften so ungeheuerlich zunimmt, und daß die Gefängnisse nirgends mehr zulangen wollen — auch ihrerseits in die Verhältnisse der Arbeit in ebenso scharfer wie unheilvoller Weise eingreift. Es handelt sich dabei nicht um Gefängnis- und Zuchthausarbeit überhaupt, sondern um die Verwertung oder vielmehr um die Verschleuderung derselben, die bei einer Gefängnisbevölkerung, welche nach hunderttausenden zählt und an deren Vermehrung die praktische Jurisprudenz mit glücklichstem Erfolg arbeitet, allerdings bereits zur sozialen Kalamität geworden ist. Durch sie erwächst dem Arbeiter und dem Handwerker eine Konkurrenz, der er absolut nicht gewachsen ist. Die Gefängnisarbeit, bez. deren Verschleuderung ist eigentlich eine grausige Karikatur auf das industrielle Exportsystem. Beide setzen Arbeit unter dem Kostenpreise voraus. Wenn ein süddeutsches Gefängnis — wie öffentlich ohne Widerspruch konstatirt worden ist — Gefangene an Unternehmer verleiht gegen eine Vergütung von 80 Pfennig pro Tag, so reißt sie damit doch offenbar dem freien Arbeiter das Brot aus dem Munde. Von 80 Pfennigen pro Tag kann in einer größern Stadt kein Mensch leben, wenn er Familie hat umsoweniger. Was bleibt also dem freien Arbeiter und dem kleinen Handwerker übrig? Wir glauben, hier wird der Zirkel vom Gefängnis ins Gefängnis sehr sicher geschlossen. Übrigens haben die Handwerker sowohl als die Arbeiter schon seit längerer Zeit sich ziemlich nachdrücklich gegen die Gefängnisarbeit aufgelehnt, indeß mit sehr geringem Erfolge, denn der Unfug wird immer ärger. Neuerdings überschwemmt eine Firma unter dem Namen Zuchthausarbeit des Hamburger Zentralgefängnisses die größern deutschen Städte mit Niederlagen. Gerade eine bürgerliche (!) Regierung ist es also, welche dem kleinen Handwerk die Existenz untergraben hilft. Jedenfalls beweist aber eine derartige Verschleuderung der Arbeit durch Staatsbehörden, ebenso wie hinsichtlich des Ausfuhrhandels die Erteilung von Exportprämien ꝛc., wie weit entfernt man noch in maßgebenden Kreisen von wirtschaftlicher Einsicht und von der Erkenntnis wirtschaftlicher und politischer Wechselwirkung ist.

der Konfektionsgeschäfte begegnen allerdings jenem Notstand ebenso wie die „Ratenzahlungen," für welche sich die Händler immer mehr einzurichten scheinen. Auch diese Seite des modernen Geschäftslebens muß daher von einer bewußten und thatkräftigen Gewerbspolitik nicht sowohl bekämpft als erfaßt und im Sinne und zum Nutzen der kleinen Gewerbtreibenden selbst ausgenutzt werden.

Es liegt auch gar kein Grund vor, weshalb es der organisirten Zunft nicht möglich sein sollte, die Geschäftsvorteile des Zwischenhandels sich anzueignen, ohne doch auf deren unsolider Grundlage sich zu bewegen. Ihr Kredit würde sicher größer sein als derjenige des einzelnen Konfektionärs; im Ankauf des Rohstoffes in allen Qualitäten — hinsichtlich welcher auch den bescheidensten Ansprüchen Rechnung getragen werden muß — muß sie daher jenem entschieden voraus sein. Wollte man freilich den Zweck neuer zünftlerischer Organisation suchen in der unbeschränkten Möglichkeit, dem Verbrauch die eigenen Bedingungen absolut zu diktiren — wie hie und da der Gedanke zu sein scheint und wie in der That die Praxis in manchen noch bestehenden zunftähnlichen Organisationen, z. B. in der Metzgerei und Bäckerei ist —, so würde sich die Zunft bald unhaltbar machen. Der Staat, der sie gesetzlich gestützt, würde sie baldigst wieder fallen lassen müssen. Überhaupt wollen wir sogleich bemerken, daß der entscheidenden Mitwirkung des Staates, ohne welche die obligatorische Zunft weder neu erstehen noch fortbestehen kann, eine organische Beziehung der Zunft zum staatlichen Zusammenhange von vornherein feststehen muß. Etwa den Kampf aller gegen alle zu organisiren und ihn zu verewigen, indem man lediglich die sogenannte Konkurrenz auf einzelnen Wirtschaftsgebieten beseitigt, diese Wirtschaftsgebiete aber völlig unabhängig den übrigen gegenüberstellt, lohnt sich nicht. Der soziale Kampf wird damit nur auf andern Boden gestellt; fortwüten aber wird er nach wie vor. Die Zunftleitung und die Zunft überhaupt muß sich ihrer sozialen Gesamtaufgabe jederzeit bewußt bleiben, und die Einrichtung muß von vornherein so sein, daß dies Bewußtsein gar nicht schwinden kann.

Die Manchestertheorie sieht, wie man weiß, in „Angebot und Nachfrage" den Angelpunkt aller wirtschaftlichen Beziehungen. Gerade auf dem Boden des Marktes erscheint diese Theorie am meisten zutreffend. Will aber die Zunft den Markt für ihre Produkte gewinnen — und ohne Besitz des Marktes wird sie materiell niemals Kraft und Bedeutung erobern —, so muß sie auch bereit sein, der Nachfrage auf ihrem Gebiete zu entsprechen, und zwar unter Bedingungen, welche den vorhandenen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen entsprechen. Nun steht von vornherein fest, daß eine Zunftorganisation, welche einerseits alle Gewerbsgenossen nötigt, sich der Zunftorganisation anzuschließen, anderseits der Zunft auferlegt, den nötigen Marktbezirk für ihre Angehörigen zu gewinnen, den sogenannten Konfektionsgeschäften eine wesentliche Vorbedingung ihrer Existenz entziehen wird, indem sie die Zeitperioden ungenügender oder völlig stockender Beschäftigung für unmittelbare Bestellung beseitigt durch

Aufnahme der feiernden Arbeitskraft in ihren Dienst, indem sie ganz wie gegenwärtig die Konfektionsgeschäfte auf Lager arbeiten läßt und deren Bestände marktgängig verkauft. Daß dies eine sofortige Verteuerung der Verbrauchsartikel zur Folge haben muß, ist wohl natürlich, und wir erkennen solchen Zug sogar an als berechtigt. Aber man muß sich dabei in solchen Grenzen halten, daß der Markt dabei nicht gestört, das wirtschaftliche Bedürfnis nicht gefährdet wird. Jedenfalls ist es schon ein gewaltiger Vorteil für das Handwerk und seine Angehörigen, wenn es durch feste Zusammenschließung der Interessen über die Mißlichkeiten der Konjunktur und über die Notwendigkeit, nicht nur zu Hungerlöhnen, sondern auch gegen sein eigenstes Standesinteresse zu arbeiten, hinauskommt.

Nach diesen Darlegungen, die natürlich nur ganz im allgemeinen die Voraussetzungen einer Zunftthätigkeit, welche Aussicht auf Einfluß und Erfolg haben könnte, berührte, läßt sich erkennen, wie weit alle Bestrebungen, dem Handwerkerstande wieder aufzuhelfen, nach der praktischen Seite hin noch hinken. Dies gilt nicht nur vom Haider Programm, es gilt auch von den zahlreichen Versammlungen der Handwerker und von deren Beschlüssen, die sich sämtlich äußerlich halten und eigentlich nur auf eine gewisse Prohibition auf dem Gebiete des Erwerbes, auf eine Schutzmauer, hinter der sich mehr die Trägheit als die doch im gewerblichen Leben immer vorausgesetzte Betriebsamkeit und Strebsamkeit wohl befinden möchte. Damit ist aber dem Handwerk so wenig als dem sozialen Zusammenhang überhaupt gedient. Aber man ist noch nicht einmal soweit, nach dieser Seite hin mit positiven Vorschlägen auftreten zu können.

Im Mai dieses Jahres versammelte sich in Hannover der deutsche Handwerkertag. Man vollendete dort allerdings die Konstituirung des „Deutschen Handwerkerbundes“ und bezeichnete als eine der Aufgaben des Bundesvorstandes, für die Interessen des Handwerkerstandes zu agitiren. Aber man setzte erstaunlicherweise hinzu: „soweit die Mittel der Kasse es gestatten“! Natürlich hätte es heißen müssen: Der Bund hat die Mittelz ur Agitation zu beschaffen; das hätte gezeigt, daß man praktisch und allenfalls auch entschlossen war, etwas zu erreichen. Stellt man aber den eigentlichen Zweck einer Organisation — und der Zweck eines Handwerkerbundes kann doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur in der Agitation für die Interessen des Handwerkerstandes gesehen werden — auf die windungsreiche Schraube „wenn,“ so gräbt man sich selbst das Grab, und mit der obligatorischen Innung hat es jedenfalls noch gute Wege.

Auf keinen Fall wissen die Leute, was sie wollen, und hetzen sich daher ab mit Allgemeinheiten und Unsicherheiten, bei denen nichts herauskommt als etwa ein „Beschluß,“ und dabei greift man meist über auf Gebiete, auf denen man garnichts zu suchen hat, die über den eignen Bereich weit hinausgehen; man sucht einzugreifen in die Rechtsverhältnisse Dritter, während man doch vollauf mit den eignen Angelegenheiten zu thun hat, die man denn auch über dem vielen andern, um das man sich bekümmert, vernachlässigt. Dies beweisen auch wieder die Beschlüsse der gedachten Versammlung, die im „Interesse der Sicherheit und Wohlfahrt des Staates“ verlangt, daß jeder an einem bestimmten Orte ein Heimatsrecht besitze, und daß er auf Reisen eine Legitimation bei sich führe! Man muß eine Versammlung, der man auf dem Gebiete der Handwerkerangelegenheiten gern autoritative Bedeutung zugestehen möchte, bedauern, daß sie sich auf derartige Irrwege begiebt. Möge sie doch

derartige politisch-polizeiliche Angelegenheiten lassen, wohin sie gehören: in den politischen Zirkel, wo man schon mit ihnen fertig werden wird. Aber es ist fast komisch, wenn Leute, die mit ihren eignen Angelegenheiten doch wahrhaftig genug zu thun haben, nichts besseres zu thun zu haben glauben, als die Gesamtheit zu meistern. Hiermit wird man jedenfalls Fiasko machen. Und nicht viel näher an praktische Wirksamkeit kommt man durch die Annahme der Fechenbachschen Thesen (womit der gedachte Handwerkertag seine Sitzungen abschloß): „a. in der Bildung von kleinem und mittlerem Vermögen und dem Schutz vor den Ausbeutungen der lukrativen Gewerbsarten liegt allein (?) das Mittel zur Lösung der sozialen Frage; b. die Resultate der heutigen Arbeit der Völker kommen, vermöge der unzulänglichen Gesetze, fast nur den Vertretern der lukrativen Erwerbsarten zu Gute, wenn auch nicht immer schon in der ersten und zweiten, so doch stets in der dritten und vierten Hand. Deshalb auch das furchtbar rapide Anwachsen des Großkapitals; c. die wenigen Vertreter der Geldaristokratie beherrschen die Arbeitskräfte, sie usurpiren deren Rechte und annektiren ihren Gewinn; d. der Wendepunkt ist eingetreten: entweder Reorganisation der Erwerbsarten behufs Ermöglichung von kleineren und mittleren Vermögensbildungen, »Neubegründung und Sicherung des Mittelstandes,« oder Revolution gegen die Ausbeutungen an den schaffenden und erwerbenden Kräften. Die Formel könnte auch heißen: »Arbeit oder Schmarotzertum.«" Wahrhaftig hier macht man sich die Aufgabe, die man selbst hat, sehr leicht. Man berührt sie einfach garnicht und erwartet, daß die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Man tritt aufs neue breit, aber die wichtigste Frage: Was selbst thun? läßt man ruhig bei Seite.

Noch schöner machte es der Rheinische Handwerkertag, der im Spätsommer in Köln tagte. Derselbe sah, verführt durch die Haider Thesen und ungewarnt durch die Opposition, welche dieselben in der katholischen Presse hervorgerufen hätten, im Zentrum den Hort der Handwerkerwünsche, und seine Hauptleistung war denn auch eine Adresse an den bevorstehenden katholischen Kongreß in Düsseldorf, dem die Handwerkersache dringend empfohlen wurde. Auch erschienen auf diesem Kongreß zwei Vertreter des Handwerks. Wir können natürlich nicht sagen, mit welchen Gefühlen und mit welcher neuen Einsicht diese Vertreter den Kongreß verlassen haben, und wir fürchten, daß sie den Fuchs, der ihnen da gegenübertrat, nicht einmal erkannt haben. Aber er war zu erkennen.

Überhaupt war die Debatte über die soziale Frage auf dieser Versammlung das Ungeheuerlichste, was uns seit lange vorgekommen ist. Ein Frankfurter Hypothekenbankdirektor erklärte, die soziale Frage sei keineswegs die Magenfrage! Man kann freilich ohne weiteres zugeben, daß sie für ihn dies nicht ist; wir fürchten aber, daß sie es ist für manchen, der mit des Direktors Bank in Berührung gekommen ist. Am gelungensten aber war Windthorst. Er erklärte: Wir billigen die Haider Beschlüsse nicht! . . . Aber wir sagen damit keineswegs, daß wir sie nicht billigen! . . . Und dann behauptete er: Wir sind einig, wenn wir den Boden der Phrase verlassen und praktisch werden. Da blieb denn freilich dem Fürsten Löwenstein und dem Pfarrer Wassermann nichts übrig, als die Haider Beschlüsse für Phrase zu erklären.

Das war ohne Zweifel im Windthorstischen Sinne praktisch, und der rabulistische Egoismus blieb im Recht.

Der neue Merlin.

Novelle von Adolf Stern.

(Schluß.)

In solcher Stimmung kehrte ich am Spätnachmittag nach Venedig zurück. An Padua und meine beabsichtigten Studien dachte ich nicht mehr, meine eigne Lage hatte ich vergessen und nur die der schönen bedrängten Frau stand vor meinen Augen. Gewiß war mir nur das eine, daß ich sie andern Tages in der Morgenfrühe in der Dalmatinerkirche wiedersehen werde und müsse, daß ich ihr sagen wollte, daß mein Blut und mein Leben zu ihren Diensten stünden! Ach, Signor Federigo, wenn ich Ihnen deutlich machen könnte, was in der Nacht vor jenem Morgen alles durch meinen ungeprüften Sinn ging, wie mir mit einemmale mein dunkles Geschick, mein Alleinstehen in der Welt als eine Fügung Gottes erschien! Ich war frei, ich konnte alles thun und wagen — wenn es Gabriellas Wille war. Und sie mußte ja wohl daran denken, meinen Schutz, meine Hilfe in Anspruch zu nehmen — wozu hätten sonst die Mitteilungen des Priesters auf Torcello dienen sollen? Sie mögen sich aber vorstellen, wie mir zu Mute war, als ich, zur gewohnten Stunde die Kirche betretend, umsonst lange und bange auf Gabriella harrte. Sie erschien nicht, und keine Kunde ward mir von ihr zu teil. Wohl nahm ich einmal in der Kirche ein kleines Mädchen wahr, das sich schüchtern umsah und von der ich einen Augenblick glaubte, daß sie mich aufmerksam betrachte. Aber da das scheue Kind unmittelbar darauf zu einem der Altäre ging und dort einen Veilchenstrauß niederlegte, den es in der Hand trug, so achtete ich seiner nicht weiter. In und vor der Kirche verweilte ich bis zum Mittag, mit jeder Viertelstunde wuchs ein unbeschreibbares Gefühl in meiner Seele. Ich schaute den schmalen grünlichen Kanal hinab, nach den rotbraunen Palastecken hinüber, zwischen denen die Gondel des Hauses Parini hervorschießen mußte, als könnte ich die ersehnte Erscheinung aus den Mauern hervorzwingen. Und als es endlich Mittag ward, gab es weder

Digitized by Google

Besinnen noch Halten mehr für mich — ich schritt am Kanal hinab, bis ich auf den nächsten Gondolier traf und in sein Fahrzeug sprang mit dem Befehle, mich nach Palazzo Parini-Spinelli zu bringen. Unterwegs nahm ich wohl wahr, daß es ein zerlumpter Kerl und eine schäbige Gondel seien, mit denen ich da Auffahrt halten wollte, und flüchtig fiel mir ein, daß man sich zum ersten Besuch in einem großen Hause wohl etwas sorgfältiger kleide, als ich gekleidet war! Doch gleichviel, mich kümmerte nur das eine, daß ich Gabriella Parini sehen wolle, sehen müsse! Und ich trat in die wunderbare, mit farbenglänzenden Bildern des Tintoretto in breiten, halbgebräunten Goldrahmen, mit vermorschten Türkenfahnen und verrosteten Waffen geschmückte Halle, ich ging, da sich kein Mensch zeigte, die große Treppe empor und traf endlich vor der Thür zu einem Empfangssaal den Diener, den Sie kennen und den vierzig Jahre aus einem jungen zu einem recht alten Manne gemacht haben. Er sah verwundert in mein fremdes Gesicht, da ich jedoch ruhig meinen Namen nannte, ging er, seiner Herrin den Signor Felice Constantini zu melden und öffnete mir gleich darauf die Thür. Ich trat ein und pries Gott, daß die Riesenfenster trotz der schweren rotseidnen Vorhänge Licht genug in den großen hohen Raum fallen ließen, um sofort die Herrin meines Herzens, die sich, befangen und bleicher als ich sie sonst gesehen hatte, ein wenig von ihrem Sessel erhob, zu erkennen. Zugleich nahm ich auch zwei junge wohlgekleidete Männer wahr, die sich in ihrer Gesellschaft befanden. Sie betrachteten mich mit einer gewissen höhnischen Spannung, welche durch die stumme Begrüßung nur flüchtig verdeckt und durch mein unsicheres Vorschreiten wahrlich nicht gemindert ward. Ich brachte nur das Wort Signora hervor, das halb fragend klang und ihr einen glücklichen Anhalt gab. Indem sie mir mit einem leichten Emporziehen der Augenbrauen blitzschnell, kaum merklich, ein Zeichen machte, sprach sie mich an wie einen Menschen, den man das erstemal im Leben sieht und über dessen Persönlichkeit man nicht völlig gewiß ist: Signor Felice Constantini von Ragusa? — Sie haben mir Briefe von meinen Verwandten in Spalato gebracht, Sie gehen zu Ihren Studien nach Padua und können sich nur kurz in Venedig aufhalten? Ich bedaure sehr, daß ich heute nicht die Ehre haben kann, Sie zu meinem Pranzo zu sehen — wenn Sie jedoch bis morgen hier verweilen —

Ich verstand den zögernden Accent in ihren letzten Worten gut genug, es galt, die gespannt dreinblickenden Vettern zu täuschen. Ich sprach so kühl und leicht, als ich es vermochte, mein Bedauern aus, morgen mit dem Frühesten aus Venedig abreisen zu müssen, nahm den dargebotenen Sessel mit so sichtlicher Fremdheit, nannte auf Befragen den Namen des Hotels, wo ich abgestiegen sei, bemerkte, daß ich noch einige andre Besuche in Venedig abzustatten habe, und lehnte schließlich selbst die zu meiner Verfügung gestellte Loge im Teatro Goldoni ab, die mir Signora Gabriella anbot. Ich wußte nicht ganz sicher, ob ich das Rechte getroffen, aber in Fällen, wie der unsre war, entfaltet

sich ja ein blitzschnelles stummes Verständnis. Während dieser ganzen Unterredung blickte ich unausgesetzt nicht Signora Gabriella selbst, aber ein Bildnis von ihr in reicher Tracht des siebzehnten Jahrhunderts an, das an der Wand des Saales hing. Sie kennen das Bild, Signor Federigo, ich werde es Ihnen, solange ich lebe, danken, daß Sie dasselbe in meine Hände gebracht haben. Und die schärfsten Blicke der mißtrauischen Vettern konnten in mir nichts mehr entdecken als einen Provinzialedelmann, der sich dem stolzen Hause und der großen Dame gegenüber nicht recht heimisch fühle. Sie konnten nicht ahnen, daß mitten durch die fremden, steifen Worte, die ich mit Gabriella wechselte, ein warmer Hauch süßen Einverständnisses ging, daß uns der Zwang plötzlich eine Freiheit gab, zu der wir wohl sonst erst nach langer Zeit gediehen wären. Die halbe Stunde eines ganz formellen Besuches, eines gepreßten Gespräches schloß ein geheimes seliges Leben ein, und als ich die Treppe des Palazzo Parini hinabschritt, da wußte ich, daß mein Hoffen auf ein Wunder in der Wunderstadt mehr als ein Knabentraum gewesen sei!

In der „Citta di Ragusa," bei deren Nennung die Vettern der holden Gabriella vornehm gelächelt hatten, ereilte mich schon zwei Stunden später ein Brief von ihrer Hand, die ersten heilig bewahrten Zeilen! Gabriella sprach in demselben ihren milden Tadel über mein gewagtes Kommen aus, das sie gleichwohl begreifen müsse, da eine Botschaft, die mir aus ihrem Hause gesendet worden, unverzeihlicherweise in die Hände eines Kindes gelegt worden sei, das mich in San Giorgio nicht erkannt und gefunden habe. Sie schrieb, daß ich ihre Lage nicht völlig verstehen könne, wenn ich aber jene reine Teilnahme für sie fühle, die sie aus meinen Augen zu lesen glaube, so müßte ich zunächst alles thun, den schon erweckten Verdacht ihrer Vetter zu zerstreuen. Sie bat mich, da ihre Cameriera im Solde eben der Herren stehe, die ich vorhin getroffen, da jedenfalls jeder meiner Schritte überwacht werde, weder mehr zum Palazzo Parini noch nach der Kirche San Giorgio zu kommen, sondern am nächsten Morgen, wie ich es gesagt, mit dem Postschiff nach Mestre hinüberzugehen, und den Anschein zu wecken, daß ich wirklich auf dem Wege nach Padua sei. Wolle ich ihr zu Liebe einen Umweg nicht scheuen, so bitte sie mich, den einen Tag in Mestre zu verweilen, am Morgen des nächsten Tages in Campalto eine Barke zu mieten und wieder zu Fra Bartolomeo auf Torcello hinüberzukommen, zu dem sie gehen dürfe, ohne den Argwohn ihrer Verwandten auf sich zu lenken. Ich solle ihr keine Botschaft senden, die leicht in falsche Hände fallen könne, sie werde am Morgen des zweiten Tages nach der Messe ihre Gondel nach Torcello lenken lassen und es Gott anheimstellen, ob sie mir dort noch ein Wort sagen könne oder nicht.

Ich prägte mir jede Silbe des teuern Briefes wie die Worte eines Gebets ein, und obschon ich von der Gefahr, welche es für eine schöne Herrin hatte, mich in ihrem Hause zu sehen, eigentlich nichts begriff, so wollte ich treulich

nur thun, was sie mir vorschrieb. Aus ihrem Schreiben wehte mir ein berauschender Duft entgegen und stiegen Bilder auf, wie sie meine Seele noch nie berückt hatten! Aber ich fühlte, daß ich nicht träumen dürfe, und die Kraft erwuchs mir, klar und besonnen und ganz im Sinne Gabriellas zu handeln. Den noch übrigen Tag verwandte ich dazu, meine Reisevorbereitungen zu treffen. Mit einigem Geräusch sicherte ich mir einen guten Platz auf dem Postschiff, ich zog in meinem bescheidenen Hotel mannichfache Erkundigungen über Padua ein, ich ließ mir meinen Paß bei der Polizeidirektion dorthin visiren, kurz ich that, was ich vermochte, um Späher irrezuleiten, wenn es deren gab. Andern Tags verließ ich in der Frühe die Stadt, in der ich in wenigen Tagen mehr erlebt und mehr erfahren hatte, als daheim in vierundzwanzig Jahren. Ich ließ mich in Mestre für die Post nach Padua einschreiben, ich schlenderte nach Campalto und musterte unter der Hand die Barken, dann hielt ich mich, so schwer es mir ward, still in der Herberge, die ich aufgesucht. Ich wüßte Ihnen kaum zu erzählen, was alles an jenem Tage und in jener wunderlich ungewissen Lage durch mein Hirn ging, und ich merke, Dottore, daß es Zeit wird, mich kürzer zu fassen. Die Sonne geht hinab, und drüben will auch die letzte rote Wolke verblassen!

Lassen Sie mich rasch sagen, daß alles wohl gelang. Mein geringes Gepäck ging mit der Post nach Padua, ich selbst meldete im letzten Augenblick dem begleitenden Kondukteur, daß ich erst andern Tages nachfahren würde, weil ich diesen Tag zum Besuch eines Freundes verwenden wollte, dessen Anwesenheit auf einem nahegelegenen Gute ich gestern abend erst ganz zufällig erfahren habe. Auch das ward noch für die etwaigen Nachforschungen von Venedig aus gesagt. Und dann schritt ich wieder hinüber nach Campalto, nahm einen Schiffer in Sold und sprang in die Barke, die mich zum Glück tragen sollte! Zum Glück trotz allem und allem, Federigo! Wir sind nicht Herren über die Zeit, aber Gott sei gepriesen, die Zeit auch nicht über das, was wir wahrhaft erlebt haben, was uns wahrhaft geworden ist! Ich kam glücklich auf diesem Eiland an, Fra Bartolomeo erwartete mich schon unter der Thür und geleitete mich mit einer Art Feierlichkeit in sein Haus, Signora Parini war eine Stunde vor mir angelangt. Mit einem Gesicht, dessen Wiederschein ich noch vor mir leuchten sehe, empfing sie mich! Es war nichts Fremdes mehr zwischen uns, nur süße Bewegung und Verwirrung, deren wir in der ersten Stunde nicht Herr zu werden vermochten. Der Pater wollte uns bald allein lassen, und wir wehrten ihm, bis wir am Ende doch allein zwischen den Weingärten und am Rande der Lagune standen. Da fühlte die holdselige Frau, daß sie mir die Rätsel der letzten Tage lösen müsse, sie hub an zu sprechen und enthüllte in Worten, die mir tief in die Seele drangen und meinen Blick erweiterten, eines jener Frauenschicksale, welche trotz aller Nüchternheit dieser Tage wieder- und wiederkehren. Sie bestätigte mir alles, was ich von Pater Bartolomeo schon zuvor gehört, und ich hätte ihr bei jedem Worte zu Füßen fallen mögen

und wagte doch nicht, ihre Hand zu berühren. Sie verhehlte nicht, daß sie völlig hoffnungslos in die Zukunft gesehen und nun plötzlich einen rosigen, lockenden Schimmer erblickt habe, wo nur Nacht und grauer Nebel gewesen sei. Noch sei es ein schwacher Schimmer, aber für ihn sei sie dankbar! Ich konnte und durfte sie so nicht weiter sprechen lassen, mit leidenschaftlichen, heißen Worten mußte ich ihr sagen, daß ich außer meiner Jugend und einem, so Gott wolle, starken Willen nichts in der Welt mein nenne, aber daß ich mich ihrem Dienste weihen würde und zu jedem Wagnis bereit sei. Meine Blicke verrieten Gabriella nur zu gut, was keines meiner unzusammenhängend hervorstürzenden Worte zu gestehen wagte. Sie entzog mir ihre Hände nicht, die ich leidenschaftlich gefaßt hatte und mit glühenden Küssen bedeckte, aber sie schüttelte liebevoll lächelnd den Kopf und sagte dann mit der Stimme, die ich immer klingen höre, immer und immer: Ich muß mehr fordern, Felice! Gewalt und jugendlicher Mut können mir nicht helfen, auch die Reinheit und der Edelsinn nicht, die aus Ihren Blicken so unwiderstehlich und rührend zu mir gesprochen haben! Sie müssen mehr für mich thun, müssen um meinetwillen Ihre Jugend in der Einsamkeit verbringen, müssen den Mut haben, meiner zu harren, am besten auf diesem Eiland, in der tiefsten Verborgenheit! Wenn ich mich und die mir lieb sind nicht allen Wechselfällen des Lebens preisgeben will, so muß ich noch ein oder zwei Jahre in Venedig bleiben, ein oder zwei Jahre lang darf keiner meiner habgierigen Verwandten ahnen, daß ich ein neues Glück gesucht habe!

Ich verstand ihre Worte immer noch nicht ganz, aber eine berauschende Verheißung klang mir aus denselben entgegen, und ich rief ihr zu: Ich bin dein zu allem, was du begehrst und was dir frommt, Gabriella! Sie schlang weinend ihre Arme um mich und gelobte ihrer Schutzheiligen, die mich zu ihr gesandt habe, tausend Dinge, und nannte mich mit süßen Namen, die ich nie zuvor gehört. Erst nach einer Stunde voll weltvergessener Seligkeit, in der ihr Blick wieder und wieder auf mir ruhte, als sei ich ihr geschenkt worden, faßten wir uns zu einem ruhigern Gespräch, und ich vernahm ihren Entschluß. Gabriella wollte unverzüglich mein Weib werden, Bartolomeo war um ihretwillen bereit, eine geheime Trauung im Dom zu wagen und im schlimmen Falle den schweren Tadel des Patriarchen auf sich zu nehmen. Ich sollte für sie, aber unter meinem Namen, ein Grundstück erwerben, das herrenlos war, und mich daselbst niederlassen. Sie kennen den Garten, das Haus und die Vignen, Signor Federigo! Sie hatten einem alten Signor Bernardo gehört, der sich hierher zurückgezogen und beides der Gemeinde von Torcello vererbt hatte. Von ihr kaufte ich dann in den nächsten Tagen das gesamte Grundstück und bezog es, und heimliche Barken kamen und gingen, um immer noch die Einrichtung zu verschönern, die mir für mich selbst längst zu reich schien, aber freilich für meine holdselige Herrin nicht reich und schön genug sein konnte, wenn sie auch nur Stunden in jenem Hause zu weilen vermochte.

Wie mein Herz jenen Stunden entgegenpochte und im Glückgefühl zu springen drohte! Wie ich in der Seligkeit dieser Tage durch die Insel schritt und mit sehnsüchtigem Blick die Heimat meiner Liebe grüßte! Wie mir wundersam zu Mute war, wenn ich mich besann, daß mich kaum Wochen von dem letzten Tage in Ragusa trennten! Wie ich damit rang, den Gedanken auszudenken, daß ich nach dem nahen Venedig, wo sie lebte, der ich alles sein sollte, und die mir alles war, nicht hinüber dürfe, daß die Lagune für mich ein unüberschreitbares Meer bedeuten müsse! Ach, Signor Federigo, und wie doch alles untertauchte in der einen Gewißheit des süßesten, überschwänglichsten Glücks! Vierzig Jahre habe ich Zeit gehabt, über die Entschlüsse jener Tage zu sinnen, und oft hat es mich wild ergriffen, daß Gabriella besser gethan haben würde, mit wenigem, was sie von ihrem Reichtum augenblicklich an sich raffen konnte, mit mir in die weite Welt zu fliehen. Und immer wieder mußte ich mich dann mit dem Worte des orientalischen Dichters beruhigen: Klage die Welle nicht an, die deinen Bruder vor der Heimkehr verschlingt, der Stein hängt auf deinem Dache, der ihn beim Eintritt ins Haus erschlagen hätte! Wer sagt uns, was geschehen wäre, wenn wir es anders begonnen hätten, wer bürgt uns für den bessern Ausgang?

Und wir würden die Tage nicht gelebt haben, die hier gelebt worden sind! Lichtvolle, sonnige, gottgeschenkte Tage, mein junger Freund, unwiederbringlich, aber auch unverloren. Kein Monat war verstrichen, seit ich in San Giorgio die Geliebte zuerst erblickt hatte, als in stiller Morgenstunde drüben im Dom Pater Bartolomeo unsre Hände ineinander legte. Vor der Welt blieb Gabriella Signora Parini, hier war sie mein süßes, angebetetes Weib, die wieder zum Kinde mit mir ward und mir selig lachend vertraute, daß sie von der ersten Stunde an, in der sie mich am Grabmal meines Ahnherrn erblickt, Vertrauen zu mir gefaßt habe. Die Rosen und die Bäume dieses Gartens sind Zeugen wortlosen und fröhlich lauten Glücks gewesen. Nur ein paarmal in jeder Woche durfte Gabriella die Fahrt nach Torcello und zu mir wagen, niemals durfte sie über Nacht in ihrem Palazzo dort fehlen, denn sie war nur der Treue ihrer Gesellschafterin und ihrer Gondoliere versichert. Ich hielt mich still in diesem Garten und nahm meine Studien zur Geschichte meiner Vaterstadt wieder auf, um die Stunden zu kürzen, in denen ich auf Gabriella verzichten mußte. Es wurde mir schwer, zwischen so seligen Tagen so nüchterne zu leben, und ich fürchte, daß ich mehr geträumt als gethan habe. Aber ich half mir doch über die Ungeduld hinweg, der ich zu Zeiten verfiel. Fra Bartolomeo reiste für mich nach Padua, trug mir Bücher und Schriften und alles, was ich von Ragusa mit herübergebracht hatte, in diesen Winkel zwischen Rosen und Lorberen. Es war in Wahrheit Merlins Hecke, die mich umfing, doch war es keine Viviane, die mich hierher gebannt, sondern ein junges, großherziges Weib, die so voller Liebe und so reichen Glückes wert war, als sie dem Einziggeliebten verschwenderisch gab!

Vier Monate dauerte die selige Zeit, in der ich mich vor aller Welt vergessen wähnte, außer von ihr. Im vierten Monat kam Gabriella häufiger, und auf ihrem Gesicht lag ein himmlischer Ausdruck von Zuversicht und froher Erwartung. Sie vertraute mir, daß die Maßregeln, die sie treffen mußte, um sich und ihr Erbe aus der Gewalt der habsüchtigen Verwandten zu lösen, unerwartet schnellen, glücklichen Fortgang hätten, daß mein Exil auf diesem Eiland vielleicht nur noch nach Monaten und jedenfalls nicht nach Jahren zählen werde, daß wir dann gemeinsam in die freie Welt, weit, weit in die Welt, wie sie sagte, fliegen würden.

In so froher Zuversicht trat Gabriella auch das letztemal unter dies Dach! Wo Sie vorhin mit Ihrer Geliebten standen, Signor Federigo, da lehnte ich Arm in Arm mit ihr, in süßem Geplauder. Wie oft habe ich in der langen Zeit, die seitdem verstrichen ist, mir das Hirn zermartert, mir jedes Wort jenes Nachmittags ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber wer prägt in der glücklichen Stunde, der tausend gleiche Stunden folgen sollen, sich Wort um Wort ein? Unvergessen lebt der hoffnungsfrohe Ton Gabriellas in meiner Seele, ich sehe sie scheiden, da die Sonne auf dem Wasserspiegel im West zu ruhen scheint, mein Arm liegt noch um ihren süßen, schlanken Leib, und ich geleite sie zwischen Rebenfeldern bis zu den Steinstufen, wo ihre Gondel liegt. Sie küßt mich heiß, noch einmal und zum letztenmal: Auf Wiedersehen, Felice! Und die Gondel stößt ab, die heißgeliebte, holde Frau steht aufrecht in ihr und kehrt mir ihr Gesicht zu, auf dem sich der rosige Wiederschein der Abendsonne und ein mutiges, herzbeglückendes Lächeln begegnen. Dann werden ihre Züge undeutlicher. Die Gondel gleitet dahin und entschwindet langsam meinen Augen — ich sehe Gabriellas Tuchwehen — noch einmal — zum letztenmal!

Signor Constantini hatte die letzten Worte mit zitternder Stimme gesprochen, und sein Gesicht nach dem Wasser hinausgewandt. Jetzt brach ein schluchzender Laut aus seiner Brust hervor, er barg sein Gesicht in die Hände und vermochte nicht weiter zu sprechen. Doktor Carstens saß neben ihm und blickte ernst zurück nach dem Hause, dessen Geheimnis ihm mit einemmale erschlossen war. Vom Flutspiegel her kam ein Hauch, der die brennenden Wangen des Alten und seines jungen Gastes kühlte. Eine tiefe Stille umfing beide, Doktor Carstens war es zu Mut, als müsse er jeden Atemzug anhalten, um die Stimmung des Augenblicks nicht zu stören. Endlich reichte Felice Constantini dem jungen Deutschen die Hand und versuchte zu lächeln.

Verzeihen Sie mir, Signor Federigo! Solche Dinge behalten immer die gleiche Gewalt über uns, die Jahre mildern nichts, und wir müssen uns ihnen beinahe willenlos überlassen. Ich mutmaße, daß Sie den trauervollen Schluß meiner Geschichte schon erraten haben. Zwei Tage nach jenem Abend harrte ich in fröhlicher Zuversicht meiner jungen Frau, und als sie am versprochenen Morgen nicht auf Torcello eintraf, beschwichtigte ich die Unruhe, die mich er-

fassen wollte, mit Freund Bartolomeos verständigen Gründen. Als aber ein dritter und vierter Tag verging und weder Gabriella erschien, noch eine Botschaft, ein Brief von ihr erfolgte, da ward auch Bartolomeos Gesicht ernsthaft und sorgengefurcht, und er widerstand meinem Drängen nicht, nach Venedig zu fahren und im Palazzo Parini-Spinelli nach der teuren Herrin zu sehen. Am Spätnachmittag fuhr er hinweg, und schwer überwand ich die Versuchung, zu ihm in das Fahrzeug zu springen, unwürdig erschien es mir, daß ich einem Dritten überlassen müsse, sich vom Wohl und Wehe meines Weibes zu überzeugen. Fünf bis sechs Stunden mußten vergehen, ehe der Priester zurückkam, und zehntausend schlimme Möglichkeiten glitten indessen wie spukhafte Schatten durch meine Seele. Es war beinahe dunkel, als die Barke Bartolomeos zurückkehrte. Ich war rastlos am Ufer auf- und abgewandert und hatte die Barke erblickt, sobald sie als Punkt auf dem Wasser erschien. Ich starrte ihr entgegen und erkannte die Gestalt Bartolomeos lange, ehe ich seine Züge wahrzunehmen vermochte. Aber dem gebeugten Nacken, den lässig herabhängenden Armen entnahm ich schon von weitem, daß er keine frohe Botschaft zu tragen habe! Und als er mir sein Gesicht mit traurigem Ausdruck zuwandte, da schrie ich laut auf, aus seinem Blicke streifte mich, wie unser Dichter sagt, der Fittich des Unheils! Fra Bartolomeo erhob sich von seinem Sitze und winkte mich heran, während ich doch mit den Füßen beinahe schon im Wasser der Lagune stand. Gott prüft uns seltsam, hart und schwer! sagte er mit eintöniger Stimme. Komm in die Barke, mein Sohn! Tonelli und sein Masetto wollen uns sogleich wieder nach Venedig führen, es ist nicht notwendig, daß du dich ferner verbirgst. Mir ward es dunkel vor den Augen, die schlichten Worte des Priesters dröhnten in meinen Ohren, aber ich hatte mich in einem Nu in die Barke geschwungen, saß an seiner Seite und faßte krampfhaft seine Hände, die er segnend und beschwichtigend auf mein Haupt legen wollte. Lebt Gabriella noch? war alles, was ich hervorbrachte. Er schüttelte den Kopf, wies mit der Hand zum Himmel und wandte seine thränenschweren Augen von mir ab. Das Ungeheure, das ich jetzt wußte und noch nicht glaubte, durchschauerte mich nur minutenlang, und dann folgten Viertelstunden, wo mir nichts wirklich schien als die Ruder, die im Wasser auf- und wieder zurücktauchten, und allerhand Getier, das im Nachtwind über die Lagune strich. Ich starrte durch das Dunkel Venedig entgegen und merkte dann doch nicht, wie die Häuser um uns aufstiegen, und fühlte nicht, daß Pater Bartolomeo mich getreulich in seinem Arme hielt. Wir fuhren bei dem Palazzo Parini an, zum zweitenmal trat ich in seine Halle und stieg die breiten Marmorstufen empor. Und wortlos schritten wir in den Saal, der im Lichte hoher Wachskerzen auf silbernen Leuchtern erglänzte, und ich sah Gabriella wieder, zwischen den Palmen und Blumen, mit denen man ihr letztes Lager umkränzt hatte! Sie mußte plötzlich geschieden sein, ihr schönes Gesicht hatte noch all seine Holdseligkeit, nur bleicher war es als sonst, und

die Augen, die noch vor vier Tagen so strahlend auf mir geruht, sich so tief in die meinen gesenkt hatten, waren geschlossen. Ich hatte nicht wahrgenommen, daß der Saal nicht leer war, im Augenblick, da ich mich vor der Schlummernden auf die Knie warf, schlugen flüsternde Stimmen an mein Ohr: Der Ragusaner! sprach die eine. Er ist ihr Liebhaber gewesen, ich sagte es dir wohl! versetzte die andre. Ich achtete der Armseligen nicht, Raum und Stunde waren zu heilig für ein Wort mit diesen, gleich darauf hörte ich Pater Bartolomeos Stimme: Sie irren, Signori! Die heilige Kirche bezeugt durch meinen Mund, daß Signora Gabriella die rechtmäßige Gemahlin des Signor Felice Constantini von Ragusa gewesen ist! Ich fühlte, daß ich nichts mehr zu sagen hätte, senkte mein Haupt, und bat Gott und meine verklärte Teure um Thränen.

Was soll ich Ihnen mehr sagen, Federigo? Sie wissen jetzt alles! Gabriella war zwei Tage zuvor nach einer plötzlichen, nur wenige Tage dauernden Krankheit jäh dahingerafft worden. Der Arzt gab der Krankheit keinen Namen, mein Schmerz aber war in jenen ersten Stunden viel zu tief und zu heilig, um Erwägungen und Überlegungen Raum zu lassen. Des Verdachtes, daß mein süßes Weib ein Opfer des Mutes geworden sei, mit dem sie an meinem Herzen Zuflucht gesucht, daß irgend einer der habgierigen Vettern, welchen das reiche Erbe verblendet, bei ihrem frühen Ende eine giftmischende Hand im Spiele gehabt, konnten in dunkeln Stunden weder Bartolomeo noch ich uns vollständig entschlagen. Doch was hätte es nützen können, den Schleier von Gabriellas frühem Ende zu lüften? Hatte ruchlose Berechnung einen Anteil an meinem unwiderbringlichen Verlust, so war wenigstens die Berechnung zu Schanden geworden. Pater Bartolomeos Zeugnis stellte es außer allen Zweifel, daß die Unvergeßliche mir in rechtmäßiger Ehe verbunden gewesen sei, der größte Teil ihres großen Vermögens fiel mir zu, ich habe ihn all mein Lebtage verwendet, soviel Thränen zu trocknen als immer möglich, und ich thue es noch heute zu Gabriellas Gedächtnis. Wie hätte ich sie, die Reine, Edle, immer Hilfreiche, besser ehren können?

Wir kehrten natürlich, als wir Gabriella zur letzten Ruhe gebettet hatten, nach Torcello zurück. Monate lang mußte Bartolomeo für mich leben und handeln, im tiefen Schmerz meines ungeprüften Herzens fand ich nur langsam die Kraft wieder, mich mit dem äußern Dasein abzufinden. Doch meinte ich damals nicht, Signor Federigo, mich für Jahre und Jahrzehnte in dem Garten einzuschließen, in dem ich mit ihr, der Süßen, Unvergeßlichen, glücklich gewesen war. Im Gegenteil besprachen mein geistlicher Freund und ich die Pläne zu einer großen Reise, nach der ich mich über meine Zukunft entscheiden wollte. Aber dies Eiland hielt mich fest, und wie die Tage verrannen, immer fester. Jedesmal, wenn ich mich zur Reise zu rüsten gedachte, fühlte ich, daß ich die Stelle nicht entbehren könne, an der ich sie zuerst und zuletzt umfangen! Ich erhielt mich aufrecht, indem ich die Morgen kommen, die Abende gehen sah über diesem

Rasen, diesen Bäumen und diesen Mauern. Ich vermochte Torcello nur an den Tagen zu verlassen, wo ich an ihre Gruft in San Giorgio dei Schiavoni die ersten und die letzten Rosen dieses Gartens brachte. Um mein Leben nicht ungenützt verstreichen zu lassen, nahm ich die Arbeit auf mich, zu der ich im Elternhause und in den besten, seligen Monaten hier eine schwache Neigung gespürt. Sie wissen, daß ich sie so gut gethan habe, wie uns etwas in dieser gebrechlichen Welt vergönnt ist. Sie können in gelehrten Zeitungen und Jahresberichten lesen, daß Felice Constantini, um seinen ragusanischen und dalmatinischen Geschichten die höchste Vollendung zu geben, sein Leben beharrlich in der Einsamkeit von Torcello verbracht habe. Jetzt wissen Sie, daß mich Merlins Geschick in diese Enge geführt hat und mich hier festhält. Vivianes Wort, Vivianes Schatten, nur reiner, verklärter. Ich habe es nach schweren Mühen erreicht, daß Gabriellas Staub dereinst mit dem meinen vereint unter den Cypressen dort seitwärts ruhen wird. Bis es dahin kommt, will ich thun, was Ihr Zauberer Merlin that. Ich lasse die Monde und die Jahre kommen und gehen, lasse Thau und Regen auf diesem grünen Geheg wechseln, ich sehe die Büsche und Bäume wachsen und die Wolken darüber hinziehen. Ich sehe auf die Lagune hinaus, über welche dieselbe Sonne glänzt, in deren Licht sie einst geschieden. Ich sehe im Dunkel die längst nicht mehr geschauten Züge vor meinen Augen, und der Klang ihrer Stimme, den ich seit vierzig Jahren nicht vernommen, dringt hell und silbern in diesen Lauben und zwischen jenen Wänden an mein Ohr!

Behüte Sie der Himmel, Signor Federigo! Möge in Ihrem Geschick frisches Leben und lichte Erinnerung glücklicher verteilt sein, lange Jahre des Lebens, kurze Monde der Erinnerung! Aber Sie können nichts Besseres leben, als ich gelebt habe, wir alle können es nicht. Lassen Sie uns ins Haus treten, Michele hat längst die Lichter angezündet und unser bescheidnes Mahl gerüstet!

Der junge Deutsche drückte seinem alten Gastfreunde stumm die Hand. Dann richteten sich beider Blicke nach der Lagune hinaus, die im Nachtdunkel völlig unbeweglich schien. Über sie hinweg grüßten beide gleichbewegt nach der fernen Stadt: Felice Constantini die tote, Friedrich Carstens die lebende Geliebte.

Literatur.

Der kleine Staatsbürger. Ein Wegweiser durchs öffentliche Leben für das deutsche Volk. Von Max Haushofer. Stuttgart, Julius Maier, 1883.

Die Absicht des Verfassers dieser kleinen Schrift war, ein Volksbuch zu schaffen, welches den Hausvater und den Lehrer in den Stand setzen sollte, in den heranwachsenden Söhnen den Sinn für Gesetz und Recht zu wecken und zu pflegen. Es sollte eine Art Leitfaden oder Katechismus für einfache, nur mit schlichter

Schulbildung ausgestattete Leute sein, welcher sie befähigte, sich auf dem Gebiete politischer, wirtschaftlicher und juristischer Fragen im großen und ganzen zurechtzufinden. Diese Absicht ist mit Geschick verfolgt und erreicht worden, die Auseinandersetzungen der verschiedenen Begriffe, die in Betracht kamen, sind richtig, ohne Parteifarbe und gemeinverständlich vorgetragen. Der kleine Mann kann hier allerhand lernen über Zweck und Wesen des Staates, bürgerliches Recht, Verbrechen und Strafe, Gerichte, Prozeß, Verfassung und Verwaltung, die Stellung des Staates zu Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, die Finanzen und die Wehrkraft. Die Gesinnung, die überall, wo Gelegenheit dazu ist, durchblickt, ist durchaus anerkennenswert, und namentlich berührt der schlichte patriotische Ton des Buches, der von aller Phrase frei ist, aber umso ehrlicher klingt, in recht wohlthuender Weise. Wir können dasselbe daher aufrichtig empfehlen.

Der österreichisch-russische Zukunftskrieg. Mit einer Karte des österreichischen Eisenbahnnetzes. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1883.

Durch die Frage wegen der Dezentralisirung der galizischen Eisenbahnen hervorgerufen, erörtert diese Broschüre unter Berücksichtigung des deutsch-österreichischen Bündnisses die Dislokation der russischen Truppen längs der galizischen Grenze und im Süden des Zarenreiches, ferner deren Mobilmachungsdauer, deren Eisenbahntransport und deren Gruppirung zu Armeen, sowie die Aufgaben der russischen Kavalleriedivisionen während der Zeit, wo der strategische Aufmarsch noch nicht vollendet ist, und die Operationsziele der Armeen Rußlands nach Beendigung desselben. Der zweite Abschnitt behandelt die entsprechenden Gegenstände und Verhältnisse auf österreichischer Seite. Aus der Dislokation während des Friedens, dem Eisenbahnsystem, das zur Verfügung steht, und der Beschaffenheit der Grenzen gewinnen wir hier mit dem Verfasser ein deutliches Bild des strategischen Aufmarsches der österreichischen Armeekorps. Den Schluß des Ganzen bildet eine Abhandlung über die österreichische Defensive wähcend der sich vollziehenden Mobilmachung und die Offensive nach vollendeten Aufmarsche der k. k. Truppen.

Die Schrift beanspruchte vor kurzem noch ein lebhaftes Interesse, jetzt wird sich dasselbe vermindert haben. Der Gegenstand desselben ist keine Tagesfrage mehr, die Dislokation der russischen Truppen an der Ostgrenze Österreichs hat sich wesentlich verändert, sie ist weniger bedrohlich geworden, und von einem in naher Zukunft zu erwartenden Kriege zwischen Österreich und Rußland kann nicht mehr die Rede sein. Indeß, die Zeiten können sich abermals ändern, und so behalten die Erörterungen des Verfassers immerhin Interesse, wenn auch für jetzt bloß für Fachleute, die alle Möglichkeiten zu prüfen haben.

Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen. Erzählung aus dem 13. Jahrhundert von H. Brand. Kassel, Georg H. Wigand, 1883.

Der Verfasser dieser Erzählung hat sich die Aufgabe gestellt, unter sorgfältiger Benutzung des vorhandenen historischen Materials eine treue Darstellung der Losreißung Hessens von der Landgrafschaft Thüringen in dichterischer Form zu geben. Er hat ein Werk geschaffen, welchem man das liebevolle Eingehen in den Charakter von Zeit und Land mit Vergnügen anmerkt. So gewinnt das Buch auch für denjenigen Leser, der nicht durch engere Heimatinteressen gefesselt wird, seine Bedeutung. Für Hessen insbesondre freilich und etwa für Liebhaber der Spezialgeschichte sind die besondern Eigenschaften der Erzählung: die historische Treue in Bezug auf begrenztere Örtlichkeiten und die einzelnen auftretenden Per-

sonen, besonders wertvoll. Die Namen Konrad von Elben, Werner von Bischoffshausen, Hermann von Romrod, Gottfried von Rodenstein, welche von den hervorragendsten Figuren des Romans getragen werden, finden sich in der Geschichte jener Epoche sehr häufig erwähnt, und, wie der Verfasser versichert, sind auch die meisten der übrigen Personen von urkundlicher Wahrhaftigkeit. Allgemeines Interesse hat jedenfalls die kunstverständige, ruhige Art der Darstellung. Oft wird der Leser auch auf feine psychologische Züge aufmerksam, welche ihn erkennen lassen, daß der Verfasser wohl imstande sein möchte, auch ohne sich an die Geschichte zu halten, eine fein durchdachte Erzählung zu geben, indem er der eigenen Phantasie freieren Spielraum ließe. Die Sprache ist rein und angenehm und verrät einen gebildeten Geist.

Schumanniana von Wilh. Jos. von Wasielewski. Bonn, Strauß, 1883.

Ein älterer Leipziger Gewandhausmusiker soll einmal auf die Frage, ob er Robert Schumann noch persönlich gekannt habe und was denn Schumann für ein Mensch gewesen sei, geantwortet haben: „Na, und ob ich 'n gekannt habe! Was es vor e Mensch war? Na wissen Se, sehn Se, dirigiren konnt' er Sie nich, reden that er och nich gerne, aber e Glas Bier trank er gerne!“ Dieses klassische Diktum könnte anstatt des Un poco piu di luce! recht gut als Motto auf dem Titelblatt des vorliegenden Büchleins stehen. Auch Wasielewski beginnt seine Erinnerungen an Robert Schumann mit folgender höchst interessanten Erzählung, die zugleich als Stilprobe seines Buches dienen kann: „Als ich zu Ende März 1843 nach Leipzig kam, fand ich bald Gelegenheit, Schumann in der Poppeschen Restauration (Burgstraße 8) zu sehen. Ich wurde dorthin von einem Leipziger Musiker geführt. Es währte nicht lange, so machte mein Begleiter mich darauf aufmerksam, daß Schumann eingetreten sei. Er nahm, ohne rechts noch [so!] links zu sehen, sofort [!] am äußersten, der Zimmerecke zunächst liegenden Ende des Tisches Platz, doch nicht in der üblichen Art, sondern seitwärts gewendet, um den Kopf mit dem rechten, auf der Tischplatte ruhenden [!] Arme stützen zu können. Das war seine gewöhnliche Position. Kaum hatte er die Cigarre angesteckt, so wurde ihm auch schon ein Seidel Bier gebracht. Ohne seine Stellung zu verändern, langte er von Zeit zu Zeit mit der linken Hand nach dem Bierglase herüber [!], um einen erfrischenden Zug daraus zu thun. Sobald dasselbe geleert war, wurde es ohne sein Dazuthun vom Kellner wieder gefüllt. Im übrigen [!] verhielt er sich mehrenteils schweigsam. Es schien, als ob er in sich versunken sei, während seine Tischgenossen sich in ungezwungner Weise unterhielten. Schumann beteiligte sich in der Regel wenig daran. Ab und zu [!] nur gab er ein rechtes und weiter führendes Wort [!] von sich, meist [!] in kurzen Äußerungen [!], Bemerkungen und oft [!] treffenden Pointen“ u. s. w. Auch sonst ist noch wiederholt in dem Buche von der merkwürdigen Thatsache die Rede, daß Schumann auch Bier getrunken hat.

Unsre Leser erinnern sich des vor einiger Zeit warm in diesen Blättern empfohlenen Buches von F. G. Jansen: „Die Davidsbündler,“ welches eine Fülle der anziehendsten Mitteilungen über die Sturm- und Drangzeit Schumanns, über seine schriftstellerische und künstlerische Thätigkeit wie über sein Privatleben während der vierzehn Jahre seines Leipziger Aufenthaltes brachte. Dieses Buch hat Wasielewski offenbar nicht schlafen lassen. Wasielewski hat Schumann noch persönlich gekannt, hat in Düsseldorf längere Zeit mit ihm verkehrt, hat 1858 eine Biographie Schumanns herausgegeben, die inzwischen eine zweite und dritte Auflage erlebt hat, und er betrachtet sich infolgedessen augenscheinlich als denjenigen, der die

schriftstellerische Behandlung von Schumanns Leben gepachtet habe — ein garnicht selten vorkommender Fall. Nun erscheint plötzlich ein zweiter, jüngerer, der zwar Schumann nicht mehr persönlich gekannt hat, aber in jahrelangem, begeistertem Sammeleifer, welcher auch durch große Schwierigkeiten nicht abzuschrecken war, reiches, bisher unbekanntes Material zu Schumanns Leben zusammengebracht hat und dieses veröffentlicht. Wasielewski bekommt das Buch alsbald in die Hände und denkt: Was? Du willst dich unterstehen, die Welt über Schumanns Jugend aufzuklären? Was du da mühselig zusammengetragen hast, das weiß ich schon seit dreißig Jahren, und mehr als das. Ich hätte das alles in meinem Buche auch erzählen können, und richtiger erzählen können als du, wenn ich nur gewollt hätte. Darauf ergreift er flugs die Feder, holt seine Sammelmappen herbei und schreibt seine „Schumanniana."

Viel anders ist die vorliegende Schrift sicherlich nicht entstanden. Wir leugnen nicht, daß in den acht Kapitelchen derselben — 1. Paradies und Peri, 2. Besuche nach [!] Leipzig, 3. Die Oper Genoveva, 4. Persönliches, 5. Schumann als Musikdirektor, 6. Schumann in geselliger Beziehung, 7. Schumanns Tafelrunde und die Mitarbeiter an der Musikzeitung, 8. Die Davidsbündlerschaft — sich einzelne dankenswerte Nachträge und Berichtigungen finden; diese hätte der Verfasser aber ebensogut in ein paar Aufsätzen in irgend einer musikalischen Zeitschrift geben können. Über wesentliche Punkte, wie über die Gesinnung Mendelssohns gegen Schumann, bringt das Büchelchen trotz alles breiten und vermittelnden Geredes auch nicht un poco piu di luce. Wenn Wasielewski sagt, daß die Behauptung, Mendelssohn habe Schumanns warme, begeisterte Anerkennung nicht erwiedert, mit Mendelssohns „liebenswürdigem, edelm und äußerst weltklugem Wesen durchaus nicht in Einklang zu bringen sei," so ist das doch ein recht schwaches Argument. An Mendelssohns Weltklugheit hat noch niemand gezweifelt. Was wäre aber auf eine freundschaftliche Gesinnung zu geben, die aus „Weltklugheit" entspränge!

Bei der Lektüre von Wasielewskis größerem Buche über Schumann haben wir uns manchmal gefragt: Wie kommt überhaupt jemand dazu, die Biographie eines andern zu schreiben, dem er so kühl, so wenig herzlich gegenübersteht? Man verzeiht es ja nicht bloß, nein, man erwartet es von einem Biographen, daß er in seinen Helden verliebt sei. Das vorliegende Büchlein sucht seine „Objektivität" mit etwas größerer Wärme und Begeisterung zu vereinigen; man wird aber auch hier die Vorstellung nicht los, als husche bisweilen der Geist des alten Nörglers Wieck durch die Blätter. Wie ganz anders ist Jansens Buch geschrieben! Da strahlt die Liebe und die Freude aus jeder Zeile.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Quartal ihres 43. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im Dezember 1883.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

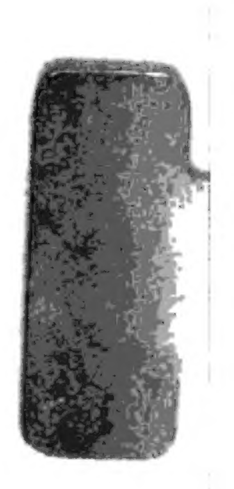
Digitized by Google

YE 06719

M̄284057

AP30
G7
v.421-4

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



Digitized by Google